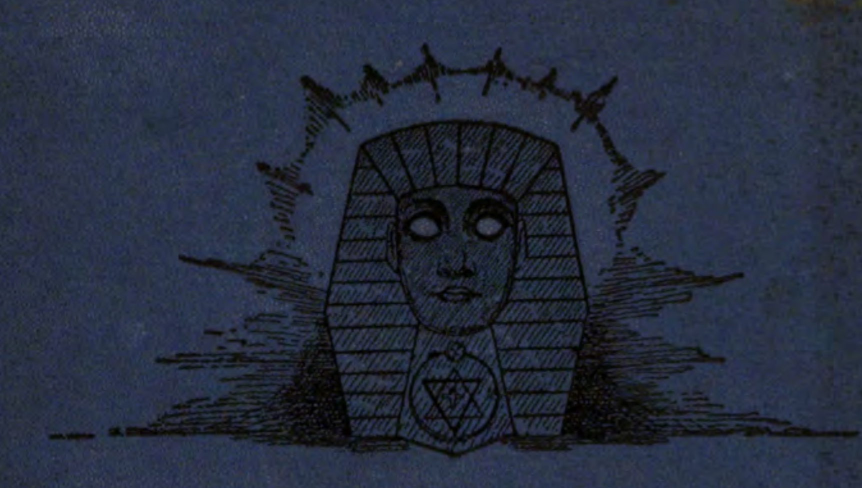


SPHINX

Monatsschrift
für die geschichtliche und experimentale Begründung der
übersinnlichen Weltanschauung
auf
monistischer Grundlage,

herausgegeben von
Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget









Monatsschrift

für die
geschichtliche und experimentale Begründung
der
übersinnlichen Weltanschauung
auf
monistischer Grundlage,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden,
Dr. J. U.



II. Jahrgang. 1887 Vierter Band.

Th. Griebens Verlag (L. Fernau)
Leipzig.

Printed in Germany

Inhalts-Übersicht

des

Vierten Bandes

1887.

Seite





Kürzere Bemerkungen.



Abbildungen
zum
Vierten Bande.

Zweiter Jahrgang
1887.



Sphinx

IV, 19. Juli 1887.

Der Äther als Lösung der mystischen Rätsel.

Von

Hellenbach.

I. Die Beständigkeit menschlicher Formen.

Wenn man ein Haus baut, so legt man Stein auf Stein; doch wer immer den Organismus eines Menschen erbaut, kann nicht Zelle auf Zelle legen, da diese aus sich selbst herauswachsen. Es muß also irgend ein Zwang oder eine Form vorhanden sein, welche die Zellen nötigt, das seit Jahrtausenden sich gleichbleibende Skelett und die gleiche Beschaffenheit der einzelnen Organe herzustellen. Diese Form, wenn auch beständig in der morphologischen Zusammensetzung, vermag den Organismus in kleinerer und größerer Ausdehnung zu projizieren, die Proportionen bleiben sich aber gleich; die Skelette eines Riesen und eines Kindes werden immer als menschliche Körper erkannt werden. Ohne uns nun in die Natur und Beschaffenheit dieser sichtlich nach Zwecken arbeitenden Zwangsjacke voreilig einzulassen, können wir dennoch behaupten, daß sie unwahrnehmbar und unwägbar sein müsse, da wir diese Form oder Kraft weder bei der Geburt, noch im Leben, noch bei dem Tode auf direkte Weise wahrnehmen. Wir wissen nicht, was sie ist, noch woher sie ist, sondern nur, daß sie existieren muß, weil die Zellen ansonst nur zu einem unförmlichen Klumpen heranwachsen, nicht aber immer dasselbe komplizierte Kunstwerk bilden könnten, als welches wir den Menschen anerkennen müssen. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als in uns eine Kraft, ein Subjekt will, empfindet und denkt, für welches die Erklärung gleichfalls noch aussteht, da der organisierte Zellenleib nur das Mittel ist, um auf eine bestimmte Art zu wollen, zu empfinden und zu denken. Wer die von der Naturwissenschaft aufgefundenen Bedingungen der Entstehung und Entwickelung der Organismen mit deren zureichendem Grunde verwechselt, und den Bau und die Funktion der menschlichen Erscheinung für ein Produkt

der bekannten chemisch mechanischen Kräfte hält, oder die jeweilige Intervention einer persönlichen oder unpersönlichen Gottheit bei jedem Zeugungsakte anruft, für den ist das nachfolgende nicht geschrieben; wer im Zweifel ist, den verweise ich auf meine früheren Schriften.[1])

Der Volksglaube hat von jeher eine „Seele“ angenommen, welche in uns will, empfindet und denkt. Doch ist dies nur ein Name, ein Wort, für welches der klar bestimmte Begriff noch fehlt; nichtsdestoweniger können wir gegen diesen Glauben nichts einwenden, weil die Millionen Zellen nicht als Subjekt mit einheitlichem Bewußtsein wollen, empfinden und denken werden. Wollte man aber diese Seele als den Organisator annehmen, so wäre das Problem dadurch noch immer nicht gelöst, sondern nur verschoben, weil dadurch der so wunderbar gleichartige und beständige Aufbau der Zellen zu einem Organismus noch immer nicht erklärt würde; das Wollen, Empfinden und Denken genügt nicht, auch die Seele müßte eine Form entweder haben oder projizieren können, weil man mit wachsenden Zellen nicht so verfahren kann, wie mit Ziegelsteinen, und der Aufbau wahrlich nicht immer derselbe bliebe, wenn kein Modell, keine zwingende Kraft vorhanden wäre.

In der alten Zeit hatte man an eine „Form“ der Seele, an einen „Seelenleib“ in der That geglaubt, man nannte ihn „geistigen Leib“; der heilige Paulus mag vielleicht gewußt haben, was „Geist“ ist, wir wissen es nicht, und auch nicht, ob dies ein „geistiger“ Leib in der verschwommenen Bedeutung der Gegenwart sei. Man nannte ihn auch „siderischen oder Astralleib“, vielleicht glaubte man, er komme von den Sternen; doch das wissen wir auch nicht. Ich habe aus diesen Gründen immer die Bezeichnung Meta-Organismus gebraucht, weil dies ein allgemein gehaltener und doch verständlicher Ausdruck ist, und wir unbedingt einen Faktor zu Hilfe rufen müssen: die Keimzelle reicht wahrlich nicht aus, um die seit Jahrtausenden sich gleichbleibende Organisation des Menschen zu bewerkstelligen.

Wenn es auch unzweifelhaft einen uns unbekannten Faktor, eine Seele giebt, welche in uns denkt, will und empfindet, und wenn diese auch die Organisation besorgen sollte, so müßte sie eine Form entweder haben oder projizieren können, welche die Zellen zwingt, seit Jahrtausenden immer dieselben Gliedmaßen und Organe zu bilden, und wenn diese unbekannte Form unwahrnehmbar und unwägbar ist, so erscheint die Frage ganz berechtigt, ob und welche Kenntnisse wir von unwahrnehmbaren und unwägbaren Stoffen haben, und ob letztere uns irgend einen Aufschluß gewähren und zur Erklärung herangezogen werden

---

[1]) Die wichtigsten derselben über den hier behandelten Gegenstand sind: „Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes“, Wien 1876; „Der Individualismus im Lichte der Biologie und Philosophie der Gegenwart“, Wien 1878; „Die Magie der Zahlen“, Wien 1882; „Die Vorurteile der Menschheit“, II und III Band, Wien 1884; „Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform“, Wien 1885. Diese Schriften sind im Verlage von Wilhelm Braumüller in Wien herausgekommen, jetzt aber auch durch die Verlagshandlung von Oswald Mutze in Leipzig zu beziehen. (Der Herausgeber.)

könnten. Wir haben in der That eine solche unwägbare Substanz, nämlich den **Äther**. Was wissen wir von ihm?

Man hielt in früherer Zeit Licht und Wärme für Stoffe und zwar für imponderable Stoffe; als man sie später als Schwingungen erkannte, griff man zur Hypothese des Äthers, was jedoch insolange nicht gerechtfertigt war, als die Attraktion der Massen, und demzufolge die Kraftenergien der Atome außerhalb der Ätherhypothese standen. Denn sind solche Kraftlinien gegeben, so liegt es auf der Hand, daß diesen die Schwingungen in erster Linie zuzuschreiben waren. Durch das Webersche Gesetz wurde die Anziehung der Massen zu einem Spezialfalle der Ätherhypothese; und diese gewann dadurch wesentlich an Bedeutung und Wahrscheinlichkeit. Wir wissen überdies, daß die Erscheinungen des Magnetismus, der Elektricität, selbst die drei Aggregationsformen aller Elemente und deren periodisches System die Ätherhypothese rechtfertigen, wie wir nachträglich sehen werden. Es liegt selbstverständlich nicht im Umfange der hier gesteckten Aufgabe, etwa die ohnehin übergroße Zahl der Molekular-Theorien zu vermehren, wir haben hier nur zu konstatieren, daß es eine imponderable Materie giebt, nämlich mindestens den Äther; es berührt uns nicht, ob die Elektricität oder Reichenbachs Od etwa eigene imponderable **Stoffe** oder nur eine Variante der Ätherfunktionen sind. — Alles dies geht uns hier nichts an, wir konstatieren nur, daß **Licht, Wärme, Schwerkraft, Durchdringlichkeit** der pondenablen Materie durch den Äther oder dessen Kräfte, ferner **Magnetismus** und **Elektrizität** Erscheinungen sind, welche ohne eine **imponderable** Materie nicht erklärt werden können.

Dies dürfte von niemand bestritten werden. Daß die Imponderabilien in Kombination mit den ponderablen Stoffen zu bringen sind, beweist nur, daß in diesen die imponderable Materie vertreten ist, sowie umgekehrt sich nur auf diese Weise viele Vorgänge durch Funktionen eines uns unbekannten Stoffes oder einer Substanz, wie es der Äther sein soll, begreifen lassen; wenigstens haben Physiker von Bedeutung die Übergänge von fester in flüssige und Dampfform, ferner die magnetischen und elektrischen Erscheinungen so erklärt, und Licht und Wärme gleichfalls als Ätherschwingungen erkannt. Es giebt also eine Substanz, welche zur Erklärung aller obigen Erscheinungen notwendig ist, und aus welcher nach aller Wahrscheinlichkeit die Atome der Elemente zusammengesetzt sind, da deren Einfachheit durch das periodische System in Zweifel gesetzt ist.[1]) Diese kurzen Andeutungen über die Existenz und Natur des Äthers sind für das Verständnis des Folgenden notwendig, weil der Äther die einzige unwägbare Materie ist, welche hier in Betracht gezogen werden kann.

Wir werden zu so merkwürdigen und überraschenden Schlußfolgerungen gelangen, daß ich wünschen muß, mit dem Leser in Bezug auf den Ausgangspunkt in voller Übereinstimmung zu sein, daher ich die drei

[1]) Siehe darüber meine „Magie der Zahlen", Wien 1882.

Voraussetzungen, auf welchen wir vorläufig stehen, kurz zusammenfasse und wiederhole:

1. Es ist etwas in uns, das will, empfindet und denkt, und sich als ein Subjekt fühlt und handelt, was wir, dem allgemeinen Sprachgebrauche folgend, „Seele" nennen wollen, ohne Präjudiz, was und woher sie sei.
2. Diese Seele muß wegen der Gleichförmigkeit des menschlichen Organismus seit Jahrtausenden ein Schema entweder haben oder projizieren können — wir wollen dieses Schema Meta-Organismus nennen, bis wir einen besseren Namen gefunden haben werden.
3. Der Äther ist eine unwahrnehmbare, unwägbare Substanz, welche von der gesamten Naturwissenschaft zur Erklärung der oben angeführten Erscheinungen mehr oder weniger herangezogen wird.

II. Die Projektion menschlicher Formen in unwägbarer Materie.

Wenn die Seele, oder was man sonst ihr substituieren sollte, einen Meta-Organismus besitzt oder projiziert, so kann diese Projektion in allen uns bekannten und nicht bekannten Materien gedacht werden; da wir aber nur drei Kategorien von Substanzen kennen, so müssen wir uns auf diese beschränken. Diese drei Kategorien sind imponderable, ponderable und lebende Materie, also Zellen, welche letztere für den Organismus ebenso das Baumaterial abgeben, wie für anorganische Gebilde die Moleküle. Die Darstellung in Zellen ist uns allen bekannt und wahrnehmbar, die Bekanntschaft mit den anderen Darstellungen will nur ein Bruchteil der Menschen gemacht haben, was wir vorläufig wenigstens dahingestellt sein lassen wollen.

Beginnen wir mit dem Probleme einer möglichen Darstellung des Meta-Organismus aus unwägbarer Materie, also mit dem etwaigen „Ätherleibe". Stellen wir die Frage auf: „Was für Folgerungen könnten wir a priori ziehen, wenn der Meta-Organismus aus der uns wenigstens indirekt bekannten unwägbaren Materie bestände, oder aus dieser dargestellt oder vielmehr in dieser projiziert würde?" Die Antwort könnte kaum anders ausfallen, als daß er über jene Kräfte und Fähigkeiten verfügen werde, welche der unwägbaren Materie zukommen, und diese sind: Licht, Wärme (also auch Kühle), Magnetismus und Elektrizität, sowohl positive als negative, Aufhebung der Schwerkraft, Durchdringung der Materie, Schnelligkeit im Raume u. s. w., mit einem Worte alles, was wir von der unwägbaren Materie, vom Äther wissen, vermuten oder ihm aufbürden. Bestände ein Meta-Organismus aus unwägbarer Materie, so müßte er deren Eigenschaften in irgend einer Weise, wenn auch modifiziert, besitzen und irgendwie offenbaren. Wenn ferner der Meta-Organismus welche immer Art von Organisation besitzt, so

würden seine Fähigkeiten zweifelsohne auch in die beiden Kategorien zu teilen sein: Empfindung und Wirkung, also passive und aktive Fähigkeiten. Wenn wir die Schnelligkeit des Lichtes und der Elektrizität, ferner die Empfindlichkeit der Magnetnadel selbst im geschlossenen Raume berücksichtigen, so würden wir a priori vermuten oder doch für nicht unwahrscheinlich halten, daß ein solcher Äther-Leib auf weite Entfernung empfindlich sei und auch wirken könne, daß er insbesondere Licht- und Wärmeerscheinungen, elektrische Schläge hervorrufen, die Magnetnadel beeinflussen und unabhängig von der Schwerkraft Materie durchdringen könne, denn dies sind ja lauter Dinge, die wir dem Äther zuschreiben oder durch ihn erklären. Wenn das in uns lebende, wollende, empfindende und organisierende Ding einen Ätherleib hat, so ist gegen diese Argumentation nichts einzuwenden. Der Ätherleib müßte wohl die Äthereigenschaften verraten. — Wir Menschen empfinden nur mittelbar durch unsere Sinne. Die Schwingungen, welche Luft, Wärme, Töne in uns hervorrufen, müssen unsere Sinne treffen; der Meta-Organismus aus imponderabler Materie würde hingegen von Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus direkt berührt werden, denn das sind ja gerade die Äther-Funktionen.

Unter solchen Umständen ist es jedenfalls auffallend, daß man bei dem Lesen über Hexen, Besessene, Heilige, Somnambulen gerade auf derartige Äußerungen stößt, und daß in neuerer Zeit Ärzte, Physiker und Chemiker ersten Ranges und auch sonst noch allerlei ernst zu nehmende Leute derartige unbegreifliche Erscheinungen bestätigen. Es ist da fast von nichts anderem die Rede, als von Lichterscheinungen, Klopftönen, Aufhebung der Schwerkraft, Einfluß auf die Magnetnadel, Durchdringung der Materie, Fernwirken, Fernsehen u. s. w. Genau das, was die Wissenschaft dem Äther zuschreibt! Sind wir doch selbst gezwungen, an ihn zu appellieren, wenn wir eine Depesche nach Amerika senden wollen!

Freilich sagt die „exakte, offizielle, unfehlbare Wissenschaft", diese Berichte seien erlogen, die Berichterstatter alt oder wahnsinnig u. s. w., was uns aber nicht hindert, die Übereinstimmung der berichteten Thatsachen mit den der unwägbaren Materie zugeschriebenen Kräften mindestens höchst sonderbar zu finden. Gegen diese Schlußfolgerung wird hoffentlich auch der exakteste Priester der „unfehlbaren Wissenschaft" nichts einzuwenden haben.

Nicht ohne Wichtigkeit ist die Beantwortung der Frage, wie sich wohl der Meta-Organismus in imponderabler Darstellung, also der Ätherleib, in Bezug auf Zeit und Raum verhalten mag. Diese Betrachtung wird um so notwendiger, als bei Philosophen und Physikern mitunter ganz sonderbare Ansichten über Zeit und Raum herrschen, und eine richtige Auffassung dieser zwei Formen menschlicher Erkenntnis zum Verständnisse der sogenannten mystischen Erscheinungen doch sehr notwendig ist.

Ein Blinder hat durch den Tastsinn und selbst durch das Gehör eine Vorstellung vom Raume und zwar nach drei Dimensionen; nichtsdestoweniger beschränkt sich seine Vorstellung davon nur auf einen kleinen

Bruchteil des Raumes, der dem Sehenden wahrnehmbar ist. Ein Organismus, welcher über die imponderablen Kräfte verfügt, wird begreiflicherweise eine ganz andere Vorstellung vom Raume haben, und auch ganz anders in ihm wirken. Die Wahrnehmungsfähigkeit des Meta-Organismus in Zellen mag sich zu jener in imponderabler Materie etwa so verhalten, nämlich in Bezug auf den Raum, wie die Wahrnehmungsfähigkeit durch den Tastsinn zu jener des Gesichtes. Man sieht, daß es gar nicht notwendig ist, zu einer vierten Raumdimension zu greifen, um den uns bekannten Raum doch nur für einen Bruchteil des möglichen Raumes zu halten. Unsere Raumanschauung geht eben nur so weit, als unsere Fähigkeit, Wirkungen zu empfinden; was wir nicht empfinden, steht nicht in unserem Raume.

Die Analogie führt uns allerdings zur Annahme einer vierten Raumdimension. Da der Durchschnitt der Linie der Punkt, der Fläche die Linie und des Würfels die Fläche ist, so glaubt man annehmen zu müssen, daß die dritte Dimension der Durchschnitt der vierten sei. In allen diesen Fällen aber handelt es sich immer nur um Anschauungsformen; es mag verschiedene Anschauungsformen, also auch vierdimensionale immerhin geben, der Raum ist doch nur Einer, so gut wie ich stets dasselbe Objekt bin, ob man mich im Spiegel, direkt durch das Auge oder durch eine vierdimensionale Anschauungsform betrachtet; ich ändere mich nicht, sondern nur das Bild ändert sich, je nach der Anschauungsform des Beobachters. Ich kann ein vierdimensionales, dreidimensionales und ein Flächenbild gewähren; für einen Blinden bin ich als Bild gar nicht vorhanden. Der Meta-Organismus in imponderabler Darstellung müßte notwendig auch eine uns unverständliche Bewegung und Wahrnehmung im Raume haben, welche der unsrigen ebenso überlegen ist, wie die telegraphische Depesche dem Briefe.

Weit merkwürdiger sind die Betrachtungen über die mögliche Anschauung des Meta-Organismus in Bezug auf die Zeit. Hat die Zeit (oder vielmehr die Anschauungsform derselben) nur eine Dimension? Wenn es drei Formen des Nebeneinander giebt, warum soll nur eine Form des Nacheinander möglich sein? Die Erfahrung lehrt uns thatsächlich, daß so wie der Raum einen Punkt, eine Linie, eine Fläche und einen Körper hat, auch die Zeit sich verschieden gestalte, weil der Fluß des Werdens, die Veränderung, nicht von allen Menschen gleich angeschaut wird. Wenn wir uns die Veränderungen in der Zeit als eine gerade Linie denken, so sieht der normale Mensch die Veränderung nur im gegebenen Augenblicke, also den Punkt in der Linie. Für den Wahrträumer ist sie die Linie, denn dieser träumt Stunden vorher ganz gleichgiltige Dinge, welche sich des Morgens zutragen; ich habe in meiner „Magie der Zahlen" aus diesem Voraussehen den Versuch gemacht, das transscendentale Zeitmaß annähernd zu bestimmen. Es giebt Seher, welche wie der gleichfalls dort erwähnte Derwisch, wie die Lenormand und wie so viele Fakire und Zigeuner, Prophezeiungen machen, die sich auf den ganzen Lebenslauf erstrecken. Solchen Sehern wird die Linie gleichsam

zum Bilde. Und es giebt Seher, die gleichzeitig einen ganzen Haufen von Bildern notwendig sehen müssen, wenn es sich um Ereignisse handelt, welche über das Schicksal eines einzelnen Lebenslaufes hinausragen. Derartige Seher haben kein Flächenbild, sondern, um bei der Analogie zu bleiben, einen Körper vor sich; wir hätten also ein-, zwei- und dreidimensionale Seher in der Zeit zu unterscheiden, was allerdings nicht buchstäblich zu nehmen ist. Es ist eben ein Unterschied zwischen dem Sehen eines Ereignisses im Traume der vorhergehenden Nacht, der Prophezeiung des Nostradamus über Heinrichs II Tod im Turniere mit allen Details zwei Jahre früher und der Prophezeiung eines asiatischen Fakirs über die blutige Revolution in Ungarn drei Jahre vorher, oder gar des Nostradamus über Frankreich unter Napoleon I. Es wäre abgeschmackt, die Thatsachen leugnen zu wollen, denn die Prophezeiung des Derwisch wurde im Jahre 1845 geschrieben, und die des Nostradamus vor Jahrhunderten gedruckt, es kann also von Täuschung und Betrug kaum die Rede sein.[1]) Daß dieses Voraussehen keine sinnliche Wahrnehmung sei, ist selbstverständlich.

Wirft man nun die Frage auf, wie diese Rätsel gelöst werden sollen, so haben wir schon jetzt eine Antwort darauf: Ein Hypnotisierter giebt manchmal ein Versprechen, welches er im wachen Zustande in voller Unkenntnis der Veranlassung erfüllt. Die Seele des Menschen führt diesen, also sich selbst, im Interesse der Entwickelung in analoger Weise die mitunter dornenvollen Pfade des Lebens. Einem Meta-Organismus ist die Absicht eines anderen kein Geheimnis. Aus diesen drei Sätzen ergiebt sich der Schluß: — Wenn wir die Projektion und Existenz eines Ätherleibes der Seele voraussetzen, so ist die so überlegene Anschauungsform mancher Individuen nicht wunderbarer als die Magnetnadel oder die telegraphische Depesche nach Amerika! Die hier als dreidimensionale Anschauung der Zeit bezeichnete Prophezeiung etwa über die Schicksale der Völker kann ohne Einbeziehung der Gesetze der sozialen Entwickelung nicht erklärt werden, was uns zu weit führen würde, doch ist es zweifellos, daß die Entwickelung nicht nur des einzelnen Menschen, sondern auch des ganzen Geschlechtes eine Absicht leitet, welche eine höhere Anschauungsform zu durchblicken vermag! Nationen übernehmen die Rolle von Individuen und bestehen wie diese den Kampf ums Dasein im Interesse des Fortschrittes.

Wenn wir die aus der Ätherhypothese sich ergebende Erweiterung unserer Wahrnehmungsform in Zeit und Raum mit den Berichten vergleichen, welche die Mystik und selbst die Geschichte über ungewöhnliche Wahrnehmungen liefert, so sind wir gezwungen, eine unleugbare Übereinstimmung anzuerkennen — selbst auf die Gefahr hin, bei den offiziellen Vertretern der Wissenschaft ein offizielles Mißfallen zu erregen!

(Die Fortsetzung folgt im Augusthefte.)

---

[1]) Siehe das Februarheft der „Sphinx" 1887 III, 14. S. 93 ff.



Geister oder Halluzinationen?*)

Von

Eduard von Hartmann.

Wenn sechs Personen in der Aussage übereinstimmen, daß ein Mensch die Thür geöffnet habe und wieder zurückgetreten sei, so ist es sehr viel wahrscheinlicher, daß dies ein wirklicher Mensch, als daß es eine gleichzeitige Vision der sechs Personen gewesen sei, weil eben das Eintreten wirklicher Menschen viel öfter vorkommt, als mehrpersönliche Halluzinationen. Wenn dagegen die sechs Personen in der Aussage übereinstimmen, daß ein Mensch aus der Wand getreten und wieder in dieselbe zurückgetreten sei, und die Untersuchung der Wand die Undurchdringlichkeit derselben für einen wirklichen Menschen nachweist, so ist es sehr viel wahrscheinlicher, daß die sechs eine gemeinsame Vision gehabt haben, als daß eine objektiv reale Erscheinung durch die Wand hindurch vor und zurückgetreten sei. Daß diese Erscheinung etwas anderes als bloß subjektive Halluzination gewesen sei, wird erst dadurch wahrscheinlich gemacht werden können, wenn es gelingt, deren Objektivität durch den photographischen Apparat (beziehungsweise bei Gehörserscheinungen durch den Phonographen) zu erhärten. Die Geschichte der ekstatischen religiösen Erscheinungen ist voll von Berichten über mehrpersönliche Visionen in manchmal recht zahlreichen Versammlungen, und die Geschichte des „zweiten Gesichts" zeigt den Glauben an die Übertragbarkeit der Visionen von Menschen auf Menschen oder Tiere und von Tieren auf Menschen ungefähr ebenso verbreitet als den Glauben an das zweite Gesicht selbst. Wenn man unter günstigen Umständen die Vision eines halluzinierten Menschen oder Tieres dadurch mit erblicken kann, daß man sich durch eine bestimmte Stellung zu demselben in Rapport setzt, z. B. dem Menschen über die Schulter oder dem Pferde über die Ohren blickt, so ist damit nur ein Fall von Vorstellungsübertragung gegeben, die noch dazu durch den völlig anschaulichen Charakter der Vorstellung und den Mischzustand von wachem und somnambulem Bewußtsein in dem primären Seher begünstigt wird. Ich habe niemals davon gehört, daß derjenige, welcher auf solche Weise von dem zweiten Gesicht angesteckt wird, sich dazu in bewußtlosem Zustande befinden müsse, vielmehr erwähnen alle derartige Berichte nichts davon, daß mit dem Bewußtseinszustand eine merkliche Änderung vorgegangen sei. Ebenso wenig melden die Berichte, daß die Erinnerung an die Vision nachher erloschen sei; vielmehr beweist die

*) Denjenigen Lesern, welche irgend eine Schwierigkeit im Verständnisse dieses Aufsatzes finden, empfehlen wir die Lesung von Dr. Eduard von Hartmanns kleiner Schrift „Der Spiritismus" (bei Wilh. Friedrich, Leipzig 1885), in welcher der Verfasser auf Grundlage seiner „Philosophie des Unbewußten" zu unserer gegenwärtigen Kulturbewegung diejenige Stellung nimmt, welche er hier in Anknüpfung an Baron Hellenbachs Artikel im Maihefte (III, 17 S. 286) vertritt. (Der Herausg.)

wiederholte Erzählung solcher Erlebnisse durch die Zeugen, daß sie die Erinnerung an die übertragene Vision ebenso gut wie irgend eine andere aus dem wachen Leben jederzeit beherrschen und wiedererwecken können. Trotzdem kann das Gesehene in den meisten Fällen von zweitem Gesicht nichts anderes als Vision gewesen sein, z. B. wenn es ganze Landschaften, Feuersbrünste, Brandstätten, Löscharbeiten u. s. w. betrifft, oder wenn es sich auf Ereignisse der Zukunft bezieht.

Zur Übertragung einer Halluzination gehört zunächst bloß das Vorhandensein einer Halluzination in einer Person; welche Bedingungen sonst noch dazu erforderlich sind, ist noch gar nicht bekannt und bedarf noch langer Untersuchungen. Es ist wahrscheinlich, daß wenigstens in einem von beiden, also entweder in dem Übertragenden oder in dem Empfangenden, ein Interesse an der Übertragung vorhanden sein muß, wenn dies auch kein bewußtes Interesse zu sein braucht; es ist ebenso wahrscheinlich, daß die Übertragung durch ein gleichzeitiges Interesse in beiden begünstigt wird. Ferner wird in dem passiven Teil eine gewisse Empfänglichkeit vorteilhaft sein, wie sie in der Sensitivität und im höchsten Maße im Hellsehen hervortritt; in dem aktiven Teil dagegen dürfte eine gewisse Energie des Willens und der Nervenkraft vorteilhaft sein, wie sie einerseits bei Mesmeristen und Heilmagnetiseuren, andererseits bei den physikalischen Leistungen der Medien zu Tage tritt. Wie ein Mangel des Interesses an der Übertragung in dem einen Teil durch einen Überschuß des Interesses in dem andern Teil gedeckt werden kann, so kann auch ein Minus an passiver Empfänglichkeit in dem einen Teil durch ein Plus an Willens- und Nervenkraft in dem andern Teile ausgeglichen werden und umgekehrt. Dabei kann der Wille zur Vorstellungsübertragung in dem aktiven Teil ebenso unbewußt sein, wie das Interesse an deren Zustandekommen in dem passiven Teil, und der Besitz der Fähigkeit zur aktiven Übertragung kann dem wachen Bewußtsein des ersteren ebenso verborgen und unbekannt geblieben sein wie der Besitz der Empfänglichkeit für Gedankenlesen dem letzteren.

Es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß alle Vorstellungsübertragung (suggestion mentale) direkt nur zwischen zwei somnambulen Bewußtseinen stattfinden kann, und daß alle scheinbare Vorstellungsübertragung zwischen wachen Bewußtseinen nur auf einer relativ unbewußten Vermittelung durch die somnambulen Bewußtseine beruht. Dies schließe ich daraus, daß die Empfänglichkeit sowohl als auch die Übertragungsfähigkeit bei Unterdrückung des wachen Bewußtseins und ausschließlicher Aktivität des somnambulen Bewußtseins ein Maximum ist, daß beide bei tagwachen Naturen ohne jede Anlage zu somnambulen Zuständen zum Minimum herabsinken, daß ein Minus der Entfernung vom rein wachen Bewußtsein bei dem einen Teile durch ein Plus bei dem andern Teile aufgewogen werden kann, und daß in allen Mischzuständen von wachem und somnambulem Bewußtsein die Vorstellungsübertragung um so besser gelingt, je stärker in der Mischung das somnambule und je schwächer das wache Bewußtsein vertreten ist. Auch die bekannte Erfahrung, daß die

Übertragung einer Vorstellung um so leichter gelingt, je größer deren sinnlich anschauliche Lebendigkeit ist, oder je scheinhafter die Einbildungskraft dieselbe vor das Bewußtsein des Übertragenden hinstellt, halte ich nur für einen Spezialfall dieses Gesetzes; denn die Einbildungskraft im strengsten Sinne des Wortes ist selbst schon ein Hineinragen der Produkte des somnambulen Bewußtseins in das wache, und die Halluzination ist nur der höchste Grad ihrer Bethätigung.

Fragen wir nun, wie die Bedingungen in einer mediumistischen Sitzung liegen, deren Teilnehmer eine Erscheinung aus dem Medium sich entwickeln sehen. Die Zeugen sind nicht im bewußtlosen Zustand, d. h. das wache Bewußtsein ist bei ihnen nicht unter die Empfindungs-Schwelle gesunken, und sofern ein somnambules Bewußtsein in ihnen vorhanden ist, liegt dessen Inhalt im allgemeinen unter der Schwelle. Niemand bekommt bei einer ersten Sitzung solche Erscheinungen zu sehen, sondern erst nach mehreren Sitzungen, oft erst nach einer langen Reihe solcher mit demselben Medium. Bedingung dabei ist, daß er sich nicht in einem widerstrebenden, sondern möglichst passiven Geisteszustand befinde, und wenn auch nicht den Glauben an die Möglichkeit solcher Erscheinungen, so doch ein positives Interesse an ihrem Eintritt besitze, und daneben den Glauben an die mediumistische Leistungsfähigkeit des Mediums im allgemeinen durch die in den vorhergehenden Sitzungen erhaltenen Proben gewonnen habe. Wer zu diesem Zustand nicht gelangt, wird als störendes Element bei den Sitzungen empfunden und endlich ausgeschieden, ohne etwas Derartiges gesehen zu haben, wofern er es nicht vorzieht, von selbst wegzubleiben. Die Erscheinungen steigern sich in der Reihe der Sitzungen nur nach Maßgabe, als das Medium seinen Rapport mit den Teilnehmern wachsen fühlt; mit diesem Rapport wächst aber gleichmäßig die passive Fähigkeit des Mediums zum Gedankenlesen und seine aktive zur Vorstellungsübertragung. Während die Fähigkeit zum Gedankenlesen nur von der passiven Empfänglichkeit des Mediums abhängt und deshalb oft schon in der ersten Sitzung ausreicht, muß die Fähigkeit zur Vorstellungsübertragung auf bestimmte Personen erst allmählich durch Präparation dieser Personen, durch Herstellung des Rapports mit denselben, durch Gewinnung eines geistigen Einflusses und einer magischen Macht auf dieselben vom Medium erworben werden. Je mehr die Teilnehmer diesem Prozeß entgegenkommen, je empfänglichere Naturen sie sind, je leichter in ihnen das somnambule Bewußtsein zur Thätigkeit hinter dem wachen Bewußtsein anzuregen ist, desto vollkommener wird dieser Rapport, desto mehr steigert sich die Ungewöhnlichkeit der in den Sitzungen auftretenden Erscheinungen, und ihr Maximum wird da erreicht, wo die Teilnehmer selbst abnorme Naturen mit hervorragender Empfänglichkeit sind und wohl gar unter der unbewußten Leitung des Mediums mit diesem unwillkürlich zusammenwirken. Das Medium muß mit der zu übertragenden Vorstellung auf das somnambule Bewußtsein der Teilnehmer so kräftig einwirken, daß dieses die Vorstellung nicht nur reproduziert, sondern auch über die Schwelle hebt und mit dem Inhalt des

wachen Bewußtseins zusammenfließen läßt. Dies kann ihm in der Regel nur dann gelingen, wenn ein unbewußter Übertragungswille sich auf Vorstellungen von halluzinatorischer Lebendigkeit richtet, die es deshalb selbst gewöhnlich für objektive Erscheinungen nimmt; die Übertragung der Halluzination wird also zugleich die unwillkürliche Tendenz haben, den Glauben an die objektiv-reale Phänomenalität derselben mit zu übertragen. Der Empfänger hat kein Bewußtsein davon, aus welcher Quelle er die auftauchende Halluzination bezieht; er weiß nicht, daß sie von dem Medium stammt, und weiß ebenso wenig, daß der Glaube an deren objektive Realität mit übertragen wird. Er kommt gar nicht darauf, die Entstehung dieses Glaubens aus derselben Quelle abzuleiten, aus der die Halluzination stammt, sondern meint in diesem subjektiven Glauben die sichere Bürgschaft dafür zu besitzen, daß die Vorstellung nicht aus dem Medium stammt, sondern aus seiner sinnlichen Wahrnehmung, daß sie nicht Halluzination, sondern Sinneseindruck einer objektiven Realität ist. Daher das Pochen der Gläubigen auf ihre subjektive Überzeugung, daher ihr Abwehren jedes Anspruchs auf objektive Beglaubigung ihrer Überzeugung gegen skeptische Kritik, daher ihre ausschließliche Verweisung des Zweifelnden an die Erfahrung, deren Erleben ihnen schon die gleiche Überzeugung beibringen werde.[1]) Daher endlich die Unentbehrlichkeit eines spiritistischen Glaubens für die Materialisationsmedien, wenn ihnen eine Halluzinationsübertragung gelingen soll, die zugleich die subjektive Überzeugung von der Realität des Geschauten mit überträgt.

Da die Teilnehmer bei wachem Bewußtsein sind, und ihr somnambules Bewußtsein nur mit der übertragenen Halluzination in ihren wachen Bewußtseinsinhalt hineinragt, so ist auch die Erinnerung an die erlebte Erscheinung in keiner Weise beeinträchtigt; denn das wache Bewußtsein, welches die ihm vom somnambulen Bewußtsein präsentierte Halluzination in seinen übrigen Inhalt einreiht, hält dieselbe auch mit seinem eigenen Gedächtnis als Bestandteil seiner eigenen Erlebnisse für die Zukunft fest. Wenn schon das Verlöschen der Erinnerung aus dem reinen somnambulen Zustand für das wache Bewußtsein nur eine allgemeine Regel ist, welche durch vielfache Ausnahmen durchbrochen wird und sowohl durch Fremdsuggestion und Autosuggestion als auch durch systematische Erziehung der Somnambulen in ihr Gegenteil umgewandelt werden kann, so verliert diese Regel bei den Mischzuständen zwischen somnambulem und wachem Bewußtsein jede Bedeutung. Das Festhalten des somnambulen Bewußtseinsinhalts im Gedächtnis für Zustände des rein wachen Bewußtseins erfolgt um so zuverlässiger, je weniger das wache Bewußtsein in der Mischung verdunkelt war. Auch bei den gelungenen Versuchen der Vorstellungsübertragung bei wachem Bewußtsein behält der passive Teil eine ganz deutliche Erinnerung von der in ihm aufgetauchten Vorstellung. Es

[1]) Vergl. den Artikel des Herrn Professor Sellin über Materialisationserscheinungen im 1. Jahrgang der „Sphinx" (Maiheft 1886 I 5, S. 289), welcher jedes Eingehen auf die Unterscheidungsmerkmale zwischen Halluzination und Sinneswahrnehmung vermissen läßt.

liegt also keine Berechtigung vor, das Nichterlöschen der Erinnerung in den Teilnehmern nach mediumistischen Sitzungen als einen Gegengrund gegen stattgehabte Halluzinationsübertragungen in denselben geltend zu machen.

Dagegen tritt das Erlöschen der Erinnerung in den Medien selbst thatsächlich ein, sofern deren waches Bewußtsein während der Halluzinationen ihres somnambulen Bewußtseins unter die Schwelle gesunken war. Die Medien pflegen nichts von dem zu wissen, was sie im Traume geträumt, gethan, gesprochen oder geschrieben haben, also auch nichts von den Traumbildern, welche sie auf die Sitzungsteilnehmer übertragen haben, während sie selbst im somnambulen Schlaf lagen, oder traumwandelnd ohne waches Bewußtsein herumgingen. Bekanntlich sind aber die vollständigen Materialisationserscheinungen daran gebunden, daß das wache Bewußtsein des Mediums völlig unterdrückt ist, und selbst die unvollständigen Materialisationserscheinungen (von sichtbaren und fühlbaren Händen u. dgl.) kommen niemals vor, wenn das Medium „vollkommen bei sich" ist, sondern nur in Mischzuständen, bei denen das somnambule Bewußtsein über der Schwelle ist und mehr oder weniger das wache überwiegt. Wie bei anscheinend ungestörtem wachen Bewußtsein nur die in Statuvolence oder lokale Hypnose verfallene Hand unwillkürlich schreibt, und wie das Gedankenlesen in dem wachen oder latenten somnambulen Bewußtsein der Teilnehmer nur nach Eintritt eines abnormen Geistes- und Gehirnzustandes im Medium erfolgen kann, so auch diejenigen Funktionen in demselben, welche Bedingung für das Auftreten von Erscheinungen im Bewußtsein der Teilnehmer sind. Alle diese Zustände pflegen an gewissen Veränderungen des Stimmklangs oder an leichten Veränderungen des Gesichtsausdrucks erkennbar zu werden, die allerdings nicht bei jedem Medium dieselben sind und deshalb erst aus der Beobachtung und Erfahrung geschöpft werden müssen. Jedenfalls ist als feststehend anzunehmen, daß beim Eintritt irgend welcher Materialisationserscheinungen in einer Sitzung das somnambule Bewußtsein des Mediums sich oberhalb der Schwelle befindet, gleichviel ob ein Rest von wachem Bewußtsein daneben noch besteht, oder ob es dasselbe ganz verdrängt hat. Damit ist aber ein Zustand gegeben, der halluzinatorischen Traumbildern des Mediums günstig ist. Es ist sicher, daß das Medium viel mehr sieht als einer der Teilnehmer, daß es namentlich früher als diese allerlei Erscheinungen wahrzunehmen glaubt; dies genügt zum Beweise, daß es auch bei noch nicht erloschenem wachen Bewußtsein mit offenen Augen träumt oder halluziniert ist. Erst wenn diese Halluzinationen eine gewisse Stärke erlangt haben, wird es ihm gelingen, dieselben auf die Teilnehmer zu übertragen, und auch dann wird es ihm nicht bei allen gelingen, sondern nur bei denen, welche die größte Energie besitzen, und auf welche seine Einbildungskraft und sein Interesse sich konzentriert.

Diese Ansicht setzt allerdings voraus, daß das Medium keine bloß passive Natur ist, sondern zugleich auch eine aktive; aber sie setzt nicht notwendig voraus, daß es auch bei wachem Bewußtsein eine aktive Natur

sei, am wenigsten, daß es ein Magnetiseur im engeren Sinne dieses Wortes sei. Eine überwiegend passive Natur kann wohl Sprechmedium, Schreibmedium, (psychometrisches) sensitives Fühlmedium, Gedankenlesemedium, ja sogar Hellsehmedium werden, aber niemals physikalisches Medium oder gar Materialisationsmedium. Zum Hervorbringen physikalischer Phänomenen gehört jedenfalls eine sehr bedeutende Aktivität, Willensenergie und Nervenkraft, wahrscheinlich eine viel größere als zum Mesmerisieren eines Menschen erforderlich ist; dies zeigt sich nachträglich an dem Grade nervöser Erschöpfung. Bekanntlich ist aber die nervöse Erschöpfung des Mediums nach der Sitzung am hochgradigsten von allen bei Materialisationssitzungen, weshalb diese von erfahrenen Medien gescheut und gemieden zu werden pflegen auch dann, wenn sie sich zu physikalischen Manifestationen noch hergeben. Daraus folgt, daß die Aktivität des Mediums während der Materialisationserscheinungen ein Maximum sein muß, und es stimmt damit überein, daß dieselben in einiger Vollständigkeit nur bei unterdrücktem wachen Bewußtsein des Mediums vor kommen. Die Entfaltung einer bedeutenden Willensenergie und Nervenkraft im somnambulen Zustand verträgt sich ganz wohl mit natürlicher Passivität derselben Person bei wachem Bewußtsein; der somnambule Zustand zeichnet sich eben durch punktuelle Konzentration der Kraft vor dem wachen aus, d. h. durch allgemeine Anästhesie, Amnesie und Abulie bei spezieller Hyperästhesie, Hyperamnesie und Hyperbulie in bestimmt vorgezeichneter Richtung auf einen Punkt. Am meisten werden durch diese Verengerung des Kräftestroms solche Funktionen gewinnen, die ohnehin der Sphäre des relativ Unbewußten, d. h. den subkortikalen Gehirnzentren und dem somnambulen Bewußtsein angehören; hierunter fallen aber ebensowohl die aktiven wie die passiven und rezeptiven Funktionen des anormalen Seelenlebens, ebensowohl der unbewußte Wille zur Vorstellungsübertragung und die mesmerisierende oder magnetisierende Thätigkeit wie das Gedankenlesen und Hellsehen. Es läßt sich deshalb wohl annehmen, daß ein kräftiges physikalisches oder Materialisationsmedium sich wenigstens im somnambulen Zustand auch zu einem kräftigen Magnetiseur entwickeln könnte, wenn sein Interesse darauf gerichtet wäre, was es eben nicht ist. Nur ausnahmsweise bei besonders schwierigen Vorstellungsübertragungen und einer verhältnismäßig größeren Zahl von Teilnehmern wird das Medium sich unwillkürlich gedrungen fühlen, als somnambul herumgehendes durch mesmerische Striche seinen Einfluß auf diejenigen unter den Teilnehmern zu verstärken, zu denen es den Rapport noch nicht ausreichen fühlt (wie dies von Eglinton berichtet wird).

Eine bloß passive Natur kann aber auch nicht einmal Medium für die mehr passiven Funktionen werden; denn schon das willkürliche Herbeiführen des Autosomnambulismus ist eine Aktivität, durch welche das Medium sich von allen passiven, unwillkürlichen Autosomnambulen und von allen künstlich durch Einfluß dritter Personen Hypnotisierten unterscheidet. Das willkürliche Herbeiführen des Autosomnambulismus ist aber noch nicht selbst Mediumismus sondern schafft erst den Boden, auf welchen sich der-

selbe entwickeln kann, nämlich den Rapport mit sich selbst und die aus diesem folgende Möglichkeit der Autosuggestion. Die unwillkürlich eintretende Hypnose ist einfach ein Krankheitssymptom neben anderen, welches auf ein bestehendes Zentralleiden hinweist, gleichviel ob sie bloß körperliche Symptome (Lethargie und Katalepsie) oder daneben auch geistige (Autosomnambulismus) darbietet; im letzteren Falle pflegt bei dem Mangel jeglicher fremden wie eigenen Leitung der somnambule Vorstellungsablauf in seiner völlig ungeregelten Gestalt das Bild temporären Irrsinns vorzuspiegeln. Soll eine Leitung oder Kontrolle durch eine dritte Person eintreten, so muß dieselbe sich zunächst mit dem Somnambulen auf körperlichem oder geistigem Wege in Verbindung setzen, um ihrem Vorstellungsablauf durch Suggestion feste Bahnen vorzuzeichnen. Bei der künstlich durch einen Dritten herbeigeführten Hypnose ist dieser Rapport von selbst gegeben, am engsten dann, wenn die Hypnose auf mesmerischem Wege erzeugt ist. Bei der willkürlichen Herbeiführung des Somnambulismus an sich selbst ist demgemäß der Rapport zwischen dem willkürlichen Bewußtsein, welches die Hypnose herbeiführt, und dem mit ihr auftauchenden somnambulen Bewußtsein ebenfalls ohne weiteres gegeben und hergestellt und kann nun in ganz derselben Weise zur Leitung des somnambulen Vorstellungsablaufs durch Autosuggestion benutzt werden, wie der Rapport mit einem Dritten zu dessen Leitung durch Fremdsuggestion. Wird von dieser Möglichkeit der Selbstkontrolle durch Autosuggestion Gebrauch gemacht, so tritt damit eine weitere Art der Aktivität ins Spiel, und erst diese Aktivität ist es, welche die Mediumschaft im eigentlichen Sinne begründet, indem sie die Möglichkeit eröffnet, den Ablauf der somnambulen Traumbilder bis zu einem gewissen Grade nach Willkür (beziehungsweise mit Rücksicht auf die ausgesprochenen oder bloß erratenen Wünsche der Sitzungsteilnehmer) zu regeln. Aus unwillkürlichem Autosomnambulismus kann sich Mediumschaft entwickeln, indem er allmählich in willkürlichen übergeführt wird; aus künstlichem Somnambulismus kann sie sich herausbilden, wenn der Somnambule sich dem schwachen Willen des Hypnotiseurs entwindet und den Rapport zu sich selbst an die Stelle des Rapports zu diesem setzt. Aus schwachen, willkürlich herbeigeführten Mischzuständen von somnambulem und wachem Bewußtsein endlich kann sich die Mediumschaft entwickeln, wenn der somnambule Bestandteil des Mischzustandes bei willkürlich herbeigeführten Wiederholungen allmählich so gestärkt und gehoben wird, daß er zu Leistungen befähigt, die dem wachen Bewußtsein als solchem versagt sind. Die Gefahr der Mediumschaft liegt darin, daß diese Aktivität der Autosuggestion und Selbstregulierung durch Steigerung des somnambulen Bewußtseins verloren geht, daß die subkortikalen Zentra wie zügellos gewordene Pferde mit dem Medium durchgehen und es in temporären Irrsinn versetzen. Diese Gefahr liegt näher, wenn die Autosuggestion keine fortlaufende ist, sondern bloß dem somnambulen Vorstellungsablauf eine bestimmte Richtung giebt und dann samt dem wachen Bewußtsein aufgehoben ist; sie liegt ferner, wenn das wache Bewußtsein nicht ganz erlischt, sondern nur mehr oder weniger vom somnam-

bulen verdunkelt wird, aber immer fähig bleibt, die Zügel der Herrschaf durch Depression des somnambulen Bewußtseins (gradweise Selbstaufweckung) und neue Autosuggestionen an sich zu nehmen. Hieraus erhellt, von welchem Vorteil für die mediumistischen Leistungen jene mehrfach erwähnten Mischzustände sind, welche ihnen eine fortlaufende Selbstkontrole gestatten, und wie klug die Medien daran thun, daß sie nur im dringendsten Notfall für Leistungen, welche die höchste Anspannung des somnambulen Bewußtseins und seiner konzentrierten Energie erfordern, sich in völlige Bewußtlosigkeit versenken.

Man kann den Mediumismus nur verstehen, wenn man jenet Mischzustände und den Rapport zwischen beiden Bestandteilen derselben beachtet. Ich habe denselben als „larvierten Somnambulismus", d. h. als einen durch die Reste des wachen Bewußtseins verschleierten und verhüllten Somnambulismus bezeichnet, und habe die Bezeichnung nach Analogie der medizinischen Ausdrücke „larviertes Wechselfieber, larvierte Epilepsie" u. s. w. gebildet. Es wird jedenfalls zum Verständnis des Mediumismus sehr beitragen, wenn die Charcotsche Schule fortfährt, ihre Aufmerksamkeit, wie sie schon angefangen hat, diesen Mischzuständen zuzuwenden, welche in den allerverschiedensten Gestalten uns entgegentreten. Ich will hier nur die kürzlich gemachte Entdeckung erwähnen, daß die posthypnotische Suggestion allemal in einem Rückfall von Somnambulismus vollzogen wird, der ebenso wenig von der Versuchsperson als ein Wiedereinschlafen bemerkt wird, wie er für die Zeugen einen Unterschied vom wachen Zustand darzubieten scheint. Der Ersatz des einseitigen Somnambulismus durch einen Mischzustand ist nicht bloß für die eigentlichen Medien von größtem Vorteil, sondern ebenso sehr für jene überwiegend passiven, rezeptiven Naturen, welche sich zu Sehern berufen fühlen. Im Leben jedes Sehers beginnt die höhere Entwicklungsphase erst da, wo der seherische Zustand nicht mehr mit völliger Unterdrückung, sondern nur noch mit Verdunkelung des wachen Bewußtseins verbunden auftritt. Dann nämlich wird erst jene Vereinigung von Einbildungskraft und Vernunft, Begeisterung und Besonnenheit möglich, durch welche der Seher an die Seite des künstlerischen Genius tritt, wenn auch die Zwecke, die er selbst sich suggeriert, ganz anderer Art sind als die des Künstlers.

Ich glaube hiermit gezeigt zu haben, daß die Bedingungen, welche bei mediumistischen Sitzungen gegeben sind, sowohl nach seiten der Zeugen als nach seiten des Mediums der Halluzinationsübertragung nichts weniger als ungünstig sind und das Vorkommen solcher nicht unwahrscheinlich machen. Dies dürfte jetzt auch wohl von den besonneneren Verteidigern des Spiritismus im allgemeinen zugegeben werden. Es liegt ihnen danach jedenfalls die Beweislast ob, wenn sie zu dieser Erklärung für gewisse Fälle eine zweite hinzufügen zu sollen glauben. Gesetzt den Fall, der Beweis für die objektive Realität von Materialisationserscheinungen würde durch photographische Apparate und Phonographen in unanfechtbarer Weise erbracht, so würde die Erklärung durch Halluzinationsüber

tragung allerdings nicht mehr ausreichen, aber darum noch lange nicht diejenige durch Geister und deren Ätherleib an ihre Stelle zu setzen sein. Vielmehr wird zugestanden, daß in der weitaus überwiegenden Zahl der Materialisationserscheinungen es sich bloß um Transfiguration der leiblichen Gestalt des persönlich hervortretenden Mediums handelt, und daß in den seltenen Fällen der Trennung zwischen Phantom und Medium das erstere aus dem letzteren hervor und in dasselbe zurückzugehen scheint und während seiner Dauer durch eine mehr oder minder sichtbar bleibende nebelhafte Nabelschnur mit ihm verbunden bleibt. Danach würde für den Fall einer erweislichen Objektivität der Phantome als das Urphänomen und zugleich Urproblem der Materialisationserscheinungen das Austreten eines dünnmateriellen Doppelgängers aus dem Medium zu gelten haben, und alle Beispiele der Ungleichheit von Phantom und Medium würden genau in demselben Sinne als Transfigurationen des Doppelgängers zu deuten sein, wie die meisten sogenannten Materialisationserscheinungen als bloße Transfigurationen des Mediums zu deuten sind. Die Art und Weise der Transfiguration würde im einen wie im anderen Falle von der Beschaffenheit des Traumbilds im somnambulen Bewußtsein des Mediums abhängig bleiben. Die Hypothese des „Metaorganismus" oder Astralleibes oder Ätherleibes rückt also die Mitwirkung von Geistern nur in um so weitere Ferne, anstatt sie näher zu rücken. Im übrigen ist sie eine Hypothese, deren anderweitige philosophische Begründung ich nicht als stichhaltig anzuerkennen vermag, und die an den mediumistischen Erscheinungen erst dann eine Stütze finden könnte, wenn für einen Teil der menschenähnlichen Phantome die Objektivität nachgewiesen werden könnte. Ein solcher Beweis ist jedenfalls nicht (wie Baron du Prel meint) zu erbringen durch Berufsphotographen, welche aus der Aufnahme und dem Verkauf von Bildern ein Gewerbe machen und durch betrügerische „Geisterphotographien" reich werden können, am wenigsten dann, wenn nachträglich die gerichtliche Verurteilung eines solchen Betrügers stattgefunden hat.[1]) Bis zur Erbringung eines solchen Beweises ist es wissenschaftlich geboten, bei der Erklärung durch Halluzinationsübertragung stehen zu bleiben und sich nicht durch den Herzenswunsch nach Bewährung anderswoher mitgebrachter Hypothesen und Theorien fortreißen zu lassen. Die wissenschaftliche Unbefangenheit der Untersuchung darf weder durch den mitgebrachten Glauben an die Realität einer vierten Dimension noch durch den an einen Metaorganismus getrübt werden.

Meine geehrten Gegner bemühen sich, mir vorzuwerfen, daß auch mein Standpunkt durch vorgefaßte metaphysische Ansichten in derselben Weise wie der ihrige beinflußt sei, und sie haben in dieser Richtung zunächst geltend gemacht, daß ich apriorischer Gegner des Unsterblichkeitsglaubens sei, weil mein philosophisches System durch denselben zerstört werden würde. Ich habe die Untriftigkeit dieser Behauptung an verschiedenen Stellen nachgewiesen und sehe zu meiner Genugthuung, daß

---

[1]) Vergl. hierzu auch Dr. du Prels „Kürzere Bemerkung" in diesem Hefte (S. 71).
(Der Herausgeber.)

auch Baron Hellenbach diese Untriftigkeit zugiebt (Sphinx Bd. III, Heft 17, S. 287). Desgleichen habe ich die unglückliche Wahl der irreleitenden Bezeichnung „psychische Kraft" statt „Nervenkraft" in meiner Spiritismusschrift entschieden gerügt und muß es ablehnen, einer solchen alle möglichen Leistungen aufzubürden, was Hellenbach ebenfalls anerkennt. Dagegen scheint er mir nunmehr das Prinzip des „Unbewußten" als Gegenstück zu seinem „Metaorganismus" vorrücken zu wollen (S. 289 bis 290). Dies ist deshalb ungerechtfertigt, weil das „Unbewußte" als metaphysisches Prinzip von mir nur in einem einzigen Falle, der mit der Streitfrage um die Materialisationen gar nichts zu thun hat, zur Erklärung herangezogen wird, nämlich bei dem Hellsehen in zeitliche oder räumliche Ferne, beziehungsweise der Vorstellungsübertragung in so große räumliche Ferne, daß der Grad der Entfernung für das Zustandekommen der Erscheinung gleichgiltig wird. Für alle anderen Gebiete des anormalen Seelenlebens spielt bei mir das metaphysische Unbewußte gar keine Rolle, vielmehr operiere ich lediglich mit dem relativ Unbewußten physiologischer und psychischer Art, d. h. mit den mittleren und niederen Teilen des Gehirns und dem an dieselben geknüpften somnambulen Bewußtsein. Dieser Standpunkt fällt ganz genau zusammen mit demjenigen der modernen Naturwissenschaft und ist von der Metaphysik, die dahinter steckt, schlechterdings unabhängig; er macht nur solche Voraussetzungen, die gegenwärtig wohl von keiner Seite mehr bestritten werden (z. B. die Umwandelungsfähigkeit der verschiedenen Arten und Erscheinungsformen der Naturkräfte in einander). Auch in betreff des einzigen, hier nicht zur Erörterung stehenden Punktes, wo ich das metaphysische Unbewußte zur Erklärung herangezogen habe, bin ich gern bereit, dasselbe gegen ein phänomenales Erklärungsprinzip zurückzustellen, sofern nur von irgend welcher Seite der bisher unterbliebene Versuch gemacht werden sollte, ein solches aufzustellen. Daß ein Metaorganismus zur Erklärung des Hellsehens in die Zukunft irgend etwas beitragen könne, wird Hellenbach selbst kaum gewillt sein zu behaupten. Hiernach muß ich die etwaige Unterstellung entschieden zurückweisen, als ob auch bei mir metaphysische Vorurteile und mitgebrachte theoretische Ansichten einen Einfluß auf meine Stellungnahme zu dem mediumistischen Erscheinungsgebiet ausgeübt hätten. Ich bin hier, wie überall induktiv, d. h. allmählich von unten aufbauend, verfahren, wodurch mein Standpunkt fähig wird, neu auftauchenden Erfahrungen jederzeit in elastischer Weise Rechnung zu tragen.



„Medien" oder „Autosomnambule"?

Nachschrift des Herausgebers.

Qui bene distinguit, bene docet.

In Anbetracht des weitreichenden Interesses, welches die vorstehende Verfechtung der Hallujinations-Hypothese, namentlich in den großen Kreisen aller derjenigen hat, welche vom medizinischen und materialistischen

Standpunkte aus an die Untersuchung der Thatsachen des „Mediumismus" hinantreten, gestatte ich mir eine Ausnahme von meiner redaktionellen Gewohnheit zu machen, indem ich hier mich an der Verfolgung dieser Theorie beteilige, um dieselbe womöglich sogleich bis in ihre äußersten Konsequenzen und Schlupfwinkel zu treiben, und dabei zu untersuchen, welcher Art die Beleuchtung dieser Hypothese durch Thatsachen sein müßte, um sie selbst wie eine Halluzination verschwinden zu machen. Indessen sollen diese Bemerkungen in keiner Weise die Unparteilichkeit der „Sphinx" als solcher beeinträchtigen. Was ich in Nachfolgendem vertrete, sind lediglich meine persönlichen Ansichten; auch habe ich Herrn Dr. von Hartmann ersucht, zu denselben seine schließliche Meinung in Bemerkungen hinzuzufügen.

Die hier erörterte Frage wird man am schärfsten wohl so fassen können: Giebt es eigentliche „Mediumschaft", oder giebt es nur verschiedene Arten von „Somnambulismus"?

Mit dem Worte „Mediumschaft" bezeichnet der Okkultismus[1]) zum Unterschiede von Auto-Somnambulismus, Seherschaft und anderen, höheren Stufen der selbständigen psychischen Entwickelung („Adeptschaft") einen Seelenzustand, dessen Intensität (Tiefe, Stärkegrad) im direkten Verhältnisse steht zum Grade der willenlosen Hingabe des Psychikers an die ihn in diesem Zustande beherrschenden oder beeinflussenden Kräfte. — „Medien" im weitesten Sinne des Wortes sind alle diejenigen, welche und insofern sie ihre ganze Persönlichkeit oder Teile und Kräfte derselben fremder mehr oder weniger intelligenter Gewalt hingeben. Diesem unzweifelhaften und gar nicht mißzuverstehenden Begriffe nach ist jemand ein „Medium", nur wenn und nur insoweit er von anderen persönlichen Intelligenzen und Willenskräften beherrscht oder beeindruckt wird. Nach diesem Sprachgebrauche sind daher alle mit Erfolg zu hypnotischen oder mesmerischen Experimenten, ja sogar schon die zu Gedankenlesen oder Gedanken-Übertragung benutzten Versuchspersonen sowie auch alle künstlichen Somnambulen „Medien". Im engeren Sinne aber nennt man „Medien" (eigentliche, spiritistische Mediumschaft) nur diejenigen Psychiker, welche von einer fremden (unbekannten) nichtmenschlichen Intelligenz und Willenskraft beherrscht oder beeindruckt werden. Nimmt man nun an, daß diese mit Intelligenz verbundene Willenkraft doch nur die eigenen „unbewußten" Kräfte und Fähigkeiten des „Mediums" selbst sind, so würde man dieses gar nicht mehr „Medium" nennen können. In diesem Sinne würde dann Herr Dr. von Hartmann ganz Recht haben, solche Psychiker als Autosomnambule zu charakterisieren.[2])

---

[1]) Eine Erklärung dieses Begriffes haben wir im Aprilhefte der „Sphinx" 1887, III, 16 S. 266 gegeben. H. S.

[2]) (Anmerkung Dr. von Hartmanns:) Die Willenlosigkeit (Abulie) bei Somnambulen ist immer nur eine relative, welche in verstärkter Willenskonzentration ihr Gegengewicht findet, sobald von irgend woher die Vorstellungslosigkeit durch Auftauchen einer Vorstellung gebrochen wird, die das Interesse erregt. Die somnambule Abulie widerspricht also nicht der mediumistischen Hyperbulie, sondern schließt dieselbe wenigstens potentiell ein. — Ich habe den Ausdruck „Medien" zunächst für die

Der im vorstehenden Artikel und schon früher mehrfach von Herrn Dr. von Hartmann dargestellte „larvierte Autosomnambulismus“ kommt allerdings wohl thatsächlich vor, und vielleicht viel häufiger, als dies von den meisten unkritischen Beobachtern mediumistischer Vorgänge vermutet wird. Auch der „willkürliche Autosomnambulismus“, wie Dr. von Hartmann ihn darstellt, soll ja vorkommen; und es wäre in solchem Falle gewiß denkbar, daß der Psychiker selbst den Anwesenden all die Hexereien so vormacht und dieselben so halluziniert, wie Dr. von Hartmann es sich vorstellt. Das ist aber dann das gerade Gegenteil von „Mediumschaft“; vielmehr wäre dies wohl schon eine ziemlich hohe Stufe magischer „Adeptschaft“.

Aus meiner bisherigen Erfahrung und Beobachtung nun habe ich die Ansicht gewonnen, daß nicht nur somnambule (hypnotische oder mesmerische) Mediumschaft im weiteren Sinne des Wortes, sondern auch die eigentliche (spiritistische) Mediumschaft in ihrem engsten und schärfsten Begriffe wohl thatsächlich vorkommt; und zwar entsteht dieselbe im wesentlichen dadurch, daß der Psychiker selbst oder bei Hypnotikern und künstlichen Somnambulen deren Hypnotiseur oder Mesmerist, die Willensherrschaft über die äußere Persönlichkeit sowie zugleich auch über das somnambule Bewußtsein des Psychikers mehr und mehr verlieren. Insofern aber gerade darin das Hauptmerkmal der Psychose gefunden wird, daß der Patient von „irrationellen“ Vorstellungen beherrscht wird, für welche der Beobachter keinen auch nur annähernd zureichenden äußeren Grund erkennen kann, werden unsere heutigen Psychiatriker allerdings wohl Herrn Dr. von Hartmann beistimmen, wenn er in der eigentlichen Mediumschaft weiter nichts sieht als „temporären Irrsinn“; und folgerecht würde auch der gesamte Somnambulismus und alle Seherschaft wohl ähnlich klassifiziert werden. Freilich in allen Fällen, wo die Mediumschaft

Träger des Erscheinungsgebietes festgehalten, welches von „Berufsmedien“ vorgeführt wird. Bei diesen aber ist die Kontrolle des Vorstellungsablaufes durch Autosuggestion unentbehrlich (z. B. selbst bei Trance-Zuständen in Bezug auf die Selbstbegrenzung der Dauer derselben und in Bezug auf thunlichste Berücksichtigung der Wünsche der zahlenden Zuschauer und Gönner). Wenn „Medium“ nur ein solcher Autosomnambuler heißen soll, der sich garnicht durch Autosuggestion kontrolliert, so würden die Berufsmedien diesen Namen mit Unrecht führen. Wenn nun aber gar ein solcher Autosomnambuler „Medium“ heißen soll, der von „Geistern“ oder Intelligenzen außer ihm besessen oder kontrolliert wird, so wird man wohl den Ausdruck ganz streichen müssen, da die Existenz solcher Medien noch nicht als konstatiert gelten kann. E. v. H.

(Zusatz des Herausgebers:) Dies zu konstatieren kann, wie Herr Dr. von Hartmann sehr richtig angiebt (z. B. im Novemberheft 1885 der „Psych. Stud.“ S. 506 und mehrfach in seiner Schrift „Der Spiritismus“), nur aus dem Vorstellungsinhalte der sich durch solche „Medien“ mitteilenden, unbekannten Intelligenzen und Kräfte versucht werden. Ich glaube, daß ein jeder wohl aus solchen Mitteilungen diese Überzeugung gewinnen wird, halte hierzu indeß auch die Erbringung exakter Beweise für anstrebbar. Dies wird nun weiter unsere Aufgabe sein müssen. Alle andern Nachweise, selbst die der materiellsten Objektivität physikalischer Erscheinungen durch „Medien“, schließen allerdings immer noch nicht die Annahme aus, daß die „Nervenkraft“ oder der „Geist“ oder der „Doppelgänger“ des Mediums selbst (diesem
H. S.

oder der Somnambulismus einigermaßen günstig entwickelt sind, und wo auch die das „Medium" beherrschende (kontrollierende) Willensmacht eine leidlich intelligente und wohlgesinnte ist, findet sich keine Veranlassung zu irrenärztlichem Einschreiten; ich stehe aber durchaus nicht an, meine Ansicht dahin auszusprechen, daß manche derjenigen, welche heutzutage unsere Irrenhäuser füllen, unbewußte und unbekannte „Medien" sind. In früheren Jahrhunderten würde man sie „Besessene" genannt haben.[1])

Wer einmal in der Lage ist, das Herabsinken eines Psychikers zu einem willenlosen Werkzeug unbekannter, unkontrollierbarer und unverantwortlicher Kräfte als „Trance-Medium" zu beobachten und sodann nicht nur die Übergangs- und Mischzustände, sondern auch die ja gelegentlich zu findenden Fälle von ausgeprägtem Somnambulismus mit jenem ebenso scharf ausgeprägten Falle eigentlicher (spiritistischer) Mediumschaft zu vergleichen, dem wird, meine ich, dann doch immer mehr und unzweifelhafter klar werden, daß es sich in solchem Falle um die Willensherrschaft fremder übersinnlicher Intelligenzen handelt.[2]) Diese brauchen

[1]) (Anmerkung Dr. von Hartmanns:) Je mehr die Autosuggestion sich beim willkürlichen Autosumnambulismus auf undeutliche Anregungen, auf bloßes Insspielsetzen der somnambulen Traumabspinnung beschränkt, desto größer muß die Bedeutung der zentralen Organreize, der irrationellen Assoziationen von Bildern und die Ähnlichkeit des somnambulen Vorstellungsablaufes mit demjenigen des irren Bewußtseins werden. So kann der Persönlichkeitswechsel sich wie durch Fremdsuggestion und Autosuggestion ebenso wohl auch durch automatisches Spiel der mittleren Hirnteile vollziehen; die auftauchende Vorstellung des Wechsels der Persönlichkeit reißt eben den Willen ohne weiteres mit sich fort zu einem der vorgestellten Persönlichkeit gemäßen Benehmen. Bei der Fremdsuggestion und Autosuggestion wissen wir, woher der Anstoß zu der Vorstellung des Persönlichkeitswechsels kommt; bei den entsprechenden natürlichen Träumen und den bezüglichen Fällen des Irrsinns wissen wir es nicht, und können nur vermuten, daß er aus zentralen Organreizen in Verbindung mit Gedächtniseindrücken herrührt. So wenig wir bei vorhandener Suggestion in dem Persönlichkeitswechsel etwas anderes als eine subjektive Illusion sehen, so wenig wir bei Träumenden und Irrsinnigen an eine reale Besessenheit zu glauben Anlaß haben, wo die Illusion des Persönlichkeitswechsels uns entgegentritt, ebenso wenig haben wir zunächst einen Anlaß, bei unwillkürlichen oder willkürlichen Autosomnambulen an eine solche reale Besessenheit durch einen „kontrollierenden Geist" zu glauben. E. v. H.

(Zusatz des Herausgebers:) Den logisch und wissenschaftlich zwingenden Anlaß zu solcher Annahme werden wir meiner persönlichen Überzeugung nach aus dem Vorstellungsinhalte der „kontrollierenden" oder sich anderweitig mitteilenden völlig fremden, übersinnlichen Intelligenzen bei einem Vorgehen, wie ich es des weiteren im Texte angebe, doch entnehmen können. H. S.

[2]) (Anmerkung Dr. von Hartmanns:) Das Auftauchen der Vorstellung, welche das Willensinteresse auf sich konzentriert, kann erfolgen 1. von außen her durch Fremdsuggestion, 2. von innen her und zwar a) durch willkürliche Autosuggestion von seiten des wachen Bewußtseins und b) durch unwillkürliches Auftauchen innerhalb des somnambulen Bewußtseins, sei es durch associatives Fortspinnen zufällig irgendwie gegebener Vorstellungen, sei es durch Organreize, beides nach Analogie des gewöhnlichen Traumes einerseits und des Irrsinns andrerseits. Daß ich den Fall 2,b im vorstehenden Aufsatze nicht besonders erwähnt habe, ist eine Unvollständigkeit, die sich aus der begrenzten Absicht desselben entschuldigt. E. v. H

(Zusatz des Herausgebers:) Ein Irrtum oder Rechenfehler der Halluzinations-Hypothese scheint mir in der Verkennnng des Willensmomentes zu liegen. Es

darum noch nicht gerade diejenigen „Geister" von Verstorbenen zu sein, für welche sie sich ausgeben. Unzweifelhaft aber stellt sich in denselben nicht nur eine von der inneren und äußeren Persönlichkeit des „Mediums" und des „Mesmeristen" durchaus verschiedene Intelligenz, sondern vor allem auch ein starker, von beiden ganz unabhängiger Wille dar. Ein sehr drastisches Beispiel hierfür beschreibt Gerald Massey aus seiner langjährigen Lebenserfahrung mit seiner eigenen Frau (vergl. unser Maiheft 1886[1]). Schon im Somnambulismus unterscheidet der Psychiker sowohl in seinem äußeren, tageswachen wie in seinem inneren, somnambulen

---

mag wohl denkbar sein, daß eine aus inneren Gehirnteilen unwillkürlich auftauchende Vorstellung das somnambule Bewußtsein suggestiv zur Darstellung einer anderen Persönlichkeit mit sich fortreißt. Dies wird aber doch gewiß nicht anzunehmen sein, wenn der Wille des Psychikers sich auch während seines somnambulen Bewußtseins, wie es oft vorkommt, dieser fremden auf ihn einwirkenden Macht mit aller seiner Kraft widersetzt, mit ihr kämpft und sich ihr zu entwinden sucht. Wer und was soll denn da der Wille sein, welcher diese Suggestion ausübt? — Medium und Hypnotiseur ringen bewußtermaßen mit dieser sich ihnen aufdrängenden Willenskraft, ersteres, das Medium auch in seinem somnambulem Bewußtsein. Der Wille des Mediums und des Hypnotiseurs kann diese fremde Macht also nicht sein! Ähnliche Fälle in Träumen mögen auch wohl unter Umständen auf fremde Beeinflussung zurückzuführen sein, obwohl da ja allerdings immer noch die Annahme einer Autosuggestion des eigenen Willens des Träumers in vorhergegangenem wachen Zustande oder auch eines unwillkürlichen Fortgerissenwerdens durch „Organreize" oder „Gedächtniseindrücke" möglich ist; und gleiche Ursachen auch in vielen Fällen von Irrsinn anzunehmen, wird gewiß zur Erklärung derselben ausreichen. Eine fremdwillige Einwirkung aber scheint mir allemal da angenommen werden zu müssen, wo der Wille des Psychikers auch bei somnambulem Bewußtsein desselben sich der ihn fremd beeindruckenden Vorstellung widersetzt. — Indem ich dieses schreibe, legt der der Postbote Nr. 18 dieses Jahrganges von „Schorers Familienblatt" neben mir auf meinen Schreibtisch hin. Aus diesem Hefte starrt mir ein ergreifendes Bild von Hixley „Die Sünden der Väter" entgegen. Auf demselben sind zwei Mädchen von etwa 12 bis 16 Jahren dargestellt, die letzten Sprößlinge einer durch den „Spielteufel" heruntergekommenen Adelsfamilie; sie schlagen ihre Zeit damit tot, einander im Kartenspiel das allabendlich in Wirtschaften erbettelte Kupfergeld abzugewinnen; die Charakteristik der Köpfe sowie die ganze Komposition des Bildes ist meisterhaft. In einem solchen aus den schmerzlichsten Tiefen des Seelenlebens gegriffenen Falle haben wir es sogar mit einer erblich fortwirkenden Autosuggestion oder, wie bei der Nachwirkung eines Fluches. mit einer eben solchen Fremdsuggestion zu thun. Oft mag dies vollkommen zureichende Ursache solcher Wirkungen sein; indessen wäre es auch in solchen Fällen voreilig, wollte man dabei von vorne herein die Möglichkeit als ausgeschlossen betrachten, daß nebenher auch noch gegenwärtige, fremde, übersinnliche Willenskräfte mitwirken. Mit unbedingter Sicherheit allerdings würde man meiner persönlichen Ansicht und Erfahrung nach solche Mitwirkung fremder Intelligenzen nur dann annehmen dürfen und müssen, wenn man solche Mädchen stark mesmerisierte, bis sie in höhere Phasen des Somnambulismus versetzt worden sind, und dann sähe, wie sich bei ihnen Wille und Vorstellung zu jener Spielleidenschaft verhalten: Erkennen sie dieselbe als lediglich ihrem persönlichen Bewußtsein angehörig oder als verstärkt durch eine fremde Willensmacht der sie sich im somnambulen Zustande widersetzen? In letzterem Falle würde ich keinen Grund sehen, diesen fremden Willen für weniger real zu halten als denjenigen der Mädchen selbst. H. S.

[1]) „Sphinx" I, 5 S. 336.

Bewußtsein sehr deutlich zwischen sich selbst und denjenigen leiblichen und anderen Intelligenzen, mit welchen er fernsinnig und fernwirkend in seiner übersinnlichen Sphäre verkehrt; und auch Dr. du Prels Theorie der „dramatischen Spaltung im Traume" ist schon im Somnambulismus wohl nur selten ausreichend. Noch schärfer aber tritt dies im eigentlichen spiritistischen Mediumismus hervor.[1]) Auch stellen sich dabei die fremden, das Medium in seiner äußersinnlichen und in seiner somnambulen Persönlichkeit beherrschenden Intelligenzen durchaus nicht immer als zügellos umherirrende Kräfte dar, sondern recht oft als klarbewußte und systematisch handelnde Wesen. Dr. von Hartmann meint, es seien dies „die subcorticalen Gehirnzentren des Mediums, welche mit ihn wie wild gewordene Pferde durchgehen". Daß solche besonderen Gehirnteile dabei das Werkzeug der mitwirkenden Kräfte sind, mag wohl sein; aber diese Zentren sind doch nicht selbst Kräfte. Es fragt sich vielmehr: wer oder was sind diese Kräfte, diese Urheber, welche durch diese inneren Organe wirken? Da aber stellt es sich meines Erachtens für den ruhigen Beobachter solcher ausgeprägten Fälle spiritistischer Mediumschaft zweifellos heraus, daß diese Urheber weder das äußere Bewußtsein der Medien, noch deren unbewußte Autosuggestion, noch auch deren somnambules Bewußtsein sind, sondern eben ganz andere, fremde Kräfte und Intelligenzen.

Die Wirksamkeit des äußereren Bewußtseins und die Autosuggestion sind dadurch ausgeschlossen, daß und soweit das Medium im tageswachen Zustande nichts weiß von dem, was unter der „Kontrolle"

---

[1]) (Anmerkung Dr. von Hartmanns:) Der gewöhnliche Irritabilitätsgrad der künstlichen Somnambulen pflegt sich zu wenig von der Lethargie zu entfernen, als daß für gewöhnlich bei dem Mangel von Fremdsuggestionen und Autosuggestionen die Vorstellungslosigkeit durch Symbolisierung von zentralen Organreizen unterbrochen, und die durch Suggestion gegebenen Vorstellungen traumhaft spontan weitergesponnen würden; dennoch zeigen die Berichte, daß wenigstens das Weiterspinnen in ziemlich selbständiger Weise auch bei künstlichen Somnambulen vorkommt. Bei unwillkürlichen Autosomnambulen dagegen ist der Irritabilitätsgrad der Zentralorgane hoch genug, um wie im natürlichen Traume das spontane Auftauchen von Vorstellungen auf Grund zentraler Organreize zustande kommen zu lassen; dies zeigt sich an den spontanen Traumhandlungen. Den gleichen Irritabilitätsgrad wird man auch bei willkürlichen Autosomnambulen als möglich voraussetzen müssen, womit dann der Boden für den Eintritt des soeben als 2,b klassifizierten Falles gegeben ist. **E. v. H.**

(Zusatz des Herausgebers:) Bei solchen „Adepten" (willkürlichen Autosomnambulen) würde ein derartig unwillkürlicher und ungeordneter Vorstellungsverlauf wohl am allerschwersten und seltensten vorkommen können; viel eher dagegen allerdings bei eigentlichen „Medien", namentlich wenn ihre Mediumschaft in gar keiner Weise (weder in aufwärtiger noch in abwärtiger Entwickelung) geschult ist, und solche Medien meint auch wohl Dr. von Hartmann eigentlich mit dem Ausdrucke „willkürliche Autosomnambulen" obwohl derselbe in dem nun einmal feststehenden Sprachgebrauche das Gegenteil bedeutet. Ob aber die sowohl durch „Medien", sowie vielleicht auch durch „Seher" und „Adepten" sich mitteilenden Intelligenzen nicht vielfach völlig über deren eigenen Vorstellungsbereich hinausgehen, das aus dem Inhalte solcher Mitteilungen festzustellen, wird demnächst zu versuchen sein. **H. S.**

solcher fremden Intelligenzen mit ihm vorgeht.[1]) Diejenigen „Mischzustände“ aber, in welchen das „Medium“ bei tageswachem Bewußtsein ist oder zu sein scheint, mögen vielleicht eher — wenn nicht etwa gar Taschenspielerei vorliegt — verschiedener, „gemischter“ Erklärung unterworfen werden. Die Wirksamkeit jedoch des somnambulen Bewußtseins des „Mediums“ ist dadurch ausgeschlossen, daß dasselbe mit Hülfe eines starken Mesmeristen gelegentlich neben der „Kontrolle“ wieder zur Geltung gebracht werden kann, und dann nicht nur sehr klar sich selbst von dem oder den es sonst völlig „kontrollierenden“ Wesen unterscheidet, sondern sich auch unter Umständen gegen deren Einfluß mit Aufraffung aller seiner eigenen letzten Kräfte wehrt. Daraus scheint doch schon hervorzugehen, daß hier eine dritte, von der des Mediums wie auch des Mesmeristen ganz verschiedene Willenskraft einwirkt.

Dennoch reicht diese Thatsache allein noch nicht hin zu einem zwingenden Beweise des sich Geltendmachens solcher dritten, fremden, nicht sichtbar anwesenden Intelligenzen. Solcher Nachweis ist vielmehr nur aus dem Vorstellungsinhalte derselben zu führen. Wo also eigentliche Mediumschaft im engeren (spiritistischen) Sinne des Wortes wissenschaftlich bewiesen werden soll, muß festgestellt werden, daß die sich mitteilende Intelligenz in keiner Weise irgendwie aus dem bewußten oder unbewußten Vorstellungsschatze des Mediums oder irgend eines der Anwesenden entnommen sein kann und doch bei weiterer Untersuchung als der sich darstellenden Persönlichkeit in allen Einzelheiten entsprechend sich ergiebt. In

[1]) (Anmerkung Dr. von Hartmanns:) Wie die Fremdsuggestion bei künstlichen Somnambulen, so wird auch die Autosuggestion bei willkürlichen Autosomnambulen sich nur auf Stichworte, auf allgemeine Direktive und Leitmotive beschränken, die nähere Ausführung aber dem automatischen Fortspinnen des somnambulen Bewußtseins überlassen. Dieses Fortspinnen kann sehr wohl unbewußter Weise durch die näheren Interessen des wachen Bewußtseins mitbestimmt sein, und insofern können diese von uns mit zur Autosuggestion gerechnet werden, ohne daß sie dem wachen Bewußtsein als Bestandteil derselben bekannt sind. Überhaupt kann die Autosuggestion sehr wohl als bloßer Wunsch bestimmterer oder unbestimmterer Art auftreten, ohne als Autosuggestion bewußt zu sein; z. B. kann ein Berufsmedium den Wunsch haben, daß in der Sitzung den Teilnehmern „Geister“ erscheinen sollen, aber die Art der erscheinenden Figuren seinem ausführenden somnambulen Bewußtsein überlassen. Es kann jedoch auch den Wunsch haben, daß ein bestimmter Verstorbener erscheine, z. B. der Vater eines Teilnehmers, und dieser Wunsch kann als Autosuggestion wirken, so daß zunächst das somnambule Bewußtsein gedankenlesend das Bild des verstorbenen Vaters aus dem latenten somnambulen Bewußtsein des Teilnehmers schöpft, es dann zur halluzinatorischen Deutlichkeit ausarbeitet und es endlich durch Vorstellungsübertragung in das Bewußtsein des Teilnehmers zurückprojiziert, beziehungsweise das in seinem somnambulen Bewußtsein vorhandene Bild über die Schwelle des wachen Bewußtseins hebt. E. v. H.

(Zusatz des Herausgebers:) Damit hätten wir dann wohl diese Halluzinations-Hypothese bis in ihre letzten Schlupfwinkel gehetzt, und somit gesehen, wie weit dieselbe theoretisch stichhaltig ist. Es wird nun unsere Aufgabe sein, zu untersuchen, ob und wieweit sich die Thatsache nachweisen läßt, daß durch Seher, Somnambulen und Medien Vorstellungen zu Tage treten, welche durch ihren Inhalt auf das Vorhandensein und die Mitwirkung noch anderer als der leiblich anwesenden Personen schließen lassen. H. S.

der klaren Erkenntnis dieser Sachlage bringt u. a. das große Bostoner Wochenblatt „The Banner of Light" seit Jahrzehnten jeden Sonnabend seine 6. Seite (5 Spalten mit etwa 1000 Zeilen) voll von Mitteilungen Verstorbener an ihre hinterbliebenen Freunde und Verwandte, welche oft in weiter Ferne sich befinden und die ebenso wenig wie der Verstorbene selbst weder dem Medium noch irgend einem der in den Sitzungen Anwesenden je bekannt gewesen sind, an welchen auch keiner von diesen Allen irgend ein Interesse hat. Als Grund der Mitteilung geben jene Intelligenzen lediglich ihr eigenes Bedürfnis nach einer solchen an und als Erklärung dafür, daß sie gerade diese so weit abliegende Gelegenheit benutzen, führen sie den Umstand an, daß sie keine bessere und sichere Möglichkeit der Mitteilung an die Ihrigen gefunden hätten. Es heißt, daß diesen Botschaften vielfach Folge gegeben wird und daß dieselben sich als richtig zu erweisen pflegen. Ein solches Vorgehen unter wissenschaftlich zwingenden Bedingungen wird auch in Europa und womöglich vor allem in Deutschland nachzuahmen sein. Wenn es gelingt, auf diese Weise einige Hunderte oder Tausende solcher Fälle festzustellen und zu sammeln in ähnlicher Weise, wie es die Leiter der Society for Psychical Research in den zwei Bänden „Phantasms of the Living" zur Feststellung der Telepathie (der Thatsache des vielfachen, sowohl experimentellen als spontanen Vorkommens einer übersinnlichen Gedanken-Verbindung) gethan haben, dann wird in der That auch das Fortbestehen des persönlichen Bewußtseins (des denkenden Prinzips) der menschlichen Persönlichkeiten nach dem Tode zweifellos festgestellt sein.

Dem würde dann auch nicht die weitere Theorie des Herrn Dr. von Hartmann widersprechen können, wonach derselbe solche Mitteilungen Verstorbener gleichsam auf einen „Telephonanschluß im Absoluten"[1]) zurückführt. Denn dabei bleibt immer doch die Thatsache bestehen, daß ein noch thätiges Denkvermögen mit der Erinnerung und dem Bewußtsein der verstorbenen Persönlichkeit ausgestattet, irgendwo oder irgendwie fortbesteht. Wenn das Absolute als der Träger dieses Denkvermögens bezeichnet wird, so könnte das insofern dahingestellt bleiben, als ja das Absolute, das „Ding an sich", überhaupt allen Existenzen zu Grunde liegt und ebenso gut in diesem Sinne auch als der Träger unserer lebenden Persönlichkeiten bezeichnet werden kann. Daß aber diesen sich mediumistisch geltend machenden Intelligenzen noch mehr als dieses „Absolute" zu Grunde liegt, ergiebt sich weiter aus den Feststellungen über die Objektivität der physikalischen Phänomene des Mediumismus, welche von anderer Seite bereits mit so großer Energie und anerkennenswerten Erfolgen betrieben worden sind. Ich meine die Untersuchungen des Staatsrats Alexander Akſákow, welche derselbe noch fortlaufend in dem letzten und dem gegenwärtigen Bande der „Psychischen Studien" mitgeteilt hat.[2])

---

[1]) Eduard von Hartmann: „Der Spiritismus", Leipzig 1885, S. 79.

[2]) Einen Nachweis der Objektivität sogenannter „Materialisationen" aus älterem Thatsachenmaterial zu führen, unternahm auch schon Prof. Carl Sellin

Wir werden demnächst über diese Untersuchungen eingehender zu berichten haben. Wenn aber danach von neuem die bereits früher von andern Gelehrten ersten Ranges festgestellte Thatsache unzweifelhaft angenommen werden muß, daß die physikalischen Experimente, welche während mediumistischer Sitzungen von eben jenen sich in denselben darstellenden fremden Intelligenzen veranstaltet werden, nicht nur subjektive Halluzinationen der Anwesenden, sondern objektive Wahrnehmungen und mithin „materielle" Vorgänge sind, so ergiebt sich daraus, daß diesen Intelligenzen mindestens ebenso viel persönliche Willenskraft und Handlungsfähigkeit zugeschrieben werden muß, wie nur irgend einem lebenden Menschen. Das Absolute kann doch solche Hexereien nicht machen; es ist ja recht eigentlich der Gegensatz zu dem Begriffe der Persönlichkeit. Und die somnambule Persönlichkeit des „Mediums" hier als den Veranstalter anzunehmen, ist dann durch die nachgewiesene oder nachzuweisende Mitwirkung jener anderen Intelligenzen oder übersinnlichen Persönlichkeiten ausgeschlossen.

Übrigens sind die vorhin angedeuteten mediumistischen Untersuchungen über das fortdauernde Vorhandensein verstorbener Persönlichkeiten nicht die einzigen Mittel der Feststellung dieser Thatsache; eine mindestens ebenso reiche Ährenlese bietet das Feld der Seherschaft und des Somnambulismus, von denen erstere meist spontan und unwillkürlich sich äußert, letzterer aber auch willkürlich und künstlich zu erzeugen ist. Geeignete Fälle von seherischem Verkehr mit übersinnlichen Intelligenzen müßten also gelegentlich beobachtet, festgestellt und gesammelt werden — Swedenborg wird als das bekannteste typische Beispiel hierfür aus der Vergangenheit angeführt werden können[1] —; der Somnambulismus dagegen liefert das als Ergänzung und Bestätigung hierzu erforderliche experimentelle Material.

Ein noch schlagendererer Beweis — wohl der aller drastischte und am meisten überzeugende — ist aus gewissen Spukvorgängen zu gewinnen. So widerwärtig allerdings einem sittlich gesunden Menschen oftmals schon die Sphäre sein wird, in der solche Thatsachen sich bewegen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß es für hartnäckige Zweifler

in seinem vorjährigen Aufsatze gegen Dr. von Hartmanns Ansichten (Maiheft 1886, I 5, S. 289 ff.). — Wenn letzterer aber in obigem Artikel meint, daß Prof. Sellin auf die Unterscheidung zwischen Halluzination und Sinneswahrnehmung garnicht eingegangen sei, so möchte ich dagegen auf die Seiten 299 ff. jenes Aufsatzes verweisen, wo doch einige Thatsachen angeführt werden zu dem von Dr. von Hartmann für die Annahme von Sinneswahrnehmungen geforderten Nachweise, daß jene physikalischen Vorgänge in mediumistischen Sitzungen „dauernde Wirkungen von aufzeigbarer Gestalt hinterlassen haben" (vergl. E. v. Hartmann „Der Spiritismus", S. 103 und sonst).

[1]) Im vorstehenden Artikel erwähnt Dr. von Hartmann den „Meta-Organismus" des Baron Hellenbach. Inwiefern nun letzterer diesen „Ätherleib" des Menschen als Erklärung auch für ein Hellsehen in die Zukunft auffaßt, hat derselbe in dem einleitenden Artikel dieses Heftes, sowie in den kommenden Fortsetzungen desselben auseinandergesetzt. Diese Aufsätze indessen lagen Herrn Dr. von Hartmann noch nicht vor. H. S.



kaum ein wirksameres Beweismittel giebt als solche Erfahrung. Dies gilt besonders von denjenigen Fällen, bei denen gar keine „Medien“ oder „Autosomnambule“ beteiligt sind, welche eine Halluzinierung der Beobachter bewirken könnten. Wir geben in diesem Hefte zwei solcher Beispiele, welche in der älteren wie in der neuesten Zeit als typisch für zahllose Vorgänge gelten können, wie sie ein jeder überall beobachten kann, wenn er sich die Mühe nehmen will, danach zu suchen.

Zum Schlusse halte ich es noch für wünschenswert, darauf hinzuweisen, daß zwar die Beschaffung der hier empfohlenen wissenschaftlichen Feststellungen und Beweise für den Gang unserer Kultur-Entwickelung wichtig und nötig ist; die entscheidende, epochemachende Umgestaltung unserer Weltanschauung wird aber meines Erachtens niemals durch solche Vorgänge in den Studierzimmern und Experimentierräumen der Gelehrten unmittelbar bewirkt. Das vielmehr, was allein zu einer solchen Umgestaltung führen kann, ist das Selbstbeobachten und Selbstexperimentieren möglichst weiter Kreise des Publikums.[1]) Gedanken-Übertragung, Hypnotismus, Mesmerismus, Telepathie, zweites Gesicht und ebenso auch der Mediumismus müssen den gebildeten Kreisen unseres Volkes vertraute Thatsachen werden, an denen ein Interesse zu nehmen und in denen einige Kenntnis und Erfahrung zu haben, zum „guten Ton“ des „gebildeten Menschen“ gehört. Dieses Ziel zu erstreben, ist einer der unmittelbarsten Zwecke der „Sphinx“. Zu diesem Zwecke werden wir auch nach wie vor fortfahren, unsern Lesern in positiver und in negativer Weise an die Hand zu gehen, anleitend einerseits, warnend andererseits jedes an seinem Orte und zu seiner Zeit. Um persönlich ganz unzweifelhafte Beweise für das Vorhandensein übersinnlicher Wesen zu gewinnen, sind meistens schon die einfacheren und fast jedem zugänglichen mediumistischen Experimente ausreichend. Eigene Überzeugung aber gewinnt man jedenfalls nur durch eigene Erfahrung, eigene Beobachtung und eigenes Experimentieren.

* * *

Dieser Nachschrift zu seinem Aufsatze: „Geister oder Halluzinationen?“ hat Herr Dr. Eduard von Hartmann bei Durchsicht der Korrektur noch einige abschließende Bemerkungen hinzuzugefügt. Dieselben knüpfen an folgende drei Hauptpunkte meiner Ausführungen an:

---

[1]) Herr Dr. von Hartmann hat es bisher vermieden, „mediumististische“ Thatsachen experimentell selbst zu beobachten, weil dabei nicht die Möglichkeit ausgeschlossen sei, daß er selbst etwa auch durch die „Medien“ halluziniert werde. Bei der Beobachtung von Seherschaft, Somnambulismus und Spukvorgängen fällt dieser Einwand schon meistens weg; aber auch bei der Beurteilung des Vorstellungsinhaltes „mediumistischer“ Mitteilungen bleibt dies Bedenken ja völlig unanwendbar. Zu den gewöhnlichen Phasen der Schreibmediumschaft, sowie zur Bildung mediumistischer Kreise sind die meisten Menschen mehr oder weniger befähigt, viele sogar zur Sprechmediumschaft. Im Interesse der wissenschaftlichen Feststellung der grundlegenden Frage nach einem postmortalen Fortleben der menschlichen Persönlichkeit möchte ich daher Herrn Dr. von Hartmann auffordern, seine Untersuchungen zunächst wenigstens auf dieses Gebiet der psychischen Experimentalforschung auszudehnen. H. S.

1. Das Auftreten eines dritten Willens, unabhängig von dem des Mediums oder dessen Mesmeristen, nötigt uns zur Annahme selbständiger Wesen, der sogenannten „Geister" oder „Gespenster". Hierzu bemerkt Dr. von Hartmann:

Den niederen Nervenzentren schreibe ich ebenso wie den höheren einen Willen zu; physiologisch betrachtet, haben sie gleich diesen Spannkraft in sich aufgespeichert, welche durch Reize ausgelöst, d. h. in lebendige Kraft umgesetzt werden kann. Bei dem normalen Zustande der Zentralisation des Nevensystems werden diese Kräfte, beziehungsweise Willensakte der untergeordneten Nervenzentren nur im Sinne des obersten herrschenden Zentrums wirken; wo aber ein abnormer Zustand der Dezentralisation eingerissen ist, können sie selbständig wirken, was dann im Sinne des Gesamtorganismus irrationell herauskommen muß.

Es giebt bekanntlich neben dem wachen, normalen Bewußtsein nicht bloß ein, sondern mehrere abnorme Bewußtseine (vergl. du Prels „Phil. der Mystik"); es kann mindestens ebenso viele solche in einem Individuum geben, als dasselbe untergeordnete Nervenzentren besitzt, die eines sensoriellen Vorstellens fähig sind. Darum kann auch das zuerst aufgetretene somnambule Bewußtsein mit einem zweiten solchen in Kampf treten, das aus einem andern untergeordneten Nervenzentrum auftaucht. Jeder dieser Vorstellungskreise kann sich dem andern in personifizierter Gestalt darstellen; und deshalb kann auch ihr Kampf unter einander um das Übergewicht im Individualbewußtsein und um die Herrschaft über den Organismus subjektiv als ein Kampf von Personen oder von persönlichen Intelligenzen und Mächten angeschaut werden, ohne objektiv ein solcher zu sein.

Wie schon in der „Nachschrift" bemerkt, halte ich du Prels wertvolle Pheorie der unbewußten Personifikation unwillkürlich auftauchender Vorstellungen, welche jedermann fast allnächtlich in der dramatischen Entwickelung seiner Träume an sich selbst beobachten kann, doch nur in sehr beschränktem Maße für auf den Somnambulismus anwendbar. Sicherlich kann diese Hypothese keinen einzigen derjenigen Fälle erklären, bei welchen der sich in solcher Personifikation geltend machende Vorstellungsinhalt über den des Psychikers oder irgend eines Anwesenden und über das persönliche Interesse derselben hinausgeht. Nun aber gar die solcherart „unwillkürlich" auftauchenden Vorstellungen auf eigene selbständig wirkende Willen ohne Subjekt oder auf Willensrichtungen des Mediums selbst zurückzuführen, scheint mir ganz und gar unzulässig und unbegründet. Selbst da, wo der Vorstellungsinhalt der sich geltend machenden dritten Intelligenz nicht über den Bereich der Kenntnis und des Interesses der Somnambulen oder der Anwesenden hinausgeht, scheint mir zweifellos das Auftauchen eines dem somnambulen Individualbewußtsein widerstreitenden übersinnlichen Willens uns auf eine dritte, „objektive" Ursache zurückzuleiten.

2. Dr. von Hartmanns Theorie des „Telephonanschlusses im Absoluten" widerlegt nicht die Thatsache, daß die noch thätigen Denkvermögen, mit persönlicher Erinnerung und Bewußtsein ausgestattet, noch nach dem Tode irgendwo oder irgendwie fortbestehen. Derselbe meint indessen:

Es ist wohl zu unterscheiden zwischen einem Gedankenlesen, das den subjektiven Bewußtseinsinhalt eines andern Individuums errät, und einem Hellsehen, welches sich auf objektive Thatsachen und Ereignisse bezieht. Wenn ein Seher zu-

künftige Ereignisse voraussieht (z. B. das Ins-Wasser-Springen eines bestimmt gekleideten Menschen von einer bestimmten Stelle einer gewissen Brücke), so wird selten ein Dritter denkbar sein, aus dessen Bewußtsein ein solches „Gesicht“ durch Gedankenlesen geschöpft werden könnte. Was so in Bezug auf künftige Ereignisse möglich scheint, dessen Möglichkeit wird auch für vergangene nicht ohne weiteres ausgeschlossen werden können. Wie im ersteren Falle, so wird auch im letzteren eine Vermittelung des Hellsehens durch Gedankenlesen entbehrlich sein. Es liegt also in einem auf vergangene Ereignisse zurückblickenden Hellsehen ebenso wenig eine Nötigung dazu, das Bewußtsein fortlebender Verstorbener als Vermittelung heranzuziehen, wie beim vorausblickenden Hellsehen dazu, das Bewußtsein noch ungeborener Menschen als Bindeglied zu supponieren. Dabei macht es keinen Unterschied, ob der Seher sein Hellsehen in das Gewand einer Mitteilung von Verstorbenen oder sonstigen „Geistern“ einkleidet oder nicht, da diese Form der Einkleidung allen Arten von Traumbildern gemeinsam ist. Die Nötigung, auf das Bewußtsein Verstorbener zurückzugreifen, würde sich erst dann ergeben, wenn das zurückblickende Hellsehen sich auf Gedanken bezöge, welche ein Verstorbener bei Lebzeiten gehabt hat, ohne sie direkt (durch Ausführung oder Niederschrift) oder indirekt (durch Mitteilung an dritte) in objektive Thatsachen umzusetzen; ein solcher Fall von Hellsehen würde aber niemals als Hellsehen geltend gemacht werden können, weil ihm seiner Natur nach die Möglichkeit einer Bestätigung abginge.

So geistreich diese Theorie hier verfochten ist, so scheint sie mir doch dadurch hinfällig, daß sie den Thatsachen nicht entspricht. Ohne Ursache keine Wirkung: „Hellsehen“, in welcher Form auch immer es sich zeigen mag (zweites Gesicht, Psychometrie, Gedankenlesen, Telepathie u. s. w.) muß wie jedes Ding in der Welt seinen zureichenden Grund haben. Dadurch also, daß man die anormale (übersinnliche) Wahrnehmung des Vorstellungsinhaltes einer verstorbenen Persönlichkeit auf Hellsehen zurückführt, ist für die Entscheidung derjenigen Frage, auf welche es hier allein ankommt, durchaus nichts gewonnen. Wie man solche Wahrnehmung okkultistisch klassifizieren will, wird nur in jedem einzelnen Falle zu entscheiden sein und wird je nach den Umständen wohl sehr verschieden ausfallen. Hierum aber handelt es sich hier gar nicht, sondern nur darum, auf welche Ursache solche Wahrnehmung zurückgeführt werden kann und muß.

Sehr oft nun, wie beim „Zweiten Gesicht“ (vor- und rückschauend), bietet die Örtlichkeit, wo der Seher sich in dem betreffenden Augenblicke befindet, die hinreichend begründende Veranlassung für die geschehene Wahrnehmung. In andern Fällen, wie bei allen psychometrischen Experimenten, findet sich dieser zureichende Grund in der Berührung des Sehers mit einem Gegenstande, welcher mit der hellsehenden Wahrnehmung in Verbindung steht. In allen Fällen endlich von Telepathie im weitesten Sinne des Wortes wird die Wahrnehmung verursacht durch irgend ein Interesse des Wahrnehmenden selbst oder einer befreundeten, verwandten oder in unmittelbarer Nähe befindlichen Person an dem telepathisch (fernsinnig) wahrgenommenen Vorgange oder dem in Vergangenheit oder Zukunft liegenden Ereignisse. Und schon in vielen solchen Fällen, wo Lebende und Sterbende sich „telepathisch“ ihren Freunden und Verwandten kund thun, ist die direkte Verstärkung des

telepathischen Interesses der Wahrnehmenden durch das eigene Interesse, den eigenen Wunsch und Willen der Wahrgenommenen als wahrscheinlich konstatiert. Zahlreiche Fälle dieser Art finden sich in den 2 Bänden „Phantasms of the Living“ der S. P. R. nachgewiesen. In allen denjenigen Fällen aber, wo es sich um die Wahrnehmung des Vorstellungsinhaltes einer verstorbenen Persönlichkeit handelt, für welche weder die Örtlichkeit, noch die Berührung mit irgend einem Gegenstande, noch das direkte oder indirekte Interesse eines Anwesenden vorliegt, bleibt als Ursache der Wahrnehmung nichts anderes anzunehmen übrig als das Interesse oder der Wille der verstorbenen Persönlichkeit selbst.

3. Abgesehen von dem auf solche Weise hellsinnig wahrgenommenen oder mediumistisch mitgeteilten Willen Verstorbener, macht sich derselbe in verschiedener Art, auch objektiv für jedermann wahrnehmbar, geltend. Am drastischsten geschieht dies (ohne alle Vermittlung von „Medien“ oder „Somnambulen“) bei vielen Spukvorgängen; außerdem aber auch in den physikalischen Produktionen spiritistischer Medien, so bei „direkter Schrift“, den „Materialisationen“ u. s. w. — Hiergegen wendet Dr. von Hartmann ein:

> Insofern die etwaigen physikalischen Wirkungen innerhalb der physikalischen Wirkungssphäre des Mediums vor sich gehen, scheint es logisch unumgänglich, deren Ursache zunächst in der unwillkürlichen Thätigkeit des Mediums zu suchen, gleichviel ob dieses dabei träumt, daß diese Wirkungen von Geistern vollbracht werden oder nicht. Die bisherigen Berichte scheinen mir aber von objektiven physikalischen Wirkungen immer nur innerhalb der Aktionssphäre der mediumistischen Nervenkraft zu sprechen.

Auch von diesem Gesichtspunkte aus, scheint mir, wird Herr Dr. von Hartmann der Frage, um die es sich hier handelt, nicht auf den Grund kommen können; denn nach welchem Kriterium, nach welchen Merkmalen wollte derselbe wohl bestimmen, wo die Aktionssphäre der mediumistischen Nervenkraft aufhört? — Es ist ja überdies selbstverständlich, daß diese Produktionen nur innerhalb der Wirkungssphäre des Mediums vor sich gehen müssen, denn sie werden ja unbestrittener Maßen nur durch oder vermittelst der Kräfte des Mediums bewirkt. Es fragt sich auch hier ja lediglich, wer diese Kräfte in Bewegung setzt. Worin ist die Ursache solcher Produktionen zu suchen: im Medium? in irgend einem andern anwesenden, befreundeten oder verwandten Menschen? oder in irgend einem dritten (übersinnlichen) Wesen? — Die Merkmale für den Nachweis der letzteren, dritten Möglichkeit aber finde ich lediglich in dem Sichgeltendmachen eines durch kein vorliegendes Interesse herbeigezogenen, sondern nur durch eigenen Willen wirkenden Vorstellungsinhaltes einer verstorbenen Persönlichkeit. **Hübbe-Schleiden.**



Die wissenschaftliche Ansicht vom Zustand nach dem Tode.

Von

Carl du Prel.

II.

Durch die Existenz transscendentaler Fähigkeiten wird nicht nur das Daß, sondern einigermaßen auch das Wie der Unsterblichkeit erhellt. Die wichtige Frage in letzterer Hinsicht ist wohl die, ob uns der Tod mit denjenigen wiedervereinigt, mit denen wir auf der Erde verbunden waren. Für diese Frage des Wiedersehens kann nur wieder auf die Aufschlüsse hingewiesen werden, die der Somnambulismus erteilt. Das somnambule Bewußtsein ist zeitlich und räumlich ausgedehnter, als das sinnliche, und zwar schon darum, weil es dieses letztere mitumfaßt, während man umgekehrt aus dem Somnambulismus erinnerungslos erwacht. Damit ist eigentlich die Frage schon entschieden; sogar sind die transscendentalen Fähigkeiten, z. B. das Gedankenlesen, von solcher Art, daß sie eine viel intimere Beziehung, als irdisch möglich ist, nach sich ziehen. Weit entfernt also, daß alte Bewußtseinsbestandteile fallen gelassen würden, kommen neue hinzu. Andrerseits wäre die Vorstellung, daß das transscendentale Subjekt trotz seines erweiterten Bewußtseins ein isoliertes Dasein führen sollte, eine rein willkürliche, ja phantastische.

Das Gemüt des Menschen fordert aber nicht nur die Forterhaltung der alten Beziehungen, sondern deren Forterhaltung mit dem Bewußtsein ihrer Identität mit den früheren. Wir wollen diejenigen, mit welchen wir in Liebe verbunden waren, nicht nur wiederfinden, sondern auch wiedererkennen. Ohne diese Erinnerung hätte die Erhaltung der früheren Beziehungen nicht mehr Wert, als das Eingehen ganz neuer. Auch in dieser Beziehung gewährt uns der Somnambulismus Sicherheit, und dieser Trost würde nicht einmal dann versagen, wenn in der That beständige Reïnkarnation stattfinden würde. Ein jeweiliges Abreißen unserer Beziehungen wäre auch dann nicht anzunehmen, weil von jeder körperlichen Reïnkarnation gelten muß, was von diesem Leben gilt, daß die Seele über das Bewußtsein hinausragt. Die transscendentale Vereinigung bleibt also neben und gleichzeitig mit der sinnlichen Isolierung bestehen. Die Seele, soweit sie von der Inkarnation nicht betroffen wird, kann nicht als funktionslos angesehen werden; sie funktioniert ja in der That im Somnambulismus. Dies könnte nicht der Fall sein, wenn die transscendentale und sinnliche Existenz nur aufeinanderfolgten, nicht gleichzeitig wären. Wir ersehen daraus, daß wir eigentlich gar nicht vor der Alternative stehen,

Reïnkarnation oder transscendentales Dasein anzunehmen. Bei der Gleichzeitigkeit der Existenzen kann man den Accent auf die eine oder die andere legen, und je nachdem die Reïnkarnation behaupten oder sie leugnen, besonders da das irdische Dasein für das transscendentale Bewußtsein auch bezüglich seiner Länge so sehr zusammenschrumpft. Wäre also die Reïnkarnation auch nicht zu leugnen, so würde sich doch das Aut — aut der obigen Alternative in ein Et — et verwandeln.

Man könnte die Notwendigkeiten der Wiedergeburten allenfalls damit motivieren, daß ein irdisches Leben eben wegen seiner größeren Übel und Hindernisse einen intensiveren Fortschritt ermögliche; indessen fehlen uns dann doch die zu einem Vergleich berechtigenden Kenntnisse. Auch als transscendentales Wesen sind wir erkennend, wollend und wirkend; damit ist aber die Möglichkeit eines Fortschrittes gegeben. Wer den spiritistischen Phänomenen Glauben beimißt, wird diese Möglichkeit schon daraus erkennen, daß die spiritistischen Einflüsse der Veränderung unterworfen sind. Die sogenannten spukhaften Phänomene hören mit der Zeit auf; die Geister, die, von ihrer organisierenden Fähigkeit Gebrauch machend, als Materialisationen erscheinen, erklären häufig, daß sie nun bald nicht mehr kommen können. Ich erinnere nur an die Abschiedsscene zwischen dem Phantom Katie King und dem Medium von Professor Crookes. Das Phantom erklärte, daß es sich nun nicht mehr zeigen könne, daß es vielleicht nach längerer Zeit wieder schriftlich mit dem Medium verkehren könne, aber zu jeder Zeit könne das Medium sie in hellsehendem Zustande erblicken. Schon bei Beginn der Mediumität von Miss Cook hatte das Phantom verkündet, daß es nur drei Jahre lang die Kraft haben würde, beim Medium zu verweilen, dann aber Abschied nehmen müßte.[1]) Wo aber Veränderungen eines Zustandes gegeben sind, da sind auch Entwicklung und Fortschritt möglich. Wenn wir unsere bisher erreichte Stufe im Sinne eines metaphysischen Darwinismus betrachten, dann werden wir auch bezüglich der Zukunft der Ansicht Schellings beipflichten: „Ein Wesen, das aus so tiefer Nacht in so hohes Licht erhoben wurde, berechtigt zu den größten Hoffnungen und scheint Verwandlungen entgegen zu gehen, gegen welche auch die größten Ereignisse seines inneren und äußeren Lebens in der jetzigen Welt nicht in Betracht kommen".[2])

Um so mehr werden wir unser Urteil über den Tod dahin zusammenfassen dürfen, daß er nicht nur kein Übel, sondern ein positiver Gewinn ist, was schon der Somnambulismus klar genug zeigt. Es ist den Erforschern des Somnambulismus, und auch mir selbst der Vorwurf gemacht worden, daß ich die Erscheinungen dieses Zustandes überschätze, ja daß ich untersinnliche Erscheinungen mit übersinnlichen verwechsle.[3]) Es wird mir seinerzeit nicht schwer werden, diesen Vorwurf in einer „transscendentalen Psychologie" zu entkräften. Wenn übrigens in dieser Annäherung an den künftigen Zustand nicht schon etwas Bestätigendes liegen würde,

[1]) Perty: der Spiritualismus, 156 — [2]) Schelling I, 9. 110.
[3]) E. von Hartmann: Moderne Probleme.

so wäre es ganz unerklärlich, daß die buddhistische Religion, die einzige, welche die Erzeugung somnambuler Zustände systematisch betrieb, ja auf die Erfahrung derselben aufgebaut ist, die höchste Stufe geradezu als Deïfikation erklärt. Es wäre ebenso unerklärlich, daß die christlichen Ekstatiker, welche ebenfalls diese Zustände an sich selbst erfuhren, sie für eine vorübergehende Entzückung ins Paradies erklärten. Auch allen unseren modernen Somnambulen ist der transscendentale Zustand ein erfreulicher; sie wollen nicht zurückerwachen zum irdischen Bewußtsein; sie wollen nicht geweckt werden; sie weigern sich, ihren Heilmittelinstinkt anzustrengen, um Mittel der Genesung zu finden; sie beben zurück vor der Wiedervereinigung mit ihrem scheinbar leblosen Organismus, dem sie objektiv gegenüberstehen, und sie sind einstimmig darin, die Verwandtschaft ihres Zustandes mit dem künftigen zu erklären. Wenn sie — in der Regel erinnerungslos — erwachen, bleibt ihnen doch oft in der Gefühlssphäre eine Wirkung ihres Zustandes zurück, die ihnen die Sehnsucht nach demselben erweckt. Du Potet kannte einen Autosomnambulen, der jeden Abend in seinen Zustand verfiel, und weil er auch nach dem Erwachen noch dafür schwärmte, sich weigerte, künstlich magnetisiert zu werden. Er wollte nicht geheilt sein, und da seine Angehörigen auf der Vornahme der magnetischen Behandlung bestanden, entspann sich ein Kampf, dem der Magnetiseur nur mühsam entrann.[1]) Nicht der Tod erschreckt die Somnambulen, sondern vielmehr die Rückkehr zum Leben.

Die so häufige Erscheinung, daß Sterbende in ihren letzten Augenblicken einen so friedlichen Ausdruck annehmen, ließe sich allenfalls noch daraus erklären, daß das schmerzliche Zusammenziehen der Muskeln mit dem Schwinden des Lebens nachläßt; wenn wir aber sehen, daß noch Verstorbene auf dem Paradebett oft einen so ruhigen Ausdruck annehmen, während die Züge bis zum letzten Augenblick schmerzlich verzerrt waren, so läßt uns hier die physiologische Erklärung im Stich. Bei schmerzlichem Sterben — im transscendentalen Bewußtsein wird dasselbe bereits als ein objektiver Vorgang wahrgenommen — müßte der Gesichtsausdruck des letzten Augenblicks sich im Tode fixiert erhalten; daß aber das Gegenteil so häufig eintritt, läßt sich wohl nur erklären aus der noch einigermaßen fortbestehenden Solidarität zwischen der jenseitigen Einflüssen bereits ausgesetzten Seele und dem nunmehr abgestreiften Produkt ihrer organisierenden Fähigkeit, dem Körper.

Freilich mag auch das bloße Kontrastgefühl dazu beitragen, dem buddhistischen Mystiker, dem christlichen Ekstatiker und dem im Hochschlaf befindlichen Somnambulen ihre Zustände als selige erscheinen zu lassen; aber wenn auch bei der Wertschätzung dies in Abzug zu bringen ist, so muß doch ein bloß negativer Vergleich mit dem irdischen Dasein zu Gunsten des Jenseits ausfallen. Wir brauchen uns nur die zahllosen irdischen Übel zu vergegenwärtigen, die Schmerzen und Krankheiten, ja die bloße Gebundenheit und Beschränkung, die mit der Leiblichkeit ge-

1) Du Potet: Journal du magn. an. I, 43.

geben sind, um die Befreiung davon schätzen zu können. Freilich stehen wir auch als transscendentale Wesen nicht außerhalb der Natur und sind ihren Einflüssen unterworfen; aber im Leben ist der Leib ein mehr oder minder fixiertes Produkt der Organisationsfähigkeit, welche dagegen im jenseitigen Leben viel freier waltet, und den äußeren Einflüssen und Störungen begegnen kann. Davon können uns die Vorgänge bei Materialisationen belehren, ja schon die Stigmatisation, das Versehen, die autopsychische Heilmethode im Hypnotismus und der Somnambulismus mit seinem Heilinstinkt und der Heilverordnung.

In geistiger Hinsicht kommt dazu noch die Steigerung des Bewußtseins, wobei jedoch das irdische Bewußtsein mit umfaßt bleibt. Darin liegt die Fortdauer individueller Erinnerung und die Gewähr des Wiedersehens der uns Vorangegangenen. Eine Beschränkung scheint diese gleichwohl zu erleiden, aber auch diese nur zu Gunsten der Sache; denken wir uns das schon im Somnambulismus vorkommende Gedankenlesen, das in moralischer Hinsicht zur Charakterdiagnose wird, im Jenseits noch gesteigert, so muß dort der Wahlverwandtschaft eine viel größere Bedeutung zukommen, als hier; aber diese Beschränkung des Wiedersehens kann nur als ein Gewinn angesehen werden.

Was das Wo des Jenseits betrifft, so müßte die Ansicht, daß mit dem Tode eine räumliche Versetzung gegeben sei, jedenfalls erst bewiesen werden, und bis zum erbrachten Gegenbeweis muß eben angenommen werden, daß wir in der gleichen Welt bleiben, wenngleich weder sinnlich wahrnehmend, noch — von den bekannten Ausnahmen abgesehen — sinnlich wahrnehmbar. Daß wir optisch für unsere Nebenmenschen aus dieser Welt verschwinden und aufhören, mit ihnen in Beziehungen zu stehen, hat der naive Verstand als eine räumliche Versetzung ausgelegt, während es zunächst nur als ein Verschwinden aus der fremden Empfindungssphäre angesehen werden kann, weil eben der Beweis nicht weiter reicht. Wohl aber muß zugestanden werden, daß mit dem Ablegen des Körpers unser Verhältnis zu dieser Welt so sehr sich verändert, daß dies einer Versetzung in eine ganz andere Welt gleichkommt. Unsere Wahrnehmungsweise, unsere Erkenntnis der Naturkräfte, unsere Wirkungsweise vermöge dieser Kräfte verändert sich gänzlich; damit hängt aber zusammen, daß auch unsere Lokomobilität eine ganz andere sein wird. Es ist einer der bedeutendsten Naturforscher, welcher sagt: „Es ist möglich, daß intelligente Wesen existieren können, welche fähig sind, auf Materie einzuwirken, obgleich sie selbst von unseren Sinnen nicht direkt erkennbar sind". Da die meisten Veränderungen auf der Erde durch Kräfte, Bewegungsarten der Materie und des Äthers geschehen, die uns unwahrnehmbar sind, und nur aus ihren Wirkungen erkannt werden, so „müssen wir zugeben, daß wenn Intelligenzen einer von uns sogenannten ätherischen Natur existieren, wir keinen Grund haben, zu leugnen, daß sie sich jener ätherischen Kräfte bedienen, welche die übersprudelnde Quelle bilden, aus welcher alle Kraft, alle Bewegung, alles Leben auf der Erde entspringen. Unsere beschränkten Sinne und Verstandeskräfte befähigen uns nur für Eindrücke und Wahrnehmungen einiger von den mannigfaltigsten Manifestationen ätherischer Bewegung unter den so verschiedenen

Phasen des Lichts, der Wärme, der Elektrizität und der Schwerkraft; aber kein Denker wird auch nur einen Augenblick behaupten, daß es keine anderen möglichen Weisen der Thätigkeit für dieses ursprüngliche Element mehr geben könne. . . . Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß es Wahrnehmungsweisen giebt, welche noch höher sind, als alle die unserigen, ebenso wie das Gesicht höher ist, als das Gefühl und Gehör. . . . Wir müssen daher zugeben, daß es passende Organisationen zum Empfang ihrer (der Bewegungsarten des Äthers) Eindrücke geben kann und wahrscheinlich auch giebt. . . . Jede ihrer Fähigkeiten wird entsprechend sein den Thätigkeitsweisen des Äthers. Sie können vielleicht eine ebenso schnelle Kraft der Fortbewegung haben, wie die des Lichtes oder des elektrischen Strommes ist. Sie können eine ebenso scharfe Sehkraft haben, wie die unserer stärksten Teleskope und Mikroskope. Sie können auch vielleicht einen, den Kräften des jüngsten Triumphes der Wissenschaft, des Spektroskops, ziemlich analogen Sinn haben und durch denselben in den Stand gesetzt sein, augenblicklich die innerste Beschaffenheit der Materie unter jeder Form, ob in organisierten Wesen oder in Sternen und Nebeln, zu entdecken. Dergleichen im Besitz solcher uns unerfaßlicher Kräfte befindliche Wesen werden nicht übernatürlich sein, ausgenommen in einem sehr beschränkten und unrichtigen Sinne des Wortes. Und wenn diese Kräfte auf eine von uns wahrzunehmmende Weise ausgeübt würden, so würde das Resultat kein Wunder sein in dem Sinne, in welchem das Wort von Hume und Tyndall gebraucht wird. Es würde dann keine „Verletzung eines Naturgesetzes" sein; es würde kein „Eingriff in das Gesetz der Erhaltung der Kraft" sein."[1])

In der That begegnen wir schon im Somnambulismus Annäherungen an den Zustand solcher Wesen, in welchen Wallace den jenseitigen Menschen zu schildern scheint. Jenem spektroskopischen Sinne entspricht das intuitive Erkennen innerster Eigenschaften bei Pflanzen, Mineralien, Menschen; und jene Bewegungsgeschwindigkeit mit Hilfe des Äthers hat ihr Vorbild in der Beweglichkeit des Doppelgängers. Ähnlich wie Wallace, aber in seiner Weise, drückt auch Tertullian diesen Gedanken mit den Worten aus: Omnis spiritus ales.[2])

Jean Paul sagt: „Das Ob der Unsterblichkeit leidet bei dem Wie.[3]) In der That kann der Vorteil, den man über den Zweifler bezüglich des Ob erlangt, leicht wieder verloren gehen, wenn man zur Befriedigung der doch unabweislichen Fragen das Wie auszumalen versucht. Man sollte allerdings meinen, daß die Totenbefragung, wie sie in neuerer Zeit vom Spiritismus betrieben wird, das einfachste Mittel wäre, sichere Aufschlüsse über das künftige Leben zu erhalten. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Es ist eine Erfahrungsthatsache, daß die auf psychographischem Wege, oder durch direkte Schrift oder durch Sprechmedien erlangten Aufschlüsse schwer in Harmonie zu bringen sind. Eine solche Harmonie wäre aber selbst dann nicht möglich, wenn das Jenseits kein individuelles wäre, was es höchst wahrscheinlich ist; denn da der Tod einen Wechsel der Anschauungsformen bedeutet, können jenseitige Verhältnisse auch nicht in der Sprache der irdischen Anschauungsformen geschildert werden. Es ist ferner höchst wahrscheinlich, daß das Medium, wie es bei physikalischen Phänomenen und Materialisationen seine Kräfte, so auch bei geistigen Aus-

---

[1]) Wallace: Wissenschaftliche Ansicht des Übernatürlichen. S. 12.

[2]) Tertullian: Apolog. c. 22. — [3]) Jean Paul: Selina.

sprüchen seine Vorstellungsweise herleihen muß, und dadurch die Mitteilungen beeinflußt. Dieser subjektive Anteil des Mediums ist aber noch sehr weit davon entfernt, bestimmbar zu sein. Dagegen herrscht die größte Einigkeit unter den Geistern bezüglich des Ob der Unsterblichkeit. Das zu wissen genügt aber auch vollkommen für unsere diesseitigen Zwecke in praktischer Hinsicht. Wenn wir unsterblich sind, dann muß das künftige Leben in seiner Beschaffenheit bestimmt sein durch unser Verhalten im Diesseits. Dies fordert das Gesetz der stetigen Entwicklung. Die Hoffnung muß also fallen gelassen werden werden, daß wir von den Folgen eines verkehrt zugebrachten Lebens durch den Tod befreit werden könnten. Wie unser derzeitiges Leben bestimmt ist durch die Präexistenz, so wird das künftige durch das jetzige bestimmt sein.

Diese stetige Entwickelung muß zunächst vom Übergang ins Jenseits gelten. Es kann dort nur angeknüpft werden an jenen Zustand, womit wir das irdische Leben abgeschlossen haben. Darin liegt der berechtigte Kern der Vorstellung von einem Zwischenreich, oder vielmehr Zwischenzustand. So wenig als wir dem diesseitigen Zustand plötzlich absterben können, so wenig können wir in das Jenseits uns plötzlich einleben. Wie es Menschen giebt, die schon im Diesseits das Jenseits antizipieren und das Leben mit Rücksicht darauf einrichten, so wird es jenseitige Wesen geben, die nach dem Diesseits zurücktrachten, dem sie noch nicht ganz abgestorben sind, wobei allerdings höchst verschiedene Motive vorhanden sein können; denn eine wirkliche Sehnsucht nach dem irdischen Leben als solchem kann wohl nur bei einem Wesen angenommen werden, das schon hier in dem sinnlichen Leben ganz aufgegangen wäre und nach idealen Gütern niemals gestrebt hätte. Es wäre daher immerhin möglich und des Versuches wert, einen Menschen dieser Sorte in Somnambulismus zu versetzen; im Gegensatz zu den bisher beobachteten Somnambulen könnte vielleicht seine Sehnsucht nicht nach dem transscendentalen Dasein, sondern zurück nach dem körperlichen gerichtet sein. Freilich wäre damit noch nicht bewiesen, daß auch nach vollständiger Einlebung in das transscendentale Dasein das irdische noch höher in der Wertschätzung gestellt werden würde.

Swedenborg sagt von den Jupiterbewohnern, daß sie den Tod keine Vernichtung, sondern ein Himmlischwerden — coelificari — nennen. Dieser Ausdruck ist sehr hübsch, er darf uns aber nicht zu dem Glauben verleiten, als würden wir in einen paradiesischen Zustand versetzt; das könnte nur relativ, im Vergleich zum Erdenleben der Fall sein. Der Himmel wäre so ungerecht, wie die Hölle; wir verdienen den einen so wenig, als die andere. Beide widersprechen dem Gesetze der stetigen Entwickelung, das auch im Moralischen gelten muß. Es ist gar nicht überflüssig, unserer Generation den Himmel in etwas weitere Ferne zu schieben; da wir einen Himmel nicht als Ort, sondern als Zustand denken müssen, so gilt auch hier, daß ein Zustand nur in stetiger Entwickelung erreicht werden kann. Auf der anderen Seite erscheint es für unsere Generation überflüssig, die Ewigkeit der Hölle besonders zu widerlegen. Als

ein Zustand gedacht, wenn es einen dieser Art geben sollte, könnte auch dieser dem Gesetz der Entwicklung gemäß nicht stationär sein. Die Kirche selbst hat das Dogma ewiger Höllenstrafen nur aus pädagogischen Gründen aufgestellt, und der heil. Hieronymus sagt ganz offen, die Kirche habe die ewigen Höllenstrafen nur als nützliche Vorstellung bewahrt; man müsse das denen verheimlichen, welchen die Furcht nützlich sei, damit sie, die Strafe fürchtend, nicht sündigen. (Quae nunc abscondenda sunt ab his, quibus timor utilis est, ut, dum supplicia reformidant, peccare desistant.) [1])

Der Geistergläubige, wenn er auch nur zugeben sollte, daß den Aussprüchen der Geister nur ein sehr bedingter Wert zukömmt, wird um so größeres Gewicht auf das Verhalten der Verstorbenen legen, dem wir in den sogenannten Gespenstergeschichten begegnen. In der That darf eine Untersuchung über diesen Punkt um so weniger von der Hand gewiesen werden, als wir im Verhalten der Gespenster höchst sonderbare Züge finden. Wenn es nur möglich wäre, die große Anzahl glaubwürdiger Zeugen los zu werden, möchte man am liebsten von solchen Geschichten ganz absehen. Und doch können auch sie ihre Erklärung nur finden aus dem vorhergegangenen Individualleben und jener Veränderung, die der Tod herbeigeführt hat. So tiefgreifend nun auch diese Veränderung ist, so kann doch unsere moralische Substanz davon nicht betroffen werden. Hier gilt das buddhistische Karma. Wir können im künftigen Leben nur jene Wirkungen erfahren, zu welchen wir auf der Erde die Ursachen gelegt haben. Die Erhaltung der Kraft umfaßt auch die moralische Welt. Was wir in diesem Leben wirklich erwerben, wird, irdisch betrachtet, zur *unbewußten* Fertigkeit und Anlage; metaphysisch betrachtet, ist dies nur die negative Seite des Vorgangs, dessen positive Seite den Übergang ins transscendentale *Bewußtsein* bedeutet. Um so mehr muß es im Tode unser bewußter Besitz werden und seinen Einfluß auf uns gewinnen. Wir werden also nicht für unsere Werke belohnt oder bestraft, sondern durch diese Werke, d. h. durch die karmischen Wirkungen des Lebens. Je mehr wir uns in die materielle Ordnung der Dinge versenkt haben, was als zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit vom transscendentalen Subjekt aufgesogen wird, desto unangemessener wird uns das transscendentale Dasein erscheinen, wiewohl uns der Tod nur in unser eigentliches Element taucht; je mehr wir dagegen nach idealen Gütern strebten, desto mehr werden wir die Entleibung der Seele als Beseitigung eines Hindernisses, also als Förderung empfinden. Die Stimme des Gewissens, d. h. die Stimme des transscendentalen Subjekts, die schon im Diesseits als eine die Empfindungsschwelle überschreitende Mahnung uns oft leitet, wird beim Ablegen der Leiblichkeit ihre ganze ursprüngliche Stärke erhalten, beim Rückblick auf unser irdisches Leben zur ungehemmten Geltung kommen. Wir können vor diesem Richterstuhle nur so weit zu bestehen hoffen, als wir dieses Leben im Sinne und zum Vorteil des

[1]) Hieron: Comment. ad Is. cap. ult.

transscendentalen Subjekts angewendet haben. Intensive Wünsche, die unser Leben gefärbt haben, werden mit dem Tode noch nicht aus unserem Bewußtsein schwinden, und was uns in den letzten Lebensaugenblicken als Liebe, Haß, Reue beseelte, wird auch nach dem Tode seine Befriedigung suchen. Anima, recedens a corpore, secum trahit omnia: sensum, imaginationem, rationem, intellectum, intelligentiam, concupiscibilitatem et irrascibilitatem.[1]) Anima ibi sentit, ubi videt, ibi sentit, ubi audit; et ubi sentit, ibi vivit, et ubi vivit, ibi est.[2]) Im Sinne der monistischen Seelenlehre aber heißt das, daß im transscendentalen Dasein die Gedankenrichtung ungetrennt ist von der organisierenden Seelenfunktion, und auch darin liegt nur eine Steigerung dessen, was im Somnambulismus geschieht. Wenn wir auch damit noch kein Recht gewinnen, die Geistererscheinungen als die wirklichen Seelen der Verstorbenen anzusprechen, so müssen wir ihnen doch mindestens den Realitätsgrad eines Doppelgängers zuschreiben, der dort sich einstellt, wohin seine Gedanken und Wünsche ihn ziehen. Käme nun in jedem solchen Falle die seherische Anlage eines am Erscheinungsort befindlichen Menschen hinzu, so wären solche Erscheinungen ebenso häufig, als sie bei der Seltenheit seherischer Anlagen selten sind.

Wir nehmen also unsere psychische Grundrichtung mit hinüber, und das bestimmt unseren Zustand nach dem Tode und unser Verhalten im Jenseits. Die Wünsche des Sterbenden sind auch Wünsche des Gestorbenen, und was wir im Leben unvollendet gelassen, wenn uns der Tod überrascht hat, werden wir nachzuholen wünschen, falls ein heftiger Drang dazu uns beseelt. Das mag sich oft auf kleinliche Dinge erstrecken, die eines Geistes sogar unwürdig erscheinen könnten; aber unnatürlich wäre es vielmehr, wenn der Tod Gedanken, die tief in unserer Seele wurzeln, auslöschen würde. Kerner erzählt, daß die Seherin von Prevorst nach ihrem Tode einer gewissen Angelegenheit wegen sieben Mal ihrer Schwester erschien. Augustinus erzählt, daß ein Verstorbener seinem Sohn im Traume erschien und ihm eine verlorene Quittung über eine bezahlte Schuld zeigte.[3]) Nach Ernesti erschien ebenfalls ein Toter seinem Sohn, und wies auf einen Kasten mit Geld, das man schuldete, und Rechnungen hin.[4]) In den Waverley Novels ist die Rede von einem Gutsbesitzer in Schottland, der über eine zu zahlende Summe sehr bekümmert war, von deren Bezahlung durch seinen Vater er fest überzeugt war; im Traum erschien ihm sein Vater, benannte ihm den Mann, der die bezüglichen Papiere besitze und das Geld in Empfang genommen, an diese schon veraltete Angelegenheit aber sich erinnern würde durch den Hinweis auf ein portugiesisches Geldstück, das damals gewechselt werden mußte. Der Sohn gewann in der That auf diese Weise einen bereits verloren geglaubten Prozeß.[5]) Eine ähnliche Geschichte berichtet auch Kerner aus seiner Heimat,[6]) wobei aber der verstorbene Vater nicht der bekümmerten Witwe, sondern der für Visionen vermutlich empfänglicheren Tochter erschien. Komplizierter ist folgender Fall: Als der Dichter Collin in Wien starb, kam sein Freund Hartmann in Not durch den Verlust von 120 Gulden, die er für den Verstorbenen bezahlt hatte unter Zusage der Wiedererstattung. In einer Nacht sah nun Hartmann im

---

[1]) Augustinus: de spir. et anima. c. 15.— [2]) Augustinus: Epist. ad Volus.
[3]) Augustinus: cura pro mortuis. c. 11. — [4]) Ernesti: Opuscula orat. IV.
[5]) Kerner: Magikon. II, 79. — [6]) Kerner: Blätter aus Prevorst. V, 75.

Traum den Verstorbenen, der ihn aufforderte, bei der nächsten Lotterieziehung 2 Gulden auf die Nummer 11 zu setzen, weder mehr noch weniger. Hartmann that so, und erhielt einen Gewinn von 130 Gulden.[1]) Dieser Traum läßt sich auch als dramatisiertes Fernsehen erklären, wobei allerdings die genaue Festsetzung der Summe, deren Gewinn die Schuld tilgte, ein sehr sonderbarer Zufall wäre.

Der Fortsetzung von Willensakten über den Tod hinaus können auch andere Empfindungen, Haß, Rache, Reue 2c. zugrunde liegen. Von Verbrechern, die durch die Phantome ihrer Opfer verfolgt werden, ist viel die Rede; dem mag in den meisten Fällen eine bis zur Halluzinationsbildung gesteigerte psychische Erregung zu Grunde liegen, aber Wehe! dem Mörder, der mediumistische Eigenschaften hätte. Shakespeare hat uns in Macbeth das Bild eines solchen gezeichnet. Ein gutbeglaubigtes Beispiel transscendentaler Rache erzählt Goethe unter Veränderung des Namens und des Ortes.[2]) Diese Erzählung stammt aus den Memoiren der Schauspielerin Hippolyte Clairon. Fr. v. Meyer, der sie ebenfalls anführt, fügt aus zuverlässiger Quelle bei, daß sie in den Pariser Polizeiakten vorkomme.[3]) Es handelt sich um einen verschmähten Liebhaber der Clairon, der sterbend noch ausrief, er würde sie nach dem Tode ebenso hartnäckig verfolgen, wie im Leben. Es folgten nun längere Zeit hindurch spukhafte Phänomene: Man hörte, immer zur selben Stunde, unter den Fenstern der Clairon einen durchdringenden Schrei von so kläglicher Modulation, daß sie schon beim ersten Male in Ohnmacht fiel. Niemand, auch nicht die Polizei, vermochte den Urheber zu ermitteln. War die Schauspielerin nicht zuhause, so hörte man nichts. Oft aber ertönte der Schrei, wenn sie eben zurückkehrte. Als einst der Präsident von B. sie begleitete, ertönte der Schrei zwischen ihm und ihr, so daß B. mehr tot als lebendig aus dem Wagen gehoben werden mußte. Von einem Zweifler ließ sich die Clairon einst bestimmen, den Geist zu berufen: der Schrei ertönte dreimal, schrecklich in seiner Stärke und Geschwindigkeit. Später nahm der Spuk eine andere Gestalt an: statt des Schreies ertönte ein Schuß zum Fenster herein, das aber nicht beschädigt wurde. Die Polizei traf alle Vorsichtsmaßregeln, die gegenüber liegenden Häuser wurden untersucht und blieben mit Wachen besetzt, während auf der Straße Aufpasser aufgestellt waren. Der Schuß ließ sich gleichwohl drei Monate lang hören und ging immer zur gleichen Stunde durch dieselbe Fensterscheibe. Als einst die Clairon zu dieser Stunde mit dem Intendanten auf dem Balkon lehnte, warf der Schuß beide mitten ins Zimmer zurück, wo sie wie tot hinfielen. Zwei Tage darauf fuhr sie mit ihrer Kammerfrau an dem Hause vorüber, in dem der Liebhaber gestorben war; sie sprachen von ihm, da fiel ein Schuß aus diesem Hause, durch den Wagen hindurchgehend, so daß der Kutscher, der an einen räuberischen Überfall glaubte, eiligst davonfuhr. Wieder später trat ein Händeklatschen zur bestimmten Stunde ein, wie sie es auf dem Theater so oft von seiten des Publikums gehört hatte. Es ließ sich vor ihrer Thüre vernehmen, ohne daß die Aufpasser jemanden entdecken konnten. Zuletzt ertönten statt der bisherigen Zeichen melodische Klänge, an der Straßenecke beginnend und bis vor ihre Thüre sich fortsetzend; man hörte, aber sah nichts. Nach 2½ Jahren war der Spuk zu Ende, nachdem er einen Verlauf genommen, wie wenn der in heftiger Aufregung verstorbene Liebhaber allmählich zu versöhnter Stimmung gelangt wäre.

---

[1]) Crowe: Nachtseite d. Natur. I, 127.

[2]) Goethe: Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.

[3]) Meyer: Blätter f. höhere Wahrheit. IX, 378. Daumer: Das Geisterreich. II, 17.

Louis Philippe de Ségur erzählt ein anderes Beispiel von Rache. Der Parlamentspräsident von Toulouse übernachtete auf der Rückreise von Paris in einer Dorfschenke, wo er nachts das Gespenst eines blutenden Geistes sah, der ihm eröffnete, er sei der Vater des Schankwirts, von diesem ermordet und im Garten verscharrt worden. Die gerichtliche Untersuchung ergab die Bestätigung und der Sohn wurde hingerichtet. Später erschien das Gespenst wieder und fragte den Präsidenten, wie es ihm danken könnte. Dieser erbat sich, von seiner Todesstunde benachrichtigt zu werden, um sich vorbereiten zu können, und das Gespenst versprach, ihn 8 Tage vorher zu mahnen. Nach einiger Zeit wurde an der Thüre des Präsidenten heftig geklopft, ohne daß jemand gesehen worden wäre. Da es sich noch zweimal wiederholte, sah der hinaustretende Präsident das Phantom, das ihm seinen nun bevorstehenden Tod ankündigte. Die Freunde suchten ihm die Sache auszureden, und er selbst wurde zweifelhaft, da er den achten Tag gesund erlebte. Abends, da er in die Bibliothek gehen wollte, um ein Buch zu holen, fiel ein Schuß und man fand den Präsidenten in seinem Blute. Ein in das Kammermädchen verliebter Mensch hatte einem Nebenbuhler aufgelauert, den Präsidenten dafür gehalten und eine Pistole abgedrückt.[1])

Wenn die Stimme des Gewissens transscendentaler Natur ist, so kann sie durch den Tod nur gesteigert werden. Darum finden wir auch die Reue als Motiv des Erscheinens, und das Bestreben, solche Handlungen wieder gut zu machen, von welchen uns im Leben das Gewissen vergeblich abzuhalten versucht hatte. Diese Reue erstreckt sich oft auf unbedeutende Dinge; der Tod kann aber unsere metaphysische Aufklärung jedenfalls nur teilweise steigern, und festgewurzelte Anschauungen religiöser Natur könnten, selbst wenn sie irrtümlich sind, sogar bestärkt werden, indem der verstärkte Glaube an die Unsterblichkeit, als nunmehrige Erfahrungsthatsache, auch auf die übrigen Bestandteile des religiösen Systems ausgedehnt wird. Darum eben ist es ungerechtfertigt, den Meinungen von Geistern absoluten Wert beizulegen, und das Verhalten von Gespenstern in wohlkonstatierten Fällen kann nicht zur Begründung dogmatischer Vorstellungen verwertet werden. Wir müssen immer bestrebt sein, die durch den Tod hervorgerufene Veränderung als möglichst gering und das künftige Leben als eine natürliche und stetige Fortsetzung dieses Lebens anzusehen. Kurz, wir können uns Geister nicht menschenähnlich genug vorstellen.

Am wenigsten läßt sich einwenden gegen solche Vorstellungen und Handlungen, die sich aus der Fortdauer, oder dem mit dem Tode eintretenden Wiedererwachen des moralischen Bewußtseins erklären: der Unsterblichkeitsglaube, der schon im irdischen Leben von der größten moralischen Motivationskraft ist, müßte, bis zur Erfahrungsgewißheit gesteigert, noch größere Wirkungen erzeugen, auch wenn keinerlei weitere metaphysische Aufklärung hinzukäme. Erzählungen, die dem entsprechen, sind ungemein zahlreich. Petrus Venerabilis, Abt von Cluny, erzählt, daß der Pfarrer Stephanus einem gewissen Guido die Beichte abnahm, der bald darauf in einem Treffen fiel. Der Tote erschien nun dem Pfarrer in voller Kriegs-

[1]) Ségur: Galerie morale et politique. Daumer: Geisterreich II, 58.

rüstung — wie er sich eben in seinem eigenen fortlebenden Bewußtsein selber dachte — mit dem Verlangen, dem Bruder des Toten, Anselmus, zu befehlen, einem Bauer das ihm weggeführte Stück Vieh und einem Dorfe das ihm abgepreßte Geld zurückzuerstatten, welche Sünden er nicht gebeichtet hätte und darum Pein erleide. Nach abermaligem Erscheinen des Gespenstes richtete der Pfarrer den Auftrag aus, Anselmus wollte aber die Leistung nicht übernehmen, worauf der ein drittes Mal erscheinende Geist den Pfarrer bat, selbst etwas zu thun. Dieser half, soviel er konnte, und das Gespenst zeigte sich nicht mehr.[1]) Für die Fortdauer des moralischen Bewußtseins sind derartige Fälle beweisend; dagegen beweist die Fortdauer der Vorstellung über die Wichtigkeit der Ohrenbeichte noch keineswegs die Berechtigung dieser Vorstellung.

Wenn uns der Tod nicht einmal von der irdischen Welt vollkommen zu isolieren vermag, so läßt sich noch weniger annehmen, daß er uns innerhalb der intelligiblen Welt individuell isolieren sollte. Durch unser leibliches Bewußtsein sind wir von unseren Nebenmenschen weit mehr isoliert, als mit ihnen verbunden, und wenn dieses Hindernis hinwegfällt, dagegen die keimartigen Fähigkeiten gesteigert werden, Sympathie und Antipathie, Gedankenlesen, intuitive Charakterdiagnose 2c., so muß sich eventuell ein viel innigeres Zusammenleben gestalten, als im Leben möglich ist. „Ganz unbegreiflich ist es — sagt Schelling — wie je hat gezweifelt werden können, daß dort gleiches zu gleichem gesellt wird, nämlich innerlich gleiches, und jede schon hier göttliche und ewige Liebe ihr Geliebtes finde, nicht allein, das sie hier gekannt, sondern auch das ungekannte, nach dem eine liebevolle Seele sich gesehnt, vergebens hier den Himmel suchend, der dem ihrer Brust entsprach; denn in dieser ganz äußerlichen Welt hat das Gesetz des Herzens keine Gewalt. Verwandte Seelen werden hier durch Jahrhunderte, oder durch weite Räume, oder durch die Verwickelungen der Welt getrennt. Das Würdigste wird in eine unwürdige Umgebung gestellt, wie Gold mit schlechtem Kupfer oder Blei auf Einer Lagerstätte bricht. Ein Herz voll Adel und Hoheit findet oft eine verwilderte und erniedrigte Welt um sich, die selbst das himmlisch Reine und Schöne zum Häßlichen und Gemeinen herabzieht. Dort aber, wo ebenso das Äußere ganz dem Inneren untergeordnet ist, wie hier das Innere dem Äußeren erliegt, dort muß alles nach seinem inneren Wert und Gehalt Verwandte sich anziehen und nicht in zerstörlicher oder vorübergehender, sondern ewiger und unauflöslicher Harmonie bleiben."[2])

(Der Schluß folgt im Augusthefte.)

---

[1]) Daumer: Geisterreich II, 123. Andere Beispiele bei Perty: Spiritualismus, 103; Kerner: Magikon. III, 76.

[2]) Schelling I, 9. 100. —



Laitenbergers Gespenster-Beschwörung.*)

Nach dem Original mitgeteilt

von

Johann S. Haußen.

Anna Katharina Lerchin, gebürtig aus Ammendorf, eine Dienstmagd des Andreas Langens in Radewell, einem Dorfe unweit Halle, war ein sehr rohes und läufiges Mensch, die erste und letzte bei allen Gelagen und hing sich an alle Soldaten, suchte auch mir, ihrem ordentlichen Seelsorger, dafür, daß ich ihr Bestes und ihre Bekehrung suchte, allen Tort anzuthun. Unter andern kam sie einst sammt ihrem Anhange etlicher fremder Soldaten mit Spielleuten in der Nacht vor meine Pfarrwohnung mit Schreyen, Jauchzen, Lärmen und Singen von allerhand schandbaren Liedern, um mich dadurch zu beunruhigen. Sie kam aber endlich, wie ich ihr oft genug prophezeiet hatte, in gesegnete Umstände und zeigte mir den Thäter an, mit Bitte, denselben dahin zu vermögen, daß er sie ehelichen möchte; gelobte und versprach auch zugleich, von nun sich zu bekehren und zu bessern. Demungeachtet aber fuhr sie fort in ihrem einmal gewohnten Luderleben, wollte auch zu der ihr auferlegten öffentlichen Kirchenbuße sich im mindesten nicht bequemen, sondern verfluchte und verwünschte mich und ließ zu mehreren Malen sich vernehmen: Der Donnerpfaffe soll nicht würdig werden, daß er mir die Hand noch einmal auf den Kopf lege. Als inzwischen am 27. Sept. 1719 Andreas Wolf, ein bei seinem Leben liederlich gewesener Mann, gestorben und sie bey dem Grabe unter Einscharrung des Leichnams von einigen dabeystehenden Leuten erinnert wurde, ein Exempel an diesem Mann zu nehmen, da sie bei ihrer hohen Schwangerschaft auch schon mit einem Fuß im Grabe stände, so fuhr sie mit den Worten heraus: Dem Donnerpfaffen zu Gefallen? Nimmermehr! Ich will die andere Woche in das nächste Dorf, nach Döllnitz, ziehen; der verfluchte Pfaff soll nicht würdig sein, weder mein Kind zu taufen, noch mich zu absolviren.

Ehe sie aber diesen Vorsatz vollziehen konnte, nämlich am 2. October, das war sieben Tage darnach, kam die Wehmutter und meldete mir, die Lerchin hätte bereits zwei Kinder geboren und wäre zwar im Uebrigen gesund und außer Gefahr, jedoch verlangte sie sehr nach mir. Ich folgte der Wehmutter auf dem Fuße nach und nahm etliche Groschen Geld zu mir, um ihr dieselben, weil sie arm war, mitzutheilen. Als ich in die

---

*) Wir geben diese in mehrfacher Beziehung interessante Erzählung wortgetreu nach „Johann Friedrich Laitenbergers, Pastoris zu Sperga im Stifte Merseburg, vormaligem Predigers zu Radewell im Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, Nachricht von einem durch ihn vertriebenen Gespenste oder Poltergeiste". Nur einige allzu drastische Ausdrücke des wackren Pfarrherrn mildern wir etwas.

J. S. H.

Stube kam, saß sie auf dem Stroh, ihrem Geburtslager und hub beyde Hände empor mit diesen sehnlichen Worten: Ach, kömmt denn der Herr Pfarrer noch nicht? Ach, er wird nicht kommen! Ach, wenn er doch, wenn er doch käme! Ich trat hervor zu ihr und sagte: Ich komme ja und bin schon da! Gott ist auch da und wird zu dir kommen mit Hülfe und Gnade; habe nur auch fein ein reuiges und gläubiges Verlangen nach ihm und seiner Erbarmung in Christo. Den Augenblick und indem ich dieses noch redete, erblaßte sie und fiel todt darnieder, ohne noch einen Finger zu regen oder sich zu bewegen. Die Wehmutter und die übrigen Weiber, welche ihr in den Kindesnöten beigestanden hatten, erstaunten über dieses ihr plötzliches Ende, weil sie bis dahin noch bei vollen Kräften gewesen wäre und ihr nichts gefehlet, sie auch ihre Kinder ganz leicht und glücklich geboren hätte. Sie erinnerten aber darbey sich selbst und mich der vorigen Worte der Verstorbenen und sagten: Du gutes Mensch sagtest, der Pfarrer solls nicht würdig werden; aber nun bist du es nicht würdig geworden, ob dich gleich so sehr darnach verlangt hat. Sie wurde den 3. October nebst ihren zwei auch verstorbenen Töchterlein ohne die sonst gewöhnlichen Ceremonien, blos unter Absingung einiger Lieder beyseit auf dem Kirchhof in einem Winkel begraben.

Nicht lange nach diesem wurde ich in meiner Schlaf- und Stubenkammer, welche gerade unter meiner Studierstube lag, nach zehn Uhr in der Nacht, als ich kaum eingeschlafen war, durch ein ganz ungewöhnliches Gehen und Schreiten über mir in dem Museo aufgeweckt, und ohngeachtet daß ich nicht recht klug daraus werden konnte, ob es ein Mensch oder was sonst seyn möchte, so achtete ich es doch nicht groß, sagte auch Niemanden etwas davon. Die folgenden Nächte aber kam es wieder und weckte endlich auch meine Frau und alle meine Kinder auf, die mit uns in dieser Kammer schliefen und vor Furcht dann nicht wieder einschlafen konnten. Denn es war zwar kein großes Gepolter, sondern nur ein Gehen und Schreiten, fast wie ein Mensch geht und schreitet, aber doch nicht recht wie ein Mensch, sondern leiser und subtiler, doch so durchdringend, daß man auch im tiefsten und härtesten Schlafe davon nicht ungestört und unaufgeweckt bleiben konnte. Anfangs kams um 10 Uhr in der Nacht und gleichsam wie heimlich, ganz sachte, als wenn sich's nicht erkühnte; that auch nur 1 bis 2 Schritte; hernach kams immer früher, um 9, endlich schon um 8 Uhr des Abends, auch immer stärker und lauter, mit 3, 4, 5 endlich 6 vollen Schritten, aber niemals mit mehreren. Im Anfang währte das Gehen etliche Nächte nur eine Stunde, hernach zwo Stunden, und endlich die ganze Nacht hindurch bis früh 2 Uhr Und, was dabey am merkwürdigsten war, so ging und schritt es nur hinwärts, von Mittag gegen Mitternacht (von Süden nach Norden), niemals aber wieder rück- oder herwärts, so daß es sich etwa umgekehrt hätte.

Wenn es nun kam, so fiel ich anfänglich auf meine Knie und betete zu Gott, und da bliebs einmal 14 Tage weg; nachgehends aber kam es doch wieder und dazu noch heftiger, und mein Gebet wollte nicht mehr, wie vorher, darwider helfen. Ich versuchte es zuweilen und blieb

ein und andermal und zwar ganz allein in der Studirstube, worin es zu gehen pflegte, bis Nachts um 1 Uhr, und da ließ sich's niemals hören. Es rieth mir aber der sel. Dr. und Prof. Paul Anton in Halle, dergleichen nicht ferner zu wagen. Mittlerweile kam die Sache aus und es hieß: Der Teufel ist auf der Pfarre. Andere sagten: es wäre die Lerchin, die könne nun nicht ruhen nach ihrem Tode, weil sie in ihrem Leben widerspenstig gewesen sei, und nicht habe zu mir kommen und Buße thun wollen.

Während der Zeit bekam ich Gelegenheit, mit einem Thomasianer [1]) in Halle davon zu sprechen, welcher es zwar nicht schlechterdings für eine bloße Einbildung, doch etwa nur für eine Katze, Ratte oder sonst etwas dergleichen halten wollte. Er entschloß sich also, die Sache selbst zu untersuchen um deswegen zu mir nach Radewell zu kommen. Er hielt sein Wort und kam. Um 8 gegen Abend hieß es, das Gespenst wäre da und ließe sich hören. Sogleich lief dieser gelehrte Herr mit mir in die Stubenkammer, über welcher oben das Museum war, worinnen es ging und sich hören ließ. Er saß lange und horchte mit allem Fleiß. Er gab zu, es wäre keine Einbildung, sondern etwas Wirkliches und Lebendiges. Er zählte auch die Schritte, nämlich allemal sechse nach ein und derselben Gegend. Er wunderte sich, daß das Gespenst nur vor sich hinwärts, niemals aber wieder rückwärts ging. Er erkannte auch, fand und gestand zu, daß es keine Katze, keine Ratte, auch kein Mensch sein könnte, ob es gleich wie ein Mensch dem Takte nach gewisse Schritte thäte. Völlig entschlossen hinter die Wahrheit zu kommen, nahm er ein brennendes Licht in seine Hand, ich mußte auch ein Licht, meine Frau aber die Lampe nehmen, und so ging er mit uns durch die aus der Stubenkammer inwendig in die Thür der zum Museum hinauf führenden Wendeltreppe, leuchtete mit den Lichtern unter jede Stufe der Treppe und durchsuchte alle Ecken und Winkel, fand aber nicht das Allergeringste. Wie er hinauf kam, gerieth er in die größte Verwunderung, indem er da Alles so wohl verwahret und verschlossen fand. Denn da befindet sich nicht nur gleichsam eine kleine Antichambre, sondern vor derselben sind auch noch zwo andere Kammern, durch welche beide man erst hindurch gehen muß, ehe man in die Studierstube kommen kann. Die Thüren an allen diesen Kammern fand dieser unser neugieriger Gast zugeschlossen und verriegelt, so daß unmöglich dadurch Jemand in das Museum hätte kommen können. Er besah und betrachtete auch gar eigentlich das Schloß an der Thür der Studierstube, und nachdem er Alles wohl verwahret gefunden hatte, begab er sich in das Museum selbst hinein, leuchtete mit den Lichtern unter den Tisch, unter den Ofen, unter die Bücherbretter, störte und suchte alle Winkel durch, konnte aber nicht das Geringste antreffen oder gewahr werden, wodurch etwa dasjenige, was man hörete, konnte veranlaßt werden. Hierauf ließ er sich weissen Sand und Holzasche bringen, mengete beydes unter einander und bestreute damit die ganze Stube, das Vor-

[1]) Anhänger des Chr. Thomasius.

gemach, die Treppe und alle Stufen derselben von oben bis unten aus. Mit eigener Hand schnappte er auch das Schloß an der Thür der Studierstube ab, schlug und schloß die Thür zu, zog den Schlüssel sammt dem Drücker ab, steckte beides zu sich und setzte sich unten in der Stubenkammer unter dem Museum wieder nieder. Gleich darauf fing es oben wie vorhin wieder an zu gehen und zu schreiten. Lange Zeit sann er hin und her, horchte genau und speculirte darüber, was doch das in aller Gottes Welt seyn möchte. Endlich ging er nebst mir ein jeder mit zwey Lichtern in den Händen wieder die Treppe hinauf in die noch wohl verschlossene Studierstube. Er beleuchtete mit den Lichtern alle Wände und den Fußboden auf das Sorgfältigste, ob er etwa in dem gestreuten Sande einige Spuren oder Fußtapfen finden könnte. Aber da war nicht das Allergeringste anzutreffen weder auf der Treppe noch in dem Zimmer selbst. Dennoch ließ dieser Philosoph nicht ab, sondern brachte unten in der Stubenkammer mit Horchen, Speculiren und Räsonniren die ganze Nacht bis früh um zwey Uhr zu, da ohnedieß das Gespenste sich auch wegtrollete und nicht mehr hören ließ. Unter andern hatte er seiner Versicherung nach auch bemerket, daß der Geist außerhalb der Studierstube seinen Gang angetreten und ohne Eröffnung der Thür, ja neben der Thür, durch die Wand hindurch seinen Weg genommen und seine Schritte und Tritte gethan habe. Hierbey wurde er endlich völlig überzeuget und sagte: „Nunmehro glaube ich, ja ich sehe und erfahre es in der That, daß es Gespenster giebt, denn dieß ist und kann nichts anderes seyn denn ein Geist".

Nachdem nun diese Beunruhigung von dem Gespenste beynahe ein Vierteljahr gedauert hatte, geschah es einstmals an einem gewissen Abend gegen neun Uhr, als ich in der Wohnstube noch am Tisch saß und in einem Buche las, daß meine Frau und ihre Magd, Sabina Schobin, auf einmal mit großem Geschrei aus der Stubenkammer heraus und durch die Stube hindurch nach der Thüre zu liefen, aus Furcht vor dem Geiste, welcher nun auch sogar die Treppe herunter ging. Ich verwies ihnen ihr ängstliches Geschrey und furchtsames Laufen aufs Nachdrücklichste, und versicherte sie, daß auf diese Weise das Übel nur ärger werde und der Teufel sie endlich zur Welt hinaus jagen würde; widerstehet dem Teufel, heißt es, so fleucht er vor euch! Es muß umgekehret werden! Sie mußten dann mit mir sogleich in die Stubenkammer, in welche die Treppe von oben herunter gehet. Kaum aber waren wir hingetreten, so wollten sie wieder fortlaufen und fingen aufs neue an sehr hefftig zu schreyen. Denn es war wirklich wahr: Es ging und kam die Treppe etliche Stufen weit herunter, und zwar als eine Weibsperson, indem man ganz eigentlich hörte, wie es den Rock, als einen Weiberrock, auf den Stufen nachschleppte.

Mir wollte zwar darob anfangs auch ein Grauen und Furcht ankommen, allein ich ermannete mich bald in Gott, redete meiner Frau, meiner Magd und meinen Kindern, welche insgesammt weineten, zitterten und bebten, ernstlich zu, sie sollten doch auch an den allgegenwärtigen

Gott und Heiland gedenken und dieselben anitzo über den ohnmächtigen Teufel nicht gar verleugnen, sondern jenen durch lebendigen Glauben in ihren Herzen erhöhen, diesen aber verspotten und gegen Gott für nichts achten, so würden sie zur Stunde sehen, daß Gott den Satan unter seine Füße treten werde. Und indem ich dies sagte, machte ich die Treppenthüre auf; die Meinigen wollten mir es zwar wehren, ich ließ mich aber nichts hindern, und mitten unter dem Gehen und Tappen des Geistes redete ich denselben mit folgenden Worten an: „Im Namen meines Gottes, dem ich diene und vor dem ich wandle, rede ich dich, wer du seyst, der anitzo geht und sich hören läßt, hiermit gutmeynend an und verlange, daß du mich hörest und zu dem Ende ein wenig stille stehest." — Sogleich war es auch stille, kam aber noch näher an die Treppe. Ich fuhr fort: „Weil ich denn sehe, daß du auf mein Begehren in des Herren Namen mich zu hören dich bequemest, so lasse ich mir solches billig gefallen und suche mich desto mehr zu hüten, damit ich mich einst etwa an dir vergehen möge, ehe ich dich genauer erkannt habe. Denn ich weiß, daß es nicht allein böse, sondern auch gute, und nicht allein diese, sondern auch Mittelgeister giebt, von deren letztern einer vor etlichen Jahren, da die Pfarrscheune abbrannte, uns solchen Feuerbrand durch allerhand Zeichen vorherbedeutet und angezeigt hat. Bist du nun etwa ein solcher Geist und wolltest dich und das, was uns bevorsteht, mit Worten oder durch andere Anzeigungen näher zu erkennen geben, so wollte ich Gott und dir vielen Dank dafür wissen. (Unter diesen Reden blieb es immer stille.) Wärest du aber ein guter Geist, so wollte ich dich höchlichst ersucht haben, auf eine andere Art, die dir anständig ist, mich davon zu verständigen zu vieler Danksagung gegen Gott über dir. Da nun auch hierauf nicht die geringste Anzeige erfolgte, so fragte ich endlich: Bist du etwa einer der bösen Geister und der Teufel, oder, wie die Leute reden, etwa vielleicht der unselige Geist oder die Seele der kürzlich verstorbenen Lerchin, so bedaure ich herzlich deine, obwohl selbst muthwillig verursachte große Unseligkeit in der steten Unruhe außer Gott, als von welchem du dich durch beharrliche Untugend hier in der Zeit geschieden hast. Freilich kannst du, o sündige finstere Seele, um auch in Ewigkeit der Ruhe und des Glückes der Seligen in Gott nicht fähig seyn. Und ob du gleich etwa dieselbe hier suchen wolltest, so sehe und weiß ich doch nunmehro keinen Rath und Mittel hierzu, nachdem du bei deinen Leibesleben bis auf die letzte Stunde deines Todes allen Rat Gottes und seine Heilsordnung boshaftig verschmähet und versäumet hast. Wärest du eher und da du noch in deinem Leibe wohntest, zu mir gekommen und wärest dem Worte Gottes in Buße und Glauben gefolget, so hättest du dich ganz gewiß von deinen Sünden und bösem Gewissen losgemacht und nun der ewigen Ruhe in Gott froh werden können. Aber so ist nun für dich nichts mehr zu thun. Darum laß ab, du arme heillose Seele, mich und die Meinigen fernerhin vergeblich zu beunruhigen! Was hast du weiter davon? Du bekommst doch dadurch hier nimmermehr einige Ruhe. Einmal bist du Gottes Gericht in Ewigkeit anheim gefallen; dem mußt du

dich unterwerfen.[1]) — Mit einem Wort: Gieb dich zu erkennen. Bist du die Seele oder zugleich der Teufel mit dir, als in dessen Gewalt du dich anitzo befindest? Rede, oder gieb ein Zeichen. Das aber soll das Zeichen und Merkmal sein, daß du der Teufel bist, wenn du wieder aufs neue, wie zuvor, alsbald dich hören lässest und gehest." — Hierauf und von dem Augenblick fing es an zu gehen. — „Nun — sagte ich — da höre ich wohl und weiß es denn, daß du es bist. Möchte michs doch fast reuen, so viele Worte bisher gemacht zu haben, da du unruhiger und verfluchter Geist es selbst bist und sein willst. Mich wundert aber dennoch, daß du, ganz wider deine grimmige Natur, bis daher noch so bescheiden und höflich gewesen bist und es nicht ärger gemacht hast, du Poltergeist!" — Da fing er nun aber an, recht laut zu werden und so stark, als zuvor noch nie geschehen war, aufzutreten. Ich lachte darüber und sagte: „So? Fein grob und unverschämt, wie dir's groben Esel zukömmt! Noch ärger!" — Da machte er's noch ärger. Ich wiederholte das Wort: „noch ärger!" und es geschah auch. Endlich aber ging es gar etliche Stufen der Treppe herab auf mich zu und zwar sehr eilfertig und geschwind, abermals mit Nachschleppen eines Weiberrocks. Ich forderte den Geist getrost heraus, ging ihm die Stiege hinan entgegen und sprach laut: „Meynst du etwa ich sollte auch vor dir laufen und mich vor dir fürchten? Nein, im geringsten nicht! Gott soll man fürchten, aber dich, den Teufel, nicht; sondern vor dir soll man sich nur hüten, du garstiger Dreck- und Sündengeist! Komm, in welcher Gestalt du willst, und wenn es auch in ganz feurigen Augen, mit feuerspeyendem Rachen, mit noch so großen Hörnern und Klauen wäre: du sollst in der That sehen, daß ich nicht einmal dadurch werde in Bewegung gesetzt, geschweige denn verzagt gemacht werde. Denn ich kenne dich schon besser in deiner eigentlichen, abscheulichen und verfluchten Gestalt und Macht von vorigen Zeiten her, da du noch dein Werk mit mir hattest, als in einem Kinde des Unglaubens. Verdreußts dich nun (hier fing's ärger an, denn noch nie), daß der Stärkere in mir über dich kommen ist und dir deinen Pallast, mein Herz, genommen und zu seiner heiligen Wohnung gemacht hat? Was willst und suchst du nun an und bey mir und den Meinigen, die auf Christum getauft sind? Freylich, wenn du könntest, wie du gerne wolltest, so wäre meines Gebeins keines mehr da; du hättest mir längst Arm und Bein gebrochen und mich dadurch gehindert, dir die Seelen der Zuhörer dadurch zu entführen und hingegen Christo zuzuführen. Aber so bist du ein entkräfteter, ohnmächtiger Geist, ein mit Ketten der Finsternis gebundener elender Sklav, der nichts weiter kann als ein wenig poltern und die Leute fürchten machen, aber ich frage wenig danach, du Narr!" — Da ging es nun

---

[1]) Von sehr barmherziger und milder Gemütsart war **Laitenberger** offenbar nicht. Ganz anders verfuhr seiner Zeit **Oettinger**, der aus Mitleid für die „Geister der Verstorbenen", wenn er dieselben vor seinem Hause versammelt sah, sich die Mühe nahm, das Fenster zu öffnen und denselben zu ihrer Bekehrung und Besserung erbauliche Predigten zu halten.

erst recht an. Die Meinigen aber fingen alle an überlaut mit mir zu lachen, denn es war auch lächerlich, und er machte es so, daß es ganz lächerlich herauskam. Ich frohlockte und sagte: „So recht, so recht! Das hätte ich schon längst gern gehört, daß ihr den stolzen Teufel auslachtet. Sehet, er weiß nicht mehr, was er thun soll, er wird endlich noch zum Narren über uns, er thäte gern etwas Großes und Mehreres, uns zum Schaden, aber er kann und darf nicht, der arme Teufel, der todte Löwe, der längst durch Christum überwundene Feind! Hütet euch nur durch die Gnade Gottes, damit er durch Sünde keine Gewalt an euer Herz bekomme; all sein äußeres Poltern und Drohungen sind lauter Wind und Narretey. Er soll damit bald aufhören; itzt will ich ihm das Handwerk legen." Und mit diesen Worten ging ich noch weiter die Treppe hinan nach ihm zu, und fragte: „Wie lange willst du es noch so treiben? Ich werde mich und meine Kinder nicht weiter von dir so inkommodieren lassen. Sieh heut soll es dein letztes mal sein, daß du uns beunruhigest. Darum hör auf und laß dich ferner nicht hören!" — Er war ein wenig still, als ob er sich gleichsam wunderte oder bedächte, fing aber doch wieder an. Ich sagte: „Weich', hör auf! Oder worauf wartest du? Etwa daß ich mich über dich alteriren sollte? Das hab ich nicht nötig; du mußt doch, wie ich will. Sieh', ein Wörtlein soll dich nun bald fällen und vertreiben. Oder meinst du etwa, ich soll wie zu Anfang auf meine Kniee fallen und ängstlich beten, oder die Meynigen viel schreyen, singen und beten lassen? Ja, Gott zu Ehren wollte ich wohl dies und noch Mehreres thun, aber, wahrlich, dir Schandgeist zu Gefallen und deinetwegen das Geringste nicht. Ey, wie solltest du dich vollends so viel wissen, du hoffärtiger Teufel, wenn man fein so viel Werks und Geschrei über dich machte, wie im Papstthum, da man die Besessenen mit Weihwasser bespritzt, ihnen die Bibel auf den Kopf leget, viel tausend Kreuze macht, Paternoster betet 2c. Du Narr! du verfluchter Feind Gottes und alles Guten bist nicht eines Worts, geschweige denn eines Mehreren wert. Genug, du weißt, ich bin deinem Rachen entrissen, und so gewiß und wahrhaftig als ich jetzt mit dir rede, mit Gott in Christo vereiniget. Nun, in Gott, mit Gott und durch Gott, ja durch Christum, der stärker ist in mir als du, der du nicht mehr in mir, sondern in der Welt und den Heuchelchristen bist, sag ich dir hiermit: Weich, und laß dich nicht mehr hören!" — Er war still; — ich auch ein wenig. Ich sagte aber ferner: „Versuch es nur noch einmal, ob du kannst, vor dem, der in mir ist und durch den ich rede, vor Jesu Christo". Darauf that er, als ob er noch einmal wollte, allein es war kaum so laut, als wenn man mit einem Finger auf ein Brett stieß oder tüpte. — Da lachten wir abermals alle herzlich. Ich sagte: Sehet, er kann und darf nicht mehr. Ey, versuchs doch nur einmal noch!" Aber nein, es war aus!

Ich machte den Schluß mit den Worten: „Trotz sey dir noch einmal vor allemal geboten im Namen des Herrn, daß du dich im Geringsten wieder hören lassest." Darauf schlug ich die Treppenthür zu und sang mit den Meinigen etliche Lobgesänge. Von dem an ist's auch weg-

geblieben und nicht ein einziges Mal mehr weder auf diese noch eine andere Weise mehr gehört worden. Desgleichen hat sich von der Stunde an bey den Meinigen, sogar auch bey allen meinen jungen Kindern, alle Furcht, so groß auch dieselbe sonst vor diesem Gespenste gewesen, dergestalt gänzlich verloren, da sie allemal mit Freuden ohne alle Bangigkeit in eben dem Zimmer, daß es sonsten sich hören lassen, sich allein ohne Jemandes Beyseyn schlafen und zu Bette geleget und sich im Geringsten nichts mehr besorget haben. Gott aber sey allein die Ehre!

Soweit die Erzählung des streitbaren Pfarrherrn, welcher, obschon er natürlich als Kind seiner Zeit solche übersinnliche Erscheinung für Teufelswerk hält, uns doch als ein sehr verständiger, ehrlicher und ruhiger Mann erscheint. Wir überlassen die Erklärung dieses Vorgangs unsern Lesern und bemerken nur, daß der Bericht in viele theologische und pneumatologische Werke des vorigen Jahrhunderts überging. Hennings in seinem „Von Geistern und Geistersehen" betitelten Werk vermuthet spielende Ratten als Ursachen des Spuks, gegen welche Auffassung Reichard in seinen „Vermischten Beyträgen zur Beförderung einer nähern Einsicht in das gesamte Geisterreich" sich Seite 142 mit den Worten wendet: „Ich sollte aber denken, diese an sich sehr auffallende und merkwürdige Historie, die Herr Laitenberger, der gewiß nicht abergläubisch war, so ehrlich erzählt, hätte statt einer spöttischen Abfertigung eine etwas philosophischere Untersuchung und ernsthaftere Beurteilung nicht unbillig verdient gehabt". — Auffallend ist, daß der orthodoxe protestantische Geistliche seinen Glauben an „Mittelgeister", d. h. Elementarwesen, offen eingesteht.



Erlebnisse übersinnlicher Wahrnehmungen,

mitgeteilt von

Elise Lieungh-Resik.*)

1. Mein Großvater väterlicherseits, der Kaufmann P. F. **Lieungh**, wohnhaft im südlichen Norwegen in der Stadt **Skien**, betrieb Kornhandel. Dieser veranlaßte ihn öfter zu Reisen, die er gewöhnlich zu Pferde abmachte.

Es war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an einem schönen Junivormittage, als er sich, von einer Reise kommend, in einem Tannenwalde befand, welcher sich bis nahe an die Stadt Skien erstreckt, und den die Landstraße durchschneidet. Das Pferd ging langsam und schien sich, wie sein Reiter, recht behaglich zu fühlen. So ruhig vor sich hinsehend, gewahrte dieser in der Ferne zwei weißgekleidete weibliche Gestalten, welche ihm entgegenkamen. Auch das Pferd mußte sie sehen, denn es wurde unruhig und prustete stark. Die Erscheinungen waren indessen ganz nahe gekommen und Herr Lieungh erkannte seine junge Frau, welche ein ihm unbekanntes junges Mädchen an der Hand führte, die einen Kranz von roten Rosen in dem blonden Haar trug. Und wie ein Hauch schlugen die Worte an sein Ohr: „Sie wird unserm Kinde Mutter sein!"

Mein Großvater war solcher Erscheinungen von Jugend auf gewohnt, er wußte sofort, daß ihm der Verlust der geliebten Gattin bevorstehe, wenn nicht schon erfolgt sei. — Er spornte sein Pferd zu rasender Eile und kam eben noch zur rechten Zeit, das letzte Lebewohl der Sterbenden zu vernehmen.

Während seiner Abwesenheit hatte die Verstorbene ihre jüngere Schwester zur Hilfe ins Haus genommen. Sie blieb auch jetzt bei dem Schwager und nahm sich seines dreijährigen Töchterchens mütterlich an. Sie hatte schon lange seine Liebe gewonnen, doch scheute er sich, das entscheidende Wort zu sprechen, da er in ihr nicht diejenige zu sehen meinte, welche seine Gattin im Walde ihm zugeführt hatte. Indessen

*) Die Einsenderin ist einem unserer Mitarbeiter persönlich bekannt, und wir sind bereit, durchaus für deren Aufrichtigkeit einzutreten. — Diese Mitteilungen wurden der „Psychologischen Gesellschaft" zu München in deren Sitzung vom 21. April d. J. vorgelegt. Zu dem Inhalte derselben bemerken wir, daß die älteren Thatsachen, welche nur vom Hörensagen überliefert sind, weniger den Stempel genauer Beobachtung und ungetrübter Wiedergabe der vorgefallenen Thatsachen tragen als die eigenen und namentlich die späteren Erlebnisse der Erzählerin selbst. Wir glaubten indessen, diesen Bericht unverkürzt und auch in seinen kleinen Eigentümlichkeiten unverändert abdrucken zu sollen, um ihn in voller Unmittelbarkeit wirken zu lassen und dem Urteil der Leser nicht vorzugreifen.

(Der Herausgeber.)

sollten seine Zweifel bald gelöst werden. Die Schwägerin wurde als Brautjungfer zu der Hochzeit einer Freundin geladen, und als sie ihm entgegentrat, im weißen Kleide einen Rosenkranz im Haar, erkannte er sie. Bald darauf wurde sie seine Gattin und er hat es nie zu bereuen gehabt.

Von den dreizehn Kindern meines Großvaters hat keins dies zweite Gesicht geerbt, und von seinen 36 Enkeln nur mein Bruder und ich.

2. Meine Großmutter mütterlicherseits, Elise Frank, war die Tochter eines Schlächtermeisters in Wandsbeck. Sie hatte einen Zwillingsbruder Johann, der in Lauenburg das Handwerk seines Vaters lernte. Die beiden Geschwister waren sozusagen ein Leib und eine Seele.

Im April des Jahres 1792, einige Tage vor Ostern, wurde sie zu ihrer Schwester gerufen, die in Hamburg an einen wohlhabenden „Zuckerbäcker" (Zuckerraffineur) verheiratet war und krank darnieder lag. Das Krankenzimmer lag im ersten Stockwerk. Um, nach der damaligen Unsitte, die Kranke möglichst von der Luft abzusperren, wurden nachts die Fenster mit Läden und darüber noch dicken wollenen Vorhängen verwahrt, auch vor der Thür befand sich ein dicker Teppich, so daß durchaus kein Zug entstehen konnte. Mitten auf dem Fußboden des Zimmers stand eine tiefe, weite Schüssel, welche mit Sand gefüllt war, in den ein sogenanntes Nachtlicht gesteckt wurde. Dies Nachtlicht bestand aus einer sehr langen Talgkerze mit dünnem Docht, welche langsam niederbrannte und die ganze Nacht vorhielt. Brennöl und Lampen kamen erst viel später in Gebrauch.

Eines Nachts wurde meine Großmutter, die in demselben Zimmer schlief, von der Schwester geweckt. „Bitte, Elise, lies mir die Bergpredigt vor, ich kann nicht schlafen und bin so unruhig," sagte sie. Elise stand auf, nahm die Bibel vom Gesims und setzte sich an den Tisch vor dem Bette der Schwester, welche unterdessen ein Wachslicht angezündet hatte.

Aber die Bergpredigt wollte sich nicht aufschlagen lassen, die Blätter der Bibel flogen hin und her, als würden sie von einer unsichtbaren Hand oder einem starken Hauche bewegt, auch die Flammen der Kerzen flackerten unruhig auf und nieder. „Das ist ja zu arg," rief aufgeregt die Kranke, riß der Schwester das Buch aus der Hand und klappte es zu. „Wenn ich nicht wüßte, daß Johann in Lauenburg ist, so könnte man denken, er spiele uns wieder einen Schabernack, wie er als Junge that, indem er in das Buch blies, wenn wir lesen wollten." Elise legte sich wieder nieder. Kaum war sie jedoch eingeschlafen, als sie wieder gerufen wurde. „Stehe rasch auf, Elise, das Nachtlicht ist aus der Schüssel gefallen."

„„Wie kann es herausfallen? ich habe es doch tief in den Sand gesteckt,"" erwiderte diese, noch schlafbefangen, stand aber auf und erblickte nun das Licht auf dem Fußboden neben der Schüssel, schräg an diese angelehnt stehend. Auch diese Neckerei hatte der mutwillige Junge oft ausgeführt, um die Schwestern zu ängstigen.

„O Gott, Anna! was werden wir zu hören bekommen? Johann muß etwas passiert sein!" rief das erschreckte Mädchen und brach in

Thränen aus. — Am folgenden Tage nachmittags kam ein Bote von Wandsbeck mit der Nachricht, daß Johann am Tage vorher zum Gesellen gesprochen worden war und in dem darauf folgenden Gelage einen tiefen Stich in die Brust bekommen habe. Zwei seiner Nebengesellen hatten zusammen Streit angefangen, und als einer derselben das Messer zog, hatte sich Johann dazwischen geworfen, um Blutvergießen zu verhüten, aber es war zu spät, die niederfahrende Klinge traf seine eigene Brust. Er war nicht tot und die äußere Wunde heilte auch; aber er starb einige Monate später an Lungenbluten.

3. Meine Großmutter hatte einen Kaufmann Waage in Altona geheiratet. Von ihren sechs Kindern hatte nur die älteste Tochter Henriette das Hellsehen geerbt. Bei ihr kündigte es sich immer in ganz bestimmter Form an. Sie fühlte einen kalten, starken Zug, als wenn plötzlich ein Fenster geöffnet worden und vernahm einen Flügelschlag wie von einem großen Vogel. Diese Erscheinungen traten immer nachts ein, so daß sie dadurch aus dem tiefsten Schlaf erweckt wurde. Zwei derselben sind besonders bemerkenswert:

Henriette war sechzehn Jahre alt, als sie derartiges zum erstenmal erlebte. Es war im strengen Winter. — Sie schlief mit ihren beiden Schwestern in einem Zimmer der zweiten Etage. In einer Nacht wurde sie erweckt durch das Rauschen des Flügelschlages und den damit verbundenen Zug, der empfindlich ihr Gesicht traf. Auf dem Tische brannte ein Nachtlicht. Bei dem Scheine desselben sah sie vor ihrem Bette eine weiße Gestalt stehen.

„Wer sind Sie? — Was wollen Sie?" fragte Henriette resolut.

Die Gestalt gab keine Antwort, sondern bedeutete ihr nur durch eine energische Handbewegung aufzustehen. — Das junge Mädchen fühlte, daß etwas Besonderes vorgehe. Sie sprang aus dem Bette, schlüpfte in die Pantoffeln, schlug sich eine Wolldecke um und folgte der Gestalt, die langsam voraus schwebte, durch die langen Korridore, beide Treppen hinunter bis an das Schlafzimmer ihrer Eltern. Hier verschwand die Gestalt und mit ihr auch ein heller Schein, von welchem sie umflossen wurde. —

Henriette stieß die Thür des Zimmers auf. — Ein erstickender Qualm drang ihr entgegen; das Nachtlicht war schon erloschen, und ihre Eltern lagen röchelnd in ihren Betten.

Das Dienstmädchen hatte feuchtes Holz zum Trocknen in die Ofenröhre gelegt und vergessen, es wieder herauszunehmen. Ohne die Dazwischenkunft der wohlthätigen Erscheinung würde ihre Vergeßlichkeit meinen Großeltern das Leben gekostet haben.

4. Sechzehn Jahre waren seitdem vergangen. Henriette Waage war schon lange verheiratet mit meinem Vater, dem Schiffskapitän P. F. Lieungh, und wohnte in seiner Vaterstadt Skien. Mein Vater führte eine kleine schnellsegelnde Brigg: Marie Elisabeth.

Während einer hellen Sommernacht des Jahres 1831 wurde meine Mutter wieder von dem Flügelschlage geweckt. Als sie die Augen auf-

machte, sah sie eine weiße Taube, einen Brief im Schnabel haltend, auf sich zufliegen. Das Tierchen kam so nahe, daß meine Mutter deutlich ihren eignen Namen, von der Hand meines Vaters geschrieben, auf dem Briefe erkannte. Sie streckte die Hand aus, um ihn der Taube zu entreißen, da ließ ihn diese auf das Deckbett fallen, daß das rote Siegel oben lag mit dem Abdruck des Petschafts meines Vaters. Meine Mutter legte schnell die Hand darauf, aber es war nicht mehr da, und auch die Taube war fort. — In der peinlichsten Angst und Unruhe wartete sie nun der Nachricht, die folgen würde, und gegen Abend in Gestalt eines Briefes wirklich erfolgte.

Mein Vater schrieb voller Verzweiflung, daß sein Schiff im Hafen von London an die Kette gelegt, und er in Gefahr sei, es mit der ganzen Ladung zu verlieren, weil zwei seiner Matrosen Branntwein zu schmuggeln versucht hatten. — Die Einfuhr von Branntwein war derzeit in England gänzlich verboten. Mein Vater hatte die Verordnung vor seiner Abreise von Skien der Besatzung vorgelesen und sich das Versprechen geben lassen, sie zu respektieren. Dies rettete ihm Schiff und Ladung, so daß er noch mit einer ziemlich hohen Geldstrafe davon kam.

Noch dreimal wurde meine Mutter später von dem bedeutungsvollen Flügelschlag geweckt: vor dem Tode jedes ihrer Söhne, doch ist ihr dabei etwas Sichtbares nicht erschienen.

5. Die ersten Spuren des Hellsehens haben sich bei mir selbst sehr frühe gezeigt. Ich sah zuweilen Brautzüge zur Kirche fahren und sagte, welches Paar in der Brautkutsche saß; auch Leichenzüge und Feuersbrünste sah ich voraus. Doch durfte ich nur meiner Mutter davon etwas sagen, sie hatte mir strenge verboten, auch mit Fremden darüber zu sprechen. Der erste bedeutungsvolle Fall, dessen Erinnerung mit unauslöschlichen Zügen in mein Herz gegraben ist, ereignete sich in meinem neunten Jahre. Es war ein prophetischer Traum in der Nacht vor dem Tode meiner Großmutter Lieungh. — Wir wohnten unmittelbar neben einander. Die Grundstücke waren nur durch eine Gartenplanke getrennt, in welcher sich eine kleine Thür befand, um bei den täglichen Besuchen von hüben und drüben nicht erst die Straße passieren zu müssen. Für uns Kinder war diese Thür verschlossen, damit wir die alte Frau nicht so oft belästigten.

Ich durfte meine Großmutter jeden Nachmittag eine Stunde besuchen. Ich war ein schweigsames und nachdenkliches Kind und darum hatte sie mich gern. Ich saß dann auf meinem Schemel zu ihren Füßen und hörte eifrig zu, wenn sie aus ihrem bewegten Leben etwas erzählte oder eins von unsern schönen norwegischen Eventyre (Sagen und Märchen) vortrug. Ehe ich fortging, bekam ich eine Tasse Milch und ein paar große Zwiebäcke, die meine Tante selbst backte. Die Tasse, aus der ich trank, hatte sie selbst in Sepia gemalt, die Obertasse mit einem Bouquet, die Untertasse mit einem Kranz voll Rosen.

Eines Tages sagte meine Mutter: „Heute kannst du Großmutter nicht besuchen, sie hat Kopfschmerzen". Abends, als wir Kinder in unsern Betten lagen, kamen mein Vater und meine Mutter, wie sie immer

thaten, setzten sich auf die Bettkante, und wir mußten unser Abendgebet sprechen. Dann bekamen wir einen Kuß und sie ermahnten uns, schnell einzuschlafen. — Ich hatte nicht bemerkt, daß meine Eltern traurig oder auch nur ernster waren als sonst. Ich hörte sie noch die Hoftreppe hinunter gehen, hörte auch die Gartenpforte knarren und dachte, sie wollen sehen, wie es der Großmutter geht. Dann schlief ich ein. —

Plötzlich befand ich mich im Schlafzimmer meiner Großmutter. Sie lag in ihrem großen Himmelbette mit den altmodischen, großmustrigen Gardinen, die mein kleiner Bruder und ich so gern leiden mochten. Sie sah so sauber und appetitlich aus wie immer. Zwei kleine silberne Löckchen sahen unter den Spitzen ihrer Nachthaube hervor und ihre weißen, gefalteten Hände verschwanden fast unter der Garnierung ihrer Nachtjacke. Ihr Gesicht war sehr bleich und eingefallen, die Augen hatte sie geschlossen und nur die Lippen zuckten zuweilen.

Vor dem Bette saßen ihre drei verheirateten Töchter, die in der Stadt und deren Nähe wohnten. Die unverheiratete Tochter, welche immer bei der Mutter gewesen, hatte ihren Kopf an den Bettpfosten gelehnt und seufzte oft schwer auf. Zu Häupten des Bettes saß meine Mutter, und ich machte die Bemerkung, daß meine Tanten eigentlich doch viel hübscher waren; bis dahin hatte ich meine Mutter für die schönste Frau der Welt gehalten. — Aber sie hatte eine schöne Haltung und überhaupt ein eleganteres Wesen als meine Tanten, das beruhigte mich wieder. Ich freute mich, wie der rote Shawl, den sie umgeschlagen hatte, meiner Mutter so gut stand und wie die weiße Halskrause so niedlich dagegen abstach.

An dem einen Fensterkreuz lehnte mein Vater, und ich sah, wie seine ganze Gestalt bebte. Sein Bruder, mein Onkel Elias, hielt ihn umschlungen und sprach ganz leise zu ihm. An dem andern Fenster saßen die drei Schwäger. Wieder nach dem Bette mich wendend, sah ich, daß meine Großmutter die Lippen bewegte. — Meine Mutter beugte sich zu ihr hinab und frug: „Wünschest du etwas, süße Mutter?" Sie mußte ihr Ohr dicht an den Mund der Kranken halten, um die Antwort zu verstehen; aber ich vernahm ganz deutlich die Worte: „„Ich hätte gern ein paar von deinen schönen Himbeeren, mein Kind!"" — „Die sollst du haben. Meine Elise hat gestern noch einige Spätlinge entdeckt, Anna (das Dienstmädchen) kann hingehen und sie holen." [1]) Gleich nachdem reichte eine Hand, deren Eigentümerin ich nicht sah, meiner Mutter die Untertasse mit dem Rosenkranz; es lagen drei rote und zwei weiße Himbeeren darauf. —

Ich erwachte. — Mein erster Gedanke war: Du liegst hier im Bette und Großmutter möchte die Himbeeren haben. — Anna muß vielleicht lange suchen, ehe sie sie findet.

---

[1]) Wir hatten im Garten ausgezeichnet große und schöne Himbeeren, rote und weiße. Meine Großmutter bekam im Sommer täglich einige davon. Jetzt war aber die Zeit fast vorbei. — Es war Ende September.

Ich sprang aus dem Bette und lief mit nackten Füßen im bloßen Hemde zur Thür hinaus. Im Korridor hing an einem Kleiderhaken eine alte Schifferjacke meines Vaters. Ich reckte mich so hoch ich konnte, faßte sie unten zusammen, schob sie in die Höhe und brachte sie so glücklich von dem Haken herunter. Rasch zog ich sie über und lief, so schnell ich konnte, über die Gallerie, die Hoftreppe hinunter. Die Steine im Hof waren sehr kalt und im Garten, der sehr lang war, das Gras naß vom Tau, ich fühlte beides nur wie im Traum. Ganz außer Atem kam ich bei den Himbeeren an, die in einer geschützten Ecke standen. Die Büsche absuchend, sammelte ich die Beeren in meine linke Hand, es waren drei rote und zwei weiße. Im Schloß der kleinen Plankenthür wurde der Schlüssel gedreht und die Anna trat ein, die Untertasse mit dem Rosenkranz in der Hand haltend.

Das alte Mädchen prallte erschreckt zurück, als sie mich stehen sah: „Jesus! — Kind, wo kommst du her? Und auf bloßen Füßen! und fast nackend!"

„„Ich hörte, daß Großmutter die Himbeeren gern essen wollte, da bin ich schnell heruntergelaufen und habe sie gepflückt, hier sind sie!""

„Wie konntest du hören, was Großmutter sagte?" frug sie kopfschüttelnd. „Nun mach aber rasch, daß du wieder in dein Bett kommst!"

Ihren Rat befolgend, legte ich mich nieder und dachte darüber nach, warum sich Anna eigentlich so wunderte; mir waren solche Träume etwas so Alltägliches, daß ich meinte, alle Menschen müßten so träumen. — —

Das Mädchen trug das Kaffeebrett in unsere Wohnstube; von dem Geräusch erwachte ich. Als sie wieder heraus kam, trocknete sie sich die Augen mit der Schürze. — Ich fühlte: meine Großmutter war tot! Im Nu war ich in der Stube. — Meine Eltern saßen auf dem Sopha; meine Mutter war still aber totenbleich, mein Vater dagegen weinte und schluchzte wie ein Kind. Er hatte seinen Kopf an ihre Schulter gelegt und ihr Kleid war ganz naß von seinen Thränen. Noch nie hatte ich meinen Vater weinen sehen, und seine Thränen fielen wie glühende Tropfen auf mein Herz; mir war zu Mute, als müsse es brechen.

Mich zu ihm setzend, umschlang ich ihn mit beiden Armen und schrie mit Heftigkeit: „„Vater! bin ich schuld daran, daß Großmutter gestorben ist?"" — —

Ein wehmütiges Lächeln zuckte über sein Gesicht: „Gewiß nicht, Tuila mi" (ein unübersetzbares Zärtlichkeitswort), sagte er liebevoll, „du hast ihr ja die letzte Erquickung verschafft!"

Ich mußte nun meinen Traum erzählen. Meine Eltern nickten sich gegenseitig zu, weil alles mit dem wirklichen Vorgang übereinstimmte. — Ich mußte wieder ins Bett und der Arzt wurde geholt. Nachdem dieser mich genau untersucht und keine Krankheit finden konnte, waren meine Eltern wieder beruhigt und ich wurde einige Wochen zu meiner Tante aufs Land geschickt.

6. Im darauffolgenden Frühjahr kam ich eines Tages ganz vergnügt aus der Schule. Vielleicht zwanzig Schritte noch vom Hause ent-

fernt, sah ich, daß beide Flügel unserer Hausthür offen standen und vier schwarze Männer einen Kindersarg die hohe Treppe hinabtrugen. Unten ordnete sich der Zug. Unsere beiden Dienstmädchen, schwarz gekleidet, von kleinen Mädchen aus der Nachbarschaft gefolgt, gingen blumenstreuend vorauf, hinter dem Sarge mein Vater, von unserm Onkel Elias unterstützt, dann viele Freunde und Bekannte. — Der Sarg war geschlossen, und doch wußte ich, daß mein zweiter Bruder Ludwig darin lag. — Diese Erscheinungen kamen und gingen blitzartig schnell; es war, als wenn ein Vorhang fortgezogen wurde.

Als ich mein Elternhaus erreichte, war die Hausthür geschlossen wie gewöhnlich, und ich ging durch eine kleine Pforte von der Straße auf unsern Hof, wo ich Ludwig mit meinen beiden andern Brüdern, Paul und Alexis, spielen sah. „Es ist unmöglich! er kann nicht sterben!" — dachte ich — und doch widersprach ein inneres Gefühl.

Über dieses Gesicht konnte ich auch mit meiner Mutter nicht sprechen, es hätte sie im höchsten Grade erschreckt, ich mußte es stille für mich tragen. Im Juli brach ein ansteckendes Nervenfieber aus. Alle im Hause wurden krank, nur mein Bruder Ludwig und ich blieben gesund. Hilfe war nicht zu haben, da in jedem Hause der Stadt Kranke waren. Es kam niemand zu uns als der Arzt und unser Onkel Elias, der gerade mit seinem Schiff im Hafen lag. Er trug uns beiden Kindern zu, was wir nötig hatten, und zog uns jeden Tag ein paar Eimer Wasser aus dem tiefen Brunnen herauf.

Endlich brach sich die Krankheit. Unsere Dienstmädchen genasen zuerst, dann meine Eltern, nur Paul und Alexis lagen noch, waren aber in der Besserung. Es war Ende August geworden. Mein Vater durfte noch nicht ausgehen und schickte Ludwig mit einem Briefe an einen Geschäftsfreund. Als er mit der Antwort wiederkam, war er voller Freude; man hatte ihm alle Taschen voll frühreifer Äpfel gestopft. Er legte sie alle auf den Tisch, nahm die beiden schönsten davon, einen in jede Hand, wandte sich damit an unserm Vater, neben dem ich auf dem Sopha saß und sagte: „Darf ich Paul und Alexis einen geben?" In diesem Augenblick flog es wie ein Schatten über sein Gesicht, und er stand als Leiche vor mir. — Ich sah meinen Vater an; ich dachte, er müßte es auch sehen, aber er antwortete gelassen: „„Heute noch nicht, mein Junge, wir wollen morgen den Doktor fragen.""

Ich konnte es nicht länger ertragen, stand auf und ging in die andere Stube. Dort warf ich mich neben einem Stuhl auf die Knie und drückte mein Gesicht in das Polster, damit sie nebenan mein Weinen nicht hörten. Nach einiger Zeit kam Ludwig, er suchte mich. Er legte seinen Arm um meinen Nacken.

„Du weinst? meinst du, ich will dir keine Äpfel abgeben?" — „„Nein, ich weine nur, weil Paul und Alexis keine haben sollen!"" erwiderte ich.

Am andern Tage legte er sich — am neunten Tage war er tot. — Und wieder hatte ich das erdrückende Gefühl, daß ich an seinem Tode

schuld sei. Dies Gefühl kehrte immer wieder, jedesmal, wenn ich lebende Personen tot sah; ich war nicht imstande, ihnen in die Augen zu sehen. Fast war es zu viel zu tragen für ein Kind und hat auch meinem Charakter die ernste Richtung gegeben. — Leute, die mich nicht genauer kannten, nannten mich „ein sonderbares Kind".

Nach dem Tode meines Bruders verlief ein Jahr mir ungetrübt.

7. Mein Vater machte im Sommer immer vier Reisen nach England, im Winter war er zu Hause. Er wurde von der Herbst-Reise nach Hause erwartet.

An einem kalten, aber heitern Tage, Mitte Oktober, gab mir meine Mutter nach dem Mittagessen einen Teller mit zerschnittenen Kartoffeln für die Hühner. Ich ging damit nach der Gallerie hinaus und streute sie ihnen in den Hof hinunter. Sie kamen eilends gelaufen und ich freute mich, daß es ihnen so gut schmeckte. — Plötzlich sah ich sie nicht mehr. Der weite Hof hatte sich in ein wogendes Meer verwandelt. Wellen, so hoch wie das Haus, grün, dunkelblau und schwarz, mit weißen Schaumkämmen, verschlangen sich gegenseitig, sie schienen von einem rasenden Orkan getrieben zu werden, aber ich hörte nicht das mindeste Geräusch. Mitten darauf schwebte die Marie Elisabeth. Der Hauptmast hing gebrochen über Bord und ich sah die blanken Beile des Zimmermanns und noch eines Matrosen in der Sonne glänzen, bemüht, ihn zu kappen. Meinen Vater sah ich neben dem Steuer stehen, er hielt das Sprachrohr in der Rechten, er hatte den Südwester auf dem Kopfe und trug die dicke Jacke, die er bei schlechtem Wetter anzuziehen pflegte. — Da kam eine ungeheure Woge, wälzte sich übers Verdeck und spülte meinen Vater mit hinunter in die Tiefe. — — Ich sah nichts mehr, es wurde mir schwarz vor den Augen.

Man fand mich ohnmächtig auf der Gallerie liegen und trug mich ins Bett. Die Ohnmacht dauerte lange, und meine Mutter ließ den Arzt holen. — Als er gegen Abend kam, schlief ich fest und erwachte, da er seine Hand auf meinen Kopf legte.

Die Augen aufschlagend, blickte ich erst im Zimmer umher, ob meine Mutter zugegen sei. Er mochte wohl meine Gedanken erraten, denn er sagte: „Deine Mutter ist eben abgerufen worden. Was ist dir begegnet, liebes Kind?" — „„Ach, Herr Doktor, ich habe keinen Vater mehr! ich habe ihn untergehen sehen!"" rief ich verzweiflungsvoll.

Der Arzt legte mir die Hand auf den Mund. „Still, Kind! um Gotteswillen still, denk an deine Mutter!" Sie kam gerade zur Thür herein und er konnte mit mir nicht weiter sprechen. Er verordnete mir nur Ruhe und ging. Am andern Morgen stand ich zur gewöhnlichen Zeit auf und ging zum Frühstück in die Wohnstube. Mein Bruder Paul (12 Jahr alt) war allein da. Sein Butterbrot lag noch unberührt und seine Hand zitterte so, daß er seine Tasse nicht zum Munde führen konnte. „„Was fehlt dir, Paul?"" — Er brach in heftiges Weinen aus. — Bald faßte er sich indessen und sagte halblaut: „Ich fürchte, wir sehen

unsern Vater nicht wieder, ich habe im Traum das Namenbrett und das Gallionbild der Marie Elisabeth an einem öden Strande liegen sehen!" — Es war das erste Mal, daß mein Bruder Paul einen prophetischen Traum hatte, und daß dieser mit einem Vorgesicht meinerseits zusammentraf. — Am Mittag schon kam die schreckliche Gewißheit, daß die Marie Elisabeth untergegangen sei. Der Steuermann und zwei Matrosen, welche, auf einem Wrackstück treibend, von einem andern Schiffe aufgenommen wurden, erzählten den Hergang ganz so, wie ich ihn gesehen hatte.

8. Zwei Jahre nach dem Tode meines Vaters siedelten wir nach Itzehoe in Holstein über, wo die Schwester meiner Mutter verheiratet war. — Es war in den letzten Tagen des April 1842. Mein Bruder Paul war unterdessen konfirmiert worden und war bei einem Kaufmanne im Orte in der Lehre. Meine Mutter und ich waren abends zu meiner Tante zum Thee gegangen, wo noch mehrere Damen zum Besuch waren. Nach dem Abendbrot machten wir einen Spaziergang an der Stör entlang auf dem Münsterdorfer Deich. Von da kann man, bei hellem Wetter, die Türme von Hamburg sehen. Nach der Gegend hinüberblickend, gewahrte ich über Hamburg einen großen feurigen Bogen, so daß ich den Michaelisturm ganz hell beleuchtet sah. Ich rief unwillkürlich: „In Hamburg muß ein großes Feuer sein!" — Alle Anwesenden sahen hinüber, bemerkten aber nichts und lachten mich aus.

Zu Hause angekommen, sagte meine Tante zu ihrem Manne, der, Hamburger von Geburt, mit schwärmerischer, ja ich kann beinahe sagen, fanatischer Liebe an seiner Vaterstadt hing. — „„Heinrich! Elise meinte, es müsse in Hamburg ein großes Feuer sein, sie will einen feurigen Bogen über der Stadt gesehen haben!"" Mein Onkel lachte spöttisch. „In Hamburg kann es zu einem großen Feuer gar nicht kommen, weil die Löschanstalten unübertrefflich sind!" sagte er zuversichtlich.[1]) — Am Abend des 4. Mai wollte ich meinem Bruder Paul entgegengehen, der für seinen Herrn nach Münsterdorf eine Besorgung hatte und über den Deich zurückkommen mußte. Wir hatten uns eine ganze Woche lang nicht gesehen, und Paul bat mich durch einige Zeilen um diese Begegnung.

Mein Onkel Heinrich stand in der Hausthür, als ich an seinem Hause vorüber gehen wollte. Er bot sich mir zur Begleitung an; vielleicht war er doch etwas unruhig und wollte selbst nach dem feurigen Bogen sehen! — Dieser stand noch viel glühender über Hamburg, als das erste Mal. „Siehst du denn jetzt auch den feurigen Bogen?" fragte er, „der Horizont ist ja ganz dunkel über Hamburg!" — „„Und doch sehe ich ihn!"" erwiderte ich ruhig.

Auf dem halben Wege kam uns Paul entgegen. Ohne erst guten Abend zu sagen, wandte er sich aufgeregt an unsern Onkel: „In Hamburg muß ein furchtbares Feuer sein, man kann odentlich die Flammen aufzucken sehen!" Und so war es später in Wirklichkeit.

[1]) Vom 5. bis 8. Mai 1842 wurde der bedeutendste Teil Hamburgs durch einen Brand vollständig zerstört. Das übermütige Selbstgefühl der damaligen Löschmannschaften war einer der Hauptgründe für das riesenhafte Umsichgreifen dieser Kalamität. (Der Herausgeber.)

„„Ihr seid alle beide verrückt mit eurem großen Feuer!““ rief mein Onkel wütend.

In derselben Nacht gegen Morgen brach das Feuer aus. — Am Nachmittag des 5. ging ich zu meiner Tante, um ihr bei einer mühsamen Stickerei zu helfen. Sie empfing mich bleich und verstört, — mein Onkel saß in seiner Ofenecke und weinte unaufhaltsam. Nie habe ich einen Menschen anhaltender weinen sehen! — Ein kleines Dampfschiff, welches damals zwischen Hamburg und Itzehoe fuhr, hatte die Nachricht und viele Flüchlinge mitgebracht. Die Leute hatten gesagt, daß die Nikolai-Kirche schon zerstört, und das Ende des Feuers nicht abzusehen sei, da es an Spritzen fehle.

Mein Onkel Heinrich dauerte mich. Ich ging zu ihm hin und sagte, daß die Flüchtlinge in ihrer Angst vielleicht übertrieben hätten. Aber wie ein trotziger Junge stieß er mich von sich und schrie mir zu: „Geh weg, ich mag dich nicht sehen!“ — „„Aber Heinrich!““ rief Tante empört, „„wie kannst du Elise dafür verantwortlich machen? Es ist traurig genug, daß sie und Paul immer so etwas vorhersehen müssen; ohne es hindern zu können!““ — — Ich sah bei der Gelegenheit ein, wie sehr meine Mutter recht hatte, wenn sie uns ermahnte, unsere Wahrnehmungen zu verschweigen. —

9. Im Jahre 1870 wohnte ich in Hamburg neben dem sogenannten englischen Reitstall; es standen dort Offiziers-Pferde, die in der Bahn zugeritten wurden. Die Straße war durch den Verkehr der Offiziere recht lebhaft.

Wir hatten eine Parterre-Lokalität inne, und ich vermietete zwei Zimmer. Ich mußte unausgesetzt arbeiten, manche Nacht bis 2 oder 3 Uhr, denn es ging uns ohne unser Verschulden sehr trübe. Das Institut, bei welchem mein Mann angestellt gewesen, war, als der Neuzeit nicht mehr entsprechend, aufgehoben worden und seine Pension fiel nur sehr gering aus. Alle seine Bemühungen, etwa eine andere Anstellung zu erhalten, waren fruchtlos gewesen. Dies alles machte ihn verstimmt; dazu kam noch die Sorge um unsern Sohn, der schwerkrank darniederlag; es war unser einziges Kind.

Mitte Juni zog ein Ehepaar in unsere Zimmer ein: Herr und Frau Fich aus Stockholm. Der Herr war Inspektor eines internationalen telegraphischen Büreaus in Stockholm, wenn ich mich recht erinnere, des Reuterschen Telegraphen. Es waren sehr liebenswürdige Leute, die mir viel Freundlichkeit und Teilnahme bewiesen; sie ermahnten mich oft, nicht so spät aufzubleiben, aber es ging nicht anders. — — Von Anfang Juli an konnte ich auch die paar Stunden, welche mir nachts zur Ruhe übrig blieben, nicht mehr genießen. Wenn ich mich niederlegte, schlief ich sofort ein, erwachte aber allemal wieder nach einer Stunde von militärischem Lärm. — Ich hörte den gewöhnlichen preußischen Marsch von Trommeln und Pfeifen ausgeführt, das Marschieren vieler, vieler Soldaten, das Kommando der Offiziere, den Hufschlag ihrer Pferde, das Räderknarren schwerer Trainwagen und auch einiger Kanonen. — Dies währte ungefähr eine Stunde, dann schlief ich wieder bis sechs Uhr.

Ich wußte sofort, daß ein Krieg bevorstand. — Ich hatte selbstverständlich keine Zeit, die Tagesblätter zu lesen, auch lag mir die Politik damals überhaupt sehr fern, ich wußte nicht, ob irgend ein Streit zwischen den Mächten vorlag oder nicht. —

Bisher hatte ich nicht darüber gesprochen, aus Angst, mich lächerlich zu machen. In der sechsten Nacht aber wurde es auch im Reitstall lebendig. Offiziere riefen nach ihren Burschen, ich unterschied sehr deutlich die Stimmen, da ich ja täglich Gelegenheit hatte, sie zu hören. Ich dachte, vielleicht sollen sie eine Marschübung machen. Ich stand auf, zog meine Morgenschuhe an und einen Regenmantel über, schloß die Hausthür auf und trat auf die Haustreppe hinaus. — Die Straße lag still da, vor dem Reitstall ging der Wachtposten einsam auf und nieder und ein Mann in Zivil kam die Straße herauf, in welchem ich Herrn Fich erkannte, der aus einer Gesellschaft kam. — Ich wartete, bis er heran kam, dann brauchte er die Hausthür nicht erst aufzuschließen.

Tags darauf fragte mich Herr Fich, was ich so früh (es war 4 Uhr gewesen) auf der Straße gesucht habe? — „„Die Soldaten, welche in den Krieg ziehen, ich kann vor dem Lärm keine Nacht schlafen."" Es war mir eigentlich nur so entfahren, weil ich nicht wußte, was ich ihm antworten sollte.

„Die in den Krieg ziehen," wiederholte Herr Fich meine Worte, „mit welcher Macht sollten wir denn Krieg bekommen?"

„„Mit Frankreich!"" Es war mir, als wenn ein anderes Wesen diese Worte spräche, denn ich hatte bis dahin gar nicht darüber nachgedacht, wem der Kampf gelten könnte.

„Wenn das wäre, müßte ich es doch gewiß wissen," meinte er und versuchte es mir auszureden, aber umsonst. Ich blieb ruhig und sagte: „„Die Folge wird es lehren!""

Hiermit will ich schließen. Wollte ich alle die Fälle beschreiben, die mir im Leben vorgekommen sind, so würde ein dicker Band daraus entstehen. Wenn ich eine noch lebende Person tot sehe, so ist es und war es immer nur, wenn sie zur Thür herein kam oder hinausgehend noch einmal sich umwandte. Aber nicht allein auf Menschen und wichtige Begebenheiten erstreckt sich mein Vorgesicht, sondern auch auf Gegenden, Häuser, Postsendungen, sogar auf Tiere. — Nie habe ich es willkürlich hervorrufen können, was meinem Bruder dagegen möglich war. Das schreckliche Gefühl des Schuldbewußtseins, welches mich in meiner Kindheit so unglücklich machte, hat sich später verloren und der ruhigen Zuversicht Platz gemacht: „daß stets eine höhere Macht über unserm Schicksal wacht!"



Kürzere Bemerkungen.

Die rote Kuh zu Atzerballigholz.

Übersinnliche Kausalität in einem Spukvorgang vermutet.

Zufolge der an mich ergangenen Aufforderung teile ich folgendes Erlebnis hier wahrheitsgetreu mit.

Gegenwärtig wohne ich zu Törsbüll in Nordschleswig und bin Parzellist; 1882 wohnte ich in Atzerballigholz auf der Insel Alsen. Dort war unweit meines Hauses die kleine Landstelle des Jens Nielsen. Dieser, ca. 35 Jahre alt, hatte Frau und Kinder. Sein alter Vater, ca. 70 Jahre alt, wohnte bei ihm. Alle waren geachtete Leute. Nichts Unvorteilhaftes war von ihnen bekannt. Eines Abends im Februar 1882 hörte die Frau des Jens Nielsen, als ihr Mann und Schwiegervater nicht zu Hause waren, ein eigentümliches Klopfen von der Bodendecke ihrer Stube her. Es hörte sich an, wie wenn jemand mit einem Finger auf eine Tischplatte stößt. Das war der Anfang. Von jenem Tage an setzte sich das bezeichnete Klopfen fort fast jeden Abend von 7—12 Uhr. Die Hausbewohner wünschten kein Gerede darüber. Jedoch bald wurde es in der Umgegend bekannt. Viele hörten es. Keine Erklärung wurde trotz aller Bemühung darum gefunden. Eines Abends vereinigten sich 7 Männer der Nachbarschaft, darunter der dies Berichtende, zu einer durchdachten gründlichen Untersuchung. Bereits bei unserem Kommen zwischen 7 und 8 Uhr abends war das beregte Klopfen in vollem Gange. Die Bodendecke bestand nur aus einer Bretterlage und war so niedrig, daß ein Mann mit der Hand dieselbe erreichen konnte. Das Klopfen fand nur statt über der Wohnstube und einer angrenzenden Schlafstube. Gewöhnlich ging es in gerader Richtung von der einen Seite der Wohnstube aus, über dieselbe hin und über die angrenzende Schlafstube bis an die dort befindliche Außenmauer des Hauses. Es ging dann nicht etwa denselben Weg zurück, sondern fing von vorn ebenso wieder an. Wir Männer verteilten uns. Einige von uns gingen mit Licht auf den Hausboden, andere blieben bei Licht in der Stube. Durch die Bodendecke konnten beide Abteilungen mit einander sprechen. Das Klopfen setzte sich dabei unverändert fort. Die Männer oben hörten es wie von unterhalb der Bodendecke, die Männer unten wie von oberhalb derselben kommend. Ein Mann unten schlug mit dem Finger an die niedrige Bodendecke. Es wurde darauf unsichtbar mit einem Schlage ein paar Handbreit vorwärts geantwortet. Auf diese Weise trieb man das Klopfen über Wohn- und Schlafstube hin bis an die Außenmauer. Zuletzt kamen dann Schläge wie von außerhalb der Außenmauer herrührend. Sofort wurde draußen nachgesehen, aber nichts

entdeckt. Nicht immer hielt das Klopfen sich in der bezeichneten Richtung, sondern verbreitete sich über die beiden Stuben herum. Wenn die Stubenuhr schlug, war es oberhalb derselben; jeder Schlag der Uhr wurde regelmäßig auf die beschriebene Weise nachgeschlagen. Als die Uhr 8 schlug, schlug es nach dem letzten Glockenschlag nicht ganz deutlich nach. Einer der Männer sagte: „Das machtest du nicht gut, mach' es nochmals!" Sofort darnach wurden genau 8 regelmäßige deutliche Schläge gehört. Wenn man das Phänomen anredete, oder mit dem Finger auf den Tisch der Wohnstube ähnlich anschlug, wurde das Phänomen unruhiger. Bisweilen erfolgte nach dem Klopfen ein langgezogener, eigentümlicher Laut, wie wenn jemand die Hand hart über ein Brett hinzieht. Dieser Ton erfolgte, als jemand sagte: „Was kannst du uns vormachen?" In einem Bett der Schlafstube schlief ein Kind; zweimal hatten zwei verschiedene Männer den Eindruck, als ob das Bett sich etwas bewegte, während das Phänomen dort vorüberging. Wir sieben untersuchenden Männer bewachten uns gegenseitig, und jeder beobachtete alle Anwesenden. Die Uhr schlug 12 mitternacht. Plötzlich hörte das Phänomen auf. Trotz aller Anstrengung in jeder denkbaren Weise wurde keine Ursache gefunden. Nach reichlich drei Wochen indes hörte das beschriebene Phänomen in jenem Hause von selber auf und ist seitdem nicht wiedergekommen.

Gleichzeitig mit dem Entstehen und Aufhören des vorgeführten Phänomens fand folgendes statt. Der Vater des jetzigen Besitzers hatte jene kleine Landstelle gekauft. Schon damals war ihm gesagt worden, auf dieser Stelle könnten keine roten Kühe gehalten werden. Den Grund dieser Aussage hatte er nicht erfahren. Übrigens erinnern die ältesten Leute dortiger Gegend sich nicht, daß sich sonst irgend etwas Besonderes an jenes Haus aus ältester Zeit bis zur Gegenwart knüpft, oder sonst irgend welches Gerede darüber gewesen ist. Es geschah nun, daß der gegenwärtige Besitzer eine rote Kuh kaufte und mit in diesem Hause hatte. Damit gleichzeitig fing das Phänomen an. Da dies andauerte, verkaufte der Besitzer, der nun von seinem noch lebenden Vater jene Aussage hörte, die rote Kuh wieder. Damit gleichzeitig hörte das Phänomen von selber auf.

Noch erwähne ich den Umstand, daß, nach Aussage der Hausbewohner und anderer, in jenen reichlich drei Wochen das Phänomen nur für je einen Abend die seltenen Male ausblieb, wenn jemand vor 7 Uhr abends zum Besuch kam. Um 7 Uhr fing es fast jeden Abend an und dauerte bis 12 Uhr mitternacht, auch wenn nach 7 Uhr noch so viele Fremde kamen. Ist dieser Umstand eigentümlich, so ist nicht weniger der andere Umstand merkwürdig, daß, als wir sieben Männer zur Untersuchung dort waren, gleichzeitig mit Licht in den beiden Stuben unten und mit Licht auf dem Hausboden, das beschriebene Klopfen vor uns Männern oben und unten in der Entfernung von ein paar Handbreit herging, während wir alle uns auf das genaueste gegenseitig beobachteten und bewachten. Hätte ein Mensch auf erklärliche Weise jene Klopf- und anderen Laute bewirkt, so waren wir alle überzeugt, wir hätten es be-

merken müssen. Denn das unsichtbare Phänomen war uns hörbar, bei darauf von beiden Seiten gerichtetem Licht so nahe, daß wir es mit Händen hätten greifen müssen.

Die Erinnerung an das vor 5 Jahren von mir Miterlebte hat sich mir eingeprägt. Darnach habe ich dies so genau als möglich berichtet.

Törsbüll, Nordschleswig, den 26. Mai 1887.

Christian Jörgensen,[1]) Parzellist.

Höher Gebildete werden wohl nicht verschmähen, vorstehenden Bericht neben anderen in Erwägung zu ziehen. Gewöhnlich Gebildete werden denselben vielleicht hervorragend trivial finden, weil das Phänomen anscheinend mit einer „roten Kuh" in kausaler Verbindung steht. Spuk in einem Schlosse denkt man sich in Verbindung mit geschehenem Mord, vergrabenen Schätzen u. s. w., und man meint leicht, um solcher Dinge willen möge es spuken. Wäre aber jemand geneigt, solchen Spuk zu glauben, dagegen den vorstehenden Bericht um der „roten Kuh" willen zu verwerfen, so denkt er nicht logisch. Einem Schloßherrn bedeutet ein vergrabener Schatz vielleicht weniger als einem kleinen Landbesitzer, der, wie hier, nur zwei Stück Vieh halten kann, eine Kuh; und irgend ein unbekannt gebliebener Vorfall mit einer Kuh kann einem kleinen Landbesitzer mehr bedeuten, als einem Schloßherrn ein vormals geschehener Mord. Schloßherr und kleiner Landbesitzer haben die menschliche Natur mit einander gemein. Kann überhaupt ein übersinnliches Phänomen stattfinden, so kann es ohne Unterschied beiden widerfahren. Die kausale Veranlassung dazu aber muß den überaus verschiedenen sonstigen Verhältnissen beider entsprechend sein.

Zur Erklärung des vorstehenden Berichtes wäre etwa folgende Hypothese aufzustellen. Auf jener kleinen Landstelle in Atzerballigholz lebte etwa vormals ein Besitzer, dem ein großes Leid durch eine rote Kuh widerfuhr. Dieselbe stieß etwa ihn, seine Frau oder ein Kind, so daß lebenslänglicher Schmerz und Siechtum daraus erfolgte. Ein solcher Vorfall wird von Nichtbetreffenden kaum beachtet und ist bald vergessen. Nur der Betroffene selber vergißt es nicht. Jener präsumierte vormalige Besitzer faßte den größten Widerwillen gegen rote Kühe nach dem präsumierten Vorfall. Er band seine Seele durch den Schwur: auf diese Stelle soll nie wieder eine rote Kuh kommen! Er starb. Seine Seele fühlte sich noch gebunden durch jenen Schwur. Die Bedingüngen seines Fortlebens nach dem Tode waren im übrigen so gestaltet, daß er wußte, was in seinem vormaligen Hause vorging und daß er eine materielle Kundgebung bewirken konnte. Als nun wider seinen Schwur dennoch eine rote Kuh auf seine vormalige Stelle kam, ruhte er nicht, bis er dieselbe entfernt hatte; darnach aber hatte er dann keine Veranlassung zu weiterer Kundgebung.

[1]) Der Gemeindeprediger des Ortes teilt uns mit, daß der Parzellist Christian Jörgensen und dessen Frau verständige und achtbare Leute sind, Vorstehendes auch mündlich zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Personen übereinstimmend erzählt haben, und daß sie selber von dem wirklichen Sachverhalte, wie er hier beschrieben ist, offenbar völlig überzeugt sind. (Der Herausgeber.)



Nebenbei bemerkt, soll der jetzige Besitzer der Stelle in Veranlassung des Phänomens sich gelobt haben, nie wieder eine rote Kuh auf seine Stelle zu bringen. **W. H.**

Mystische Entwickelung.

Aus einem Briefe von Lord Tennyson.[1])

Ich habe niemals irgend welche geistige Offenbarung unter dem Einflusse eines anästhetischen Mittels erhalten, aber eine Art von „wacher Ekstase" habe ich sehr oft von meiner frühesten Kindheit an erfahren, sobald ich ganz allein war. Diesen Zustand habe ich oftmals dadurch erreicht, daß ich meinen eigenen Namen mir ganz still denkend wiederholte (Alfred Tennyson — Alfred Tennyson), bis plötzlich, gleichsam aus der Intensität oder dem Selbstbewußtsein der Individualität heraus diese Individualität selbst sich aufzulösen und in eine unbegrenzte Wesenheit zu verschwinden schien. Dieses aber war nicht ein Zustand der Verwirrung, sondern der vollsten Klarheit, Sicherheit und — gänzlich über alle Beschreibung hinausgehend. Sterblichkeit oder Vernichtung dieses Selbstbewußtseins erschien mir dann wie eine widersinnige Unmöglichkeit. Das Verschwinden der Persönlichkeit in demselben erschien nicht wie ein Erlöschen, sondern vielmehr wie ein Aufgehen des wahren Lebens.

Ich schäme mich dieser schwachen Beschreibung. Sagte ich doch, der Zustand gehe über alle Beschreibung hinaus. Und dennoch, einen Augenblick nachher, sobald ich wieder in meinen normalen Zustand zurückgekehrt, bin ich jedesmal wieder bereit, für „mein liebes Ich" zu kämpfen und mir einzubilden, daß dies von Ewigkeit in alle Ewigkeit bestehen werde.

A. Tennyson.



Zwei Fälle von Hellsinnigkeit.[2])

Telepathie.

Ich wohne in einem Privatkrankenhause. Vor mehreren Wochen, im Februar ds. Js., war meine Aufwärterin in meinem im zweiten Stockwerke gelegenen Arbeitszimmer eben mit Aufräumen beschäftigt, als ich plötzlich das Bewußtsein hatte, daß man sie im unteren Stockwerke benötige. Ich sagte ihr, sie möge sofort hinuntergehen, man wünsche sie unten. Sie sah mich erstaunt an und wußte nicht, was sie von mir denken sollte. Auf wiederholtes Drängen fügte sie sich jedoch und kaum war sie die halbe Treppe hinabgestiegen, so ertönte auch schon von unten die Glocke, durch deren Läuten sie gewöhnlich herbeigerufen wurde.

---

[1]) Derselbe war gerichtet an Benjamin Blood in Amsterdam N. Y. und datiert Farringford, Freshwater, Isle of Wight, den 7. Mai 1874. Er wurde zuerst in den Hartfort Times abgedruckt und darnach u. a. auch im Light Nr. 280 vom 15. Mai 1886. **H. S.**

[2]) Mitgeteilt in der Sitzung der Psychologischen Gesellschaft zu München am 5. Mai 1887. (Der Herausgeber.)

In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai ds. Js. gegen 1/212 Uhr hatte ich vor dem Einschlafen folgende Vision: Ich sah eine entfernte Verwandte von mir, eine ältere Dame, auf den Arm meines ältesten Bruders und auf einen Stock sich stützend zur mittleren Thüre des Vorgartens hereingehen. Die ganze Erscheinung dauerte ungefähr eine Sekunde; sie war aber so klar und deutlich gewesen, daß ich sofort die Überzeugung hatte, das Gesehene werde sich wirklich am folgenden Tage ereignen, obwohl es sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich hatte, denn die betreffende Dame hatte sich ca. 6 Wochen vorher den Fuß übertreten und konnte erst notdürftig mit Hilfe eines Stockes wieder im Zimmer umhergehen. Daß sie aber über die Straße zu mir kommen würde, konnte ich nicht im entferntesten denken.

Nachmittags am 1. Mai war ich eben im zweiten Stockwerke mit einer größeren Operation beschäftigt. Plötzlich warf ich wie von ungefähr, ohne daß ich eine eigentliche Veranlassung dazu gehabt hätte, einen Blick hinab auf die Straße und sah — eben diese Dame, mit einem Stocke versehen, am Arme meines ältesten Bruders zur mittleren Gartenthüre hereingehen. Auch hier dauerte das Bild nur einen Moment, weil ich, mit der Operation beschäftigt, nicht längere Zeit zum Fenster hinaussehen konnte.

München, am 13. Mai 1887. **Dr. med. A. Goeringer.**[1])



Obersteiners Schrift über Hypnotismus.

Jede neue Schrift, welche dem Publikum Gelegenheit bietet, sich über die Thatsachen des Hypnotismus zu unterrichten, begrüßen wir mit Freude. In gemeinverständlicher Darstellung lagen uns bisher nur Gessmanns inhaltreiches und übersichtliches Buch[2]) und Dr. Fränkels Ausgabe von Tamburinis und Sepillis mehr fachwissenschaftlich eingehenden Anleitungen zum Experimentieren[3]) vor. Gegenwärtig kommt als dritte Erscheinung, in dieser Richtung wirkend, eine sehr populär gehaltene Schrift des Professors Dr. Heinrich Obersteiner in Wien hinzu, welche als 2. Heft von Professor Schnitzlers „Klinischen Zeit und Streitfragen“ erschienen ist.[4])

---

[1]) Herr Dr. Goeringer ist ein in München wohlbekannter Arzt, zugleich ein thätiges Mitglied der Psychologischen Gesellschaft daselbst und auch uns persönlich näher bekannt. Wir sind bereit, durchaus für dessen Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit einzutreten. — Wir enthalten uns annoch einer Klassifikation solcher Thatsachen, wollen aber nicht verfehlen, bei dieser Gelegenheit wieder unsere Leser auf die vielen Hunderte ähnlicher Fälle aufmerksam zu machen, welche die Society for Psychical Research in London kürzlich in den 2 Bänden Phantasms of the Living by Ed. Gurney, Fred. W. H. Myers and Fr. Podmore veröffentlicht hat.
(Der Herausgeber.)

[2]) „Sphinx“ Februarheft 1887, III 14, S. 134: „Magnetismus und Hypnotismus“, bei Hartleben in Wien 1887. (3 M.)

[3]) „Sphinx“ Dezemberheft 1886, II 6, S. 415: „Anleitung zu experimentellen Untersuchungen des Hypnotismus“, bei Bergmann in Wiesbaden 1882 und 1885.

[4]) „Der Hypnotismus mit besonderer Berücksichtigung seiner klinischen und forensischen Bedeutung“ in M Breitensteins Verlag, Wien 1887. (80 Seiten, 1 M.)

Letztere Schrift ist ganz besonders geeignet, um Laien so gut wie Ärzte, welche bisher mit den Thatsachen des Hypnotismus und Mesmerismus noch unbekannt sind, in dieses interessante Experimental-Gebiet einzuführen; und zu diesem Zwecke wollen wir dieselbe unsern Lesern bestens empfohlen haben. Es mag hierzu genügen, den Inhalt der Hauptabteilungen dieser Schrift anzuführen: das Hypnotisieren; die Erscheinungen des Hypnotismus; physiologische Erklärung des hypnotischen Zustandes; therapeuthische Verwertung des Hypnotismus, und die forensische (juristische) Bedeutung des Hypnotismus.

Wir können freilich dem Herrn Verfasser nicht in allen Punkten beistimmen, so namentlich nicht in seiner Auffassung der kausalen Erklärung dieser Erscheinungen. Wir sind der Meinung, daß der Wille und die Fremd- oder Auto-Suggestion die Ursache derselben, die physiologischen Wirkungen aber dabei nur die Begleiterscheinungen sind. Wir stimmen hierin im wesentlichen den Ansichten des Professor Dr. med. Bernheim in Nancy[1]) bei und haben uns über diesen Gegenstand übrigens bereits im Maiheft[2]) ausgesprochen. Auch müssen wir bedauern, daß Herrn Professor Obersteiner die zahlreichen wissenschaftlichen Feststellungen übersinnlicher Gedanken-Übertragung in England und Deutschland[3]) noch nicht bekannt geworden sind, und er noch hierin auf dem anachronistischen Standpunkte des Herrn Professor Preyer steht, welcher bisher nur erst die Thatsache des Gedankenlesens im Sinne des Muskellesens anerkennt.[4]) Indessen stehen diese Erklärungsversuche eigentlich außerhalb des Rahmens und Zweckes dieser kleinen Orientierungs-Schrift, und unsere Leser werden eigenes Urteil genug haben, um sich durch solche nebensächlichen Mängel nicht stören zu lassen. H. S.

Der Hypnotismus wird Mode.

Karl Hansen, der Vater des Hypnotismus in Deutschland, sowie sein Schüler Theo Böllert, wetteifern seit Monaten in Berlin mit einander, den Hypnotismus in die „Mode" zu bringen. Wir entnehmen hierzu berliner Lokalblättern nachfolgende Mitteilungen:

Der Hypnotiseur Theo Böllert hatte am Montag, den 23. Mai, wie schon nach telegraphischer Meldung berichtet wurde, die Ehre in Potsdam in einer Sitzung beim Herzog Günther von Schleswig in Gegenwart des Prinzen Wilhelm experimentieren zu dürfen. Die genannten hohen Herrschaften sowie der Herzog von Mecklenburg und 56 andere höhere Offiziere waren anwesend. Von den letzteren erwiesen sich 7 als für den Hypnotismus empfänglich und mit ihnen experimentierte Herr Böllert in geradezu erstaunender Weise. Am Schluß der Sitzung sprach Prinz Wilhelm Herrn Böllert seine höchste Zufriedenheit über die staunenerregenden

[1]) De la suggestion et de ses applications etc. bei Doin, Paris 1886.

[2]) „Sphinx" III 17, S. 347.

[3]) Vergl. hierzu besonders die „Sphinx" 1886, I S. 34, 105, 256, 383 II S. 242; 1887 III S. 121.

[4]) Wir verweisen hierzu auf die soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinende kleine Schrift: Telepathie, eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor Preyer, von Edmund Gurney M. A.

Leistungen aus. Solchen einwandsfreien Medien gegenüber müssen wohl alle Zweifler schweigen. Für nächste Woche wurde Herr Böllert vom Banquier Bleichröder zu einer Privat-Soiree eingeladen.

•

Die hypnotischen Experimente, welche Herr Theo Böllert, ein Schüler Hansens, im Hotel de Rome allabendlich vor zahlreichem Publikum an den verschiedensten Personen vornimmt, erregen fortgesetzt das ungeschmälerte Interesse des gebildeten Publikums und der wissenschaftlichen Kreise. In der That verdienen aber auch diese Vorführungen des Magnetiseurs, der es in der seltsamen Kunst des „Einschläferns" fast schon weiter als sein obengenannter Lehrer gebracht hat, die volle Aufmerksamkeit aller Gebildeten. Bisher galt und gilt noch der Hypnotismus — in welcher Bezeichnung man die magnetische Kraft, das Schlafmachen, die Unempfindlichkeit und demähnliche Erscheinungen zusammengefaßt — unter dem großen Publikum für Humbug oder Fabel, wiewohl sich wissenschaftliche Kapazitäten jetzt bereits zu der Annahme emporgeschwungen haben, daß schon die alten Ägypter, Hebräer und Griechen, die unerklärliche Erscheinung der Hypnose kannten. Herrn Hansen gebührt jedenfalls das Verdienst, in der neuesten Zeit, vor 7 Jahren nämlich, der erste gewesen zu sein, der sich mit diesen interessanten Problemen wieder beschäftigte — es ist noch in lebhafter Erinnerung mit welchem Erfolg. Seitdem aber hat sich auch die wissenschaftliche Welt um das Studium dieser Sache bemüht, und sie hat durch einige ihrer vornehmsten Vertreter feststellen lassen, daß an der Sache wohl „was" ist.

Mit Experimenten übersinnlicher Gedanken-Übertragung scheinen weder Herr Hansen noch Herr Böllert sich bisher befaßt zu haben, und doch sind diese am leichtesten einwandfrei zu machen, wenn übersinnlich (ohne Vermittelung von Wort oder Zeichen) Gedanken und Wünsche aus dem Publikum auf hypnotische Medien übertragen und von diesen unmittelbar ausgeführt werden. **A. W. S.**

Wie man hexen lernt.

Wer sich für die praktische Beantwortung dieser Frage interessiert, der wird in der gesamten Litteratur der europäischen Rasse kein brauchbareres Buch finden als Mrs. Chandos Leigh Hunt-Wallace's „Private Instructions" etc.[1]) Und in der That, wenn wir selbst auch nichts weniger als eine Aneignung oder Entwickelung „okkulter" Kräfte, sondern lediglich deren wissenschaftliche Erforschung befürworten, so können wir doch nicht leugnen, daß uns in der ganzen okkulten Litteratur bisher kaum ein interessanteres Buch in die Hände gekommen ist.

Was für Hexereien man alle durch richtige Schulung und Anwendung seines Willens und anderer übersinnlicher Kräfte bewerkstelligen kann, haben wir zum Teil sogar erst aus diesem kleinen Buche ersehen. Dasselbe ist aber so gedrängt zusammengefaßt, daß es nicht nur alles Wichtige aus Baron Du Potets „Instructions" etc. (100 francs) umfaßt, sondern auch überhaupt sachlich wohl alles enthält, was jemals über Willensmagie geschrieben worden ist, soweit es irgend welchen guten

[1]) Private Instructions in the science and art of orgnic magnetism by Mrs. C. L. Hunt Wallace. Price one guinea (3. ed.). Philanthropic reform publishing Offices, Oxford Mansion, Oxford Circus, London W.

Nutzen bringen kann oder doch niemandes Schaden beabsichtigt. Aus diesem Buche haben wir auch zum ersten Mal ersehen, daß es nicht nur eine „weiße" und eine „schwarze", sondern auch eine „rote Magie" geben soll. Die Verfasserin hält letztere für die höchste Leistung und wird vielleicht gar den Inhalt ihres Buches dahin rechnen. Sollte das der Fall sein, dann sind wir allerdings der Meinung, daß das, was der Okkultismus begrifflich als „weiße Magie" bezeichnet, sittlich und geistig höher stehen würde. Denn während „schwarze Magie" jede Verwendung übersinnlicher Kräfte zu eigennützigen oder gar Andere schädigenden Zwecken ist, dient denn doch die in diesem Buche gelehrte Magie auch immer noch bis zum gewissen Grade der Persönlichkeit des Ausübenden, wenn auch vielleicht nur seinen geistigen Bedürfnissen und höheren Interessen; „weiße Magie" aber ist im okkulten Sprachgebrauche doch nur diejenige, welche völlig selbstlos, „im Dienste Gottes", gewissermaßen als Naturgesetz ausgeübt wird. Jedenfalls aber müssen wir sagen, daß Schlechtes in diesem Buche nicht gelehrt wird; daß dasselbe vielmehr offenbar in liebenswürdigem Geiste geschrieben ist, und daß, wenn irgend jemand das so gelehrte zu „schwarzer Magie" mißbraucht, dafür die Verfasserin ebenso wenig verantwortlich zu halten sein wird, wie eine Streichholzfabrik für die That des Mordbrenners, der sich ihres Fabrikates bedient.

Einzelheiten aus dem Inhalte dieses Buches anzuführen, ist fast unmöglich, da dasselbe aus Tausenden von gleichmäßig interessanten Einzelheiten besteht. Der Leser wird dort in eingehendster Weise über die Schulung seines Willens und seiner magnetischen Kräfte unterrichtet und über die wirksamste Art der Anwendung beider belehrt, wobei auch alle Hilfsmittel und andere nebensächliche Gesichtspunkte Erwähnung finden. Dann werden sämtliche verschiedenen Arten zu Mesmerisieren und Hypnotisieren, welche jemals bekannt geworden sind, in vollständiger Weise angeführt, und danach das eigene Verfahren der Verfasserin empfohlen. Einige dem Buche beigegebenen Figuren veranschaulichen die gegebenen Anweisungen in hinreichender Deutlichkeit.

Für eitle oder ehrgeizige Leser wird ganz besonders interessant das lange Kapitel sein, in welchem auf das eingehendste gelehrt wird, wie man private und öffentliche Vorstellungen in der Willensmagie erfolgreich einrichtet. Wenn diese Anweisungen richtig ausgeführt werden — und die Verfasserin hat früher durch ihre rühmlichsten Erfolge in England und Schottland hinlänglich bewiesen, daß dies möglich ist —, so muß die Wirkung derselben allerdings noch unendlich viel effektvoller sein, als die heutzutage überall gegebenen hypnotischen Schaustellungen; denn dieses Buch geht weit über den Hypnotismus hinaus. Es lehrt vor allem, wie man seine Versuchspersonen und durch dieselben zugleich eine große Versammlung von Zuhörern auch durch seinen unausgesprochenen Willen, getragen von wohlgeschulter mesmerischer Kraft, beherrschen kann. Praktisch nützlich sind für solche Schaustellungen auch die Tausende von verschiedenen Kunststücken in allen nur denkbaren Arten der Willensmagie, welche eine geradezu unerschöpfliche Fülle von ewig wechselnden Experimenten ergeben.

Hieran schließt sich ein anderes Kapitel über Gedankenlesen, Hellsehen u. s. w., wobei auch die weniger schädlichen Mittel zur Entwickelung solcher Kräfte, so u. a. Du Potets Zauberspiegel, in ihrer Herstellung und Anwendung angegeben werden. Wertvoller ist jedenfalls dasjenige Kapitel, in welchem die Anwendung von Willensmagie und Mesmerismus zur Heilung Kranker ausführlich behandelt wird. Amüsant ferner ist der Abschnitt, welcher die verschiedene Art darstellt, wie man alle möglichen Tiere und Pflanzen mesmerisiert; bedenklicher dagegen, wenn auch thatsächlich richtig, sind die sich daran anschließenden Anweisungen für Sensitive und für die Mesmeristen selbst, um deren übersinnliche Kräfte bis zum somnambulen Hellsehen zu entwickeln.

Kurz gesagt, lehrt das Buch in umfassendstem Maße, wie man am wirksamsten andere Wesen beherrscht und unter seinen Willen bringt. Insofern nun dies Einen in den Stand setzen kann, es andern Menschen unmöglich zu machen oder doch sehr zu erschweren, Einen zu belügen und zu betrügen, so ist dies ja gewiß recht nützlich und auch sittlich wertvoll. Die *Absicht* als solche aber, andere Menschen zu beherrschen, wird doch wohl nur in den aller seltensten Fällen sittlich hohen und reinen Motiven, also *völliger* Selbstlosigkeit entspringen. Von der bedenklichen Verantwortung, welche aus anderen Motiven für den Wollenden und Handelnden entspringt, redet die Verfasserin nicht; auch scheint sie nicht an den Schaden gedacht zu haben, der für jeden Menschen aus dem sich Passiv-machen, dem Preisgeben seines eigenen Willens erwächst; indessen wollen wir doch nicht unterlassen, jeden Leser ganz besonders auf das letzte Kapitel, über die Gefahren des Mesmerismus, aufmerksam zu machen. Den daselbst erwähnten Gefahren schließen sich dann allerdings weiter noch die unendlich viel größeren an, welche aus dem Eingreifen unkontrollierter und unkontrollierbarer, übersinnlicher Kräfte in die Willensmagie des Mesmeristen erwachsen; das sind die Gefahren der Mediumschaft. Die Verfasserin warnt vor denselben nur einmal beiläufig in einer Anmerkung zu § 138.

Die Herausgabe dieser „Instructions" in Buchform ist nicht erst allerneuesten Datums; da wir aber so oft von Interessenten unserer Bewegung nach solcher „praktischen Anweisung" gefragt werden, so mögen alle diese hier einmal auf dieses Buch hingewiesen sein. Wer der englischen Sprache genügend mächtig ist, um das Buch zu lesen und etwa mit der Verfasserin, wenn er will, in Briefwechsel zu treten, kann an dieser eine erfahrene Ratgeberin finden. Jedes Exemplar des Buches ist nummeriert und wird an den Käufer persönlich adressiert; dieser tritt also schon dadurch mit der Verfasserin in Verbindung. Will man übrigens das Buch gegen den Einblick Unberufener schützen, so erhält man dasselbe für 6 Mark Extrazahlung auch in einem festeren Einbande mit doppeltem Schloß und Schlüssel.

W. D.

Durvilles mesmerische Schriften.

Professor H. Durville, der Herausgeber des 1854 von Baron Du Potet gegründeten Journal du Magnétisme, hat sich letzthin in einer

Reihe kleiner Schriften über das, was er als „tierischen Magnetismus" bezeichnet, verbreitet.

In der größten derselben „Traité experimentale"[1]) verfolgt er die experimentale Methode, vermöge deren er die Gesetze, welche diese Lebenserscheinungen beherrschen, entdeckt zu haben angiebt. Er zeigt daselbst, daß die Kräfte der Natur, der Magnetismus des Magneten, Elektrizität, Wärme, Licht, Farbe, Schall u. s. w. nichts sind als Arten eines und desselben Grundelementes. Es ist ferner aber auch nur dieselbe Kraft, in ähnlicher Weise modifiziert, welche als Leben im menschlichen Körper so gut wie in demjenigen der Tiere und Pflanzen zirkuliert. All diese Krafterscheinungen sind denselben Gesetzen unterworfen.

Der menschliche Körper ist polarisiert und zwei Individuen wirken das eine auf das andere in derselben Weise wie Magnete, indem sie Anziehung und Ruhe oder Abstoßung und Erregung hervorrufen. Alle Körper und Kräfte der Natur sind ebenfalls polarisiert und wirken in gleicher Weise auf den menschlichen Körper vermöge derselben Gesetze.

Herr Durville zeigt ferner, daß alle organische Krankheiten auf nur eine Grundursache zurückzuführen sind, welche in einer Störung des Gleichgewichts der Lebenskräfte besteht und daß diese Störung nur auf zweierlei Weise hervorgerufen werde. Entweder fehlt dem Organ die innere Energie, Kraft und Reizbarkeit, um seine Funktionen zu erfüllen oder es hat zu viel von dieser innern Energie, Kraft und Reizbarkeit und vollführt seine Funktionen mit einer ungeordneten Schnelligkeit. — Die Anwendung dieser Grundsätze macht es leicht möglich, die Thätigkeit der Organe, wo sie fehlt, zu vermehren und wo sie zu viel ist, zu vermindern. Auf diese Weise kann man nach Durvilles Angabe ohne sonderliche medizinische Kenntnisse schnell Krankheiten heilen, wenn sie nicht gerade die Folge von allzu tiefen Verletzungen des Organismus sind und selbst in letzterem Falle kann man die Leiden wenigstens lindern.

In einem andern Werke,[1]) welches wie andere kleine Schriften von ihm[2]) manches Interessante bietet, ist eine Geschichte der Anwendung des Magneten in der Medizin seit den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart enthalten, sowie eine Studie über die Natur des Magneten, in welcher der Verfasser das Vorhandensein einer bisher unbekannten Kraft angiebt, die er entdeckt zu haben behauptet, ferner eine Studie über die Polarität des menschlichen Körpers und deren Analogie mit dem Magnetismus, eine Beschreibung der magnetischen Instrumente, welche für eine therapeutische Behandlung zu verwenden sind und dem Kranken gestatten, in den meisten Fällen sich selbst zu behandeln. — Dieses Werk ist eine Anwendung der Grundsätze, welche der Verfasser in dem vorerwähnten „Traité experimental" dargestellt hat.

---

[1]) Traité experimental et thérapeutique de Magnétisme avec figures dans le texte, par H. Durville, 1886 Librairie du Magnétisme 5 boulevard du Temple, Paris (2 francs).

[1]) Application de l'aimant au traitement des maladies, avec 11 fig. dans le texte, par H. Durville, 1887. Ebendaselbst (1 franc).

[2]) Lois physiques du magnetisme, polarité humaine etc. (30 cts). — Guérison certaine du choléra en quelques heures. 6. Aufl. (20 cts.)

Die Augen der Hexen und Medien.

Ein Nachtrag zu Pecželys Augendiagnose.

Von Alters her machte man die Beobachtung, daß die Pupillenbildung der „Zauberer" und „Hexen" — also medial veranlagter Personen — eine eigentümliche sei. Cicero, Plinius, Philarchus, Isigonus und Apollonides erzählen von den Telchinen, Thibiern, Triballern, Illyriern und von scytischen, Bithyae genannten Frauen, daß sie zwei Pupillen in dem einen oder beiden Augen oder aber das Bild eines Pferdes in einer Pupille hätten. Die Zauberei dieser Völker wird, wenn auch nicht gerade von dieser Pupillenbildung abhängig, so doch in enger Beziehung zu ihr stehend gedacht. Nach dem „Sittenspiegel" des alten Erasmus Franzisci findet sich dieser Glaube selbst bei den Chinesen, deren fabelhafter König Xun ein großer Zauberer war und zwei Pupillen in einem Auge hatte.

Allgemein bekannt ist, daß man die Hexen an den Augen erkannte und daß der Teufel denselben sein Stigma auch in den Augapfel einzuprägen suchte. Nach Mone wurde es, wie aus badischen Akten erhellt, in das rechte Auge gestoßen oder in das linke gestochen; nach Pierre de Lancre zeichnet der Teufel mit einem Goldstück in den Augapfel das Bild einer Kröte und nach den 1630 anonym gedruckten „Wunderbarlichen Geheimnussen der Zauberey" ꝛc. das eines Hasen u. s. w.

Lassen wir nun alles Beiwerk bei Seite, so ergiebt sich aus diesem alle Zeiten durchziehenden Glauben, daß sich die Augen medial veranlagter Personen durch auffallende verschiedenartige Färbung, Flecken, in denen man ein Pferd, einen Hasen, eine Kröte oder gar eine zweite Pupille zu sehen glaubte, auszeichnen. Es wäre sicher von Interesse, wenn man die Augen der modernen Medien auf ähnliche Zeichen untersuchen wollte. Gewiß würde man interessante Schlüsse auf die Beschaffenheit ihres Nervensystems ziehen können und vielleicht auch darin ein Mittel zur Entdeckung von Medien finden. Hat doch auch die Nadelprobe den physiologischen Hintergrund gehabt, daß hysterische und überhaupt nervenleidende Personen an der oder jener Stelle der Haut empfindungslos sind, ja ein bekannter Arzt hat nach einem von ihm vor längeren Jahren für die „Gartenlaube" verfaßten Artikel die Nadelprobe in verbesserter Gestalt zur Entdeckung von Nerven- und Geisteskranken angewandt. Erwähnt werde noch, daß die oben genannten Schriftsteller von den alten Zauberern behaupten, daß dieselben im Wasser nicht untersinken, eine ebenfalls sehr bekannte Erscheinung, über welche die gehaltvolle Abhandlung du Prels über die „Hexenwage" nachzulesen ist. **Carl Kiesewetter.**

Zur Begriffsbestimmung des Spiritismus

geht uns folgende Einsendung zu: Die im Aprilheft der „Sphinx", S. 266, ausgesprochene Annahme, daß die Spiritisten durch einen mediumistischen Verkehr mit der übersinnlichen Welt ein Herzensbedürfnis befriedigen und aus den Mitteilungen solches Verkehrs vorzugsweise sich geistige und

sittliche Belehrung holen, ist eine willkürliche, der thatsächlichen Grundlage entbehrende. Ebenso unbegründet ist das Urteil, es sei das Beginnen der Spiritisten kein würdiges und verständiges. Der Spiritismus ist bekanntlich das Ergebnis von gewissen Thatsachen, die sich vom Herzensbedürfnisse ganz unabhängig einstellen und eingestellt haben, und es liegt allein in dem vom menschlichen Willen unabhängigen Inhalte mediumistischer Mitteilungen, wenn dadurch das Gemüt berührt wird.

Spiritisten von Bildung, die ihre Belehrung vorzugsweise aus mediumistischen Mitteilungen schöpfen, dürften nur in der Einbildung existieren, und mögliche einzelne Ausnahmefälle berechtigen zu keinem Schlusse auf die Gesamtheit.[1])

Die bisherige leidige Gewohnheit, den Spiritismus von oben her zu behandeln und denselben in schiefes Licht zu stellen, sollte doch aufgegeben werden, da man es doch nur der Ausdauer und Konsequenz der verketzerten Spiritisten verdankt, jene bedeutungsvolle Bewegung hervorgerufen und unterhalten zu haben, welche alle gebildeten Völker bereits ergriffen hat und mit der sich die Männer der Wissenschaft, wenn auch wider Willen, abfinden müssen.

Unter „Spiritismus" verstehen die Spiritisten im Norden Österreichs die auf Erfahrung gegründete, wissenschaftlich entwickelte Lehre von der individuellen Fortexistenz des Menschen nach dem Tode in einer neuen Daseinsform zum Zwecke der fortschreitenden Vervollkommnung.

Der Name „Spiritismus" ist mystischen Ursprunges, weil die durch Medien sich mitteilenden Wesen aller Orten selbst sich Spirits oder Geister nennen. Die dem Spiritismus zur Grundlage dienende Erfahrung beruht auf den zahllosen, täglich sich mehrenden Experimenten mit Medien und deren Ergebnissen. Die systematische Verarbeitung der spiritistischen Versuche und ihrer Erfolge ist die Aufgabe dieses (allerdings noch jungen) Forschungszweiges.

Unter der Vervollkommnung wird ein intellektueller und vorzugsweise sittlicher Fortschritt verstanden. Über die neue Daseinsform nach dem Tode (Astralleib) bestehen zur Zeit bloß Hypothesen, deren Annahme dem individuellen Geschmacke überlassen bleibt. Sache der innersten Überzeugung der Spiritisten ist dagegen der Glaube an Gott als höchsten Geist, den Urgrund alles Seins. —

Trautenau, den 23. April 1887. **Dr. Kubelka.**



Du Prel über Photographien von Phantomen.

Was mein verehrter Freund und Gegner Dr. Eduard von Hartmann auf Seite 16 seines Aufsatzes: „Geister oder Halluzinationen?"

[1]) Ich bemerke hierzu, daß ich hauptsächlich nur von philosophischer „Belehrung" redete und daß ich diese thatsächlich sehr zahlreichen Anhänger des „Spiritismus", wie auch Allan Kardec selbst, nur als die Spiritisten im engeren Sinne des Wortes charakterisierte. — Übrigens liegt mir nichts ferner, als irgend Jemanden zu verketzern. Es handelt sich nur um verschiedene Arten der Auffassung und Verwertung der mediumistischen Thatsachen. **Hübbe-Schleiden.**

sagt, ist allerdings richtig; er beweist aber nicht, daß der photographische Beweis von der Realität der Phantome noch nicht geliefert sei. Im Märzheft der „Sphinx" (S. 169) habe ich nur angeführt, daß Rev. Stainton Moses, während er in London schlief, als Doppelgänger in Paris photographiert wurde, und habe auf diesen Fall Gewicht gelegt, trotzdem — wie ich selbst erwähnte — der betreffende Photograph Buguet später wegen betrügerischer Geisterphotographien verurteilt wurde. Ich bin noch immer der Ansicht, daß in diesem Falle ein Betrug einfach nicht möglich war. Ein anderer Fall, daß ein Doppelgänger photographiert wurde — und nur um Doppelgänger handelte es sich in meinem Aufsatz „Majavi-Rupa" —, war mir nicht bekannt, und darum war ich genötigt, den von Stainton Moses aufzuführen. Daß aber Materialisationen real sind, ist schon mehrfach photographisch bewiesen worden; so von Prof. Crookes, und in jüngster Zeit vom Staatsrat Alexander Aksákow („Psychische Studien." Januar bis März 1887). In beiden Fällen lag der Realitätsbeweis darin, daß

1. die photographische Platte die vor ihr stehenden Phantome reproduzierte, — womit die Halluzinationstheorie der Zweifler beseitigt ist, man müßte denn die Fähigkeit zu Halluzinationen auch auf photographische Platten ausdehnen,
2. daß Medium und Phantom neben einander auf einer Platte erschienen, — womit die Hypothese beseitigt ist, daß Phantome nur Maskeraden des Mediums seien.

Ich kenne übrigens einen sehr namhaften Gelehrten in München, — der, nebenbei gesagt, vor kurzer Zeit über Spiritismus noch skeptischer und verächtlicher dachte, als Eduard von Hartmann — der aber inzwischen an sich selber die Fähigkeit zur Doppelgängerei entdeckt hat. Derselbe wurde schon mehrmals in Zeiten seiner Abwesenheit von München hier als Doppelgänger von drei verschiedenen Personen gesehen. Bei seiner jüngsten Abwesenheit von München war er so freundlich, mit zweien seiner Freunde und mir die photographische Probe anstellen zu lassen. Wir stellten in einem verdunkelten Zimmer zwei Nächte hintereinander zwei Apparate mit ausgesetzter Platte auf, haben aber leider nichts erreicht. Der Doppelgänger kam zwar nach München in seine Wohnung, wurde dort auch angesprochen und an sein Versprechen erinnert, sich vor die in einem anderen Gebäude befindlichen Apparate hinzustellen; die später herausgenommenen Platten waren aber leer. So lange die Fähigkeit zur Doppelgängerei sich noch im Stadium der Unwillkürlichkeit befindet, und — wie meistens — der Doppelgänger nur mit mangelhaftem Bewußtsein versehen ist, kann an das Gelingen solcher Experimente nicht wohl gedacht werden. Wir werden also die Wiederholung des Experiments wohl verschieben müssen, bis eine günstigere Phase jener Fähigkeit eintritt. Daß bei günstigen Vorbedingungen Doppelgänger ebenso gut photographiert werden können, wie Materialisationen, bezweifle ich durchaus nicht.

München, den 21. Mai 1887. **Dr. Carl du Prel.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.

SPHINX

IV, 20. August 1887.

Ein Kapitel aus der Triebslehre.

Von

Julius Duboc.

I. L'homne machine. Vorbemerkung.

Die Redaktion dieser Blätter hat, nachdem sie schon im vorigen Jahrgang mir einen größeren Raum zur Charakterisierung der Zeitbewegung der letzten 50 Jahre in Deutschland, wie sich dieselbe mir darstellt, eingeräumt hat, mir die Ehre erwiesen, mich unter die Mitarbeiter der „Sphinx" zu zählen und als solchen namentlich aufzuführen. Es fällt mir damit gewissermaßen ein nobile officium zu, welches ich nicht ganz leicht nehme. Ich mußte mir die Frage vorlegen, und ich habe sie mir vorgelegt, ob ich und die auf gleichem oder ähnlichem Standpunkt befindlichen Personen in der That gut daran thäten, mit für sie unerläßlichen Vorbehalten an eine Arbeit heranzutreten, deren, wenn ich so sagen darf, revolutionierender Charakter Vorbehalten irgend welcher Art von vornherein zu widerstreiten scheint. Es ist manchmal mißlich in einen Gährungsprozeß intellektueller Art mit Reflexionen einzugreifen, die, „gereift auf einer anderen Flur", diesen Prozeß unterbrechen, ohne ihn zu fördern, da sie Einschränkungen unterliegen, deren prinzipielle Richtigkeit dort mehr oder weniger in Frage gestellt erscheint. Die gemeinsam verbindende Sprache ist das erste Glied der Verständigung, der fruchtbaren Arbeit auf geistigem Gebiet, und es erscheint wenig verlockend an diese heranzutreten, ohne der ersteren als Grundbedingung in ausreichendem Maße sicher zu sein.

Eine Reflexion war für mich gleichwohl entscheidend, dem ehrenvollen Appell der Redaktion an meine Mitarbeiterschaft zu entsprechen, und diese Reflexion ergab sich aus der Erwägung, daß nicht durch Beiseitestehen, sondern nur durch Teilnahme diejenige Erschwerung beseitigt werden kann, welche jeder unbefangenen Würdigung sicherster und unbeweglichster Feind ist: der Dogmatismus in Form der vorgefaßten Meinung. Das Dogma und die dasselbe vertretende, auf dasselbe schwörende, hinter dasselbe Posto fassende, durch dasselbe in der eigenen Superiorität gedeckte Zunft üben grade in Deutschland mehr als in jedem anderen Lande einen Bann von geradezu lähmender Gewalt aus. Ein

Bannstrahl von seiten der zünftigen Gelehrten-Republik hat für uns moderne Deutsche kaum weniger Bedeutung als einst der päpstliche Bannstrahl hatte. Ihm beugt sich, was zur gebildeten Gesellschaft zu rechnen Anspruch erhebt, fast unbedingt: die einen aus ehrlicher Überzeugung, daß der Autorität der Wissenschaft, deren offizielle Vertretung sie zu achten wünschen, das letzte Wort gebühren müsse; die anderen, weil sie sich keiner Nachrede ausgesetzt zu sehen, weil sie ihren anständigen Leumund durch keinen sie kompromittierenden Makel angetastet zu sehen wünschen. Hierin liegt nun die Hauptschwierigkeit und diejenige, welche die stärkste Anforderung an Andersdenkende und also auch an mich enthält, nicht bei Seite zu stehen, um nicht eben dadurch den Dogmatismus und die vorgefaßte Meinung in ihrer Position zu verstärken. Schon in einer vor mehreren Jahren veröffentlichten Abhandlung über „Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkt der Seelenfrage" — sie ist gegen die von dem bekannten Psychophysiker und Philosophen Fechner in dieser Beziehung aufgestellten Gesichtspunkte gerichtet — sagte ich: „Ein Prinzip steht mir in seiner weitesten Anwendung hoch und heilig; das der Wahrnehmung. Die Sinnes-Auffassung sinkt in der That zum gemeinen Bewußtsein und zwar in der ganz trivialen Bedeutung des Wortes herab, wenn sie von dem Prinzip der Wahrnehmung, ihrem einzigen Quell, sich abwendet, wenn sie nicht jeden Augenblick, völlig unbefangen und unparteiisch, bereit ist, die gewonnenen Wahrnehmungs-Resultate, selbst wo sie schon eine gewisse dogmatische Stabilität erlangt zu haben scheinen, an neuen Wahrnehmungen zu messen und durch sie zu berichtigen. Das veranlaßt mich auch, an dieser Stelle — ich nehme das damit verbundene Odium bereitwillig auf mich — eine Lanze resp. einen Lanzensplitter für den Okkultismus[1]) einzulegen. Der mit demselben häufig verbundene abschreckende Humbug rührt mich nicht im geringsten. Der einzig entscheidende Gesichtspunkt ist: es ist ein Appell an das Experiment, und dem gegenüber muß grade auf unserem Standpunkt jeder Vorbehalt schwinden. Dogmatismus sei uns nur vor allen Dingen ferne. Unsere Stellung zu den Behauptungen des Okkultismus hat einige Ähnlichkeit mit der Stellung der bis jetzt noch herrschenden Staats- und Gesellschafts-Auffassung zu den Behauptungen des Sozialismus. Wie die Anhänger der gültigen Staatsordnung sich unbedingt ins Unrecht begeben, wenn sie den aus dem gegnerischen Lager kommenden Behauptungen und Theorien sich ungeprüft versagen und zwar in den meisten Fällen hauptsächlich deshalb, weil sie ihnen unbequem sind, weil sie an einem ererbten Besitzstand gewisser, einmal für richtig befundener und dogmatisch sanktionierter Vorstellungen rütteln; so wir, wenn wir dem Okkultismus bloß deshalb die Thüre verschließen, weil er einen gewissen Besitzstand des Wissens abermals in Frage zu stellen scheint."

[1]) Hinsichtlich dieses Wortes beziehe ich mich auf das von mir in einer Anmerkung zum Dezemberheft der „Sphinx" 1886 (II 6, S. 359) Gesagte, sowie auch auf die Kürzere Bemerkung über diesen Gegenstand im Aprilheft der „Sphinx" 1887 (III 16, S. 266).



In demselben Sinne nun und von derselben Überzeugung geleitet ergreife ich heute die Feder, in einem Organ, welches sich „in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne“ der Untersuchung gewisser, von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigter Thatsachen gewidmet hat und dessen Redaktion einen starken Beweis ihrer Unbefangenheit, wie mir däucht, eben dadurch giebt, daß sie auch einem linken Flügel, um mich so auszudrücken, eine Stellung einräumt und sich zu äußern Veranlassung giebt. Wenn ich den Ausdruck „linker Flügel“ gebrauche, so geschieht dies der Kürze wegen und in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gebrauch, welcher dem opponierenden Geist, trete derselbe nun auf religiösem und wissenschaftlichem Gebiet als Freidenkertum oder auf politischem als Liberalismus und Demokratie — beides freilich sehr dehnbare Formeln — auf, stets die linke Seite anweist. Und in diesem Sinne dürfte es wohl nicht ungeeignet sein, hier zwischen einem rechten und linken Flügel zu unterscheiden und dem ersteren diejenigen Elemente zuzurechnen, welche in ihrer Auslegung und Deutung der hier vorliegenden Geistesphänomene, in den Schlußfolgerungen, die sie aus denselben ziehen und in ihrer gesamten Stellungnahme zu einem supponierten metaphysischen Hintergrund derselben sich dem Geltung besitzenden und sanktionierten religiösen Vorstellungskreis mehr oder minder anschließen, beziehungsweise noch über denselben, ihn erweiternd, hinausgehen, dem letzteren dagegen diejenigen, welche dies nicht thun oder zu thun wünschen.

Für den linken Flügel steht die Sache etwa so, daß er nach allem beigebrachten Material, nach den sehr gehäuften, teilweise eine wertvolle persönliche Autorität mit Recht beanspruchenden Untersuchungen und konstatierten Vorgängen nicht länger ein Recht zu haben glaubt, dieselben in toto auf Grund der Halluzinationshypothese oder sonstiger den thatsächlichen Kern absolut leugnender Erklärungen abzulehnen, daß er also geneigt ist, einen thatsächlichen Kern zuzugeben, geneigt, denselben unter strenger Innehaltung wissenschaftlicher Beweismethoden zu ermitteln, geneigt endlich, eventuell nach dem ermittelten Thatsächlichen und nach Maßgabe desselben, „eine Ergänzung und Verbesserung seines Begriffsystems“, um ein früher zitiertes Riemannsches Wort zu wiederholen, vorzunehmen. Der linke Flügel ist aber nicht geneigt, dies letztere leichten Kaufs zu thun. Indem er das sichere Thatsächliche vorbehaltlos acceptiert, beanstandet er sämtliche Hypothesen und hypothetische Erklärungen, welche in einer entgegengesetzten oder wesentlich abweichenden Richtung von derjenigen sich bewegen, auf welche ihn die Gesamtheit des zu Eigen erworbenen wissenschaftlichen Erkenntnisbesitzes verweist. Er wird daher auch, ohne sich übrigens auf einem so komplizierten Gebiet definitiv zu präjudizieren, solchen Erklärungen oder Auffassungen den Vorzug geben, bei denen sich noch am ehesten eine Übereinstimmung mit für ihn bisher gültig gewesenen und noch in Geltung stehenden Prinzipien oder Grundanschauungen herstellen läßt, namentlich soweit dieselben seine Weltanschauung, d. h. die einheitlich zusammengefaßte Summe seines Wissens und Meinens betrifft. Er wird, um ein Beispiel zu gebrauchen, wenn

es sich um das merkwürdige Phänomen der sogen. Materialisation handelt, am ehesten geneigt sein, dem Verfasser des Aufsatzes: „E. v. Hartmann und die Materialisationen“ (Sphinx I, 5. Heft p. 304) zuzustimmen, wenn derselbe diese Erscheinung auf eine Anomalie in der Organisation des Mediums, beziehungsweise auf eine in abnormer Weise gesteigerte plastische Kraft desselben zurückführt, welche „durch die von dem Zirkel gegebene Anregung sozusagen gelockert und befreit würde, um in einer realen plastischen Projektion mehrfacher Gestalten sich wirksam zu erweisen“, weil ein solcher Erklärungsversuch eher als die Geisterhypothese sich mit unserem gesamten Vorstellungskreis verträgt. Der linke Flügel wird also thunlichst eine Ausgleichung mit dem linksseitig respektierten Besitz anstreben, und dies bringt mich gleich auf einen Punkt, der mir in diesem Sinne nicht gleichgültig erscheint, wenn es sich dabei zunächst auch nur um einen Bezeichnungs-Modus zu handeln scheint. Es ist die Bezeichnung „übersinnliche Weltanschauung“, die auch auf dem Titelblatt dieser Zeitschrift ihre Stelle gefunden hat, an der ich Anstoß nehme. Ich weiß wohl und übersehe nicht, daß auf der Rückseite des Titelblatts erläuternd hinzugefügt ist „Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiet des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind; und ich gestehe, daß ich gegen diese Erläuterung und gegen den Gebrauch der Bezeichnung des Übersinnlichen in dieser so erläuterten Bedeutung wenig einzuwenden habe — höchstens das Eine, daß das Wort „normal“ sich nicht ohne weiteres selbst erläutert und daher seine Anwendung zum Zweck der Erläuterung eines anderen Ausdrucks einigermaßen mißlich erscheint. Indessen hiergegen ließe sich schließlich Berufung auf den Sprachgebrauch einlegen, der auch ohne absolute Definitionsschärfe für jeden das Gebiet der normalen Sinnesthätigkeit erkennbar absteckt, da er auf dem Durchschnittsbewußtsein unseres gesunden Könnens und Vermögens ziemlich unangefochten ruht. Der Übelstand ist nur der, daß der Ausdruck „übersinnlich“ überhaupt meistens nicht so verstanden wird, wie er hier erläutert ist, daß man ihn nicht sowohl als etwas über die normale sinnliche Wahrnehmungsfähigkeit Hinausgehendes zu fassen pflegt, sondern vielmehr als etwas, das zu jedweder Sinnlichkeit in einem gewissen prinzipiellen Gegensatz steht. Dieser prinzipielle Gegensatz ist aber, im weitesten Sinne genommen und als Negation ausgesprochen (da uns die positive Formel dafür fehlt): die Immaterialität. Mit der Anerkenntnis der existierenden Immaterialität, die auf diese Weise so unter der Hand und implicite für das ganze Gebiet zur Geltung gelangt, wird aber zu einem sehr wichtigen und weittragenden philosophischen Prinzip Stellung genommen, ja es wird einfach der Schritt bis zu Hegel hinüber gethan. Liegt hierzu nun eine Veranlassung vor und liegt dies auch nur in der wohlbewußten Absicht? Schwerlich, um so mehr aber würde es sich nach meinem Dafürhalten empfehlen, einen Ausdruck lieber nicht zu gebrauchen und an die Spitze zu stellen, der so mißverstanden werden kann.

Hegel faßte in seiner „Psychologie“ den Geist als die „existierende Immaterialität“, und sah in den Vorgängen des tierischen Magnetismus

willkommene Belege für seine Auffassung des Seelenlebens. Seit jener Zeit aber ist der Kreis der Beobachtungen grade auf dem hier vorliegenden Phänomenen-Gebiet in einer Weise erweitert worden, welche das Prinzip der Sinnlichkeit in einem neuen Licht darzustellen geeignet erscheint.[1])

Die Annahme oder Ablehnung einer existierenden Immaterialität steht gerade im Brennpunkt der divergierenden Linien, welche die moderne resp. naturwissenschaftliche Auffassung charakteristisch von der ihr vorangehenden transscendentalen scheiden. Von diesem Brennpunkt aus erzeugt sich im weiteren Verlauf auch der theistische oder pantheistische Charakter der ersteren und der mehr oder minder atheistische der letzteren. Wenn es auf S. 342 des II Bandes der „Sphinx" zur Charakteristik der übersinnlichen Natur von Welt und Mensch heißt: „Beiden liegt eine organisierende Wesenheit zu Grunde", so kann dieser letztere Ausdruck verstanden werden als ein dem Stoff immanentes bildnerisches Prinzip, eine organisierende, der Materie inhärente ἐνεργεῖα und dann wird sie der modernen, naturwissenschaftlichen Auffassung nicht notwendig und nicht absolut zum Anstoß gereichen (nur dem Materialismus im engeren Sinn, der den ideen- und geistlosen Stoff zum Erzeuger des Geistes macht); — er kann aber auch, unter Zuhilfenahme des Wortes übersinnlich und der darin liegenden Hindeutung auf eine existierende Immaterialität, als rein für sich selbst bestehender, dem Stofflichen nicht allein übergeordneter, sondern gewissermaßen über ihm schwebender Geist verstanden werden, und dann bildet sich sofort der Gegensatz zu dem modernen Glaubensbekenntnis. Aufs religiöse Gebiet übertragen, lehnt sich an die erstere Auffassung die Vorstellung des natürlichen, in sich selbst ruhenden Weltganzen mit seinen unendlichen Entwicklungsreihen, des Straußschen „Universums" u. s. w. an, an die letztere die Vorstellung eines Gott-Geistes oder des Absoluten oder des actus purus des Denkens oder irgend einer sonstigen metaphysischen Formel.

Vor etwa 30 Jahren, als Rudolph Wagner seinen „Kampf um die Seele" schrieb, stand die Debatte der älteren spiritualistischen Auffassung mit der modernen, vertreten durch Moleschott, Vogt u. s. w. auf ihrer Höhe.

Wagner, selbst der ersteren Auffassung und damit einer biblischen resp. christlichen Weltanschauung zugeneigt, konnte sich gleichwohl des Zugeständnisses der Verwirrung im eigenen Lager nicht entschlagen. „So wie der Versuch gemacht wird" — sagte er — „die Angaben der Schrift, die Forderungen der spekulativen Philosophie in Übereinstimmung mit den physiologischen Erscheinungen zu bringen, fangen die Ansichten an, sich ins unendliche zu vervielfältigen, und alles, was über die eigentliche Natur der Seele, über die nähere Beschaffenheit dieser selbständigen, realen, substantiellen Seele ausgesagt wird, entbehrt alles und jedes Konsenses zwischen Theologen, Philosophen und Naturforschern, die nicht Materialisten sind oder sein wollen, unter einander." Und er schließt, indem er an Goethes Ausspruch, „daß es ebenso viele Seelenansichten als Individuen gebe," anknüpfend die Fragen aufwirft: „Was ist Tier, was ist Pflanze, was ist lebendig, was nicht, was heißt Leben, wo ist die Seele

[1]) Vergl. meine Ausführungen hierzu in der „Sphinx" 1886, II 6, S. 364.

und wo ist sie nicht, hat sie eine räumliche Ausdehnung oder nur eine punktförmige Existenz, ist sie teilbar oder nicht?" mit der Bemerkung: „Die psychischen Phänomene sind wie heutigen Tages noch die meisten physiologischen Erscheinungen einer einigermaßen exakten Behandlung völlig unzugänglich."

Vielleicht ist dieser Ausspruch heute nicht mehr so völlig zutreffend wie seiner Zeit, namentlich darf auf Fechners Leistungen auf dem Gebiet der Psychophysik hingewiesen werden, wenn es sich um eine exakte Behandlung gewisser Seiten der psychischen Phänomene handelt. Dennoch sind die Haupt- und Kernfragen für diese auch heute noch ein noli me tangere, und wenn ich ein caeterum censeo abzugeben hätte, so würde dies in Bezug auf das Hauptthema dieser Blätter etwa dahin gehen, daß möglichst wenig Seelenfrage sich fruchtbringend für die Behandlung der schwierigen Probleme und namentlich auch für die Vereinigung eines größeren Kreises von Interessenten und Teilnehmern an denselben erweisen dürfte. Ich habe allerdings zuzugeben, daß die beobachteten Vorgänge den denkenden Beobachter mit einer Art magischen Zuges in die viel verschlungenen Wege der Seelentheorien hineindrängen, wobei der Boden der Beobachtung aber sehr leicht und um so eher entschwindet, je mehr der zum Gebrauch gelangende Ausdruck die Klarheit im Prinzip vermissen läßt oder wenigstens nicht scharf zum Ausdruck bringt. Aus diesem Grunde hauptsächlich beanstande ich den Ausdruck „übersinnlich". Auch nur gegen die Möglichkeit, ihn im Sinn einer existierenden Immaterialität auszulegen, müßte wenigstens der linke Flügel sich seinerseits verwahren. Er entnimmt aus dem Bisherigen keinen Grund, das von Feuerbach im Entwicklungsgang der Philosophie gegen das metaphysische Denken vertretene weittragende Prinzip der Sinnlichkeit und die damit gewonnene Verschwägerung mit der Naturforschung preiszugeben und hofft vielmehr durch neue unbefangene Würdigung der sogenannten spiritualistischen Phänomene dasselbe erweitern und in seiner Anwendung fruchtbringender gestalten zu können.[1]) Erwünschter (weil viel weniger einer mißverständlichen Deutung ausgesetzt) als den Ausdruck „übersinnliche Weltanschauung" finde ich den der Annahme einer „unsichtbaren Weltordnung", den ich selbst eingeführt und angewandt habe, wenn man darunter zunächst nichts weiter versteht als, daß das Weltensein einen tieferen und inhaltvolleren Kern umschließt, als er in der vom „naturalistischen Realismus" festgehaltenen und allein als thatsächlich zugegebenen sichtbaren Weltordnung — Entstehen, Werden und Vergehen in infinitum — uns offenbar wird.[2]) Ernsthafter noch als meine Bedenken gegen die Anwendung des Wortes „übersinnlich" — Bedenken, die sich schließlich darauf reduzieren, daß durch dasselbe leicht ein gewisser magischer Beleuchtungseffekt

[1]) In dieser Richtung bewegen sich meines Erachtens und sind daher zu bewillkommnen die der Molekular-Physik angehörigen Deduktionen, Crookes Erörterungen über „Strahlende Materie" und was du Prel seinerseits daran anknüpft (z. B. „Sphinx" 1886, II 6, S. 378 u. a. O.).

[2]) Vgl. Sphinx 1886, II 6, S. 360 u. ff.

erzielt wird, welcher der Präzisierung der gestellten Fragen wenig förderlich sein dürfte — liegt mir am Herzen das große Gebiet **ethischer** Gesichtspunkte von Anforderungen und Zumutungen, die aus dem okkulten Phänomenengebiet als notwendige Ergebnisse abgeleitet werden, frei erhalten zu wissen. Die wesentlichen Verdienste eines so mutigen Pioniers, als welcher **du Prel** auf dem vorliegenden Gebiet sich längst erwiesen hat, sind zu offenkundig, um meiner Anerkennung zu bedürfen. Was er an unermüdlichem Sammlerfleiß in Bezug auf Thatsächliches, an dem Bemühen, eine übersichtliche Ordnung desselben herzustellen, die entscheidenden Hauptpunkte hervorzuheben und sie in eine theoretische Formel unterzubringen bisher geleistet hat, trägt, ohne Irrungen im Einzelnen auszuschließen, meines Erachtens den Charakter von Arbeiten einer bahnbrechenden Natur, für die ihm eine späte Anerkennung auch in weiteren Kreisen wohl noch vorbehalten ist. Aber ich kann doch nicht umhin, eine das ethische Gebiet berührende Ausführung von seiner Seite, die ich im vorjährigen Juni-Hefte dieser Zeitschrift traf, stark zu beanstanden und meine Vorbehalte gegen sie an dieser Stelle zu formulieren. Qui tacet consentire videtur, und ich bin nicht in der Lage, weder für mich noch für diejenigen, die in meinem Sinne dem okkulten Phänomenengebiet ein aufrichtiges und unbefangenes Interesse zuwenden, in diesen Punkten zu konsentieren.

An der angezogenen Stelle (S. 369) sagt **du Prel** über „seine Lehre" u. a. Folgendes[1]):

Ich lehre, daß der Mensch aus eigener Wahl sich in das irdische Leben begeben hat, daß er sein eigenes Entwicklungsprodukt ist; daß der Mensch alle Klagen, womit er Gott, das Schicksal, die Natur überhäuft, an sich selbst richten sollte; daß die Leiden dieses Lebens zum transscendentalen Vorteil unseres Wesens ausschlagen; daß die Welt eine metaphysische, das Leben eine moralische Bedeutung hat; daß wir den Tod nicht zu fürchten brauchen, wenn wir aus dem Leben moralischen und intellektuellen Gewinn gezogen haben; kurz, daß sich bei tieferem Eindringen in das Menschenrätsel der schwere Widerspruch löst, der zwischen unseren Wünschen und dem Leben besteht u. s. w."

„In jedem dieser Punkte lehren nun meine Gegner das Gegenteil. Seit Jahrzehnten verfolgt die Tagespresse — mit wenigen Ausnahmen — die Tendenz, den Materialismus, in kleine Münze umgesetzt, unters Volk zu bringen. Die Geschichte hat uns aber schon mehrmals gezeigt, welche Verwüstungen im Volksbewußtsein der Materialismus anzurichten vermag. Schopenhauer hat es prophezeit, daß der theoretische Materialismus uns zum praktischen Bestialismus führen wird, was wir an den Anarchisten jetzt schon sehen können. Keine Weltanschauung vermag eben theoretisch zu bleiben, jede drängt in die Praxis, und darum dürfen wir jede nach den Früchten beurteilen, welche sie zeitigt. Alles, was in der That aus uns selbst kommt, schiebt der Materialismus auf äußeren Zufall: Leben, Charakter, Schicksal. Er lehrt, daß wir nur einmal leben, erhebt also die nützliche Ausnützung dieser Existenz zum **moralischen Programm**. Dieser Egoismus kann aber in den irdischen Verhältnissen niemals seine Rechnung finden; darum finden wir, statistisch als in rapider

---

[1]) Ich zitiere wörtlich, da ich nicht voraussetzen kann, daß die betr. Stelle jedem meiner Leser zur Hand ist.

Zunahme begriffen nachgewiesen, bei den Gebildeten Selbstmord und Irrsinn, in den unteren Volksschichten aber das Verbrechen, das nun schon als Massenerscheinung die europäische Kultur bedroht."

Ich lasse nun die erste hypothetische Annahme resp. Lehrsatz, so grundlegender Natur er ist, ganz auf sich beruhen. Die Statthaftigkeit der Annahme, daß der Mensch aus eigener Wahl sich in das irdische Leben begeben hat, daß er sein eigenes Entwicklungsprodukt ist, möge jeder mit sich selbst abmachen. Kann er hier zustimmen, so findet er allerdings eine Handhabe, um sich vieler Zweifel in Bezug auf den Weltengang und das Menschenschicksal mit einem Schlage zu entledigen. Indessen nicht darüber, nicht über die Stichhaltigkeit der letzten Gründe für eine solche Annahme oder den Mangel an zwingender Beweiskraft möchte ich mich hier verbreiten. Ich kann nur nicht zugeben, daß man nicht Gegner dieser Annahme sein kann (eben weil einem die Beweiskraft der für dieselbe angeführten Gründe nicht einleuchtet), ohne in moralischer Beziehung bei der Konsequenz anzulangen, „die sinnliche Ausnützung dieser Existenz zum moralischen Programm zu erheben". Ich kann nicht zugeben, daß wir nur die Wahl haben zwischen einer Lehre, die dahin ausläuft, und der andern Lehre, daß wir aus eigner Wahl uns in das irdische Leben begeben haben, was für diejenigen, welche diesen Satz nicht einzusehen vermögen, in der That sehr trostlos wäre. Bei der gewichtigen und leitenden Stellung, die du Prel auf dem okkulten Phänomenengebiet einnimmt, involviert seine Behauptung ferner die Konsequenz, daß man mit einem bethätigten Interesse für dasselbe auch diese seine Anschauung gutheiße und acceptiere, und daß man andererseits, wenn man dieselbe ablehnt, sich auch ablehnend gegen jenes Gebiet verhalten müsse — beides Konsequenzen, welche sich mit der eingangs dieses Artikels skizzierten Stellung eines linken Flügels nicht vertragen, denen er also seine Unterschrift weigern muß.

Ich werde in einer weiteren Ausführung die Frage: „was heißt l'homme machine?" zur weiteren Erörterung bringen, sie präzise zu beantworten versuchen und ihre Konsequenzen aufzeigen, — nicht weil ich die Ansicht vertrete, daß von einer solchen Grundlage der Auffassung gar nicht abgewichen werden dürfe und könne, daß sie gar nicht zu alterieren und in Zweifel zu ziehen sei, sondern weil ich die Meinung nicht aufkommen lassen möchte, daß, wer an ihr festhält, notwendig zu den oben erwähnten moralischen Konklusionen gedrängt werde.

Es wird doch vermutlich viele geben, die in der Annahme: daß der Mensch sich aus eigener Wahl in das irdische Leben begeben habe und sein eigenes Entwicklungsprodukt sei, einen salto mortale erblicken, den mitzumachen sie sich außer stande fühlen, weniger vielleicht, weil ihnen die Lust, als weil ihnen die Kraft dazu abgeht. Sie vermögen ihr Vorstellungs- und Auffassungsvermögen nicht so hoch zu erheben. Wenn sie das eine nun nicht können, so möchten sie andererseits aber doch auch nicht in einen moralischen Abgrund versinken, sie sehen dafür keine Notwendigkeit ein: — in dem Namen dieser rede ich.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Äther als Lösung der mystischen Rätsel.

Von

Hellenbach.

III. Die Projektion menschlicher Formen in wägbarer Materie.

Die Darstellung des Metaorganismus in ponderabler Materie kann in zweierlei Substanzen gedacht werden, als Verdichtung in den bekannten chemischen Stoffen, und als Projektion in organischen Zellen. Beginnen wir mit der ersteren.

Wenn wir voraussetzen, daß der Ätherleib sich in ponderabler Materie verdichten oder darstellen könnte, so ist es selbstverständlich, daß wir über die Beschaffenheit und Dichtigkeit auch nicht annähernd irgend welche Beschränkung aussprechen könnten, da wir ja von dem Metaorganismus nichts wissen, als daß er existiert und menschliche Formen projiziert. Nichtsdestoweniger können wir sagen, daß er in dem Maße, als er an Verdichtung in ponderabler Materie zunimmt, an Fähigkeiten imponderabler Natur abnehmen müsse. Um hier nur einiges zur Verdeutlichung beizutragen, wollen wir uns auf die Schwerkraft und die Durchdringungsfähigkeit der Materie beschränken. Die erstere muß in ihre Rechte treten, und die zweite wird für wägbare Stoffe in der Regel unmöglich. Die größere Dichtigkeit würde einen Metaorganismus oder den Ätherleib der Schwerkraft unterwerfen und ihn verhindern, durch die Mauer zu gehen, ihm es hingegen möglich machen, daß er ganz oder teilweise, direkt oder indirekt, wahrnehmbar würde, sei es für das Auge oder den Tastsinn, oder für beide zugleich; auch wäre es dann denkbar, daß er einzelne Thätigkeiten vollbrächte, welche ansonst menschliche Organe voraussetzen, etwa Abdrücke oder Bewegung von Gegenständen. Dies sind Annahmen, welche wir mit voller Berechtigung a priori aussprechen können, falls der Metaorganismus sich wirklich in ponderabler Materie darzustellen vermöchte.

Höchst sonderbarerweise müssen wir abermals konstatieren, daß die Lektüre der früher berührten Berichte, sowohl der alten als neuen Zeit nichts als Bestätigungen dieser Annahmen in ganz unglaublicher Übereinstimmung bringen, daß es wirklich Darstellungen des Metaorganismus in ponderabler Materie, wenn auch relativ selten gebe, welche sich in ganz oder teilweise sichtbaren oder fühlbaren menschlichen Formen zeigen sollen.[1]) Da aber die „offizielle Wissenschaft" mit wenigen, wenn auch glänzenden, Ausnahmen diese Thatsachen gleichfalls verwirft, so wollen wir uns begnügen, diese Übereinstimmung von Theorie und Erfahrung abermals als höchst sonderbar zu bezeichnen, wenigstens insolange, als wir uns nur auf Ausnahmefälle stützen könnten, wenngleich diese Ausnahmefälle im Laufe der Zeiten viele tausend mal eintraten und auf eine Weise beglaubigt sind, wie nur irgend eine ansonst durch Zeugen erhärtete Thatsache.

Die Darstellung des Metaorganismus in Zellen brauchen wir nicht erst in Gedanken zu konstruieren; wir haben das Resultat vor Augen, ja noch mehr, wir fühlen uns selbst als Subjekt. Wir sehen und fühlen die Teile unseres Körpers, betrachten sie als unser Eigentum, doch existiert kein Bestandteil, den wir als das „Ich" fühlen würden, die Organe sind nur das Eigentum des „Ich", man kann selbst einige davon abtrennen, ohne daß das „Ich" in seinem Selbstbewußtsein den geringsten Verlust erleidet. Auch vom Metaorganismus als einem in uns befindlichen Schema fühlen wir in der Regel nichts, weil er mit dem Zellenorganismus ganz verwachsen ist; bei Schwerkranken kommen solche Spaltungsempfindungen aber schon vor, wie nicht minder bei eingeschlafenen Gliedmaßen, wenn dieser Zustand längere Zeit dauert, worüber ich an mir selbst die Erfahrung gemacht. Wie nun aber, wenn diese Verbindung nicht so fest wäre, wenn man annehmen würde, sie sei durch irgend eine Veranlassung gelockert? — Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn eine Lockerung einträte, auch eine teilweise Funktion der ätherischen Empfindlichkeit und Wirksamkeit Platz greifen könnte, selbst müßte — denn, wenn mein Handschuh zerrissen ist, so sieht der Finger heraus, das ist unvermeidlich. Und siehe da! diese unglückselige Weltgeschichte und allen Dogmen so verhängnisvolle Buchdruckerschwärze liefern uns wieder massenhafte Berichte von Individuen, welche, zumeist im krankhaften Zustande, in ihren Wahrnehmungen und Wirkungen sich genau wie der Metaorganismus außerhalb der Zellendarstellung verhalten, denn diese Berichte sagen uns, daß Menschen außersinnliche Wahrnehmungen haben, daß sie Gedanken anderer lesen ohne Berührung, daß sie die Schwerkraft überwinden u. s. w. In meiner Schrift „Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform" kann man sogar die merkwürdigen Analogien finden, welche zwischen

---

[1]) Für die weniger mit dem hier erörterten Gegenstande vertrauten Leser ist es vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß Hellenbach hier von denjenigen Vorgängen spricht, welche der neuere Sprachgebrauch bei mediumistischen Untersuchungen als „Materialisationen" zu bezeichnen pflegt. (Der Herausgeber.)



der Entwickelung eines Magneten und derjenigen der Sensitivität, wie auch zwischen elektrischen Batterien und mediumistischen Zirkelsitzungen bestehen, wodurch abermals nahe gelegt wird, daß es sich bei diesen Vorkommnissen nur um die Entwickelung der imponderablen Fähigkeiten handelt.

Die Verschiedenheit der Wahrnehmungsformen, welche zwischen einem Äther- und einem Zellenleibe besteht, bringt es auch notwendig mit sich, daß wir uns von dem sogenannten Jenseits keine Vorstellung zu bilden vermögen, wir daher immer zur Symbolik und zu Analogien greifen mußten, wenn wir etwas näher bezeichnen wollten.

Unter den lebenden Menschen haben sich stets Verschiedenheiten der Empfindlichkeit und auch des Einflusses auf andere vorgefunden, welche der Sprachgebrauch als positive, sensitive oder magische Naturen bezeichnete und unterschied; doch zeigte sich diese Verschiedenheit in der ganzen Natur. Eine solche auffallende Analogie bietet uns z. B. der verschiedene Aggregationszustand der Materie. Wir kennen nämlich einen festen, Widerstand leistenden Zustand, z. B. das Eis, dann den flüssigen und eindrucksfähigen, das Wasser, und endlich den gasartigen Zustand, der expansive Kräfte entwickelt. So ist es auch mit den Menschen: der eine ist fest, wird durch Imponderabilien nicht merklich beeinflußt, der andere weich oder flüssig und empfindet den imponderablen Einfluß. Wir sehen, daß die Anziehungskraft des Mondes die Gebirge nicht hebt, wohl aber das Meer und das flüssige Erdinnere. Der flüssige Zustand würde demgemäß der größeren Empfindsamkeit, also dem Fernsehen, der gasförmige dem Fernwirken entsprechen. Man hat daher eigentlich Unrecht, dieses passive oder aktive Durchleuchten der imponderablen Kräfte im lebenden Menschen „Sensitivität" zu nennen, denn diese ist eben Sinnesthätigkeit; allerdings würde in imponderabler Darstellung die Empfindlichkeit für Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus und vielleicht Reichenbachs Od die Sinnesvertretung übernehmen. Wir hätten also eine Art Meta-Sensitivität in einzelnen Individuen zu konstatieren, welche entwickelungsfähig erscheint, daher der Sprachgebrauch ganz richtig den Ausdruck übersinnlich eingeführt hat. Dieser Begriff einer übersinnlichen Sensitivität löst sich nunmehr in dem Begriff imponderabler Empfindlichkeit auf. Der Umstand, daß wir die unwägbare Materie doch in das Gebiet unserer Erfahrung und Wissenschaft hereingezogen haben, ermächtigt uns, zu behaupten, daß wir der Mystik den Schleier herabgerissen haben, und daß alles Geisterhafte, Transscendentale, Metaphysische, Intelligible derselben weiter nichts ist, als das wenigstens relativ bekannte Imponderable — falls es mit diesem von mir aufgestellten imponderablen Metaorganismus seine Richtigkeit hat.

Ich glaube nicht erst die Tragweite betonen zu müssen, welche diese Lösung tausendjähriger Rätsel hätte, und wir wollen daher die Thätigkeit des Metaorganismus verfolgen, soweit wir nur können. Die Einfachheit dieser Lösung allein würde schon für ihre Richtigkeit sprechen, denn Wahrheit ist immer einfach und nicht kompliziert.

Nunmehr sind wir aber an einem Punkte angelangt, wo wir der sogenannten exakten, unfehlbaren Wissenschaft keine Konzession mehr machen können. Ein gut organisierter Kopf braucht bekanntlich nicht einen Heuwagen voll Thatsachen, um zu begreifen; es genügt ihm eine kleine Dosis, ein Löffel voll. Wenn jemand ohne Berührung im hypnotischen Zustande die Gedanken und Willensäußerungen eines dritten erkennt, welche ihm weder durch den Kontakt, noch das Ohr, noch das Auge zugeführt wurden, so hat der Erkennende ein zweites inneres Anschauungsvermögen; die Existenz eines Metaorganismus gehört dann nicht mehr in das Reich der Chimären, und ebensowenig die zahllosen Berichte über die Erscheinungen des Somnambulismus mit allem, was daran hängt. Wie viel Irrtum auch immer in der Mystik vorkommen mag, eine Ursache hat sie denn doch, und diese ist — der imponderable Metaorganismus, oder — wie wir jetzt mit Recht sagen dürfen — der Ätherleib, welcher dem Zellenorganismus als Schema dient, durch welches wieder die Beständigkeit seiner morphologischen Gestaltung erklärt ist. — Die alte Kabalah hatte Recht, wenn sie sagte, wir stammen aus einer geformten Welt! Wollen wir durch eine kleine Exkursion in das Gebiet der bestätigenden Thatsachen unsere Untersuchungen unterbrechen.

Bei der ungeheuren Wichtigkeit, welche der Feststellung des Metaorganismus in den drei Darstellungsformen zukommt, da hierdurch das Menschen-Rätsel seine vollständige Lösung findet, kann und darf die Erfahrung wahrlich nicht bei Seite gestellt werden; man muß vielmehr dem Leser dieselbe eingringlichst empfehlen. Das Material ist übergroß und es könnte hier nicht einmal ein sehr kleiner Bruchteil desselben herangezogen werden. Eines ist aber der Leser doch berechtigt zu fordern, und das ist für jede der imponderablen Fähigkeiten wenigstens einen geeigneten Fall; denn ich kann von dem Leser nicht verlangen, daß er einen solchen Gewährsmann, wie es die Erfahrung ist, entweder ganz entbehre, oder sich erst in meinen Schriften und ähnlicher Litteratur das Beweismaterial suche. Genügt dies, was ich hier anführen werde, — und ich sollte meinen, daß es genügt —, so ist ihm die Arbeit erspart; im anderen Falle steht ihm der Weg noch immer offen.

An Wärme-Erscheinungen ist wenig zu finden; Zöllner hat sie bei Knotenschürzungen aus Lederstreifen beobachtet, hingegen bieten die Empfindungen der Kühle in Zirkelbildung das nicht unwichtige Resultat, daß sie genau dieselben sind, wie die durch das Hypnoskop erzeugten, woraus zu schließen wäre, daß es magnetische Kräfte sind, durch welche die anscheinend kühle Luft erzeugt wird.

An Lichterscheinungen wurde von Zöllner ein sehr interessanter Fall berichtet. Unter dem Tische entwickelte sich eine so starke Beleuchtung, daß die Tischfüße Schatten warfen, welche Schatten aber kleiner waren, als sie es hätten sein müssen, wenn die Beleuchtung wirklich unter dem Tische stattgefunden hätte. Zöllner schloß aus den Dimensionen des Schattens, daß dies Licht notwendig in einem Raum entstanden sein mußte, welcher außerhalb des Zimmers lag. Ich habe das Zimmer gesehen und

von Zöllner genaue Beschreibung an Ort und Stelle erhalten, kann daher seine Ansicht nur bekräftigen; auch habe ich sich selbst beleuchtende Köpfe auf Zoll-Entfernung gesehen.

Für die Entwickelung magnetischer Kräfte ist die gleichzeitige divergierende Bewegung zweier nebeneinander liegender Magnetnadeln ein schönes Beispiel, welches Zöllner mit Weber und noch anderen Professoren der Leipziger Universität beobachtete.

Für die Fähigkeit des Meta-Organismus über die Elektrizität zu verfügen, habe ich den vielleicht überraschendsten Fall zur Hand, welchen ich bis jetzt nicht veröffentlichte, da er sich erst nach meiner letzten Publikation ereignete. Ich hatte schon früher den Versuch gemacht, Klopf- oder vielmehr Knistertöne in die Entfernung zu versenden, und zwar mit Erfolg — von Wien in das 12 Meilen entfernte Schloß des F. K. Der Eigentümer und dessen Gemahlin waren nicht vorbereitet, ich schrieb erst nach der Sitzung und der Brief kreuzte sich mit einem anderen, welcher mir von dort das Auftreten der Töne verkündigte. Dies veranlaßte mich, einen Versuch zu wagen, wo ich der Empfänger und nicht der Absender war. Es wurde mit Eglinton verabredet, daß er an dem Tage, wo er Wien verließ, um nach Venedig zu fahren, an der Grenze nach der Gepäckvisitierung Klopftöne veranlassen möge. Ich hatte absichtlich diesen Augenblick gewählt, und zwar aus folgenden Gründen: weil er in die Abendstunden fiel, wo ich im Freundeskreise mich aufhielt, — weil die Entfernung von Wien nach Udine denn doch eine bedeutende ist, — weil sich Eglinton gewiß im normalen und nicht hypnotischen Zustande befinden werde, und endlich weil der Zeitpunkt nicht genau bestimmt war, sondern bei der Ungleichheit des Vorganges an den Zollstationen leicht ein Unterschied von 15 bis 30 Minuten für den einen oder anderen Reisenden sich ergeben mag. Wir waren daher durchaus nicht in gespannter Erwartung, sondern saßen im Gespräche und rauchend beim Kamine, als die Klopftöne eintrafen und längere Zeit andauerten. Hierbei sei bemerkt, daß die Natur der Klopftöne überhaupt die Provenienz in Bezug auf ponderable oder imponderable Kräfte selbst verrät; der Leser braucht nur mit der Nagelspitze und dem Knöchel eines Fingers auf den Tisch zu klopfen, um ein Bild des Unterschiedes zu haben. Sie kommen beide schwach und stark vor, daher der Versuch mit verschiedener Kraftanwendung zu machen ist. Man kann sich nicht leicht einen sicherern Beweis für die Fähigkeit des Meta-Organismus in Bezug auf Elektrizität denken, wie immer man den Vorgang erklären wollte. Eglinton telegraphierte — ob direkt oder indirekt bleibt sich gleich.[1])

[1]) Wir können hierin dem Verfasser nur beistimmen. Wenn es unzweifelhaft feststeht, daß die in Wien gehörten Klopftöne zu gleicher Zeit durch übersinnliche Wirkung hervorgebracht wurden, und zwar vorheriger Verabredung entsprechend, als Eglinton in Udine die italienische Zollrevision überstanden hatte, so bleibt es sich gleich, ob man annehmen will, daß diese Töne (direkt) durch Eglintons „Ätherleib" selbst oder (indirekt) durch Vermittlung von Ätherleibern anderer Wesen (der von den Spiritisten sogenannten „Geister") hervorgebracht worden seien.

(Der Herausgeber.)

Für die **Durchdringung der Materie** ist das Schreiben zwischen zwei verschlossenen Tafeln, welches man überdies hört und fühlt, ein allbekanntes und leicht zu wiederholendes Experiment.

Die **Aufhebung der Schwerkraft** ist eine der ältesten Beobachtungen, bei den vermeintlichen Besessenen, den Hexen und den Somnambulen. Ganz brutale Thatsachen sind das Schweben der Fakire, des **Sehfels** (nicht zu verwechseln mit seinem Zeitgenossen, dem Alchymisten **Sehfeld**) in der Wiener Hofburg unter Kaiser Franz von Lothringen, und in neuester Zeit das Fliegen **Homes** durch das Fenster in Gegenwart Lord Lindsays und anderer.

Was die **Darstellungen in imponderabler Materie** betrifft, so habe ich leuchtende Köpfe und Gestalten gesehen, neben mir, in der Luft, im Tische, in Gesellschaft von anderen, wobei das Medium gehalten wurde. Diese Darstellungen waren mitunter so zarter Natur, daß sie vielleicht der bloß leuchtenden imponderablen Materie zugeschrieben werden könnten. In Bezug auf Darstellung in **ponderabler** Materie will ich gleichfalls nur diese eine ganz brutale Thatsache anführen, daß ich in Gegenwart von drei Wiener Professoren eine Gestalt sah und befühlte, welche die des Mediums nicht war und nicht sein konnte, weil dieses vor uns in einem leichenhaften Schlafe lag, so daß also gleichzeitig **beide** Gestalten sichtbar waren.

Soviel zur Orientierung des Lesers; wer mehr zu wissen wünscht oder braucht, kann es leicht finden, doch genügen diese Beispiele vollkommen, um in dem ganzen Gebiete der Mystik nichts anderes zu sehen, als das Gebiet der sogenannten **imponderablen Kraft-Entwickelung**, des **Meta-Organismus**, ohne dessen Existenz weder unsere Geburt, noch unser ganzes Dasein erklärbar wäre. Mir ist auf dem ganzen Gebiete der Mystik kein einziger gut beglaubigter und oft wiederholter Fall bekannt, welcher durch die Hypothese des Ätherleibes nicht erklärbar wäre, und ich glaube denn doch sehr viele Erfahrungen gemacht und deren noch weit mehr gelesen zu haben.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die wissenschaftliche Ansicht vom Zustand nach dem Tode.

Von

Carl du Prel.

III. (Schluß.)

Wenn das transscendentale Subjekt schon dort beginnt, wo die Empfindungsschwelle des irdischen Subjekts aufhört; wenn die Gedankenübertragung selten intensiv genug ist, um die Schwelle zu überschreiten, unterhalb derselben aber immer stattfindet — wäre es auch nur aus dem Grunde, weil in der Natur alles auf alles wirkt —, dann ist sie eben eine transscendentale Eigenschaft, d. h. die Gedankenübertragung ist die Sprache der Geister. Dies allein schon muß zur Folge haben, daß wir uns im Jenseits nach unserem inneren Werte scheiden. Im menschlichen Verkehr offenbaren sich vermöge der Sprache nur diejenigen Bestandteile unseres Bewußtseins, Vorstellungen, Gedanken, Gefühle, Wünsche, die wir aufdecken wollen; ja die Sprache wird oft zum Mittel, Gedanken zu verbergen, und uns so darzustellen, wie wir nicht sind. Auch wenn wir aber unsere Gedanken wirklich offenbaren wollen, ist doch die Sprache, da sie statt der Gedanken nur konventionelle Symbole, die Worte, mitteilt, nur ein unzulängliches Surrogat für wirkliche Gedankenübertragung. Goethe sagt irgendwo: „Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert nur selten: es erregt meistens nur Widerspruch, Stocken und Stillstehen.“ Ähnlich Jean Paul: „Unsere Sprachen sind nur ein Gewölke, an dem jede Phantasie ein anderes Gebilde erblickt, was in einer umfassenden, vollkommen genügenden und notwendig aus dem eigenen Wesen hervorgegangenen Sprache des Geistes, die als solche eine Universalsprache sein muß, nicht der Fall sein könnte.“[1]) Dagegen kann die Sprache der Geister nur der Ausdruck ihres innersten Wesens sein; Geist wirkt unmittelbar auf Geist, und wir werden im Jenseits als diejenigen erkannt werden, die wir sind. Daß die Somnambulen

[1]) Jean Paul: Jubelsenior.

in dieser Hinsicht einstimmig sind, fällt ins Gewicht, weil im Somnambulismus bereits das transscendentale Subjekt hervortritt, Somnambule also bereits als Geister angesehen werden können, und sie die Thatsache der Gedankenübertragung an sich selber passiv erfahren. Eine Somnambule Kerners sagt, „daß sich Geister durch den bloßen Willen verstehen; so der eine wolle, fühle es der andere sogleich.[1]) Die Seherin von Prevorst sagt: „Geister haben, da sie die Gedanken lesen können, eigentlich keine Sprache nötig.[2]) Werners Somnambule, der in dramatischer Spaltung das eigene transscendentale Subjekt als Schutzgeist erschien, sah diesem an, was er ihr mitteilen wollte; sein ganzes Wesen drückte das für sie verständlich aus, was sie vernehmen sollte. Sie fügt hinzu, daß, wenn sie künstlich magnetisiert würde, sie auf einen Grad erhoben werden könnte, worin auch sie diese Sprache vollkommen verstünde.[3]) Pordage sagt: „Wollte nun jemand ferner von diesen Geistern fragen, was für eine Sprache sie haben oder wie sie einander ihre Gedanken mitteilen? so dienet darauf zur Antwort, daß ihr Reden gegen einander auch durch Gedanken geschieht; so daß, was sie nur immer gedenken, augenblicklich beantwortet wird; ihre Gedanken sind alle einander bekannt, und werden sofort auch beantwortet: welch hoch-ehrerbietiges Schweigen die hohe Glorie dieses Praesenz- oder Gegenwart-Zimmers der höchsten Majestät viel größer machet."[4]) Ähnlich sprechen sich alle Mystiker aus[5]); bei Swedenborg sind die Aussprüche darüber sehr zahlreich. In einem mystisch zustande gekommenen Manuskript las ich jüngst: „Menschen sprechen, Geister denken sich gegenseitig an". Man könnte dabei noch die Unterscheidung treffen, daß das Verstehen entweder auf passivem Empfangen, oder auf aktivem Hellsehen beruht; im Resultat aber bleibt sich die Sache gleich.

Da das sogenannte Gedankenlesen in neuerer Zeit sogar im Wachen häufig konstatiert wurde — und nur etwa noch Professor Preyer die Behauptung vertritt, es sei nur bei körperlicher Berührung möglich, beruhe aber dann auf unwillkürlichen Muskelbewegungen! —, so haben wir gar nicht nötig, die Analogien aus dem Somnambulismus oder die in spiritistischen Sitzungen so häufige Erfüllung von Gedankenwünschen heranzuziehen, um auf den jenseitigen Zustand zu schließen. Immerhin ist diese Erscheinung im Somnambulismus viel häufiger und gesteigert.[6]) Vielleicht lassen sich sogar manche Fälle von moralischer Steigerung bei den Somnambulen darauf zurückführen: Es kommt nämlich häufig, besonders bei weiblichen Somnambulen vor, daß sie, im Gegensatz zu lügenhaften Neigungen im Wachen, erklären, nun keine Lüge mehr aussprechen zu können, ja daß sie im Wachen ausgesprochene Lügen zurücknehmen. Es könnte wohl sein, daß solche Somnambulen, auf die sich die Gedanken des Magnetiseurs übertragen, eben darum eine Verstellung für zwecklos halten, indem ihnen beim Mangel eines reflektiven Bewußtsein die Einsicht fehlt, daß diese Übertragung nur auf sie, aber nicht von ihnen stattfindet.

---

1) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 193. 198.
2) Kerner: Seherin v. Pr. 150. — 3) Werner: Die Schutzgeister. 120.
4) Pordage: Theologia mystica. 103.
5) Vgl. auch Eckartshausen: Aufschlüsse zur Magie. I, 27—29.
6) Du Prel: Das Gedankenlesen bei S. Schottlaender, Breslau 1885.

Es fragt sich nun, ob wir diese Thatsache der Gedankenübertragung als Sprache der Geister nicht verwerthen können zur Erklärung eines sehr schwierigen Poblems, welches Geistererscheinungen mit sich führen. Die Einwürfe der Aufgeklärten gegen solche Erscheinungen richten sich weniger gegen Gespenster überhaupt, als vielmehr gegen das scheinbar ganz irrationale Verhalten derselben. Ein Geist z. B., der Jahrhunderte lang am Orte seines Verbrechens spukt, ja sogar gleich einem Schauspieler, die Handlung, wovon sein Gewissen sich beschwert fühlt, am Thatort mimisch und endlos wiederholt, — das würde uns eine Beschaffenheit des künftigen Lebens anzeigen, gegen die wohl jedermann Einspruch erheben wird. Andererseits sind Fälle dieser Art so häufig und so wohl konstatiert, daß wenigstens die Thatsache sich nicht bezweifeln läßt. Es fragt sich demnach, ob wir nicht die Thatsache anerkennen können, ohne genötigt zu sein, diese unannehmbare Beschaffenheit des künftigen Lebens daraus abzuleiten; und dazu scheint sich in der That die Gedankenübertragung wohl zu eignen.

Ich weise hierzu auf ein typisches Beispiel hin, welches den Vorzug besitzt, noch nicht gekannt und zugleich gut beglaubigt zu sein. Ich entnehme es handschriftlichen Aufzeichnungen meines Vaters, der mir dieses sein Erlebnis auch mündlich erzählte und nichts weniger als mystisch angekränkelt war. Die Erzählung selbst bringe ich in diesem selben Hefte unter den „Kürzeren Bemerkungen". Dieselbe ist nun ein Beispiel von der extremsten Form. Wir sehen nicht nur einen Geist, der von Gewissensbissen gepeinigt, Jahrhunderte am Thatort spukt, sondern ein förmliches Geistertheater, das Abspielen des ganzen Vorgangs, daran er beteiligt war, und es bleibt dahingestellt, ob die Beschränkung des Vorgangs auf seine akustischen Bestandteile objektiv oder subjektiv ist. Gegen die Fortdauer der Gewissensbisse läßt sich nun wohl nichts einwenden; daß aber eine förmliche theatralische Vorstellung des Vorgangs Jahrhunderte lang — und vielleicht noch jetzt — sich wiederholen sollte, woran auch Jolande schreiend und schellend, ja sogar der große Hund sich beteiligen, das wird wohl kein Mensch annehmen wollen. Wir müssen daher versuchen, ob nicht diese und ähnliche schwerverdauliche Thatsachen aus der bloßen Fortdauer der Erinnerung im Bewußtsein Eines schuldbewußten Wesens sich erklären lassen. Dazu scheint nun in der That die Gedankenübertragung geeignet zu sein, und diese Erklärung würde ausreichen, wenn der Vorgang, sei es nun visionär oder akustisch, nur als subjektiver innerhalb des Gehirns des oder der Wahrnehmenden sich abspielte. Wir hätten alsdann Halluzinationen und Auditionen, wenngleich objektiv veranlaßte. In der Erinnerung des Verstorbenen liegt nicht nur sein Handlungsbeitrag zum Vorgang, sondern der ganze Vorgang, der demnach als ganzer auf das fremde Gehirn übertragen würde. In vielen Fällen reicht aber diese Erklärung nicht aus; es finden materielle, wirkliche Vorgänge statt, die eben darum nicht nur beim seltenen Eintreffen eines mystischen Sehers oder Hörers beobachtet werden, sondern — wie im vorliegenden Falle — von allen Hausbewohnern. Wir müssen also an-

nehmen, daß die in einem transscendentalen Bewußtsein liegende Erinnerung sich materiell umsetzt. Jedem Willen, ja jedem Gedanken liegt eine Kraft zu Grunde; sie zeigt sich, wenn z. B. ein Somnambuler durch bloßen Willen die Magnetnadel ablenkt, oder wenn er bei sehnsüchtigen Gedanken sein eigenes Bild einem fremden Gehirn in der Ferne erweckt. Alles, was ist, ist Kraft, und jede Kraft kann sich in jede andere umsetzen. Es läßt sich daher das Geistertheater, auch soweit es materiell ist, aus der Fortdauer der Erinnerung erklären. Daß ein Brudermörder vermöge fortdauernder Erinnerung im Jenseits sich selber bestraft, das läßt sich annehmen; daß es ihm aber auferlegt sei, sich zu entsühnen durch jahrhundertelange mimische Darstellung seiner Handlung, und daß zu seiner Handlung und zu diesem Theater auch die Unschuldigen hinzugezogen werden, das ist unannehmbar.

Um so leichter nun erklären sich einfachere Beispiele, wie z. B. die von Meta Wellmer erzählte Geschichte, wobei ein Marineoffizier in einem Pariser Hotel als Gespenst den Vorgang seines Selbstmordes wiederholt. [1]).

Diese Hypothese leistet noch einen anderen Dienst; sie erklärt einen Bestandteil der Geistererscheinungen, gegen den sich die Angriffe der Aufklärung besonders lebhaft richten. Die Geister erscheinen nämlich in der dem Vorgang angemessenen Toilette. Dies hört aber auf, unbegreiflich zu sein, ja es ergiebt sich als notwendig, sobald wir bedenken, daß diese Toillette einen Bestandteil im Selbstbewußtsein des Geistes bildet, die also auch in das Bewußtsein des Sehers übertragen wird. Der Frau Aksákow erschien nachts ihr Schwager Sengiréef in einem ihr unbekannten Anzug: er trug ein langes, schwarzes, mönchartiges Gewand, bis zu den Schultern herabhängende schwarze Haare und einen großen runden Bart, wie er sich nie getragen. Zwei Wochen später traf die Nachricht seines Todes ein, und wieder später erfuhr Frau Aksakow, daß der Schwager in einem solchen Anzug beerdigt worden war, und daß ihm während der Krankheit Bart und Haare so lange gewachsen waren.[2])

Zu den beglaubigten Geschichten gehört folgender Fall, dessen ausführlicheren Bericht der Leser bei Wallace nachlesen mag: Die Gattin des Kapitänes Wheatcroft sah in der Nacht vom 14.—15. November 1857 im Traum ihren in Indien befindlichen Mann. Sie erwachte sofort und sah die Gestalt, neben dem Bett stehend, in Uniform, die Hände gegen die Brust gepreßt, mit verworrenem Haar und bleichen Antlitz. Die Augen waren mit dem Ausdruck großer Aufregung auf sie gerichtet. Sie sah ihn bis auf die kleinste Besonderheit seiner Kleidung. Die Gestalt machte Anstrengungen zu sprechen, es kam aber kein Wort hervor, und verschwand sodann. Morgens erzählte sie den Fall ihrer Mutter, in der festen Überzeugung vom Tod oder der Verwundung ihres Mannes. Nach einigen Tagen kam ein Telegramm des Inhalts, der Kapitän sei am 15. November vor Luknow getötet worden. Sie benachrichtigte nun den Sachwalter des Verstorbenen, Mr. Wilkinson, mit dem Bemerken, sie sei überzeugt, daß das Datum falsch sein müsse. Auf Erkundigungen im Kriegsministerium erfolgte jedoch der Bescheid, daß der 15. Nov. der Todestag sei. Später jedoch traf ein Brief eines beim Todesfall anwesenden

---

[1]) Perty, Spiritualismus. 301. — [2]) Psychische Studien. 1874. 122.

Augenzeugen ein, in dem in der That der 14. Nov. als Todestag angegeben war, und Wilkinson erhielt auch vom Kriegsministerium einen Totenschein, worin der anfängliche Irrtum verbessert war.[1])

Wie beim Doppelgänger, so lassen sich auch bei Totenerscheinungen nicht alle Fälle in Gedankenübertragung auflösen, und die Realität des Phantoms muß alsdann aus der Mitbeteiligung der organisierenden Seelenfunktion erklärt werden. Wäre nun aber diese Realität selbst durch den photographischen Apparat nachgewiesen, so würde gleichwohl, wie eben beim Doppelgänger, die Frage noch gestattet sein, ob das ganze Wesen des Verstorbenen in das Phantom versenkt ist, oder nicht, weil eben der photographische Apparat nur die reale Wirkung der organisierenden Seelenfunktion, den Astralleib konstatieren kann, nicht aber den Gehalt an Bewußtsein. Jene Frage ist erlaubt bezüglich unserer irdischen Erscheinungsform, und muß dabei verneint werden: unser Bewußtsein erschöpft nicht unser Wesen; sie ist ferner erlaubt bezüglich des Doppelgängers eines Lebenden, und muß auch hier verneint werden. Wenn wir nun unsere transscendentale Erkenntnis- und Wirkungsweise, die im Leben meistens latent bleiben, mit der irdischen vergleichen, mit unserer sinnlich beschränkten Erkenntnisweise, mit der durch die Naturgesetze beschränkten Wirkungsweise und der Beschränkung unseres Selbstbewußtseins auf unser phänomenales Ich, so könnte man allerdings unser Leben einen Traum nennen. Wenn wir ferner das oft so irrationale Verhalten des Doppelgängers eines Lebenden bedenken, das uns mehr oder weniger an das Treiben eines Nachtwandlers erinnert, so liegt auch hier eine mangelhafte Projizierung des transscendentalen Subjekts in das Phantom vor, und so können wir auch hier von einem traumhaften Zustand reden. Eben darum ist auch bezüglich der Geistererscheinungen die Frage gestattet, ob nicht auch hier die Projizierung eine mangelhafte ist. Das Verhalten der Gespenster muß uns in der Thai geneigt machen, von einem traumhaften Zustand derselben zu reden, d. h. die Identität des Phantoms mit dem Verstorbenen als eine ungenügende zu betrachten, wie sie es ist beim Doppelgänger und beim Lebenden. Daher ist der Schluß aus der Handlung des Phantoms auf das Wesen des Verstorbenen immer nur mit Einschränkung zulässig. Gerade wenn die transscendentale Erinnerung zur scenischen Darstellung der erinnerten Handlung wird, die als beabsichtigt anzunehmen wir doch Anstand nehmen müssen, drängt sich uns der Vergleich mit dem Treiben eines Nachtwandlers auf, bei dem ja ebenfalls der Traum zur unbeabsichtigten Handlung wird. Wie bei diesem die Übersetzung seiner Traumvorstellungen in Handlungen auf einer Miterregung des motorischen Nervensystems durch den Traum beruht, so könnten sich Erinnerungen eines Verstorbenen, die in seinem Bewußtsein einen hervorragenden Platz einnehmen, vom Standpunkt der monistischen Seelenlehre zu Handlungen steigern, zu denen der transscendentale Organismus, der Astralleib, erregt wird.

---

1) Wallace: Wissenschaftliche Ansicht des Übernatürlichen. 31. —

Die Realitätsfrage bei Geistererscheinungen hat demnach zwei Seiten. In erster Linie können wir den Geistern die Fähigkeit nicht absprechen, derart auf uns zu wirken, daß ihre Vorstellungen sich auf uns übertragen, was jeder Magnetiseur thun kann. Diese Erregung unserer *passiven* Phantasie durch eine *äußere, objektive* Ursache ist nun freilich, selbst wenn sie die Form einer Halluzination hat, nicht zu verwechseln mit den in der aktiven Phantasie vermöge krankhafter *innerer* Ursachen eintretenden Halluzinationen. Immerhin könnte der Realitätsgrad in beiden Fällen noch der gleiche sein. Hätte nun aber der photographische Apparat, ja ein bloßer Spiegel, diese Erklärung als wenigstens nicht immer zutreffend eingeschränkt, und sich für die Materialität des Phantoms ausgesprochen, so taucht noch immer die zweite Frage auf, ob das ganze Wesen des Verstorbenen vor uns steht, und diese Frage wird verneint werden müssen in den zahlreichen Fällen, wenn das Verhalten des Phantoms einer im Tod eingetretenen Schmälerung des Bewußtseins entsprechen würde, da doch der Tod unsere Individualität nur steigern kann. Die Identität des Phantoms mit dem Verstorbenen kann vorhanden sein, muß aber nicht notwendig ganz vorhanden sein; wenn sie aber mangelhaft ist, erklärt sich manches irrationale Verhalten von selbst, z. B. bei jener Pfarrersköchin, die zur Zeit Friedrichs des Großen in einem Dorfe bei Groß-Glogau ihre Nachfolgerin aus dem Hause jagte und dann selber an die häuslichen Geschäfte ging;[1]) oder bei jenem Apothekergehilfen zu Crossen in Schlesien, der als Phantom seine Geschäfte fortsetzte und dabei vollkommen sichtbar war[2]). Mit der im Tode eintretenden Steigerung der Individualität, ja sogar mit der bloßen Bewahrung derselben läßt sich ein solches Treiben der Phantome nicht vereinbaren, wohl aber mit mangelhafter Verlegung der Individualität in das Phantom, wobei das eigentliche Wesen des Verstorbenen von solchem Treiben nicht mehr Bewußtsein hätte, als der Schlafwandler von seinen Wanderungen, der Schlafarbeiter von seinen Arbeiten. Sogar dann, wenn der Geist alle seine früheren Charakterzüge verrät, wenn er liebt oder haßt ganz wie er es im Leben gethan hat, wenn er gerade dort erscheint, wo er lebend zu sein gewohnt war, wenn er diejenigen Handlungen vornimmt, die er zu verrichten gewohnt war, — selbst dann wird die Verlegung eine mangelhafte sein, und nur als Erinnerung kann der ursprüngliche Impuls im transscendentalen Subjekt liegen.

Wenn wir alle diese Gründe nicht erwägen, so werden wir zu einer ganz falschen Vorstellung vom Leben nach dem Tode verleitet, und in diesen Fehler scheinen in der That vielleicht alle Berichterstatter zu verfallen. Indem sie die Identität zwischen den Verstorbenen und ihren Phantomen für eine vollständige halten, das Subjekt des Verstorbenen für erschöpft halten durch das Phantom, gilt ihnen auch die Thätigkeit des Verstorbenen für erschöpft durch die Thätigkeit des Phantoms, und sie geraten auf den Glauben, daß es Geister giebt, die zur Sühnung

---

[1]) Daumer: Geisterreich, II, 99. — [2]) Hennings: Geister und Geisterseher. 624. —

ihrer Verbrechen Jahrhunderte hindurch an Spukorten ihr irrational gewordenes Treiben vornehmen.

So wenig, als der Mensch richtig definiert ist, wenn man unter Vernachlässigung seiner transscendentalen Fähigkeiten nur sein irdisches Treiben berücksichtigt; so wenig als speziell der Nachtwandler richtig definiert ist, wenn man unter Vernachlässigung seiner Tagesseite ihn für ein bewußtloses und doch zweckmäßig handelndes Wesen erklärt, — so wenig ist ein Geist richtig definiert, wenn wir aus den Handlungen der Phantome auf den jenseitigen Zustand der Verstorbenen schließen. Auf dem empirischen Wege der Geistergeschichten werden wir also nie eine vollkommene Aufklärung über den Tod erhalten, und bis zu einem gewissen Grade wird es vielleicht für immer gelten, was der sterbende Hobbes ausrief: Jetzt thue ich einen großen Sprung in die Finsternis! Es erscheint immerhin noch sicherer, wenn wir aus unseren transscendentalen Fähigkeiten im Leben auf den künftigen Zustand schließen. Gleichwohl müßten sich, wenn dieser Schluß gerechtfertigt sein soll, zwischen unseren somnambulen Fähigkeiten und den an Phantomen zu beobachtenden einige Überstimmungen nachweisen lassen, wodurch der logische Schluß auch einige empirische Bestätigung erhielte.

Solche Analogien giebt es nun in der That sehr viele, z. B. die elektrischen Klopflaute bei spiritistischen Sitzungen, welchen die von Somnambulen ausgehenden elektrischen Schläge korrespondieren; die Modifikationen der Schwerkraft bei Nachtwandlern und Medien und wieder bei leblosen Gegenständen gelegentlich von Sitzungen; die bereits erwähnte Verbundenheit der Gedanken mit Doppelgängerei bei Somnambulen und Sterbenden, die auch den Geistererscheinungen zu Grunde zu liegen scheint, so daß wir das eigentliche Wesen der Verstorbenen noch hinter deren Phantome verlegen müssen; das Hellsehen in Zeit und Raum bei Somnambulen wie Phantomen; die Knotenschürzung, die Zöllner in seinen Experimenten mit Slade konstatiert hat, und die, wie bei Hexen, so auch in den Geistergeschichten vorkommt; die verkehrten Schriften, die erst vor den Spiegel gehalten, die richtige Lage von rechts nach links erhalten; das forzierte Pflanzenwachstum bei Fakiren wie bei Phantomen rc. Alle diese Analogien sind nun ebenso viele Beweise dafür, daß der Spiritismus ohne den Somnambulismus nicht verstanden werden kann.

Es sind also transscendentale Fähigkeiten in uns latent, und ihre Unabhängigkeit vom sinnlichen Organismus erweist sich von selbst; die Existenz dieser Fähigkeiten wäre nicht Gegenstand eines so langen Streites, wenn nicht eine Wissenschaft, die bei der Definition des Menschen nur seine körperlich bedingten Eigenschaften ins Auge faßt, das Transscendentale leugnen müßte, um ihre Definition aufrecht erhalten zu können. Zu diesen Fähigkeiten gehört auch das Organisieren, nicht etwa im Sinne des veralteten Begriffes einer Lebenskraft, die auf gleichem Niveau mit den übrigen Kräften des Organismus stände, sondern als Funktion des transscendalen Subjektes. Wenn es nun eine Unsterblichkeit giebt, so muß sie beide Funktionen der Seele umfassen, das transscendentale Vorstellen und

das Organisieren. Diese Fähigkeiten liegen in uns und müssen sich ausleben; es muß ein Zustand kommen, in dem sie, statt latent zu bleiben, normal auftreten, so gewiß als die am Embryo entwickelten Organe nach der Geburt in Gebrauch kommen. Daß sie sich niemals ausleben sollten, daß der Tod, dessen Annäherung schon uns transscendentaler macht und unsere Individualität steigert, uns dann beim wirklichen Eintritt vernichten sollte, ist widersinnig. Es kann das um so weniger sein, als die Latenz dieser Fähigkeiten nur relativ, nur für das sinnliche Bewußtsein vorhanden ist. Wir sind irdisch und gleichzeitig transscendental. „Der Geist — sagt Porphyrius — ist immer selbstbewußt, wenn wir auch seiner nicht bewußt sind.“ [1]) Die gleiche Doppelheit der Seele, deren eine im Übersinnlichen, die andere im Sinnlichen lebt, während beide zur Einheit eines Subjekts verbunden sind, lehren auch Plotin und Kant.

Vermöge dieser transscendalen Fähigkeiten, für welche die Gesetze von Raum und Zeit eine andere Bedeutung gewinnen, als sie für uns haben, müssen wir auch das Geisterreich als eine durch seelische Beziehungen verknüpfte Gemeinschaft anerkennen, da die räumlichen und zeitlichen Schranken nicht einmal auf der Erde die Isolierung der Individuen bewirken, und einer immer engeren Verknüpfung der ganzen Menschheit im Kulturfortschritt weichen. Zunächst ist das Jenseits nur ein Jenseits der Empfindungsschwelle, und es bleibt dahingestellt, ob wir es etwa in eine vierte Dimension verlegen dürfen; denn es ist — wie Kant sagt — „ein immaterielles Ganze nicht nach den Entfernungen oder Nahheiten gegen körperliche Dinge zu suchen, sondern muß in günstiger Verknüpfung seiner Teile unter einander vorgestellt werden“. [2]) Eine solche Verknüpfung fehlt zwischen dem Diesseits und Jenseits für unsern Normalzustand; die Empfindungsschwelle trennt die beiden Welten, die doch nur eine sind. Und wie die materielle Welt sichtbar, die übersinnliche unsichtbar ist, so sind auch wir als körperliche Wesen sichtbar, als transscendentale Wesen unsichtbar.

Das Grab kann keinen Stachel für uns haben; denn in den Gräbern liegen keine Menschen. Im Tode werden wir es inne, daß wir mehr waren, als wir wußten; mit diesem Mehr ragen wir über unser Selbstbewußtsein und über die irdische Ordnung der Dinge hinaus, in der es allein ein Entstehen und Vergehen giebt. Auch wenn wir die Qualität des künftigen Lebens erwägen, werden wir das Schicksal des Menschen preisen, der nur kurze Zeit auf dem irdischen Leidensweg zu wandeln bestimmt ist und dem sich eine unendliche Perspektive der Höherentwicklung eröffnet. Materialistisch betrachtet, ist der Tod Leidenslosigkeit; mystisch betrachtet, ist er positiver Gewinn, und die aus dem mangelhaften Material der Geistergeschichten gezogenen gegenteiligen Ansichten haben sich als nicht stichhaltig erwiesen, so daß immerhin die Gefahr der Unterschätzung des irdischen Lebens nahe liegt, und es ernster Erwägungen

[1]) Porphyrius: de abstinentia. I. 39. *Νοῦς μὲν γάρ ἐστι πρὸς αὐτῷ, κἂν ἡμεῖς μὴ ὦμεν πρὸς αὐτῷ.*

[2]) Kant: Träume eines Geistersehers.

bedarf, damit wir in dieser vorübergehenden Existenz nicht nur geduldig ausharren, sondern auch Kraft bewahren zur Erfüllung jener Pflichten, in deren Kreis wir uns selber gestellt haben.

Wenn man nicht unterscheidet zwischen dem Subjekt des Menschen und seiner irdischen Erscheinung; wenn man das ganze Wesen in diese Erscheinung versenkt glaubt; wenn man den Wert der Existenz nur nach dem bemißt, was dem in die irdische Ordnung gestellten Teilwesen beschieden ist; wenn man, wie in unserer Generation, kaum daß wir den Kinderkatechismus aus der Hand gelegt haben, offiziell in materialistischen Lehren aufgezogen wird — ein klaffender Widerspruch in der Pädagogik des 19. Jahrhunderts —: so muß allmählich der Glaube, daß der Tod uns ins Nichtsein versetzt, einen Grad von Gewißheit erreichen, der auf unsere Art zu leben bestimmend einwirkt und in einer Welt überwiegender Leiden uns den Tod als etwas Wünschenswertes erscheinen läßt. Dies kann so weit gehen, daß der Lebenswille, der stärkste Trieb in der Menschenbrust, überwogen wird von dem Willen, glücklich zu leben, und, wenn dieser nicht befriedigt wird, das Nichtsein vorgezogen wird. Es ist demnach ganz logisch, daß in unserer Zeit der Selbstmord bereits zur Massenerscheinung geworden und nach statistischen Angaben noch immer in der Zunahme begriffen ist. Man wirft die Flinte ins Korn, wenn man die irdischen Glücksgüter nicht erjagen kann, weil das Streben nach idealen Gütern ohne den Glauben an eine metaphysische Bedeutung des Lebens nicht motiviert erscheint.

Es läßt sich nun aber nicht leugnen, daß das andere Extrem die gleichen Erscheinungen hervorrufen könnte. Wie der Glaube an den Tod im materialistischen Sinne dem Selbstmord in die Hände arbeitet, so könnte das auch die feste Unsterblichkeitsüberzeugung thun, wenn das transscendentale Dasein als ein Gewinn erkannt wird. Der Spiritismus kann so gut zur weltflüchtigen Tendenz werden wie der Materialismus. Ptolemäus Philadelphus ließ die philosophischen Schulen schließen, welche Unsterblichkeit lehrten, aus Furcht, daß seine Staaten entvölkert werden möchten. Die Schüler des Hegesias in Cyrene, der die Unsterblichkeit lehrte, töteten sich selbst, weil ihr Lehrer die Übel des Lebens so beredt schilderte, und weil sie schneller erreichen wollten, was er ihnen in Aussicht gestellt.[1]) Cleombrotus bestieg einen Turm und stürzte sich ins Meer, um die Unsterblichkeit zu erlangen.[2]) Cato erleichterte sich den Selbstmord, indem er vorher Platons Phädon las. Lucanus sagt, die Götter hätten uns absichtlich verborgen, daß der Tod ein Glück sei, damit wir im Leben verharren.[3])

---

[1]) Cicero: Tusc. I, 34. 83. Val. Maximus. VIII, 9, 3.

[2]) Cicero: Tusc. I, 34. 84.

[3]) Lucanus: Pharsalia IV. Victurosque Dei celant, ut vivere durent, felix esse mori. — Diesen Gedanken hat in neuerer Zeit auch Fourier ausgesprochen: „Nous n'avions eu jusqu'à ce jour sur la vie future que des notions si vagues, des peintures si effrayantes, que l'immortalité était plustôt un sujet de terreur, que de consolation. Aussi la croyance était-elle bien faible, et il n'était pas à souhaiter qu'elle devint plus ferme. Dieu ne permet pas, que les globes acqui-

Materialismus und Spiritismus berühren sich also in diesem Punkte. Die Abhaltungsgründe vom Selbstmord finden sich erst in dem Gedanken, daß jener Wille zum Leben, in welchem Schopenhauer unser eigenes Wesen erkennt (den wir also nicht haben, sondern der wir sind), zwar nicht die Weltsubstanz ist — wie Schopenhauer meint —, wohl aber der Wille unseres eigenen transscendentalen Subjekts. Nur darum ist er aus unserem Bewußtsein nicht zu tilgen, auch wenn er darin einen Widerspruch bildet mit unserer pessimistischen Lebensanschauung. Das transscendentale Wesen, welches sich freiwillig inkarniert hat, wenn auch nur mit einem Teile seines Wesens, giebt diesem einen Lebenswillen mit, der durch die Lebensübel nicht aufgezehrt wird, sondern trotz derselben fortbesteht; es faßt den Zweck des Lebens anders auf, als das durch die irdischen Übel ermüdete und von materialistischen Irrtümern mißleitete irdische Bewußtsein. Im Selbstmord liegt also eine Auflehnung des irdischen Bewußtseins gegen das transscendentale Subjekt, welches wir schädigen. Weil der Lebenswille transscendental ist, stimmt er mit dem irdischen Bewußtsein in der Verurteilung des Lebens nicht überein; er begleitet jeden Lebensinhalt, und ist nicht das Resultat optimistischer Lebensbetrachtung, nicht Wirkung überwiegender Lebensfreuden; ihm ist der metaphysische Zweck des Lebens bekannt, er bejaht es nicht etwa nur als blinder Wille trotz der Übel, sondern als hellsichtiger Wille eben wegen der Übel. So besteht der Somnambule auf einer von ihm selbst vorgeschriebenen Operation und erträgt sie, wiewohl er im Wachen sich davor entsetzt.

Die Erwägung aber, daß die Leiden dieses Lebens zu unserem transscendentalen Wohl ausschlagen, kann nur noch verstärkt werden durch die weitere Besinnung, daß wir nur mit einem Teile unseres Wesens dieser harten Naturordnung unterworfen sind, und daß dem Leben nur durch das physiologische Zeitmaß seine scheinbar lange Dauer angetäuscht wird.

èrent pendant l'ordre incohérent des notions certaines sur la destinée future des âmes; si l'on était convaincu, les pauvres des civilisés se suicideraient dès l'instant où ils seraient assurés d'une autre vie, qui ne pourrait être pire que celle-ci l'est pour eux. Dieu a du nous laisser longtemps dans une profonde ignorance au sujet de l'immortalité." — (Fourier: Theorie des quatres mouvements. 133.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Van Helmonts Mystik.*)

Von

Carl Kiesewetter.

Die Seele trägt in sich das Vermögen, sich selbst in das Intelligible hinein zu versetzen, der Sinnenwelt zu entfliehen und sich mit dem, was ewig ist und göttlich, zu verbinden.

Jamblichus, De mysteriis Aegyptiorum, Sect. VIII cap. 7.

Helmont würde vielleicht der größte Adept der Mystik, der Philosophie und der mit den Naturwissenschaften verbundenen Medizin der älteren Zeit gewesen sein, wenn er sich begnügt hätte, nur in einer der genannten Disziplinen die ihm erreichbar höchste Stufe der Vollendung zu erklimmen. Er hielt sich jedoch zum Generalreformator von allen drei Erkenntniszweigen berufen und gelangte so zu keinem harmonischen Abschluß seines Strebens. Sein praktisches Augenmerk war auf die Verbesserung der Arzneikunde mit Hilfe der Chemie gerichtet, wobei er die damals noch fast alleinherrschende aristotelisch-scholastische Philosophie zu zerstören versuchte, um an deren Stelle eine aus der mystischen Vertiefung in das eigene Ich geschöpfte Lehre zu setzen, welche — als aus dem Absoluten entspringend — den wahren Urgrund aller menschlichen Erkenntnis und mithin auch die der Krankheiten in sich enthalte.

Bei diesem der Natur der Sache nach nicht durchführbaren Unternehmen erwählte Helmont die Schriften des Paracelsus zu seinem Leitstern, ohne dabei in eine sklavische Anbetung seines Meisters zu verfallen, dessen Fehler und Irrtümer er, soweit an ihm lag, aufdeckte und verbesserte. Ja, er war es, welcher die genialen Ahnungen des unstäten schweizer „Einsiedlers" auf dem Gebiete der Arzneikunde erst systematisch durcharbeitete und wissenschaftlich begründete. Daher rührte der ungeheure Erfolg, den unser Autor auf die Arzneikunde, den Angelpunkt seines

*) Wir verweisen zu diesem Artikel auf Herrn Kiesewetters Darstellung von „Helmonts Leben und Lehre" im Dezemberhefte 1886 der „Sphinx" (II, 6 S. 389 f.). Diesem Aufsatze gaben wir die Nachbildung eines Porträts von Van Helmont bei. (Der Herausgeber.)

Lebens, gegen welchen selbst seine Mystik zurücktritt, ausübte. Diese epochemachende Thätigkeit zu schildern, kann natürlich nur insoweit unsere Aufgabe sein, als dieselbe in das Gebiet der magnetischen Heilkunde einschlägt, zu welcher sich Helmont verhält wie Kepler zur Astronomie, wenn wir zur Durchführung dieser Parallele Paracelsus mit Kopernikus und Mesmer mit Newton vergleichen.

Bevor wir aber zu einer Darstellung der lebensmagnetischen Lehren van Helmonts schreiten, müssen wir die Anschauungen kennen lernen, welche derselbe von dem wahren, dem transscendentalen Ich des Menschen und seinem Verhältnis zur intelligibeln Welt hatte. Eine solche Darstellung zu geben ist nicht leicht, weil Helmont ebenso wie Paracelsus seine Gedanken darüber nicht systematisch vorträgt, sondern sie nur in wirrer Aufeinanderfolge gelegentlich in seine zahlreichen Schriften mit endlosen Wiederholungen und Weitschweifigkeiten einstreut;[1]) weil er sich nie auf philosophische Deduktionen und Beweise einläßt, sondern seine Lehrsätze so niederschreibt, wie er sie in seiner mystischen Kontemplation erschaute; und weil endlich noch nie ein Versuch gemacht wurde, die Schriften des von den neueren Philosophen und Medizinern stiefmütterlich behandelten flämischen Adepten auf ihren Gehalt an Transscendentalpsychologie zu untersuchen. Ich muß deshalb die Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen, wenn meine Arbeit über Helmonts Mystik keine vollendete Gestalt erhalten hat, sondern nur ein Torso geworden ist.

Bei der Betrachtung der Anthropologie Helmonts fällt uns sofort auf, daß er sich nicht mit der landläufigen Dreiteilung des Menschen in Körper, Seele und Geist begnügt, sondern eine sich an Paracelsus anlehnende Siebenteilung vornimmt. — Als das nächst dem irdischen Körper materiellste Grundteil betrachtet Helmont den Archäus,[2]) „den Schmied der Zeugung und Wecker des Lebens,“ welchen er als eine lebende Luft auffaßt, die je nach der Stellung der einzelnen Geschöpfe in der Stufenfolge der Entwickelung feiner oder gröber ist. Der menschliche Archäus hat nicht nur Empfindung, sondern ist auch das Werkzeug der Empfindung, weshalb „er die Archäen seiner Freunde kennt und empfängt und die seiner Feinde flieht oder haßt“. Die ihm befreundeten Archäen sucht er sich zu assimilieren und sich durch sie zu verstärken, „worin die ganze Haushaltung der Verwandlung und Nahrung aller Dinge besteht.“ Der Archäus ist das organisierende Prinzip im Menschen; er empfängt das Bild des Kindes von den Eltern und führt es plastisch aus, und so geschieht es denn, daß er sich gleich nach der Zeugung mit einer körperlichen Wesenheit bekleidet: „Denn in den Arten der Tiere und der Menschen durchwandelt er alle Winkel der Matrix und die Poren des Samens, aus dem er einen menschlichen Leib zu machen beginnt, indem er den Stoff, worin er sich befindet, nach dem Inhalt und der formenden Wirkung des empfangenen Bildes[3]) modelt.

[1]) Aus dem gleichen Grunde lassen sich in den meisten Fällen nur summarische Übersichten über Helmonts Anschauungen, mit wenigen wörtlichen Citaten untermischt, geben.

[2]) Hauptinhalt des Aufsatzes: Archaeus faber.

[3]) Über die Helmontsche Lehre von den Bildern weiter unten.

Hier macht und setzt er das Herz hin, dort zeichnet er das Gehirn ab u. s. w., weil er eben die allgemeine Herrschaft (universalis monarchia) besitzt. In jedes Glied setzt er einen Verwalter, der daselbst wohnen und haushalten muß, wie es die Körperteile und ihr Zweck erfordern. Dieser Verwalter ist gleichzeitig Pfleger und erfüllt sein innerliches Amt bis zum Tode des Menschen. Der allgemeine Archäus aber schwebt indessen hin und her und ist keinem Gliede besonders gewidmet, sondern hat die Oberaufsicht über die Regenten oder Steuerleute der Glieder; er ist voller Licht und feiert niemals. Er gleicht einem Schatten oder Schemen des Menschen, welcher die Wissenschaft aller seinem Regiment zugehörigen Dinge besitzt."

Von großem Interesse ist die Schilderung eines „Gesichtes",[1]) welches Helmont von der Empfängnis des Menschen und der ersten Entwickelung des Embryo hatte, weil darin sowohl die Thätigkeit des organisierenden Prinzips dargelegt als auch die damals noch unbekannte, von ihm hellsehend wahrgenommene Embryonalbildung in großen Zügen vollkommen richtig geschildert ist.[2]) Die Empfängnis geschieht durch einen magnetischen (anziehenden) Akt des Begehrens; der Keim bleibt einige Tage eine trübe Flüssigkeit, über welcher der Lebensgeist wie ein wolkiger Dampf schwebt.[3]) In der zweiten Woche tritt die astrale Schattengestalt des Menschen trüb zu Tage und wird nach und nach heller leuchtend, dann senkt sich „die in Menschengestalt erschienene Luft in das Eiweiß, welches die rohe Form des Menschen erkennen läßt. Die Embryonalhüllen und die Placenta bilden sich, und das Embryo hat angefangen, das erstemal den Nahrungssaft mit sich zu vermählen. (Allantoisbildung.) Der eingepflanzte Geist macht einen Entwurf der Glieder und vervollkommnet stufenweise ohne Mühe und Arbeit die Geburt." — Der Unterschied der Glieder wird deutlicher, das Embryo wächst und nährt sich aus dem Blute seiner Mutter. Dabei verschwindet das archäalische Lebenslicht fast ganz, bis es in der siebenten Woche wieder hell leuchtet und das Embryo in menschlicher Gestalt zur Kugel geballt zeigt, „und es war dieselbe gar ungestalt wegen der gar übel gebildeten Größe des Kopfes". — Von jetzt ab wird das Embryo von der tierischen Seele mit einem dunkelblauen Lichte erleuchtet.

Der weitere Verlauf des Gesichtes bietet nichts mehr von Interesse, weil das noch fernerhin Geschaute allenfalls auch aus Helmonts anatomischen Kenntnissen erklärlich wäre. Er äußert jedoch zum Schluß seines Aufsatzes noch folgende bemerkenswerte Worte: „Obgleich diese Vision kaum eine halbe Viertelstunde währte, so zeigte sie mir doch wie in einem Spiegel der Dinge die periodische Entwickelung der Frucht mit allen Umständen; der Säfteumlauf, die Bewegung, das Ansehen, die Veränderungen der Frucht, und die darüber herrschenden Irrtümer standen wie in Eins zusammengefaßt vor mir."

Anderswo[4]) sagt Helmont: „Der Lebensgeist hat sein eigenes Blas,[5]) so-

---

[1]) Dasselbe wurde durch Genuß von Eisenhut veranlaßt. Ich habe dies Erlebnis van Helmonts bereits früher geschildert; vergl. „Sphinx" 1886, I 2, S. 158 f.

[2]) Fluxus ad generationem. — [3]) Wohl eine Konzession an Genesis I, 2.

[4]) De morbis archaealibus § 4.

[5]) Über Helmonts Blas sagt dessen Sohn in der Explicatio aliquot verborum artis: „Blas, etymi defectu voco vim motus, tam alterativi, quam localis". — Blas liberum ist identisch mit Fernwirkung der psychischen Kraft.

wohl um Bewegungen als Veränderungen hervorzubringen; er bewegt, formt, ändert, vergrößert u. s. w. von der Empfängnis an jedes Ding, jedes Tier, jede Pflanze, nach seiner Bestimmung und ist das „Impetum faciens“; er bewegt sich nach einem gewissen Bild, welches ihm entweder der Erzeuger gegeben hat, oder das er von außen her aufnahm.“ — Das von den Eltern übertragene Bild macht die Kinder denselben ähnlich, während ein von der Mutter von außen her aufgenommenes fremdes Bild die Ursache der Muttermale oder des sog. „Versehens“ ist; wir werden darauf zurückkommen.

Helmont nimmt an, daß nach dem leiblichen Tode des Menschen dessen Grundteile sich von einander scheiden und jeder Teil in der ihm zugehörigen und für ihn geeigneten Welt zeitweise oder ewig fortlebt.[1])

Gleich an diese Ausführung seiner Ansicht knüpft Helmont seine beiden einzigen Erwähnungen des Astralkörpers an, indem er sagt: „Und was Wunder? Irren doch auch nach dem Tode tierischer Menschen ihre Astralkörper[2]) noch um die vergrabenen Schätze umher und zeigen sich daselbst; sie sind es, mit denen sich die gesamte Nekromantie des Altertums beschäftigte.“[3]) — Etwas weiterhin in dem gleichen Aufsatz[4]) sagt unser Autor, daß Zorn, Rachsucht und Verzweiflung durch magische Kraft dem siderischen Geist (Astralkörper) gewaltsam Getöteter die stärksten bleibenden Bilder einprägen, so daß sie — im Äther umherirrend — die größte Begierde und Kraft besitzen, auf geistigem und somatischem Gebiet Schaden zu thun. Durch sie verursachte Krankheiten — z. B. die astrale Pest der Paracelsisten — sind durch körperliche Mittel nicht zu heilen. — Wir werden den Schlüssel zu dieser parador erscheinenden Äußerung Helmonts in dessen Ideenlehre finden.

Es scheint Helmont unklar vorgeschwebt zu haben, daß das Phänomen des Doppelgängers mit dem Astralkörper zusammenhängt, wenigstens macht er es vom Verlangen des innern Menschen abhängig und führt bei der weitern Ausführung seiner Gedanken über den Spruch: „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz,“ das Beispiel des heiligen Ambrosius an,[5]) dessen Doppelgänger den Exsequien des heil. Martin beiwohnte. Auch beruft er sich[6]) auf den von Delrio erwähnten Fall, in welchem ein Jesuitenzögling infolge seines Heimwehes in Ekstase fiel, geistig nach seiner Heimat versetzt wurde und, in tagwachen Zustand zurückgekehrt, die volle Erinnerung an alles in seiner Ekstase Geschaute behalten hatte. Helmont sagt, daß derartige Vorkommnisse zu den alltäglichen zählten.

Schon vorher deutete Helmont an, daß er nicht allein den Archäus, sondern namentlich die mit diesem verbündete tierische oder sinnliche Seele als organisierendes Prinzip betrachtet. Diesen Gedanken führt er an anderer Stelle weiter aus, indem er sich noch gegen die Annahme

---

[1]) De magnetica vulnerum curatione § 81.

[2]) Es steht zwar im Original Spiritus astrales, allein dieser Ausdruck sowohl als Spiritus sidereus, Homo sidereus, Corpus sidereus u. s. w. wird stets synonym mit dem modernen Ausdruck „Astralkörper“ gebraucht.

[3]) § 83. — [4]) §§ 114—118. — [5]) § 85. — [6]) § 75.

wendet, daß die Zeugung nur ein Akt des Körpers sei, und sagt[1]): „Der menschliche Körper als solcher kann keine Form geben; er muß einen Bildhauer in sich haben, der in die Materie des Samens eingeschlossen und von irgendwoher in dieselbe herabgekommen ist. Derselbe besitzt, insofern er materiell ist, keine größere Bildungskraft als der Körper selbst, weshalb notwendigerweise in der Materie etwas vorher gehen muß, was, durchaus unmateriell aber real, der wirkende Anfang ist und durch einen siegelhaften Eindruck (impressionem sigillarem) die Gestalt giebt. Die Seele des Zeugenden durchdringt in einer gewissen Aura den Samen und drückt ihm ihr Siegel oder ihre Figur ein, welche die Ursache der Fruchtbarkeit des Samens ist. Hätte anders die Seele keine Figur und entstände die Figur des Körpers aus diesem selbst, so würde ein an irgendwelchem Glied Verstümmelter nur Kinder zeugen können, die an demselben Glied verstümmelt sind, weil alsdann der Zeugende nicht vollkommen wäre und mindestens an dem jenem Gliede innewohnenden Geiste Mangel litte. Wenn nun die Figur dem Samen einverleibt wird, so muß dieser sein Bild von einem lebendigen, außer und vor ihm bestehenden Ursprung erhalten, nämlich von der Seele, welche dem Samen keine fremde, falsche und weithergeholte Figur einprägt, sondern ihr eigenes Blid in ihm abmalt."

Die sinnliche Seele ist die Trägerin des Geschlechts- und Rassentypus. Helmont sagt darüber[2]): „Die sinnliche Seele ist bei den Tieren der Ursprung des Geschlechtes oder der Art und kann für sich selbst bestehen. Im Menschen aber giebt sie nicht die menschliche Art, sondern ist nur eine andere Gattung von Licht und eine Staffel, die unter dem Gemüt[3]) (mens) steht und diesem den Weg bahnt, weshalb sie auch ohne das Gemüt kaum bestehen kann."

Mit der sinnlichen Seele, der Wurzel des animalischen Lebens, ist die unsterbliche Seele, das Gemüt, zu einer Art Licht innig verbunden, das seinen Sitz in der Herzgrube hat.[4]) — Helmont vergleicht das Eingeschlossensein der Anima sensitiva in der Herzgrube nicht mit dem der Körper; sie ist nach ihm wohl an diesem Ort, aber doch nicht räumlich, sondern sowie das Licht in der Luft.[5])

Nach Helmont geschieht das Urteilen des Verstandes durch das Gehirn unter dem Zuströmen eines geistigen Strahls aus der Herzgrube; im Gehirn kommt alles zur Erkenntnis, was die Vergangenheit und Gegenwart anlangt; alles Zukünftige oder rein Abstrakte wird in der Herzgrube erkannt, wobei das zeitlich Ferne gegenwärtig erscheint; deswegen reden auch Wahnsinnige von der Zukunft wie von der Gegenwart.[6]) — Das Hellsehen erklärt Helmont als ein unmittelbares Schauen der Seele.[7])

Die sinnliche Seele ist der Sitz der Imagination und der Leidenschaften; sie erzeugt bei ihrem imaginierenden Verlangen ein Bild des in sich gefaßten Gegenstandes, welches vorher in ihr verborgen lag wie der Funke im Kiesel. Durch die Erweckung der Phantasie wird ein reales

[1]) Imago mentis § 17.

[2]) Fluxus ad generationem. In ähnlichem Sinne Imago mentis § 17.

[3]) Knorr von Rosenroth übersetzt mens, womit Helmont die höheren Teile des Menschen bezeichnet, stets mit „Gemüt". Ich behalte diesen Ausdruck bei.

[4]) Sedes Animae § 1 und 17.

[5]) § 18. Hierbei ist zu bemerken, daß Helmont das Licht als ein geistiges Wesen, nicht als eine Ätherschwingung betrachtet.

[6]) Demens idea § 12. — [7]) Imago mentis § 24.

Bild, eine wesenhafte Determination geschaffen, welche nicht nur eine bloße Qualität, sondern etwas Substantielles ist, ein Mittelding zwischen Körper und Geist, ein psychisches Wesen. Dasselbe ist nicht so geistig, daß es aller körperlichen Eigenschaften entbehrt, noch auch so körperlich, daß es von den Dimensionen eingeschlossen werden könnte. Wenn diese ideale Wesenheit (Entitas idealis)[1]) aus der unsichtbaren und intellektuellen Welt des Mikrokosmus heraustritt, so zieht sie einen Körper an und wird von den Schranken des Ortes und der Zahlen umschlossen. Sie ist das Objekt der Vernunft (Intellectus) und an sich eine nackte lautere Wesenheit, kein Accidens, worin alle praktischen Theologen, d. h. die Mystiker, übereinstimmen. Diese Entitas wird körperlich durch den Willen dem Lebensgeist eingeprägt oder in die Ferne gesendet, wo sie im fremden Lebensgeist ihre samenhafte Natur entfaltet und sich ausbreitet.[2])

Die Bilder[3]) sind die Ursachen der Krankheiten: „Ich habe gefunden, daß zwar materiell aus nichts nichts werde und entstehe, daß aber die meisten Dinge und Krankheiten thatsächlich, wirkend und formal von einem empfangenen Bild (concepta Idea) entstehen, welches sich hernach mit einem materiellen Körper überkleidet. Durch die Imagination entstehen solche Bilder, welche als formale Anfänge der Samen wirken und sich sofort mit dem Rocke des Lebensgeistes bekleiden, in dem sie auf die Schaubühne treten. Dieses Impetum faciens, welches die Schulen nur dem Namen nach kennen, ist von den Ärzten nicht beachtet worden, dagegen wissen Schuster und Schneider, daß Fieber und andere Krankheiten häufig durch Gemütsbewegungen verursacht werden; daß aber der Archäus seine Regungen oder Leidenschaften hat und die durch sie erweckten Bilder in sich aufnimmt als deren Kinder, das ist etwas Ungewöhnliches und in den Schulen Unerhörtes."[4]) — „Die Krankheiten sind Gedankenbilder, welche dem Lebensgeist eingeprägt sind."[5]) Dieser Gedanke beherrscht das ganze medizinische System Helmonts, welcher in seinem Aufsatz De virtute magna in verbis, herbis et lapidibus den Grundsatz aufstellt, daß der durch krankhafte Bilder alterierte Lebensgeist gesund gemacht werde durch Erweckung entgegengesetzter Bilder, worauf die ganze magnetische Heilkunde beruhe.[6])

Sich bezaubert Glaubende, religiöse Grübler und Schwärmer können durch ihre selbstgeschaffenen Bilder alle geistige Freiheit verlieren und an Seele und Leib zu Grunde gehen.[7]) Verfallen die Menschen in Aberglauben und machen sie ihre Seele zur Aufnahme teuflischer Eitelkeiten geneigt, so kommen sie sozusagen von Verstand und formieren die schäd-

---

[1]) In der Regel braucht Helmont für Entitas idealis das hier synonyme Wort Idea.

[2]) De magnetica vulnerum curatione § 133—140.

[3]) So übersetzt Knorr von Rosenroth Idea oder Entitas idealis.

[4]) De Febribus, Kap. XVI. §§ 9—12.

[5]) De orig. morbos id. § 8. Vergl. auch De ideis morbosis, § 19.

[6]) Hierzu wollen wir unsere Leser auf die Thatsache hinweisen, daß seit einigen Jahren in Nord-Amerika die sog. „geistigen Heilungen", bei welchen die Menschen angeblich nur durch Einwirkung der Gedankenwelt, Einbildungskraft, Gemüt u. s. w. geheilt werden, beständig auf der Tagesordnung sind und allgemeines Aufsehen erregen. Wir werden demnächst einen Aufsatz über diese Bewegung von Gerard Finch bringen. (Der Herausgeber.)

[7]) De conceptis § 9.

lichsten, giftigsten Bilder, welche sogar die Pest verursachen können, namentlich dann, wenn ihr hartnäckiger Aberglaube mit einem starken Verlangen von Haß oder einer andern sündlichen Leidenschaft verbunden ist.[1])

Über der sinnlichen Seele steht der Verstand (Ratio). Die höchste geistige Wesenheit des Menschen zerlegt Helmont in mitunter nicht ganz klarer Weise in die Vernunft (Intellectus) und das Gemüt (Mens) oder Ebenbild Gottes (Imago Dei), das seinerseits aus dem Willen und der Liebe besteht. Die Vernunft ist ein formales Licht und das selbständige Wesen der Seele, welches in der Kontemplation alles in seiner Einheit erkennt, unterscheidet, beurteilt und in sich faßt. Der Wille ist nicht das niedere Begehrungsvermögen, sondern eine zwar selbständige, aber mit der göttlichen Vernunft unzertrennbar vereinigte göttliche Substanz, eine göttliche Wirkung, kraft deren die Seele gleichförmig gut ist. — Die Liebe ist das selbständige Sehnen der Seele nach ihrem Urquell, welches die Vernunft und den Willen in sich auflöst und sich selbst mit Gott vereinigt.[2])

Nach Helmont bedarf unsere geistige Wesenheit zur wahren Erkenntnis nicht des Verstandes,[3]) was schon daraus erhellt, daß dieser gerade bei der Erklärung der einfachsten, einleuchtendsten Dinge versagt; er kann nicht Rechenschaft darüber geben, warum z. B. das Licht leuchtet oder das Wasser naß ist; er bewegt sich hier, bei der Erklärung durch die unmittelbare Anschauung gewonnener Erkenntnisse, im Finstern umher. Der Verstand gebiert nur eine dunkle Wissenschaft oder Meinung. Die Erkenntnis der Wahrheit der Dinge und Ursachen rührt von dem intellektuellen Lichte her, welches durch logische Zergliederung nur verkleinert und erstickt wird. Der Verstand behilft sich nur mit dem erborgten Glanz des intellektuellen Lichtes und begräbt die erkennende Vernunft, welche über den tierischen Verstand hoch erhaben ist. Dieser (ratio) ist weder die Ursache, ein Teil oder das Wesen eines verursachten Dinges, noch reicht er bis in dessen eigenstes Wesen. Er zeigt die Dinge nur in der Larve ihrer reflektierenden Thätigkeit, an sich sind sie anders; deshalb gehört ihm auch keine Stelle im Innern des Gemüts. Er hat in demselben als dem Bilde Gottes keinen Platz, weil die vom Leibe geschiedene Seele, deren natürliche anerschaffene Erkenntnis viel edler ist als jeder philosophische Beweis (demonstratio) und keine Schlußfolgerung mehr nötig hat. Ja, selbst wenn die Seele noch im Leibe wohnt und etwas geistig erkennt (intellectualiter intelligit), so entäußert sie sich der Verstandesthätigkeit gänzlich, weil diese stets einen materiellen Beigeschmack hat. Die Verstandesthätigkeit gehört nur dem untern Teil der Seele an, soweit dieselbe in den Fesseln des Körpers liegt; sie ist nichts als ein gewisses Verhältnis, in welchem die durch Spekulation erhaltenen Urteile des äußern Menschen zu den ihm innewohnenden Bildern der Dinge treten. Die Vernunft dagegen, welche die Dinge an sich erkennt, hat ihre Wohnung nicht im äußersinnlichen Menschen.

---

[1]) Ebendaselbst § 8. — [2]) Imago Dei §§ 31–45.

[3]) Die folgenden Ausführungen sind der Kern seines Venatio scientiarum betitelten Aufsatzes § 20—51.

Helmont bemerkte, daß seine Vernunft mehr Vorteil hatte von den Figuren, Bildern und Gesichten der Phantasie und des Traumes als von der folgernden Verstandesthätigkeit, sah aber auch gleichzeitig, daß ein jedes symbolische Bild eine gewisse Unvollkommenheit in sich faßt, weil das Bild doch nicht das Ding selbst, sondern nur dessen Gleichnis ist und wie jedes Gleichnis hinkt. Er mühte sich vergebens ab, durch Kontemplation die Dinge zu erforschen und schlug deshalb einen andern Weg ein, machte sich von einem ihm noch nicht völlig bekannten Dinge geistig ein gewisses Bild und stellte sich dasselbe möglichst scharf vor, als wäre dessen Wesen gegenwärtig. Er betrachtete es in seiner Phantasie anhaltend und redete gleichsam mit ihm, bis seine äußere Sinnesthätigkeit aufhörte und in ihm ein Gesicht erweckt wurde, durch welches er das gewünschte Ding erkannte.

„Es ist in Wahrheit zu verwundern, welch' großes Licht mir derartige Gesichte gaben, namentlich wenn ich längere Zeit vorher nichts gegessen hatte, und ich kann nicht leugnen, daß ich durch dieses Mittel anzuklopfen mehrmals — besonders wenn ich das Mittel des Suchens vorhergehen ließ und die Flügel des Bittens angeheftet hatte — die rechten Wesenheiten des verlangten Dinges erkannt habe, wenn auch öfter mit dem Mantel eines Rätsels bedeckt und dadurch etwas verwirrt." — „Ich merkte, daß dabei eine Versetzung oder Verwandlung der Vernunft in das zu verstehende Ding auf leichte Weise so vor sich gehe, daß die eigene Vernunft in diesem Augenblick das zu verstehende Ding selbst werde. Da aber die Vernunft durch solches Verfahren vollkommen gemacht wird, und nichts vollkommen werden kann, das nicht mit dem Vollkommenen ein gleichartiges Symbol in seiner Natur hat, so schloß ich daraus, daß die Vernunft und die von ihr vernommenen Dinge, soweit sie vernommen werden, einerlei Natur sind und werden sollen. Das aber darf nicht in Arbeit und Unruhe geschehen, sondern mit Muße im eigenen Lichte der Vernunft ohne alle andere erschaffene Hülfe."[1]) Proteus ist ihm das Symbol der sich in alles verwandelnden Vernunft.

Diese Verwandlung in das Wesen der Dinge selbst hängt nicht allein von der Macht des menschlichen Willens ab. Es gehört mehr dazu als meinen, streben, wünschen, wollen u. s. w. und zwar nicht nur weil der Mensch von Jugend auf gewohnt ist der Einbildung zu folgen, sondern weil der Wille selbst samt dem Gedächtnis bei dieser Handlung in die Vernunft aufgehen muß. Sobald man von seiner Seele oder einem andern Ding als einem Dritten, Abgesonderten, Gedanken hegt, so gehört dieses Denken schon nicht mehr der reinen lautern Vernunft an. Hat aber die Seele Gedanken über sich selbst und Anderes, indem sie sich mit demselben gleichsam identifiziert ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und andere Umstände, so gehört ihr Denken der reinen Vernunft an.[2])

Helmont sagt, daß sowohl die Rabbinen als die christlichen Mystiker diesen Zustand der Seele für sehr gefährlich hielten wegen des naheliegenden geistigen Hochmutes. Alle „Kunsterfahrenen"[3]) kämen ferner

---

[1]) Ven. scient. § 41 und 45.

[2]) Vergl. hierzu auch I Joh. 3, 2 und II Kor. 3, 18.

[3]) So übersetzt Knorr von Rosenroth das im Original stehende Wort Adepti, welches meines Wissens hier zuerst in anderem als rein alchymistischem Sinne gebraucht wird.

dahin überein, daß derselbe bei einer längeren Dauer den Tod nach sich ziehen würde, welcher durch eine von den Rabbinen Binsica[1]) genannten Vorgang, d. h. einer Atrophie des Organes der Phantasie verursacht werde. Helmont selbst meint jedoch, daß dieser Zustand nicht schädlich sei, weil in ihm erstens alle Thätigkeit der Phantasie ruhe und mithin deren Organ nicht abgenutzt werden könne, und weil er zweitens von der göttlichen Gnade abhängig sei, welche das himmlische Licht nicht zum Schaden der Menschen über deren Seelen fallen lassen werde. Ja er hält ihn sogar für das wahre Leben erhöhend und stärkend, weil er erfahren hatte, daß man beim Genusse dieses Lichtes sich drei Tage lang aller Nahrung völlig enthalten könne. Das göttliche Licht befreit den Geist von der Dienstbarkeit des Leibes.

Erkennt die Seele sich selbst recht, so erkennt sie alle Dinge, denn alle Dinge sind der Vernunft nach in der Seele als in dem Ebenbilde Gottes enthalten. Daher ist auch das Erkennen unserer selbst das Schwerste und Letzte, aber auch das Beste und Nützlichste, denn wer einmal die Göttlichkeit der Seele erkannt hat, der wird sich von allem Vergänglichen abwenden.

So sehr aber Helmont die mystische Übung an sich empfiehlt, so sehr warnt er vor mystischen Konventikeln, in welchen kontemplative Übungen in einer größern aus Personen verschiedenen Geschlechtes bestehenden Gesellschaft vorgenommen werden, und verweist auf die heilige Hildegard, welche dieselben bereits als Brutstätten „heimlicher Wollust" ansah. „Die wahre Kontemplation muß im einsamen Zimmer bei verschlossener Thüre angestellt werden.[2])

Es bleibt nun noch übrig, einiges über das Gemüt oder Imago Dei zu sagen, welches Helmont im Jahre 1633 während einer Ekstase in menschlicher Gestalt sah: „Es war ein Licht, dessen Wesen ganz einförmig war und selbst sehen konnte, eine geistige Substanz wie ein selbstleuchtender Kristall. Es war in einen Nebel wie in eine Wolke eingehüllt (offenbar ist darunter die sinnliche Seele verstanden), und ich konnte wegen des überschwenglichen Glanzes des kristallinischen Teils nicht erkennen, ob der wolkige Teil einen eigenen Glanz besitze; jedoch sah ich, daß nur dieser Teil Geschlechtsmerkmale hatte."[3]) — Dem Gemüte gehört auch die fernwirkende Kraft an, denn Helmont sagt:[4]) „Die fernwirkende magische Kraft haben wir in dem Teil von uns zu suchen, welcher das Ebenbild der Gottheit ist."

Im Gemüt ist nicht nur das Ebenbild Gottes sondern auch das „Reich Gottes" in diesem Leben auf eine Weise vorhanden, die weder begriffen noch ausgedrückt werden kann. In der Hülle (siliqua) des Gemüts und weiter der sinnlichen vitalen Form leuchtet das Ebenbild durch die Kräfte hervor, je nach der Art, wie es aufgenommen werden kann,

[1]) Das korrumpierte Wort Binsica kommt vom Hebräischen בנשיקה „mit einem Kuß" her in Anknüpfung an die Tradition, daß Gott die Seele Mosis mit einem Kuß zu sich genommen habe — in der Ausdrucksweise der Kabalah die Bezeichnung für die allerleichteste und sanfteste Art zu sterben.

[2]) Mentis complementum § 26. [3]) Imago mentis § 13.

[4]) De magnetica vulnerum curatione § 89.

insofern es durch die tierische Natur überschattet und vergänglich gemacht und durch die Unreinheit verdorben wurde.[1]) — Das vom Leib getrennte Gemüt eines reinen Menschen bedarf des Gedächtnisses nicht mehr, sondern steht im Genuß und im Anschauen der nackten Wahrheit versunken. Mit dem Leben schwindet auch der Wille, welcher sich mit dem göttlichen identifiziert. Die Seligen können nach dem Sprichwort nichts anderes wollen, als was Gott will, wodurch die Willensfreiheit und mithin der Wille selbst aufgehoben ist und in einer höheren Einheit aufgeht. Auch der Wunsch hat ein Ende, weil sich das Gemüt alsdann in voller Sättigung und im vollen Besitz alles Wünschenswerten befindet.[2])

Ein abgeschiedenes Gemüt aber, welches sich vom unerschaffenen Licht abgesondert hat, hat das natürliche Licht des Ebenbildes verloren und ist in die äußerste Finsternis gekommen. Deswegen versteht, will und liebt es nur infolge eines blinden auf sich selbst zurückgehenden Triebes. Es weiß, daß es unsterblich ist, empfindet seine Verdammnis und beklagt sich, es sei ihm Unrecht geschehen, denn seine Liebe geht nur dahin, Entschuldigung für seine Sünden zu finden. Da aber die Strafe dafür notwendig ist, fängt es an zu wüten und das Göttliche und Reine zu hassen, wodurch es immer mehr von ihm abgeschnitten wird. Wie nun die Vernunft sich in das Bild ihrer Vorstellung verwandelt, so wird das böse Gemüt zum Kakodämon.[3])

Durch die innige Begierde dagegen, durch die Liebessehnsucht, den Grund des Gemütes zu erforschen, wird der geistige Mensch mehr und mehr gereinigt und das Ebenbild Gottes in ihm hergestellt. Wer einmal die Kraft dieses Wünschens und Sehnens in sich empfand, der hat damit in sich selbst einen bleibenden Antrieb gewonnen, wieder zum Erkenntnisquell zu eilen; und je kundiger er durch öfteres Betreten dieses Weges wird, um so leichter wird ihm auch der Zugang zu dem Ewigen.[4])

[1]) Imago mentis § 49. [2]) Ib. § 24—27. [3]) Ib. § 50.
[4]) Mentis complementum §§ 24, 27.



Objektivität sogenannter Materialisationen.

Alexander Akſákof wider Eduard von Hartmann.

Von

Hübbe-Schleiden.

Weißt du, was du sahst.
Richard Wagner („Parcifal").

In den Kreisen aller derjenigen, welchen eine vorurteilslose Erforschung und stichhaltige Erklärung der mediumistischen Vorgänge am Herzen liegt, hat seit Jahren kaum irgend ein Ereignis so eingreifend gewirkt, wie Dr. Eduard von Hartmanns Schrift: „Der Spiritismus".[1]) Aus dem vorliegenden Thatsachenmaterial, soweit es von wissenschaftlich anerkannten Autoritäten und anderen glaubwürdigen Zeugen berichtet wird, erklärte der „Philosoph des Unbewußten" die Überzeugung gewonnen zu haben, daß, wenn auch vielfach Trug und Täuschung bei den in Rede stehenden Vorgängen eine Rolle spiele, dadurch diese doch nicht alle erklärt werden könnten, daß denselben vielmehr ein wahrer Kern phänomenaler Thatsächlichkeit zu Grunde liegen müsse. Diesen auf Grundlage der heutigen Psychologie wissenschaftlich zu erklären, versuchte nun Dr. von Hartmann und kam dabei zu dem Ergebnisse: 1. daß die sich in den mediumistischen Vorgängen geltend machenden übersinnlichen Kräfte auf die „Nervenkraft des Mediums" und 2. daß die vermeintlich objektiven Wahrnehmungen der Anwesenden auf eine Halluzinierung derselben durch eben diese Nervenkraft des Mediums zurückzuführen seien.

Sehr richtig ist die Unterscheidung dieser zwei Gesichtspunkte als durchaus von einander unabhängiger Fragen. Es könnte nämlich die in den Vorgängen wirkende Kraft doch in dem Medium allein liegen, auch wenn die physikalischen Erscheinungen als objektive vom Körper des Mediums völlig getrennte Vorgänge nachgewiesen würden; und es könnte andererseits dieser Nachweis gänzlich mißglücken, so daß alle vermeintliche Objektivität der Vorgänge als Halluzination angenommen werden müßte, und doch könnte die Kraft, welche diese Halluzinationen bewirkt, in einer von dem Medium und allen Anwesenden unabhängigen, selbständigen

[1]) Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig und Berlin 1885.

Intelligenz zu suchen sein. Ich muß Dr. von Hartmann hierin vollkommen zustimmen; es scheint mir zur Ergründung und Erklärung der Thatsachen, um die es sich handelt, unbedingt erforderlich jene beiden Fragen als unabhängig von einander anzuerkennen und mithin getrennt zu behandeln.

Die erste Frage nun: Sind die wirkenden Kräfte sogenannte „Geister" oder nur die Nervenkraft des Mediums, unterstützt etwa durch die Nervenkräfte sonstiger anwesender Personen? habe ich mit Dr. von Hartmann im Julihefte soweit verhandelt, daß wir damit wohl wenigstens die Erfordernisse festgestellt haben, deren Nachweis notwendig sein wird, wenn man gezwungen sein sollte, in den mediumistischen Vorgängen mehr als Suggestionen und Nervenkräfte lebender Personen anzuerkennen.[1]) Die zweite Frage aber, welche sich dahin zuspitzt, ob die sogenannten „Materialisationen" objektive Erscheinungen oder Halluzinationen sind, versuchte schon Professor Carl Sellin im vorigen Jahre[2]) gegen Dr. von Hartmanns Halluzinationshypothese im Sinne der Objektivitätsanschauung zu begründen. Derjenige indessen, welcher sich gerade dieses Gegenstandes mit besonderem Nachdruck angenommen hat, ist der kaiserlich russische Staatsrat Alexander Akſákof, der Herausgeber der „Psychischen Studien". In dieser seiner Monatsschrift bringt derselbe schon durch zwei Jahrgänge hindurch fortgesetzt, einen sehr ausführlichen Aufsatz, dessen Wert kein sachverständiger Interessent dieser Frage unterschätzen wird und hinsichtlich dessen es nur zu bedauern ist, daß derselbe in so kleinen Stücken seiner Monatshefte und nicht lieber zusammen als eine umfassende selbständige Streitschrift erscheint; denn das ist dieser Aufsatz thatsächlich, und er würde auf diese Weise besser zur Geltung kommen.

Den Anfang dieses Aufsatzes habe ich bereits im Aprilhefte 1886[3]) übersichtlich erwähnt und daselbst eine weitere Besprechung des von Herrn Akſákof vorgebrachten Beweismaterials versprochen, sobald derselbe seine Darstellung beendet haben würde. Ich dachte damals nicht, daß die Veröffentlichung derselben sich so sehr in die Länge ziehen würde. Sie ist auch jetzt nach 16 Monaten noch nicht beendet;[4]) indessen scheint mir die Wichtigkeit des Gegenstandes und das weittragende Interesse, welches derselbe bei unsern Lesern finden dürfte, zu fordern, daß wir schon jetzt auf dieselben eingehen.

In diesem Aufsatze also sieht Staatsrat Akſákof ganz von der Frage, ob in den echten mediumistischen Vorgängen der Geist des Mediums oder

---

[1]) Falls dies „Mehr", also eine Einwirkung dritter selbständiger, intelligenter Wesen, nachgewiesen werden sollte, würde es sich dann weiter darum handeln, ob und wann anzunehmen sein wird, daß diese „Geister" wirklich das seien, wofür sie sich ausgeben. Es würde also weiter zu untersuchen sein, wer oder was diese sich mediumistisch geltend machenden Wesen in dem einen und in dem anderen Falle sind. Einen Beitrag zu dieser Frage wird im nächsten Hefte Herr Haussen in einem Aufsatz über „Die Elementarwesen" bringen.

[2]) Vergl. das Maiheft der „Sphinx" 1886, I 5, S. 289.

[3]) Vergl. die „Sphinx" I 4, S. 278 f.

[4]) Wie mir Herr Akſákof schreibt, wird sich diese seine Arbeit wohl bis in den nächsten Jahrgang hinein fortsetzen.

etwa andere nicht in menschlichen Körpern lebende Wesen wirksam seien, ab und beschränkt sich lediglich auf den Nachweis, daß die physikalischen Vorgänge des Mediumismus keine Halluzinationen, sondern objektive Erscheinungen seien. Er läßt sich daher auch nicht näher auf die weitere von Dr. von Hartmann geforderte Unterscheidung ein, ob und wann die Halluzinationen etwa Illusionen oder Halluzinationen im engeren Sinne seien; er plädiert vielmehr unmittelbar für die Annahme aller jener physikalischen Vorgänge als Sinneswahrnehmungen mit der Behauptung derjenigen Merkmale derselben, welche Dr. Eduard von Hartmann für deren Nachweis als solcher als erforderlich bezeichnet hatte. Dabei tadelt er[1]) — wie mir scheint mit Recht — eine logische Inkonsequenz in den Erklärungen und weiteren Ausführungen desselben.

Dr. von Hartmann giebt nämlich für verschiedene Arten von physikalischen Leistungen der „Medien", so für die „direkte Schrift",[2]) die Abdrücke von Gliedmaßen u. s. w., die Thatsächlichkeit der Objektivität derselben zu. Er erklärt dabei in scharfsinniger Weise, wie diese zeitweilige Kraftdarstellung durch ein „System von Druck- und Zuglinien der fernwirkenden Nervenkraft" des Mediums zustande kommen könne.[3]) Auch weist er für andere Fälle von sichtbaren „Materialisationen" die Möglichkeit der Objektivität derselben nicht von vorne herein ab, sondern stellt vielmehr für die Konstatierung derselben, die ihm erforderlich scheinenden Bedingungen auf, unter denen er diese Vorgänge als unmittelbar durch unsere Sinnesorgane wahrnehmbar (also als „objektiv") erachten würde.[4]) Jene Erklärung des Vorganges der Materialisation oder stofflicher Krafterscheinung paßt durchaus in die auch von Dr. von Hartmann vertretene dynamische Theorie der Materie hinein, wie dieselbe sich seit Kant nach und nach Bahn bricht und auch in der heutigen Wissenschaft mehr und mehr zur Geltung kommt. Danach ist alles, was wir wahrnehmen, nur Kraft, und was wir „Stoff" nennen, ist nur unsere räumliche, d. h. dreidimensionale Vorstellung, welche wir aus Wahrnehmungen gewisser Kraftwirkungen bilden. Ob es gelingen wird, diese Theorie, d. h. das Wie dieser Wirkung sich darstellender „Kräfte" auf andere schon vorhandene, von uns als „Stoffe" vorgestellte Krafterscheinungen in jedem einzelnen Falle zu veranschaulichen, das lasse ich dahingestellt sein. Am leichtesten erklärt sich nach dieser Theorie der telepathische (fernwirkende) Einfluß, welcher unmittelbar (ohne Vermittlung eines der anerkannten Sinnesorgane) von einem Menschengeist auf den anderen ausgeübt wird (Ge-

[1]) „Psych. Studien" 1886, S. 505—10 und 548—53.

[2]) Man könnte wohl all diese physikalischen Vorgänge des Mediumismus als „Materialisationen" im weiteren Sinne des Wortes bezeichnen, wenn man darunter: alle zeitweiligen, stofflichen Darstellungen einer Kraft, welche bleibende Wirkungen hinterlassen oder doch wenigstens durch die Hinterlassung solcher Wirkungen als objektiv nachgewiesen werden können — versteht.

[3]) „Der Spiritismus", S. 52: „Wir haben es in diesen Fällen nicht mit Halluzinationseinpflanzungen zu thun, sondern mit objektiv-realen Kraftwirkungen des Mediums auf die Materie."

[4]) Ebendaselbst S. 98, 101 und 102. Vergl. hierzu auch sein „Nachwort" im Novemberheft der „Psychischen Studien" 1885, S. 507.

danken- und Willens-Übertragung, übersinnliche hypnotische Suggestion, Phantasmen Lebender u. s. w.). Nach Dr. von Hartmanns Ausführungen aber müßte man nun sogar unmittelbare stoffliche Abdrücke (objektive Projektionen) von Gedanken und Vorstellungen annehmen. Herr Aksákof ist keineswegs geneigt, solche für möglich zu halten, und auch mir scheint das vorliegende Beweismaterial für eine solche unmittelbare Wirkung ohne eine „Materialisation" (was eine solche denn auch immer sein mag) nicht zu sprechen.[1]) Allerdings sind Gedanken auch nur Krafterscheinungen, aber doch jedenfalls soviel höher potenzierte als die anorganischen „Kräfte" unserer Physik und Chemie, durch welche wir die Veränderungen in der stofflichen Welt zustande kommen sehen, daß doch wohl erst eine Depotenzierung, Verdichtung oder „Materialisation" der Gedanken würde angenommen werden müssen, ehe sie sollten stoffliche Wirkungen in der materiellen Welt hervorbringen können. Wie solche „Materialisation" geschehen soll, ist für uns freilich um kein Haar leichter uns vorzustellen als eine unmittelbare Gedankenprojektion.

Der von Dr. von Hartmann anerkannte Nachweis der Objektivität beruht darauf, daß eine bleibende Wirkung oder Darstellung des betreffenden Vorganges erwiesen wird und, wie derselbe ganz richtig bemerkt,[2]) hat dieser Vorgang als solcher dann mit einer „Halluzinationseinpflanzung nichts mehr zu thun"; man ist genötigt, seine unmittelbare sinnliche Wahrnehmbarkeit anzuerkennen. Sollte dann freilich jemand den sich darstellenden Vorgang oder Gegenstand als etwas anderes sehen, für etwas anderes halten, als was zu sein er objektiv nachgewiesen wird, so ist dies natürlich eine Illusion des Betreffenden; der als objektiv nachgewiesene Vorgang oder Gegenstand selbst aber und seine richtige Wahrnehmung ist dann weder eine Illusion noch eine Halluzination. Dennoch aber ist Dr. von Hartmann fast unbegreiflicher Weise geneigt, die Gesichtswahrnehmung einer solchen mit anorganischen Mitteln nachgewiesenen Objektivität als Halluzination[3]) zu bezeichnen. Er sagt darüber unter anderem Folgendes:

---

[1]) Hierzu möchte ich übrigens allgemein bemerken, daß ich sehr viel öfter taschenspielerischen Betrug einerseits und ungenügende Beobachtung sowie ungenaue und irrtümliche Erinnerung andererseits bei den vorliegenden Berichten anzunehmen geneigt bin, als mir dies Dr. von Hartmann zu thun scheint. Zu dieser Frage der mangelhaften Beobachtung und Erinnerung bei Abfassung solcher Berichte verweise ich auf die höchst wertvollen und lehrreichen Untersuchungen über Mal-Observation, welche die Herren Massey, Hodgson und Davey in den letzten Heften der Proceedings der S. P. R. (IV. Band, Part X und XI, S. 75 ff. und 381 ff.) veröffentlicht haben.

[2]) Ebendaselbst S. 52.

[3]) Es scheint mir dies jedenfalls für Dr. von Hartmann ein Mißbrauch dieses Wortes. Rechtfertigen ließe sich dasselbe hier höchstens im Sinne der indischen Weltanschauung, nach welcher die gesamte Welt (Samsara, unsere Sinnenwelt und die ganze übrige Erscheinungswelt) Halluzination im weiteren Sinne des Wortes (Maya, Illusion) ist; und es erscheint mir thatsächlich durchaus nicht unmöglich, daß diese Anschauung sich einst als die allein befriedigende Lösung des Welt- und Menschenrätsels erweisen könnte. Vielleicht aber würde sich die Bezeichnung „Halluzination" auch noch als eine Übertreibung des Kant-Schopenhauerschen transscendentalen Idealismus erklären lassen, nach welchem ebenfalls die Welt nur unsere Vorstellung ist, oder als eine Übertreibung der auch von der modernen Physiologie anerkannten Erkenntnistheorie,

Es wäre gar kein Wunder, wenn demnächst auch bei der fernwirkenden Schrift der Medien berichtet wurde, daß die schreibende fremde Hand von den Beobachtern gesehen worden sei.[1]) — Es kann aber nur dadurch zu Gunsten einer Kombination von Gesichtshalluzinationen mit realen Eindrücken der mediumistischen Nervenkraft entschieden werden, wenn dieselbe vermeintliche Hand .... gleich darauf ohne Unterbrechung ihrer Sichtbarkeit einen bleibenden Abdruck in geeignetem Material hervorbringt.[2]) Gewiß nicht! Dies würde vielmehr auf das aller entschiedenste dafür sprechen, daß solche materialisierte Hand unmittelbar durch die leiblichen Sinnesorgane wahrgenommen worden ist. Ich kann es da Herrn Aksákof gar nicht verdenken, wenn er Herrn Dr. von Hartmann diese bis zur logischen Inkonsequenz getriebene Hartnäckigkeit scherzhaft vorhält mit den Worten: „Hier haben wir eine mit Nervenkraft ausgefütterte Halluzination!"[3])

Allerdings ist an und für sich die Neigung Dr. von Hartmanns, einen Unterschied im Grade der Objektivität bei gewöhnlichen, dauernd bleibenden Stoffen und bei den nur zeitweilig materialisierten Gegenständen anzunehmen, wohl nicht nur begreiflich, sondern gewiß gerechtfertigt. Hier aber handelt es sich ja nicht darum, solche etwaige verschiedene Grade der Objektivität festzustellen; — das müßte auch offenbar auf Grundlage eines ganz anderen Gedankenganges geschehen, nämlich durch Feststellung des Aggregatzustandes der materialisierten Formen und durch Nachweis des Durchganges derselben durch verschiedene Aggregatzustände sowohl bei der Materialisation wie bei der Dematerialisation. Hier handelt es sich, wie Dr. von Hartmann selbst die Streitfrage sehr richtig aufgestellt hat, lediglich darum, ob irgend welche Objektivität überhaupt oder nur Halluzination vorliegt, ob wir also den betreffenden Vorgang ganz und gar mittelst unserer Sinnesorgane wahrnehmen oder aber durch einen mehr oder weniger unmittelbaren Eindruck einer äußeren Kraft auf die unsere Vorstellungen bildenden Gehirnzentren. Wenn nun in zwingender Weise nachgewiesen wird, daß wir den objektiven Vorgang der stofflichen Projektion einer Kraft[4]) wahrnehmen und daß nicht die unmittelbare Wirkung dieser Kraft auf unsere inneren Vorstellungsorgane vorliegt, so sollte dann eben von einer „Halluzination" nicht mehr die Rede sein.

---

nach welcher unseren Farben- und Lichtempfindungen nur Ätherschwingungen, unseren Tonwahrnehmungen nur Luftschwingungen u. s. w. zu Grunde liegen. Vom Standpunkte des transscendentalen Realismus Dr. von Hartmanns aber verliert hier der Ausdruck „Halluzination" all und jede Berechtigung.

[1]) Ebendaselbst S. 101. — Dr. von Hartmann bezweifelt, daß dies bereits bei Lichtsitzungen geschehen sei. Indessen wird dies doch vielfach berichtet. Der erste mir bekannte Fall dieser Art war der durch die Mediumschaft Homes' in den Tuilerien, wo Napoleon III und die Kaiserin Eugenie anfangs der 60er Jahre die Hand Napoleons I eine bleibende Schrift ausführen sahen. Andere Beispiele führt Herr Aksákof S. 505 f. an.

[2]) Ebendaselbst S. 100. — [3]) „Psychische Studien" 1886, S. 504.

[4]) Ob diese Kraft dann eine im Medium allein liegende ist oder nicht, ist eine ganz unabhängig hiervon zu erörternde Frage. Unbestritten ist, daß irgend eine Kraft oder eine besondere stoffliche Eigenschaft des Mediums jedenfalls für das Zustandekommen solcher Vorgänge unerläßlich ist. —

Als Erfordernis für den zwingenden Nachweis der „Objektivität“ hat Dr. von Hartmann mit Recht die Bedingung aufgestellt, daß der betreffende Vorgang bleibende Veränderungen in der äußeren, materiellen Welt hinterlassen müsse. Die Sinneswahrnehmungen also müssen photographisch oder durch bleibende Abdrücke in geeigneten Stoffen oder mittelst Phonographen oder die Ortsveränderung von Gegenständen vor und nach den mediumistischen Einwirkungen müßten durch unzweifelhaftes Zeugnis so festgestellt sein, daß alle Täuschung ausgeschlossen erscheint. Diesen Beweismitteln fügt Herr Aksákof noch das Wägen der materialisierten Formen hinzu.[1])

Solche objektive Veränderungen der materiellen Welt durch mediumistische Einwirkungen sind von jeher behauptet worden, und das Material zu deren Nachweis liegt massenhaft vor. Zur Verwertung desselben für die gegenwärtige Erledigung der vorliegenden Streitfrage gilt es also im wesentlichen nur dasselbe, so zu sichten, daß Betrug und Täuschung mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Bei dem von Männern der Wissenschaft ersten Ranges wie William Crookes und Friedrich Zöllner gelieferten Material dieser Art bezweifelt Dr. von Hartmann die hinreichende Zuverlässigkeit; und die von Crookes hergestellte Photographie des Phantoms Katie King,[2]) neben welchem das Medium, Florence Cook, verdeckt auf der Erde gelagert ist, erklärt auch Herr Aksákof selbst für „wirklich nicht überzeugend“,[3]) sondern sucht selbständig anderes Material zusammenzutragen, welches den von Dr. von Hartmann aufgestellten Anforderungen genügen solle.

Mein Gesamteindruck nun von dieser wertvollen Zusammenstellung ist der, daß Herr Aksákof wohl die Überzeugungskraft der von ihm wiedergegebenen Berichte anderer überschätzt. Solche Experimente werden doch stets selbst im günstigsten Falle nur diejenigen überzeugen, welche persönlich bei denselben anwesend sind oder welche die unbedingte und unzweifelhafte, subjektive und objektive Zuverlässigkeit bei einer größeren Anzahl solcher Experimentatoren, welche diese Thatsachen berichten, anerkennen. Trug und Täuschung sind bekanntlich selbst bei der Herstellung von Photographien so leicht und in solchem Umfange möglich, daß die Beweiskraft solches Thatsachenmaterials eben ausschließlich auf dem Gewicht der experimentierenden, beobachtenden und berichtenden Persönlichkeiten beruht.

---

[1]) „Psychische Studien“ 1886, S. 503. — Solches Wägen wird womöglich mittelst selbstregistrierender Wagen zu geschehen haben.

[2]) Eine künstlerische Wiedergabe dieses Phantoms auf Grundlage dieser Photographie hat vor zwei Jahren (im Herbste 1885) Professor Gabriel Max geliefert.

[3]) „Psychische Studien“ Märzheft 1887, S. 98. — Hierin kann ich übrigens Herrn Aksákof nicht ganz beistimmen. Er übersieht wohl, daß der Wert jeder solchen Photographie ausschließlich auf der Autorität des Experimentators beruht, und einen glaubwürdigeren und zuverlässigeren Experimentator als Crookes wird man in der ganzen Welt schwerlich finden. Dies Moment verkennt er auch wohl bei den von ihm selbst gelieferten Photographien. — Eine Verteidigung der Autorität Zöllners und Crookes' versuchte dagegen Professor Sellin in seinem schon erwähnten Aufsatze im Maiheft 1886 der „Sphinx“ I 5, S. 298—302.

Soweit nun das von Herrn Aksákof vorgeführte Material Berichten aus fernen Ländern entnommen ist, dürfte es wohl schwerlich Dr. von Hartmann oder viele andere Leser ohne persönliche Erfahrung in solchen Vorgängen überzeugen. Dennoch gewinnen solche Berichte ein gewisses Gewicht durch ihre Massenhaftigkeit; wie denn ja das auch oft als eines der stärksten Argumente für die Echtheit der mediumistischen Vorgänge überhaupt angeführt wird, daß sie von vielen Millionen von Menschen auch bei Privatmedien beobachtet worden sind. In diesem Sinne mag hier zunächst eine kurze Übersicht über Herrn Aksákofs Zusammenstellung gegeben werden. Ungleich wichtiger und wertvoller scheinen mir dagegen seine eigenen Experimente, welche er zu dem gleichen Zwecke angestellt und, neben dieser Zusammenstellung hergehend, veröffentlicht hat. Darauf sodann näher einzugehen ist der eigentliche Zweck dieses gegenwärtigen Aufsatzes; ohne jene voraufgehende Übersicht aber dürfte dieses neue Material bei den weniger mit diesem Gegenstande vertrauten Lesern kaum die gerechte Würdigung finden können.

„Materialisationen" giebt es von sehr verschiedener Art. Für die photographische Fixierung derselben werden ganz besonders zwei Arten unterschieden: solche, die für unser normales Gesichtsvermögen nicht wahrnehmbar sind („transscendentale Photographie"), und ferner diejenigen, welche für jeden Anwesenden sichtbar sind und ebenso wie jede anderen Gestalten oder Gegenständen photographiert werden können, wenn die genügende Beleuchtung beschafft wird. Als Abarten sowohl der ersteren wie der letzteren Art werden solche „Materialisationen" betrachtet, deren photographische Aufnahme soll im Dunkeln stattfinden können, wobei die Anwesenden von den Gestalten der ersteren Art im Dunkeln ebenso wenig sehen wie im Hellen, während die der letzteren Art sich zu dem Zwecke selbst beleuchten können. Wenn das Vorkommen all dieser Arten von Erscheinungen wirklich unzweifelhaft konstatiert werden sollte, so würden wir hier wahrscheinlich sehr verschiedene Stufen der Objektivität oder Stofflichkeit der Darstellung vor uns haben.

Für die „transscendentale Photographie" der ersteren Art von „Materialisationen" führt Herr Aksákof zunächst eine Reihe von Experimenten eines Photographen Beattie mit 16 Abbildungen vor, welche dieser in den Jahren 1872 und 1873 mit einem Kreise von 4 Herren in Bristol angestellt hat. Es liegt durchaus nicht der mindeste Grund vor, die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der Experimentatoren zu bezweifeln, und die von Herrn Aksákof hierzu wiedergegebenen Berichte sind nicht nur vertrauenerweckend, sondern auch für Sachverständige lehrreich. Erwähnenswert ist dabei, daß man bei diesen Versuchen unter anderem die für normale Menschen unsichtbare Materialisation zunächst von „seherisch" begabten Anwesenden beschreiben ließ, dann erst dieselbe photographierte und dabei im Bilde das gleiche Ergebnis erhielt. Im weiteren führt Herr Aksákof dann eine ganze Reihe von ähnlichen, mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen an, welche andere Personen in England bald darauf zu ihrer eigenen Überzeugung anstellen, so die der Herren Guppy,

Reeves, Parkes, Russell, des Optikers Slater, Dr. Williams, Hudson, Taylor, Chr. Reimers und Damiani (letzterer in Neapel), von denen wohl wenigstens einige einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit beanspruchen dürften. Das gleiche gilt von den weiter angeführten Experimenten solcher Photographie, welche Dr. N. Wagner, Professor der Zoologie an der Universität zu Petersburg, daselbst im Jahre 1881 mit einem Privatmedium anstellte, und zu welchen Herr Aksakof gleichfalls eine photographische Abbildung geliefert hat. Weniger Gewicht legt derselbe auf die Photographien des schon erwähnten Herrn Hudson, sowie ferner eines Herrn Mumler. Indessen giebt er von des letzteren Experimenten vier in Nachbildungen wieder und stützt dieselben durch die zum Teil wohl gewichtigen Zeugenaussagen einer größeren Anzahl anderweitig bekannter Personen, so Guay, Sellers, Slee, Silver, Gurney, Livermore, M. A. Dow und endlich auch durch die Mitteilungen des Geologen Professor Gunning.

Bei dieser Gelegenheit erwähnt Herr Aksákof mehrere Fälle, in welchen die für das äußere Auge (Nicht-Sensitiver) unsichtbaren Doppelgänger von Medien photographiert wurden und weist ferner nach, daß solche „transscendentalen" Bilder schon im Jahre 1855 noch zur Zeit der Daguerrotypie aufgenommen worden seien. Er schließt sodann die Darstellung von Experimenten dieser Art, indem er das Material zur Beurteilung solcher unter zwingendsten Bedingungen hergestellten Photographien eines Herrn Jay J. Hartman in Cincinnati vorführt. Dieselben sind in Anwesenheit von 16 Herren hergestellt, welche zu seiner „Entlarvung" zusammengetreten waren und unter denen fünf Photographen waren, die den photographischen Teil des Experimentes selbst besorgten. Nachträglich endlich weist Herr Aksákof noch kurz auf die mit dem Medium Lizzie Carter in Kanzas City (Miss.) im Jahre 1882 zustande gebrachten Photographien sowie vor allen auf seine eigenen während des vergangenen Winters in London mit Erfolg ausgeführten Versuche hin; auf diese letzteren werde ich weiter unten näher eingehen.

Seine Mitteilungen über Materialisationen der zweiten Art leitet Herr Aksákof ein mit der Darstellung einiger Fälle von magischer Durchdringung fester Körper durch feste Stoffe und von sog. „Apporten" oder Herbeibringungen fester Gegenstände in verschlossene Räume. Er bespricht weiter die berichtete Verdoppelung von leblosen Gegenständen und das künstliche Erzeugen oder Wachsenmachen von Pflanzen unter mediumistischer Einwirkung. Abgesehen von der magischen Verdoppelung, hat Dr. von Hartmann bereits in seiner Schrift angegeben, daß er die Thatsächlichkeit all dieser magischen Wirkungen nach den zahlreichen glaubwürdigen Berichten, die darüber vorliegen, für erwiesen erachte und, indem er dieselben durch sein „System von Druck- und Zuglinien der mediumistischen Nervenkraft" erklärt, erkennt er zugleich die Objektivität dieser Vorgänge an. Übrigens aber sagt Herr Aksákof zu diesen seinen Ausführungen selbst (S. 464), daß diese Beweise „noch weit davon entfernt seien, als vollkommen überzeugend oder, noch weniger, als unter Bedingungen erzeugt betrachtet zu

werden, welche den Anforderungen einer positiven Wissenschaft entsprechen könnten". — Die Vermutung übrigens, daß gerade bei den als „Stoff-Verdoppelung" berichteten Vorgängen keine Materialisation, sondern entweder Taschenspielerei oder Halluzination oder endlich im günstigsten Falle „Apport" vorlag, wird in der That durch Herrn Aksákofs Mitteilungen über diese Fälle wohl eher verstärkt als entkräftet. Doch dies alles ist für seine Beweisführung ja nur ein Vorposten-Geplänkel.

Zur eigentlichen Materialisation menschlicher Gestalten übergehend, sieht derselbe sich nun für den Nachweis gewonnener Abdrücke von materialisierten Gliedmaßen an der Hand der geschichtlichen Entwickelung wieder nur in der Lage, weit entfernte Zeugen, die Amerikaner Dr. Wolfe und Plimpton, anzuführen. Diesen Berichten zufolge erfüllte sich dabei die Bedingung Dr. von Hartmanns, daß die Hand, von welcher der Abdruck in Mehl gemacht wurde, sich auch für die Anwesenden sichtbar materialisierte. Übrigens sollen solche Abdrücke schon in den sechziger Jahren erhalten worden sein. Weiter, für die Abdrücke von unsichtbaren Händen und Füßen auf berußten Platten liegen bekanntlich die Experimente Professor Zöllners vor.

Besonderes Gewicht legt Herr Aksákof nicht mit Unrecht auf die vielfach erlangten Gießformen von materialisierten menschlichen Gliedern. Dieselben sollen ohne Naht sein, und die in denselben abgedrückten Gestaltungen konnten sich also aus der Form offenbar nur durch Dematerialisation herausziehen, da der Umfang der Hand- und Fußgelenke, welche die einzige Öffnung der Formen bilden, bedeutend enger ist als der Umfang der Hand oder des Fußes selbst. Sie würden daher den oberen Teil der Formen zerstört haben, hätten sie sich auf irgend eine andere Weise der Umschließung durch die Gießform entziehen wollen. Es wird in solchem Falle also eine Materialisation vorgelegen haben müssen; und es ist wohl kaum ein unzweifelhafterer Beweis für die Objektivität solches mediumistischen Vorganges denkbar als das Vorhandensein einer solchen Gießform, welche aus einem Stück besteht und welche in dem von derselben sodann genommenen Abgusse die Hand oder den Fuß in vollendetster Detailausführung[1]) zeigt und doch ohne jede Naht. Es dürfte in der That schwer zu denken sein, wie man auf künstliche Weise mit materiellen Mitteln eine solche Gießform herstellen wollte. Dazu kommt, daß das Material, aus welchem diese Gießformen gebildet werden, geschmolzenes Paraffin ist; das Verfahren bei der Herstellung solcher Formen in mediumistischen Sitzungen ist nämlich folgendes:

Man nimmt zwei Gefäße, das eine mit kaltem, das andere mit siedend-heißem Wasser; auf dem letzteren schwimmt eine Schicht geschmolzenen Paraffins. Man verlangt nun (von der mediumistisch wirkenden Kraft), daß die momentan erscheinende Hand in das flüssig gemachte Paraffin einen Augenblick eintauche und dann sofort in das kalte Wasser sich versenke, und das zu wiederholten Malen. Auf diese Weise

[1]) Für die Vollendung solcher Abdrücke in allen Einzelheiten liegt das Zeugnis eines bekannten, nicht-spiritistischen Bildhauers in Washington, John O'Brien, vor. („Psychische Studien" 1887 S. 164 f.)

bildet sich auf der Hand ein Paraffinhandschuh von einer gewissen Dicke (und Festigkeit): und wenn die materialisierte Hand sich daraus zurückzieht, erhält man eine vollkommene Gießform, welche man sodann mit Gyps anfüllt. Hierauf läßt man die Gießform in siedendem Wasser abschmelzen, und der zurückbleibende Gyps giebt die genaue Gestalt des Körpers, welcher die Gießform ausfüllte.[1])

Aus vorerwähnten Gründen ist es unmöglich, daß das Zurückziehen aus der Paraffinform anders als durch Dematerialisation geschehen konnte; und bei vielen der von Herrn Aksákof angeführten Fälle ist eine so feine Ausführung der erhaltenen Gipsabdrücke konstatiert, daß, wenn nicht Betrug bei der Herstellung dieser angeblichen Abgüsse angenommen werden kann, in solchen Fällen eine Materialisation vorgelegen haben muß. Erfunden ist diese Herstellung mediumistischer Gießformen in Paraffin von dem bekannten Geologen, Professor William Denton, welcher im Juli 1883 auf einer Entdeckungsreise in Neu-Guinea starb. Für die Echtheit aber seiner ersten Versuche dieser Art im Jahre 1875 liegen in der That so gewichtige Zeugen in solcher Anzahl vor, daß auch wir uns dem Gewichte dieser Zeugnisse kaum entziehen können, obwohl dieselben aus Amerika stammen.

Später hat auch Professor Zöllner in Leipzig diese Experimente mit vollständigem Erfolge wiederholt. Weiter aber führt Herr Aksákof noch andere bekannte Männer an, welche mit ihren Berichten über solche Vorgänge für die Echtheit derselben eintreten; unter diesen mögen nur Dr. Robert Friese in Breslau, William Oxley in Manchester und Christian Reimers genannt werden, welcher letztere, jetzt in Melbourne lebend, zur Zeit dieser Experimente (1877) sich ebenfalls in Manchester aufhielt.[2]) Diese, sowie einige andere Zeugen für solche mediumistisch erhaltenen Gießformen sind mehreren Mitarbeitern der „Sphinx" persönlich bekannt, und ich selbst habe nach allen mir hierüber zugegangenen Mitteilungen die feste Überzeugung gewonnen, daß in diesen Fällen wenigstens kein Betrug vorliegen kann, und eine unabsichtliche Täuschung scheint mir hierbei, wie erwähnt, durch die Natur der Sache ausgeschlossen, sowie auch durch die Einzelheiten der Berichte, wenn z. B. Chr. Reimers wiederholt angiebt, daß sich die materialisierten Gliedmaßen in den Gießformen dematerialisierten, während er diese in seinen Händen hielt.

In dem soeben erschienenen Julihefte berichtet Herr Aksákof über einige solcher Experimente, welche 1876—78 in England angestellt wurden und deren Beweiskraft — wenn den Zeugen unbedingt zu glauben ist — darauf beruht, daß bei einem und demselben Medium in einer Sitzung zwei verschiedene Fußformen materialisiert und in Paraffin abgeformt wurden, und daß beide von dem Fuße des Mediums sehr verschieden waren. In einem andern Falle materialisierte sich eine Gestalt, welche Gußformen ihres Fußes vor den Augen der Anwesenden lieferte, während

---

[1]) „Psychische Studien" 1887, Aprilheft S. 153 f.

[2]) In einem der nächsten Hefte der „Sphinx" wird Herr Reimers seine jetzige Meinung über die Echtheit von Materialisationen selbst vortragen.

denselben daneben das Medium die ganze Zeit über völlig sichtbar war. Manche Einzelheiten in diesen Berichten erscheinen allerdings unvollständig dargestellt, indessen machen dieselben im übrigen einen so glaubwürdigen Eindruck, wie nur irgend welche Aussagen verständiger Zeugen.

Es bleibt mir nur noch zu erwähnen, daß Herr Aksákof wie bei den transscendentalen Photographien so auch seiner Darstellung dieser Abguß-experimente einige wertvolle Lichtdrucke beigegeben hat. Dieselben zeigen neben den Abgüssen von den materialisierten Händen und Füßen zugleich die von Paraffinformen der Hand des Mediums genommenen Abgüsse, soweit solche Formen unvollkommen herzustellen überhaupt möglich war; es wird dadurch auch den unerfahrensten Lesern die Veranschaulichung der Thatsachen wesentlich erleichtert. In den bis jetzt noch nicht gedruckten Teilen seiner Arbeit verspricht er u. a. eine Darstellung der bisherigen Versuche, sichtbar materialisierte Gestalten zu photographieren. Dies aber leitet uns auf den eigentlichen Kernpunkt seiner Beweisführung, seine eigenen Experimente in der Photographierung sowohl unsichtbarer wie auch sichtbarer Materialisationen, welche er bereits in den diesjährigen Januar- bis Märzheften der „Psych. Studien" vorweg veröffentlicht hat.

Die Ergebnisse dieser Experimente haben für den Sachverständigen ein nicht unbedeutendes Gewicht, dessen Schwerpunkt hauptsächlich in der unzweifelhaft aufrichtigen Überzeugung liegt, welche Herr Aksákof selbst von der mediumistischen Echtheit der von ihm berichteten Vorgänge gewonnen hat. Man wird sich aber, wenn man sich in die Anschauungen eines Zweiflers, der niemals selbst solche Erfahrungen gemacht hat, hineinversetzt, sich sagen müssen, daß alle diese Thatsachen, welche für den, der dieselben erlebt hat, unbedingt beweiskräftig sein können, den Zweifler doch nicht überzeugen werden. Dieselben liegen so vollständig außer seinem und jedem anerkannten Erfahrungskreise, daß er dieselben eben nicht glauben **kann**, auch wenn er seine Gegengründe nicht in klare Worte zu fassen vermag. Werden ihm seine letzten Ausfluchtsmittel „**Zufall**" und „**Täuschung**" entzogen und er doch noch weiter in die Enge getrieben, so zwingt man ihn schließlich nur zu dem Gedanken oder gar zu dem Ausspruche: „**Lug und Trug!**" — Im Bewußtsein dieser Sachlage wird bei der nunmehr zu gebenden Besprechung der eigenen Aksákofschen Experimente der leitende Gesichtspunkt hauptsächlich **die Frage** sein müssen: Wird ein **fremder** Zweifler nicht möglicherweise aus den einzelnen Umständen der Berichte entnehmen, daß bei den Vorgängen etwa Herr Aksákof selbst getäuscht, betrogen worden sein könnte.[1])

[1]) Noch weiter geht Herr Aksákof selbst in resignierender Bescheidenheit, indem er sagt: „Es ist viel leichter, einen Betrug von meiner Seite anzunehmen und zu erklären, das Motiv sei hier klar: da ich mich einmal dem Spiritismus ergeben habe, so müsse ich ihn auch um jeden Preis verteidigen! Ich verfüge mich nach London, ich verfertige alle diese Photographien mit Eglinton, und jetzt gebe ich mich ihrer Veröffentlichung hin! – Aber ein solcher Unglaube setzt mich keineswegs in Erstaunen und Verwirrung. Er ist vollkommen natürlich und gerechtfertigt. Die Überzeugungen überstürzen sich nicht, sie sind das Resultat eines ganzen Lebenslaufes, ganzer Zeitalter; und den Glauben an die Phänomene der Natur erwirbt man nicht durch die

Als Herr Eglinton 1886 in St. Petersburg war, erzählte er Herrn Aksákof von einem Privatkreise in London, welcher Erfolge in „transscendentaler Photographie" erzielt habe. Infolge dessen begab dieser sich im Juni v. J. nach London, machte dort die Bekanntschaft dieses Kreises und hielt mit demselben zweimal wöchentlich Sitzungen. Die Namen der Teilnehmer werden nicht genannt, die Hauptpersönlichkeit des Kreises aber als ein wohlhabender und völlig unabhängig lebender Grundeigentümer beschrieben. Außer diesem wirkten dessen Frau und ein Hausfreund (als Herr N. bezeichnet) mit. Als Medium diente Herr Eglinton. Die Sitzungen und sämtliche Experimente fanden in dem eigenen Hause des ersterwähnten Herrn in verschiedenen Zimmern des dritten Stockwerkes statt.

Zunächst galt es nun daselbst ein Dunkelzimmer für die photographischen Manipulationen herzustellen. Hierzu diente ein kleines Zimmer, 3 m breit, $3^1/_4$ m lang, dessen einzige Thür auf einen Korridor hinausführte und dessen einziges Fenster mit zwei wollenen Tüchern und einem dicken Vorhang lichtdicht gemacht war. In diesem Zimmer wurden zuerst einige Experimente zur Erlangung mediumistischer Photographien im Dunkeln angestellt. Die erste Sitzung zu diesem Zwecke fand am 21. Juni 1886 statt und das Ergebnis dieser Experimente war, daß Herr Aksákof sich völlig befriedigt und von der Möglichkeit solcher übersinnlichen, d. h. über unser „normales" Sinnesvermögen hinausgehenden Photographien überzeugt erklärte. Da es sich hierbei weniger um die Objektivität von Materialisationen handelt, als vielmehr nur um eine Abart der „transscendentalen Photographie", so ist es nicht von besonderer Wichtigkeit, hier auf diese Experimente näher einzugehen.[1])

Es wurde sodann versucht, einige gewöhnliche transscendentale Photographien zu Wege zu bringen, also im Hellen aufgenommene Bilder, auf denen sich außer den dabei für jeden Anwesenden sichtbaren Gestalten auch noch andere Formen zeigen. Diese Experimente fanden in einem dem Dunkelzimmer gegenüber an der andern Seite des Korridors gelegenen Zimmer statt. Herr Aksákof berichtet über die hauptsächlichste (2.) Sitzung dieser Art am 19. Juli[2]) 1886 u. a. folgendes:

Um 4 Uhr begaben wir uns an das Werk. Wir gingen zuvor in das dunkle Zimmer .... und dort entnahm ich beim Lichte der roten Laterne meiner Reisetasche ein neues Packet von mir besorgter Platten; ich hob das erste Paar ab, zeich-

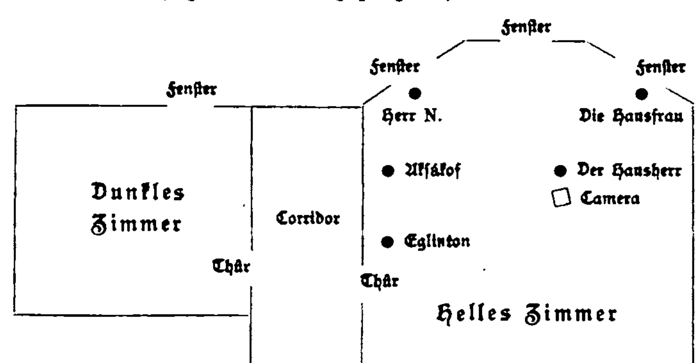
---

Vernunft und die Logik, sondern durch die Kraft der Gewohnheit. Nur allein kraft dieser Gewohnheit hört das Wunderbare auf, ein Wunder zu sein." („Psych. Stud." Märzheft 1887 S. 107 f.) Herr Aksákof mag sich aber darüber wohl beruhigen, daß kein ernst prüfender Sachverständiger ihm selbst eine bewußte Täuschung zuschreiben wird.

[1]) Persönlich möchte ich nur bemerken, daß es in meinen Augen interessanter erschienen wäre, diese Experimente als eine Abart der Photographie sichtbarer Materialisationen behandelt zu sehen. Ich würde solche Bilder für lehrreicher und einwandfreier erachten, wenn solche „flashing forms" während ihrer Sichtbarkeit photographiert würden.

[2]) Im Februarheft der „Psych. Studien", 1887 S. 50, ist der 19. Juni gedruckt; indessen geht wohl aus dem Datum des gelieferten Bildes hervor, daß es der 19. Juli war.

nete sie und der Hausherr steckte sie in die Kassette. Wir begaben uns dann in den Speisesaal, wo wir in folgender Ordnung Platz nahmen:



Ich befand mich 3 Fuß von Eglinton entfernt sitzend und sah auf den Hausherrn, der sich bei dem Apparat aufhielt[1]) und seinen Rücken gegen Eglinton und mich wendete. Die Hausfrau und Herr N. saßen bei den Fenstern, uns ebenfalls den Rücken zukehrend, denn es war uns (mediumistisch) gesagt worden, das sich posierende Subjekt nicht zu fixieren. . . . . Das Zimmer, welches 3 Fenster ohne Vorhänge und mit aufgezogenen Rouleaux hatte, war vom Tageslicht erhellt; da ich mich zur Seite Eglintons befand, so konnte ich, ohne ihn direkt zu fixieren und vor mich hinsehend, dennoch wahrnehmen, daß er sich nicht rührte.

Mehrere Paare der von Herrn Akßákof mitgebrachten Platten erwiesen sich bei den sodann versuchten Aufnahmen als unbrauchbar und ergaben gar keine Bilder. Endlich nahm derselbe ein fünftes Paar Platten aus seiner Reisetasche, die er übrigens nach jeder Sitzung wieder mit sich fortnahm, wickelte das Papier ab, und nun — fährt er in seinem Berichte fort — wurde uns durch Klopflaute gesagt, daß diese Platten gut wären; ich zeichnete sie und dann gingen wir an das Experiment. Die Exposition (beide Expositionen?) dauerte lange; ich zählte jedesmal bis auf 30. Einige Augenblicke vor der ersten rief Eglinton aus: — „O dieses Mal gibts etwas; ich fühle es ganz deutlich!" — und als wir an die Entwickelung gingen, war er noch ganz aufgeregt von der Wirkung des empfundenen Eindrucks. . . . Wir begannen mit der ersten Platte. Daß sie ein Resultat ergab, war unbezweifelbar, denn die ganze Platte war mit Fleckchen überdeckt; aber was das war, konnte niemand begreifen. Auf der zweiten Platte erschien nur die Gestalt Eglintons. Als wir endlich die Platten an das Tageslicht trugen, nahmen wir wahr, daß gerade in der Mitte auf der Brust Eglintons ein ganzes Gesicht und eine verhüllte Büste vorhanden waren; nur war diese Büste umgekehrt, der Kopf nach unten. Allgemeines Erstaunen über ein in jeder Beziehung so unerwartetes Resultat! . . . . . In der einen Ecke der Platte sah man meine russisch geschriebene Kennzeichnung: „A. N. Akßákof, 7. Juillet 1886". (Es war der 7. Juli alten Stils.) Wir hatten 5 Uhr, als die letzte Exposition stattfand.

Die hier beigegebene Tafel I bietet eine autotype Darstellung dieser Photographie[2]) Zu derselben gibt Herr Akßákof noch die Erklärung des

[1]) Den photographischen Teil all dieser Experimente besorgte dieser Herr ausschließlich selbst.

[2]) Ich bin Herrn Akßákof zu Dank verpflichtet, daß er mir die Wiedergabe dieser Tafeln I und II bereitwilligst gestattet hat.

Umstandes, daß mehrere Paare seiner mitgebrachten Platten sich als schlecht erwiesen. Er hatte nämlich zu dieser Sitzung keine Platten in dem berühmten Magazin Marion, von welchem er sonst dieselben holte, bekommen können und war deshalb genötigt gewesen, mit diesen Platten, die er nur als letzten Rest in einem obskuren photographischen Laden kaufen mußte, vorlieb zu nehmen. Durch diese Thatsache wird der Verdacht ausgeschlossen, daß möglicherweise das Medium mit dem Magazin Marion zur betrügerischen Täuschung Aksákofs hätte komplottieren können. Wollte man aber freilich irgend einen Betrug argwöhnen, so würde sich solcher in diesem Falle wohl höchstens gegen die ehrliche Exposition der Kassette richten. Ich selbst verstehe freilich nicht genug von photographischer Technik, um beurteilen zu können, bis zu welchem Grade es jemandem, der hätte betrügen wollen, möglich gewesen wäre, etwa durch Vorlegen einer mit dem Bilde des umgekehrten Kopfes präparierten Glasplatte vor die Expositionsplatte in der Kassette dieses Bild gleichzeitig mit dem Bilde des Mediums auf derselben Negativplatte zum Ausdruck zu bringen. Daß er die Kassette auf eine solche doppelte Platte untersucht habe, berichtet Herr Aksákof ja allerdings nicht.

Die dritte und wichtigste Art mediumistischer Photographien, zu deren Erlangung nun Herr Aksákof überging, waren Darstellungen des Mediums zugleich mit der sichtbar materialisierten Gestalt bei Magnesiumlicht. Die erste Sitzung zu diesem Zwecke fand am 22. Juli 1886 abends statt. Über die zu diesen Experimenten getroffenen Vorbereitungen sagt Herr Aksákof:

Für dergleichen Séancen mußte man ein Zimmer haben, in welchem man ein Dunkelkabinett hinter einem Vorhang arrangieren konnte.[1]) In dem Hause unseres Wirtes war das einzige Zimmer, welches diesen Bedingungen entsprechen konnte, der Salon, dessen Eingang sich von dem übrigen Teile des Zimmers durch einen schweren Plüschvorhang abschied, welcher in seinem Schlitz von einer starken Seidenschnur aufgehoben war. Diese Abteilung des Salons entschlossen wir uns zum Dunkelkabinett umzuwandeln; auf 10 Fuß (3 m) Breite hatte sie 14 Fuß ($4^1/_3$ m) Länge; sie hatte eine Thür und ein Fenster. Die Thür, die einzige des Salons, ging auf den Korridor hinaus und ließ sich fest verschließen. Das Fenster ging auf einen Durchgang zwischen dem Hause des Eigentümers und dem des Nachbars. Um die nötige Dunkelheit herzustellen, wurden die Fensterläden geschlossen und noch obendrein mit einem Wachstuch und mit Wollentüchern überdeckt, welche ringsum mit kleinen Nägeln angeheftet wurden. In demselben Raum standen einige Stühle, eine Etagère und ein Pianino. Der Salon befand sich, wie alle übrigen Zimmer, in denen wir unsere Séancen hielten, in der dritten Etage.

Vor allem stellte der Hausherr den Apparat ein. Eglinton saß vor dem Schlitze des Vorhanges, und der Brennpunkt wurde auf eine solche Entfernung genommen, daß eine ganze Gestalt auf der Platte aufgenommen werden konnte. Vier oder fünf Schritte vom Vorhange, gegenüber dem Schlitze, welcher nicht genau in der Mitte,

[1]) Eine derartige Vorrichtung galt zu solchen „Materialisations“-Sitzungen von jeher als erforderlich. Der Einfluß des Lichtes und der Blicke der Anwesenden soll den Vorgang der „Materialisation“ erschweren oder unmöglich machen. Für den Laien ist dies sehr verdachterregend und auch für die Sachkenner ist dies der Hauptgrund für alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln gegen Betrug und Täuschung.

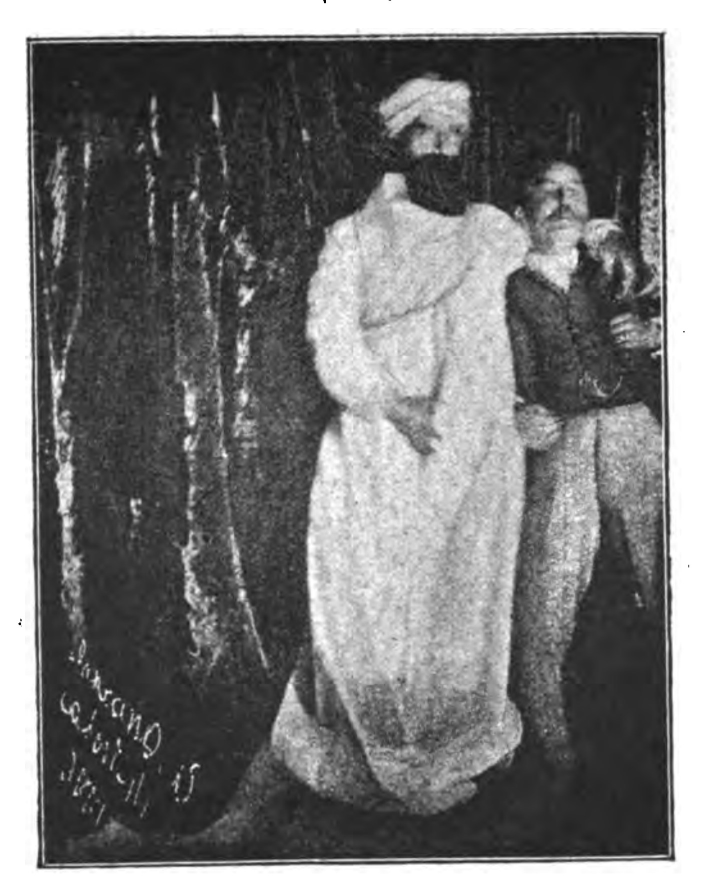


Tafel I.



„Transscendentale Photographie.“

Tafel II.



„Photographie eines Phantoms.“

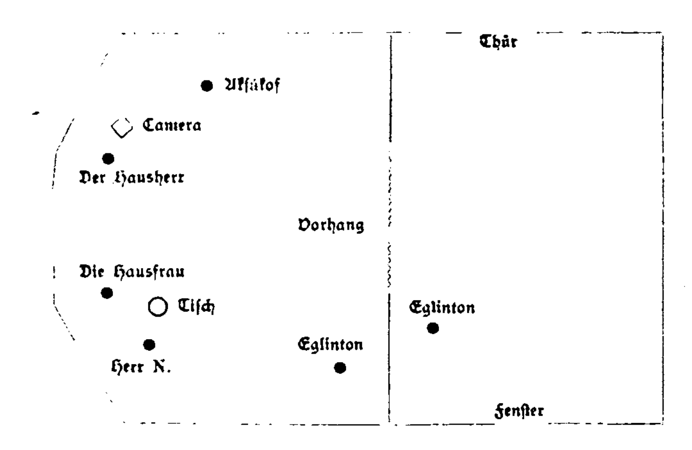
sondern mehr an der rechten Seite sich befand, wurde ein kleiner runder Tisch gestellt. Der photographische Apparat befand sich zur Linken dieses Tischchens, und um die Camera der direkten Einwirkung des Magnesiumlichtes zu entziehen, stellte ich auf dem Tische einen Lichtschirm von Karton auf, in dessen Biegung ich einen konkaven Metall-Reflektor von 7 Zoll (18 cm) Durchmesser eingefügt hatte:



. . . Eine kleine Weingeistlampe mit einem Docht von grober Wollenschnur wurde auf den kleinen Tisch gestellt, zur Seite des Reflektors. Neben sie legte ich noch mehrere aus drei Magnesiumbändern geflochtene Zündschnuren, jede 7—8 Zoll (20 cm) lang, die ich selbst zubereitet hatte. Sie waren mit Eisendraht an kleine Glasstäbchen befestigt, und der Freund des Hauses, Herr N., ward beauftragt, auf ein gegebenes Zeichen eine Magnesiumschnur an der Lampenflamme zu entzünden, diese brennende Schnur vor die Mitte des Reflektors zu halten und dabei Acht zu haben, daß die zu photographierenden Subjekte sich im reflektierten Gesichtsfelde befänden.

Diese erste Sitzung ergab kein Resultat, die zweite dieser Reihe und die letzte von allen fand am 26. Juli 1886 statt. Diese schildert Herr Aksákof folgendermaßen.

Nach allen getroffenen Vorbereitungen wie das vorige Mal zog ich mich mit dem Hausherrn in das dunkle Zimmer zurück, nahm aus meiner Reisetasche zwei neue Platten, die ich auf Russisch mit „A. Aksákof, 14. Juli 1886" (alten Stils) kennzeichnete, und der Hausherr steckte sie in die Kassette. Beim Wiederbetreten des Salons schlossen wir die Thüre ab; nun setzten wir uns in folgender Ordnung:



Wir zündeten dann die Weingeistlampe an und löschten das Gas aus. Eglinton nahm Platz auf dem Lehnstuhl, welcher vor dem Vorhange stand; bald fiel er in Trance und begann zu sprechen: unsere Vorbereitungen wurden gebilligt . . . . . Um 10 Uhr weniger 5 Minuten zog sich Eglinton hinter den Vorhang zurück; ich konnte die Zeit beim Lichte der Weingeistlampe erkennen. Bald kam Eglinton wieder heraus und begann Kraft zu sich zu nehmen, indem er sich jedem von uns näherte und Striche von unsern Köpfen auf sich zu machte. Nachdem er sich abermals hinter den

Vorhang zurückgezogen, kam er bald von neuem hervor und setzte sich auf den Lehnstuhl vor dem Schlitz des Vorhanges, das Gesicht und seinen Körper uns zugewendet; er bewegte sich viel, erhob und senkte seine Hände; auf seinem Kopfe sah man etwas Weißes — Klopflaute ließen sich hören; wir waren in Ungewißheit; die Klopflaute ertönten von neuem — „Anzünden?" — „„Ja!"" bestätigten die Klopflaute. Das Magnesium wurde angezündet; der Hausherr öffnete das Objektiv und ich sah bei einem blendenden Lichte die Gestalt Eglintons, welche ruhig zu schlafen schien, mit vor sich gefalteten Händen. Auf seiner linken Schulter sah man eine dritte Hand mit einem Stück weißer Hüllmasse und auf seinem Kopfe, ganz dicht an der Stirn, sah man eine vierte Hand — natürliche Hände, vollkommen wie lebend.

Als diese Exposition beendet war, verschwanden diese Hände nicht, sondern sie zogen Eglinton rückwärts und er verschwand hinter dem Vorhange. Der Hausherr drehte sofort die Kassette um und deckte die andere Platte auf. Ich hatte geglaubt, daß diese Séance zu Ende wäre; aber kaum hatte sich der Hausherr gesetzt, als hinter dem Vorhange hervorkam und drei oder vier Schritte vorwärts machte eine hohe Mannesgestalt, ganz in Weiß gekleidet, das Gesicht entblößt, mit einem schwarzen Bart und einem weißen Turban auf dem Kopfe. „Das ist Abdullah" — bemerkte ich. „„Nein,"" versetzte der Hausherr, „„denn diese Gestalt hat beide Hände."" (Die Gestalt Abdullahs, welche bei den Séancen Eglintons erscheint und die wir zu Petersburg sahen, hat nur die Hälfte des linken Armes.) Indem die Gestalt eine Bewegung zum Zeichen der Bestätigung machte, kreuzte sie dieselben auf ihrer Brust, machte eine grüßende Bewegung und verschwand hinter dem Vorhange. Einige Sekunden darauf erschien eine andere Gestalt in Weiß — dieselbe, welche wir soeben erst gesehen hatten; alle beide stellten sich aufrecht vor den Vorhang und eine Stimme sagte: „Licht!" Zum zweitenmale flammte das Magnesium auf und ich betrachtete mit Erstaunen die hohe Gestalt, welche mit ihrem linken Arme Eglinton umarmte und unterstützte; er war in einem tiefen Trance-Zustande und hielt sich kaum auf seinen Füßen. Ich saß etwa fünf Schritte entfernt und beim blendenden Lichte des Magnesiums konnte ich den seltsamen Besucher vollkommen betrachten; er war ein Mann von Leben; ich sah genau die lebendige Haut seines Gesichtes, seinen ganzen natürlichen schwarzen Bart, seine geraden und dicken Augenbrauen und seine scharfen Augen, welche die ganze Zeit über ernst und unbeweglich direkt in die Flamme blickten, die etwa 15 Sekunden brannte. Die ganze Gestalt war bis zum Fußboden in Weiß gekleidet; auf ihrem Kopfe trug sie eine Art Turban. Mit ihrem linken Arm umfaßte sie Eglinton, mit der rechten Hand hielt sie ihre Hülle. Als Herr N. ausrief: „Jetzt," um das Objekt zu schließen, verschwand die Gestalt hinter dem Vorhange, aber sie hatte nicht Zeit, Eglinton mit sich zu nehmen und er fiel noch vor dem Vorhange wie tot zur Erde. Die Lage war kritisch, aber wir rührten uns nicht, da wir wußten, daß das Medium sich unter einer Macht befand, über die wir keine Befugnis hatten. Alsbald öffnete sich der Vorhang wieder und dieselbe Gestalt erschien zum drittenmale; sie näherte sich Eglinton, und aufrecht stehend, sich aber ein wenig zu ihm hinabneigend, begann sie Striche über seinen unbeweglichen Körper zu machen. Wir bewunderten dieses Schauspiel in tiefem Stillschweigen. Eglinton begann sich langsam zu erheben und stellte sich zuletzt auf seine Füße. Die Gestalt umfing ihn mit ihrem Arme und führte ihn hinter den Vorhang zurück. Bald ließ sich eine ganz schwache Stimme vernehmen — die Joeys, eines der kontrollierenden Führer des Mediums, welcher uns riet, daß wir das Medium sofort an die frische Luft führen und ihm Wasser mit Kognak vermischt zu trinken geben sollten. Es war 10 Uhr 35 Minuten, als die Séance endigte.

Die Hausfrau eilte zur Thür, um Wasser herbeizuholen; aber die Thür war verschlossen. Als sie sich an mich wendete, um den Schlüssel zu erhalten, bat ich sie,

mich entschuldigen zu wollen, aber der Fall wäre ein solcher, daß ich die Thür selbst öffnen müßte. Zuvor vergewisserte ich mich vollständig bei Licht, daß sie verschlossen war, und dann erst öffnete ich sie. Eglinton lag in seinem Lehnstuhl in einem tiefen Trance hingestreckt; ihn auf seine Füße zu stellen, war ganz unmöglich, und alle drei trugen wir ihn in den Speisesaal, wo wir ihn in einen Lehnstuhl neben ein offenes Fenster setzten; aber sofort rollte er zur Erde und wurde von Konvulsionen ergriffen; auf seinen Lippen sah man Blut. Wir rieben ihn energisch, gaben ihm Salze einzuatmen u. s. w., was ihn erst nach einer Viertelstunde zu sich brachte, daß er tief anfatmete und die Augen aufschlug.

Ihn in einem Zustande vollständiger Erschöpfung der guten Sorgfalt unserer Hausherrschaft anvertrauend, ging ich mit Herrn N. in das dunkle Zimmer, um die Platten zu entwickeln. Sobald auf der einen von ihnen die Umrisse der beiden Gestalten zu erscheinen begannen, beeilte ich mich, in den Speisesaal zurückzukehren, um die gute Neuigkeit Eglinton mitzuteilen, der selbst nicht imstande war, zu uns herein zu kommen und mit Ungeduld über das Resultat unterrichtet sein wollte. Als er endlich vernahm, daß das Resultat ein vollständiges wäre, war sein erstes Wort: „Nun wohl, ist das genügend für Herrn von Hartmann?“ — Worauf ich ihm erwiderte: „„Damit ist es zu Ende mit den Hallnzinationen! . . . .““ — Aber Eglinton bezahlte auch seinen Triumph teuer; erst nach einer Stunde erholte er sich genügend, um sich bis zur Station der unterirdischen Eisenbahn zu schleppen. Herr N. übernahm die Verpflichtung, ihn in sein Haus zurückzugeleiten und ihn zu Bett zu bringen; und dort bekam er, kaum angelangt, einen zweiten Anfall von Konvulsionen und Blutergießen (Hämoptysie). Er bat inständig, den Seinigen von dem, was ihm zugestoßen war, nichts zu sagen; nichtsdestoweniger kamen am folgenden Tage mehrere Mitglieder seiner durch seinen Zustand in Besorgnis versetzten Familie zu mir, um zu erfahren, was gestern passiert wäre, denn niemals hätten sie ihn in einem solchen Zustande der Erschöpfung gesehen.

Eine autotype Nachbildung dieser letzten Photographie gebe ich als Tafel II. Zu diesem Bilde bemerkt Herr Aksákof, dasselbe sei so unscharf, weil die beiden Gestalten sich offenbar ein wenig hin und her bewegt hätten, obgleich man dies mit dem Auge durchaus nicht habe bemerken können. — Von den weiteren Angaben seines Berichtes muß hier noch besonders hervorgehoben werden, daß nach Beendigung dieser Experimente der Hausherr sich bereit erklärte, die Nennung seines Namens zu gestatten. Leider hat Herr Aksákof dies Anerbieten aus an und für sich thatsächlich richtigen Gründen abgelehnt. Ich bedaure indes dies lebhaft, weil alle etwaigen Einwendungen gegen diese Berichte im wesentlichen an die Person dieses ungenannten, photographisch mitwirkenden Herrn anknüpfen. Derart nämlich wurden mir gegenüber im persönlichen Verkehr mit Skeptikern, welche übrigens selbst nur die wissenschaftlich zwingende Feststellung der hier in Frage stehenden Thatsachen im Auge haben, folgende Einwendungen erhoben:

Es wird als ein Mangel des Verfahrens bezeichnet, daß der Herr Berichterstatter offenbar in der Technik des Photographierens nicht genug bewandert war, um auf diejenigen Maßregeln, welche allen Betrug vollständig ausschließen können, hinreichendes Gewicht zu legen. Er beschreibt weder die Kamera genau, noch berichtet er, daß er dieselbe, sowie besonders die Kassette vor jedem Experiment gründlich untersucht habe. Er sagt überdies ausdrücklich, daß er die Trockenplatten nicht selbst in den Apparat gesteckt, sondern dies einem dritten ungenannten Herrn über-

lassen habe. Nun sind aber gerade durch Vorrichtungen in der Kamera, sowie namentlich auch durch Vorlegen von Platten mit positiven Bildern vor die exponierten Negativplatten jede Art von betrügerischen Photographien, besonders die angeblich transscendentalen Bilder, und mit Hilfe eines Glühlichtes auch die „Photographien im Dunkeln" [1]) künstlich herzustellen. Somit gewährt also das Markieren der eigenen Platten allein noch keine Sicherheit gegen Betrug.

Als geradezu bedenklich wird es dabei bezeichnet, daß Herr Aksákof denjenigen Herrn X., mit welchem zusammen sowie mit dessen Frau und dessen Hausfreund Herrn N. er diese Experimente ganz in dessen eigenem Hause gemacht hat, welchem er überdies vollständig die photographischen Manipulationen überließ und dessen Namen er nicht nennt, — daß er diesen Herrn und dessen Familienkreis nur durch das Medium selbst kennen gelernt, ja sogar durch dieses erst von dessen Existenz und photographischen Experimenten gehört habe, und daß Herr Eglinton mit diesem Familienkreise, auf den er Herrn Aksákofs Aufmerksamkeit lenkte, wohl schon längere Zeit vorher in Verbindung gestanden haben könne.

Es liegt hier die Absicht fern, weder gegen das Medium, noch gegen die anderen Personen einen bestimmten Verdacht auszusprechen; es wird nur behauptet, daß wissenschaftlich und logisch betrachtet, die Möglichkeit eines Komplotts nicht als unbedingt ausgeschlossen bezeichnet werden kann, und daß solcher Umstand bei einer etwaigen Wiederholung solcher Experimente vermieden werden sollte. — Wenn also etwa in jenem ungenannten Familienkreise alles Nötige mit Herrn Eglinton vorbereitet gewesen wäre, wenn ferner etwa in dem Salon, in welchem das Photographieren bei Magnesiumlicht stattfand, irgend eine geheime Thüre oder auch nur ein zweiter Schlüssel zu der von Herrn Aksákof verschlossenen Thür vorbereitet gewesen wäre, so daß außer den drei Personen und dem Medium, welche Herr Aksákof sah, noch ein Helfershelfer hätte in das Zimmer kommen und das photographierte Phantom, sowie die vorher gesehenen und photographierten Hände ꝛc. darstellen können, so ließe sich wohl denken, daß nicht nur alle von Herrn Aksákof gelieferten Photographien, sondern auch alle von ihm gesehenen und berichteten Vorgänge künstlich und ganz ohne Zuhilfenahme übersinnlicher Kräfte sich hätten so herstellen lassen können, daß Herr Aksákof dieselben in gutem Glauben für echt „mediumistisch" halten konnte. Wollte man aber andererseits annehmen, daß die „materialisierten" Formen ohne Zuthun und Wissen des ungenannten Familienkreises durch einen Helfershelfer des Herrn Eglinton dargestellt worden seien, so würde man schon glauben müssen, daß es dem letzteren möglich gewesen sei, die Dienstboten des Hauses, in welchem er vielleicht seit längerer Zeit bekannt war, zu bestechen, sich einen Nachschlüssel zu der Thür des Salons zu verschaffen und sich die Verschwiegenheit der Dienstboten zu sichern. — Krämpfe ließen sich wohl simulieren und blutige Lippen selbst ohne Hämoptysie machen. Hierzu wird übrigens darauf hingewiesen, daß für solches Blutspeien des Mediums nur das Zeugnis des ungenannten Herrn N. angeführt werde.

Kurz, es wurde mir gegenüber von diesen Skeptikern behauptet, daß, nach dem vorliegenden Bericht allein geurteilt, man sich doch wohl denken

[1]) Eine andere Art, wie diese letzteren und auch die dabei nach Herrn Aksákofs Bericht gesehenen Formen künstlich gemacht werden können, findet sich in der Nr. 333 des Londoner „Light" vom 21. Mai 1887 (S. 231) angegeben — — Erwähnen will ich doch hierzu noch, daß eine dieser von Herrn Aksákof gelieferten Photographien eine Mannesbüste (mit einer Blume) zeigt, welche zwei linke Hände hat, statt der rechten eine zweite linke Hand. Dies scheint mir allerdings eher für als gegen die Echtheit der „Materialisation" zu sprechen. Herr Eglinton hat jedenfalls zwei richtige Hände, während allerdings im übrigen das Gesicht dieses „Phantoms" eine unverkennbare Ähnlichkeit mit ihm hat.

könne, daß Herr Aksákof möglicherweise getäuscht worden sei. — Nun, die logische Möglichkeit dieser Annahme wird man vielleicht nicht bestreiten können, jedenfalls aber wird dieselbe jedem unbefangenen Leser doch wohl unwahrscheinlich vorkommen. Daß etwa der Helfershelfer sich mit einem Nachschlüssel in den Salon geschlichen habe, während Eglinton sich bei den übrigen Anwesenden befand und durch magnetische Striche „Kraft zu sich nahm", dabei auch wohl nicht nur die Aufmerksamkeit der Anwesenden fesselte, sondern auch vielleicht einiges Geräusch machte, das ließe sich zur Not denken; wie dieser Helfershelfer aber mit heiler Haut wieder aus dem Salon herausgekommen sein sollte, bleibt unerfindlich. In dem vorliegenden Berichte ist sicherlich kein Anhalt für solche Annahme und in demselben etwa ungenaue oder unvollständige Beobachtung und mangelhafte oder nicht berichtete Erinnerung für wesentliche Umstände anzunehmen, liegt kein besonderer Grund vor. Ganz speziell gewinnt die Betrugserklärung an Unwahrscheinlichkeit, wenn man den Bericht als Ganzes betrachtet, in welchem sich alle Einzelheiten zu einer so vollständigen und ganz unzweifelhaften Überzeugung des Herrn Aksákof verbinden. Auch würde schon ein zu hoher Grad von frivoler Geriebenheit auf seiten des ungenannten Familienkreises notwendig gewesen sein, um Herrn Aksákof so vollständig zu täuschen; und daß Herr Eglinton allein diesen Betrug sollte haben durchführen können, das ist bei ernstlicher Erwägung aller Umstände, der gesehenen, sowie der photographierten Vorgänge, nicht durchzuführen. Sonst ließe sich allerdings wohl bei dem Medium ein hinlänglicher Grund für solchen Betrug vermuten. Aber welches Motiv sollte denn den Herrn X. und seine Hausgenossen zu solchem unverantwortlichen Betruge veranlaßt haben?!

Vielleicht etwas zu schnell und zu sehr vertrauend könnte Herr Aksákof möglicherweise gewesen sein; jedenfalls ist seine Untersuchung und sein Bericht nicht ganz ausreichend, und die Namensnennung seiner Mitwirkenden abzulehnen, erscheint mir als eine beklagenswerte Unvorsichtigkeit. Indessen wird sich zu dem Bericht manches nachholen und vervollständigen lassen. Es würde offenbar ein sehr wesentlicher Vorteil für diesen Bericht sein und dessen Zweck erheblich fördern, wenn die Herren X. und N. selbständig mit ihren vollen Namen für diese Experimente eintreten und dazu womöglich ihre eigenen, vordem unabhängig gewonnenen Resultate mediumistischer Photographie veröffentlichen möchten. Man wird sich nie verhehlen dürfen, daß der Wert und die Bedeutung solcher Berichte und Photographien stets ausschließlich auf der Persönlichkeit des Experimentators und Berichterstatters beruht. Objektive Beweiskraft, welche von der Autorität und der Zuverlässigkeit der Urheber unabhängig ist, kann kein derartiges Beweismaterial jemals haben; und so beruhen denn auch diese Versuche, bis noch andere Zeugen für dieselben eintreten, ausschließlich auf der allerdings nicht zu unterschätzenden Autorität der Persönlichkeit des Staatsrats Alexander Aksákof.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Spuk in Billigheim.*)

Mitgeteilt von dem Besitzer dieser Standesherrschaft, dem Grafen zu Leiningen-Billigheim.

Es war aus alter Zeit bekannt, daß es in dem Pfarrhause in Billigheim spuke, umgehe, Lärm mache und die Bewohner erschrecke. Die subjektiven Wahrnehmungen der Geistlichen waren verschieden. Die einen behaupten, auf dem öden, dunkeln Raum ebner Erde ein schlürfendes Gehen, die andern ein Knallen, die dritten ein Klopfen und die vierten sogar einen Hund ohne Kopf bemerkt zu haben, der durch das Zimmer lief, während das übrige Geräusch sich auf dem Boden verlor. Niemand aber war wohl so genau von der Sache unterrichtet als ich, der nicht allein ein großes Interesse an der Sache selbst hatte, sondern auch mit besonderer Neigung für Mitteilungen der Geisterwelt von Natur ausgestattet war und noch bin.

Ein Baumeister meines seligen Großvaters, namens Kaspar Melchior Balthasar Storf, war der erste, der mir von diesen Vorgängen sprach. Unter dem Pfarrer Heilig, der zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte, sollte das Pfarrhaus, wohl das älteste Haus in Billigheim, renoviert werden. Die Leute, unter ihnen Storf, waren auf dem Speicher be-

*) Wir geben diese Mitteilung so unbefangen, wie sie hier vorgetragen ist, wieder und enthalten uns jedes Kommentars sowie aller etwaigen Vorschläge für verschiedene mögliche Erklärungen dieser Vorgänge. Die Persönlichkeit des Einsenders schließt jeden Zweifel an der Thatsächlichkeit seiner berichteten Wahrnehmungen aus. Für die Frage des Grades der Subjektivität oder Objektivität solcher Wahrnehmungen aber scheint uns diese Darstellung in verschiedener Hinsicht wertvolles Material zu bieten. — Diese Mitteilung kam unter anderen Gegenständen in der Sitzung der Psychologischen Gesellschaft zu München vom 30. Juni d. J. zum Vortrag. In der sich hieran anschließenden Diskussion wurde bemerkt, daß diese Mitteilung an sich als Material für eine wissenschaftliche Untersuchung nicht dienen könne; indessen wurde hierauf erwidert, daß dies auch keineswegs beabsichtigt, daß es aber wünschenswert sei, die vielfach über solche Wahrnehmungen vorliegenden, glaubwürdigen Berichte zu sammeln, um danach auf Grundlage eigener exakter Experimental-Untersuchungen solcher „Spukvorgänge" ein wissenschaftlich haltbares Urteil über die Natur derselben gewinnen zu können. (Der Herausgeber.)

schäftigt, als sie plötzlich an eine Stelle kamen, die in Lehm eine Erhöhung am Kamin hatte und auf der drei Kreuze († † †) eingeschnitten waren. Neugierig, was das sei, öffneten sie diese Stelle und fanden dort: 1. ein Schnupftuch, 2. zwei oval-runde Steine, 3. einen Papierstreifen, auf dem etwas geschrieben stand, und 4. eine schwarze Mütze.

Sie nahmen alles heraus und wollten vor allem den Papierstreifen lesen, allein im gleichen Augenblick durchzog die Abendluft den von Ziegeln befreiten offen liegenden Speicher, der Streif flog hinunter und wurde nicht mehr gefunden. Die übrigen Sachen ließen sie liegen, und da es schon Feierabend und düster wurde, so fürchteten sie sich und verließen das Haus.

Am andern Morgen, so erzählte mir Storf weiter, fand man das Pfarrhaus in Alarm. Der Pfarrer und seine Haushälterin Anna Marie hatten die ganze Nacht kein Auge zugethan, ein entsetzlicher Lärm hatte sie aufgeschreckt. Storf, von Unruhe getrieben, begab sich zum Pfarrer und berichtete, was er und seine Leute am Abend vorher gethan hatten. Der Pfarrer, hierdurch sehr beunruhigt, befahl, alles wieder zusammen an den früheren, gehörigen Ort zu thun und vor allem Schweigen über die Sache zu beobachten. Seit jener Zeit indessen wurde die Ruhe des Pfarrhauses, besonders in der Adventzeit, beständig gestört und dabei blieb es. —

* * *

Es war nun im November des Jahres 1868, als ich allein im Schlosse zu Billigheim wohnte und, wie stets, die beiden Zimmer links vom Eingange des Schlosses inne hatte. Da geschah es in der Nacht vom 12. auf den 13. jenes Monats, daß ich, als ich mich niederlegte, zu mir selbst sagte: „Heute bin ich so müde, daß ich um keine telegraphische Depesche aufstehen werde". Ich erhielt damals gerade viele Telegramme meist in unangenehmen Geschäftsangelegenheiten. Das Haus war verschlossen, und der Gärtner, welcher sonst die Wache bei mir hatte, war nicht zu Hause. So schlief ich denn etwa gegen 11 Uhr ein, bald aber erfaßte mich ein Traumbild: — Es schien mir, als höre ich auf dem Gange dreimal heftig klopfen. Aufgebracht darüber erfasse ich (immer im Traum) die Schelle und läute; ... allein es kommt niemand — nun sage ich bei mir: „Es ist doch arg, daß der Mensch (der Gärtner nämlich) nie zuhause ist, allein was liegt mir daran, hoffentlich kommt der Bote nicht bis zu mir". Als ich dies eben denke, höre ich, wie die Thür meines Vorzimmers sich öffnet und ein mir unbekannter Tritt näher und immer näher kommt. Als ich eben im Traum noch darüber nachdenke, wie unverschämt dieser Depeschenträger sei, hielten die Tritte unmittelbar an meinem Bette still, und ich erhielt, da ich mit dem Gesicht nach der Wand lag, deutlich und stark drei Schläge mitten auf den Rücken! Ich schrie so laut auf, daß ich erwachte und mich nun rasch umkehrte. — Vollkommen wach und aller meiner Sinne mächtig, erhob ich mich, auf den Ellenbogen gestützt, und sah mit einem gewissen Entsetzen eine dunkle, mittelgroße Gestalt mit sehr breiten Schultern und schwärzer als die

Finsternis des Zimmers vor mir stehen. Die Haare meines Hinterkopfes richteten sich empor; mein Hals wurde enger; schreien konnte ich nicht, und eine noch nie empfundene Todesangst ergreift plötzlich meine Sinne.

Da zogen schmerzliche Stunden meiner Vergangenheit pfeilschnell an mir vorüber; ich erinnerte mich, wie oft ich Gott gebeten, mir meine verstorbene Tochter Gabriele zu zeigen; ich gedachte auch einer Unterredung vor vielen Jahren, die ich über das Kapitel der Geistererscheinungen mit einem alten Doktor Gruber von Mosbach hatte, und bei der wir uns stritten, ob und in welcher Sprache man eine solche Erscheinung anreden solle. Dies ermannte mich, und schärfer hinsehend, glaubte ich ein Antlitz, undeutlich zwar, jedoch von solch' unbeschreiblicher Wehmut, von solch' unaussprechlichem Schmerz zu bemerken, daß mich ein inniges Mitleid für diesen Unglücklichen erfaßte. Nach ihm in die Luft greifend, fragte ich nun aus der Tiefe meiner Seele: „Cur tantis lacrimis plangis?" — Auf diese Frage erhielt ich keine Antwort; aber das Gespenst zerfloß allmählich in nichts, bis zum letzten Augenblick jedoch das jammervolle Gesicht zeigend.

Sofort verließ ich das Bett. Es schlug 1 Uhr. Ich machte Licht, setzte mich an meinen Schreibtisch und schrieb sogleich dieses für mich höchst seltsame Erlebnis nieder.

* * *

Zwei Jahre waren seitdem verflossen. An einem herrlichen, heißen Sommer-Nachmittag erhielt ich Besuch von einem königl. bayerischen Auditor, Herrn von Maillinger aus München. Sein Vater war General der Gendarmerie; wir waren Jugendbekannte und tranken in heiterster Laune eine Bowle Maitrank, als der damalige Pfarrer von Billigheim, namens Ziegler, eintrat. — Ihm hatte ich längst die vorstehende Geschichte erzählt und da auch er wiederholt Spuk im Pfarrhause vernommen, so kam die Rede darauf und ich erzählte nun auch Maillinger das Erlebte, sowie die Eingangs erwähnten Thatsachen.

Versichert, daß jene 3 Kreuze noch an dem Kamin auf dem Boden des Pfarrhauses vorhanden sein müßten, faßten wir plötzlich alle drei den fatalen Entschluß, gleich dorthin vorzudringen und die drei Kreuze aufzusuchen.

Es mochte 1/26 Uhr abends sein, als wir zu dritt den Speicher betraten; ich hatte Hammer und Meißel bei mir, suchte überall, allein nirgends war etwas zu finden. Endlich gaben wir es auf und wollten eben schon den Speicher verlassen, als ich mich zufällig nochmals gegen den Kamin wandte und mit einem lauten: „ich hab's, ich hab's" verkündete, daß die Kreuze gefunden seien. Nun erhob der Pfarrer Ziegler Protest und zwar so ernst, daß ich aufgebracht sagte: „Beruhigen Sie sich, Sie haben weder Anteil noch Schuld, ich nehme alles auf mich." ...

Ein kräftiger Hammerschlag öffnete den Behälter am Kamin (zur linken Hand, wenn man den Boden betritt). Im Eifer der Neugierde fuhr ich mit der ganzen Hand in das Loch und zog die bekannten Gegenstände, natürlich mit Ausnahme des Papierstreifens, heraus:

1. Das Schnupftuch, karriert und schmutzig in Lumpen. Bei näherer Prüfung zeigte sich, daß in dessen Mitte ein größeres rotgesticktes Kreuz etwa $1^1/_2$ Zoll lang angebracht war; in kleinerem Maßstab fanden sich ähnliche Kreuzchen in jeder der vier Ecken des Tuches. Das Tuch selbst hatte an den vier Ecken Knoten, und als ich einen aufmachte, fanden sich kleine Hölzchen, in Kreuzesform übereinandergelegt gebunden, darin — im übrigen nichts Merkwürdiges. —

2. Zwei ovale Steine, beide schwärzlich-rot, dick mit Schmutz überzogen. Es schienen Kieselsteine zu sein, der eine faustgroß, der andere $^1/_3$ kleiner. Merkwürdigerweise fanden sich auf beiden die fünf Kreuze wieder, welche ich schon bei dem Tuch erwähnte; sie waren auf den Steinen eingegraben. Diese nahm ich nun trotz aller Ermahnungen beider Herren, die doch sehr überrascht waren, zu mir, um sie tags darauf prüfen zu lassen, ob die braun-schwarz-rötliche Farbe nicht etwa Blut sei. Ferner gedachte ich sie zum Andenken an diese Stunde aufzuheben und mir zwei Papierbeschwerer für meinen Schreibtisch davon machen zu lassen.

3. Die schwarze Mütze, eine Art von Barrett in der Art, wie solches die Ratsherren im 30jährigen Kriege trugen. Heute findet man solche noch bei protestantischen Geistlichen. Sie war von schwarzem Merino, für meinen Kopf zu eng, war mir übrigens ekelhaft und widerlich zu berühren. Sie ließ ich daher auf dem Boden liegen.

In eigentümlicher Stimmung verließen wir den Speicher —, Maillinger mit dem Bemerken, es hätten uns leicht Ohrfeigen von unsichtbaren Händen zuteil werden können, — Pfarrer Ziegler ohnehin zur Melancholie geneigt, war beunruhigt, und doch wußte er nicht, daß er ein halbes Jahr danach sterben würde, — und ich, offen gesagt, mit Gewissensskrupeln, allein mehr noch mit dem Gedanken der Untersuchung beschäftigt. Wir trennten uns. Ich trug die Steine in mein Zimmer und legte sie dort auf den Ofen. Um mich zu beruhigen, ging ich zu meiner Gemahlin, erzählte ihr die Angelegenheit und sagte scherzweise: „Die Steine behalte ich zum Andenken und hole sie morgen".

„Um Gotteswillen, nein," sagte die Gräfin, „thu' das nicht, denn es giebt Beispiele, daß dergleichen Spuk von einem Haus auf ein anderes durch Frevel übertragen wurde.

Als ich aber sagte, es sei zu spät, die Steine seien schon da, erklärte sie solches für ein großes Unrecht.

Die Untersuchung zeigte inzwischen, daß die rot-schwarz-braune Farbe einzig und allein Wirkung des Rauches im Kamin und kein Blut sei. Die Steine aber blieben danach auf dem Ofen liegen und gaben oft Stoff zur Unterhaltung. — In den ersten Tagen, erinnere ich mich, fielen sie mir stets beim Schlafengehen ein, später nicht mehr, und so geriet die Sache nahezu in Vergessenheit.

Drei Jahre waren vergangen. Pfarrer Ziegler war längst tot andere Geistliche waren ihm gefolgt. Die Steine waren endlich, da der Spuk bezw. das Poltern im Pfarrhause zugenommen, auf dem Kirchhof

vergraben und die übrigen Dinge wieder in das alte Behältnis gethan worden. Ich befand mich wieder allein, da meine Familie für den Winter nach Oberitalien abgereist war, wohin ich später folgen sollte. Meine Zimmer bildeten in dem sich hart anlassenden November meinen einzigen Aufenthalt im Schlosse; und so hatte sich denn mit Gärtner und Köchin ein kleiner, sehr bescheidener Haushalt gebildet. Ersterer, der Gärtner, wohnte in dem Ökonomiegebäude, letztere, von mir durch einen Vorplatz und Gang getrennt, für sich abgeschlossen. Sie war von so ängstlicher Natur, daß sie nicht zu bewegen war, nachts oder abends aus ihrem Zimmer zu gehen, selbst wenn geläutet wurde.

Da ich nun mit keinem Menschen Umgang hatte, so stellte sich bald eine Monotonie ein, die, gepaart mit klösterlichem Schweigen, so recht zum Lesen und Studieren geeignet war. Nichts unterbrach die Stille, und zu wiederholten Malen, wenn es mir schien, man öffne vom Gang aus die Thüre meines Schreibzimmers mitten in der Nacht, so glaubte ich eben zu träumen oder mich zu irren. Nun aber macht die Klinke besagter Thüre beim Öffnen und Schließen einen ganz eigentümlichen Ton; ich möchte es ein Zwitschern nennen, das kaum überhört werden kann.

Nach einigen Tagen fiel mir auf, daß dieses Zwitschern regelmäßig sich einstellte, und zwar einige Zeit um 11 Uhr abends, dann um 1 Uhr und endlich um 3 Uhr früh. Aufmerksam geworden, bemerkte ich, daß dieser Ton stets in jenem eigentümlichen Augenblicke eintritt, wenn man gleichsam fühlt, „wie man einschläft“. Mit Mühe gelang es mir, diesen Moment festzuhalten, und ich erhielt bald Gewißheit, daß hier etwas Außergewöhnliches im Spiele sei. Nun verfolgte ich auf das sorgsamste jedes auch noch so unbedeutende Vorkommnis mehrere Wochen hindurch. Es ließen sich alsbald zur Nachtzeit zu den bestimmten Stunden Schritte hören; das Zwitschern in der Thür wurde häufiger und bald war es, als schösse jemand auf dem Gange eine Pistole los, bald schien es, als sei jemand in dem meinem Schreibkabinett gegenüber gelegenen Badezimmer.

Infolge dieser Vorgänge nun fühlte ich mich in einem gegebenen Augenblicke zu der laut gesprochenen Äußerung veranlaßt: „Ich will dich erlösen, setze indessen mein eigenes Leben nicht ein. Wozu der Lärm? Das fördert nichts, zeige dich deutlicher!“ Dabei versetzte ich mich geistig in das Innere solches unglücklichen Geistes und betete für ihn gleichsam aus ihm selbst heraus. Zugleich beschloß ich, mit dem Pfarrer Maier in Billigheim davon zu reden. Dieser wußte indessen auch nichts anderes zu empfehlen als Gebet; er bestand jedoch darauf, ich solle eine Messe zu Ehren des Geistes hören. Da es gerade Samstag war, wo das Geräusch stets am lebhaftesten zu sein pflegte, so beschloß ich, am folgenden Morgen, Sonntag (es war hoher Feiertag mit Exposition) das Meßopfer in besagter Absicht zu hören. Schon seit etwa drei Wochen hatte ich stets das höchst fatale Gefühl, es stehe etwas dicht hinter mir; dieses Empfinden war an jenem Sonntag Morgen stärker als seither. In der

Kirche angekommen, betete ich mit warmem Herzen für den unglücklichen Geist, und als die Messe zu Ende war, sprach ich in meinem Innersten leise: „Ist's so recht gewesen?" Da wurden mir deutlich und vernehmlich die Worte gesagt und zwar ins linke Ohr: „Ich habe in dieser Stunde mehr gewonnen, als in den letzten 200 Jahren". Man kann sich mein Entsetzen denken; ich verbrachte den ganzen Tag in großer Aufregung, und nun sollte diesem Tage die entsetzlichste Nacht meines Lebens folgen! Es fiel mir die Geschichte mit dem Frevel im Pfarrhause ein, den ich ohne böse Absicht begangen; ich brachte unwillkürlich die ganze Sache mit dem Pfarrhause in Verbindung und gewann die Überzeugung, daß thatsächlich jener Spuk auf mein Haus übertragen worden sei. [1])

Es war Adventzeit, und so fiel mir alles mehr auf als sonst. Ich hatte etwa 5—6 Stunden geschlafen, als ich durch den Gedanken: „es ist da" geweckt wurde, und zwar so laut, daß ich mich sofort im Bette, wo ich seither in knieender Stellung gelegen (also nicht aufrecht knieend, sondern liegend), aufzurichten suchte. Meine Hände waren gefaltet und in höchster Angst mit den inneren Flächen nach Außen gekehrt. Da sah ich nun am Fuße meines Bettes wieder jene breitschulterige Gestalt stehen, deren Nähe mir ein solches Entsetzen einflößte, daß mich ein Zittern überfiel. Schreien konnte ich nicht und in kalten Schweiß gebadet, schaute ich willenlos auf diese dunkle Gestalt, die regungslos meinem Kruzifix und meiner Madonnastatue gegenüberstand, welche zu Füßen meines Bettes aufgehängt sind. Die Gestalt redete nicht. Gleich darauf aber wurde meine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand abgelenkt, der in dieser unaussprechlichen Todesangst wohlthätig auf mich wirkte, der mir Kraft zu geben und jene Gestalt aufzufordern schien, schnell zu machen, gerade so als ob jemand sagen wollte: „Vorwärts, wir haben keine Zeit zu verlieren". Dieser Gegenstand war eine helle Duftwolke, ungefähr 30—40 cm breit und wohl 2 m hoch, wie Dunst, der sich äußerst rasch wie Reichenbachs Od in sich auf- und abbewegte und zwar in schlangenförmigen Windungen. Diese Dunstwolke schien jene schwarze Gestalt zu beherrschen; die Unruhe der letzteren nahm zu, und endlich beinahe ungeduldig sprach diese Gestalt mit einer Stimme hohl und kalt, gerade als ob jemand durch die Röhre einer Gießkanne spräche: — „Ich bin Christus."

Bemerken muß ich hier, daß mein oben angeführter körperlicher Zustand so entsetzlich geworden war, daß ich der festen Überzeugung bin, ich wäre ohne die Gegenwart jenes hellen Wesens gestorben. Ferner muß ich bemerken, daß ich von Jugend auf eine unbeschreibliche Liebe zu der Person Christi im Herzen trug, und daß diese Liebe stets zugenommen hat. Ich füge dies bei, weil man dann eher begreifen wird, daß die Worte des Scheusals, „ich bin Christus", mich zu meiner ganzen Manneskraft zurückführten. Wütend über solche Blasphemie sprang ich im Bett

---

[1]) Dafür scheint doch keine hinreichende Begründung vorzuliegen.
(Der Herausgeber.)

auf, streckte beide Hände, die Flächen nach außen gekehrt, gegen die Gestalt aus und schrie mit mächtiger Stimme und vollstem Selbstgefühl: „„Das ist nicht wahr!! — Erlöst sein wollen und lügen, das geht nicht, fort, fort!!““

Ich hatte dabei das Gefühl, daß das helle Wesen gleichsam Freude an mir zu haben schien, während es nicht wich, bis jenes Scheusal verschwunden war. Dieses Verschwinden aber ging nicht schnell, sondern nur allmählich, schwebend und rückwärts, stets mehr und mehr versinkend. Ich sah es deutlich den letzten Gegenstand, eine spanische Wand, etwa 2 m von meinem Bett entfernt, passieren d. h. durch dieselbe, sie, etwa $^1/_2$ m hoch mit dem Kopfe darüber hinausragend, durchschneiden. Während dieser Zeit, also bis die letzten Spuren der Gestalt auch noch hinter der spanischen Wand verschwunden waren, blieb das helle Wesen gleich groß, und erst als jene Gesthlt fort war, hörte es auf zu sein, nicht verschwindend, sondern erlöschend wie ein Licht. — Die Aufregung meinerseits und das Zittern meines Körpers dauerte noch etwa 10—15 Minuten lang fort; es verschwand erst, nachdem ich mit der flachen Hand wiederholt mir magnetische Striche über Brust und Unterleib gemacht hatte.

Das ist der Hergang dieser Begebenheit. Steht sie mit den Steinen des Pfarrhauses in Verbindung oder nicht, wer kann das wissen! — Von dieser Stunde an blieb alles ruhig, bis zu der Nacht, in der sich die Sache jährte. Da wurde gegen Morgen, etwa um 4—$^1/_2$5 Uhr, die Thüre meines Schreibzimmers so gewaltsam aufgerissen und die Thür des Ofens dergestalt zurückgeworfen, daß ich in dem Glauben, es sei mein Diener, welcher Feuer mache, sehr aufgebracht rief: „Was soll das bedeuten, wozu der unsinnige Lärm?“ Ich hatte nicht an den Jahrestag gedacht. Auf dieses Rufen erhielt ich keine Antwort, allein mein Entsetzen war groß, als mit gleichem Geräusch dicht neben meinem Bett das Fenster aufging und ein eiskalter Nordwind den Vorhang hob, in der Richtung von dem Pfarrhause herwehend. Es war so kalt, daß ich meinen Wolfspelz über die Ohren zog, und so den Tag erwartete. Mein Staunen war dann aber nicht gering, als ich erfuhr, daß der Diener gar nicht dagewesen, und ich sah, daß das Fenster noch immer oben und unten fest geschlossen war. —

Der Lärm im Pfarrhause hat auch jetzt noch nicht ganz aufgehört, trotzdem man schon drei Jesuiten daselbst exorcisieren ließ.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Eine Gespenstergeschichte.

Zu Dr. du Prels Aufsatz über den „Zustand nach dem Tode" S. 89.

„Was putzt und zaust sich denn mein Schatz so sehr? —
Wenn ich mich putz und zaus', geschieht es dir zu Ehr'!"

„Dieses Verslein hatte ich in einer uralten, mehr als dreihundertjährigen Chronik mühsam entziffert, die mir Baron Spiering mit mehreren anderen zu meiner Unterhaltung aus seinem Familienarchiv mitgeteilt hatte; denn er wußte, daß ich ein eifriger Bücher- und Aktenwurm sei. Ich las oder vielmehr enträtselte sie in seinem Arbeitszimmer, und als ich den erwähnten Reim bei der ersten flüchtigen Durchsicht in die Augen bekommen und endlich dechiffriert hatte, frug ich ihn lächelnd: Das ist ja am Ende gar eine Liebesgeschichte? — „Gewissermaßen wohl, — erwiderte er ernst — aber Sie müssen sich von vornherein in die Sache hineinlesen — setzte er bei — dann werden Ihnen mutwillige Gedanken bald vergehen." Ich bezähmte nun die gewöhnliche Neugierde, drang ernsthaft in die Sache ein, anfangs langsam und mühsam wegen der altertümlichen Schreibart, deren ich allmählich mehr Herr wurde, und fand die aktenmäßige Erzählung eines furchtbaren Ereignisses, eines Brudermordes in der Familie meines Hauswirts. Es war ein Mord aus Eifersucht.

Ritter Goswin von Spiering, Herr auf Fromberg und E . . . ., lebte schon mehrere Jahre in glücklicher, mit Kindern gesegneter Ehe; seine Frau Jolande, reich und schön, liebte eben deshalb den Putz, aber ihr Betragen gab ihm niemals Veranlassung zur Eifersucht. Da kam einmal sein Bruder Gundobald, in seiner Jugend Ritter Oswald genannt, Domherr von R . . ., auf Besuch, der das Schachspiel so sehr liebte, wie seine Schwägerin es ebenfalls liebte, und da nach Tisch Goswin gewöhnlich seinen häuslichen und ökonomischen Geschäften nachging, so pflegten bis zu seiner Rückkunft seine Frau und ihr Schwager Schach zu spielen. Dieser Umstand scheint dem Ritter Goswin Veranlassung zur Eifersucht gegeben zu haben; denn schon während der letzten Mahlzeit vor der verhängnisvollen That führte er verfängliche Reden über den auffallenden Putz seiner Frau, welchen jedoch dieselbe kein Gewicht beilegte. Früher als

sonst kehrte er dies Mal nach Tisch zurück in sein Wohnzimmer, in welchem seine Frau mit ihrem Schwager Schach zu spielen pflegte, stellte sich vor beide längere Zeit schweigend hin, und endlich redete er seine Frau mit jenen Worten an, welche die erste Zeile des obigen Versleins bilden. Sei es nun, daß vielleicht ein schäkernder Mutwille, mit dem ihm seine Frau den zweiten Reim zurückgab, oder vielleicht eine vorwurfsvolle Miene seines Bruders die Flamme des Jähzorns anfachte, oder daß Ritter Goswin die unglückliche That schon beschlossen hatte, kurz, nachdem Jolande die obigen Worte gesprochen hatte, riß er in größter Wut den oberhalb seines Sophas hängenden Hirschfänger von der Wand, und ebenso schnell verließ Gundobald das Gemach, wahrscheinlich um auch eine Waffe zu holen; denn er rief nicht um Hilfe, sondern enteilte nach dem Waffensaal. Wie ein blutgieriger Tiger eilte Goswin ihm nach, schleuderte seine Frau zurück, die ihm den Weg vertreten wollte, ereilte den Bruder an der Schwelle des Waffensaales und stieß ihm das Schwert in die Brust.

Die gräßlichen Jammerrufe Jolandens, ihr verzweiflungsvolles Reißen an allen Glockenzügen — ich werde darauf zurückkommen — hatten alle Bewohner des Schlosses in höchster Bestürzug versammelt; Jammer und Ratschläge durchkreuzten sich. Während dieser allgemeinen Verwirrung begab sich Ritter Goswin in den Schloßhof hinab und befahl einem Knappen, ihm sein Pferd vorzuführen, gleichwie auch für sich selbst eines zu satteln. Als die Nachricht hierüber an Jolande gekommen war, eilte auch sie in den Schloßhof hinab, sank aber unter dessen Thor ohnmächtig zusammen. Goswin bestieg sein Pferd, setzte über den Körper Jolandens hinweg, und der Knappe folgte auf gleiche Weise seinem Herrn. Einen schönen großen Hund mit silbernem Halsband — auch auf ihn komme ich zurück —, Goswins Liebling, wollte der Knappe zurückweisen, aber in gewohnter Treue folgte er seinem Herrn. Von Ritter Goswin hat man nie mehr etwas gehört oder gesehen. Zweierlei, aber durch nichts unterstützte Sagen führt in ihrem Schlusse die Chronik auf: nach der einen wäre Ritter Goswin in fremde Kriegsdienste getreten und dort verschollen; die andere Sage läßt ihn nach vielen Jahren von einer Wallfahrt als Pilger zurückkommen; er habe sich im Weinkeller des Schlosses verborgen, unglücklicherweise sei die Thür desselben ins Schloß gefallen, längere Zeit sei niemand mehr in den Keller gekommen, und endlich habe man den Ritter Goswin verschmachtet dort gefunden.

In der über das tragische Ereignis erhobenen Kriminaluntersuchung haben alle vernommenen Zeugen einstimmig ausgesagt, daß ihnen nicht die mindeste Ursache zur Erregung des schrecklichen Verdachtes einer Untreue gegen ihre Herrin vorgekommen sei; vielmehr bestätigten gerade diejenigen Dienstleute, welche am meisten in der Umgebung der Herrschaft und Gäste zu thun hatten, daß zu dem Zimmer, in welchem Frau Jolande mit ihrem Schwager Schach zu spielen pflegte, durch alle Vorzimmer hindurch offene Thüren waren, daß Ritter Oswald in einem ganz anderen Stockwerk wohnte und Ritter Goswin mit seiner Frau ein gemeinschaft-

liches Schlafzimmer teilte. Von dem großartigen Haushalt, welchen damals so ein Rittergeschlecht führte, giebt der Umstand Zeugnis, daß in der Untersuchung 42 eigentliche Schloßdienstleute als Zeugen vernommen wurden.

Ich komme nun an den mysteriösen Teil meiner Erzählung. Es ist eine bekannte Sache, daß, wenn in einem Regentenhause oder in einem adeligen Schlosse eine Missethat vorfällt, sich über kurz oder lang Geistergeschichten daran knüpfen. So auch über den Brudermord in Fromberg. Schon als Knabe hörte ich von meinen Verwandten eine Menge Spukgeschichten aus diesem Schloß erzählen; ich könnte viele Blätter damit anfüllen, aber ich beschränke mich auf das, was ich persönlich erlebt habe und jeden Augenblick eidlich zu erhärten bereit wäre. Eines Abends machte ich mit Baron Spiering einen Spazierritt auf das nahe gelegene Gut E..... Wir kamen etwas spät nach Hause und ließen die erhitzten Pferde zur Abkühlung im Schritt über den Schloßberg hinaufgehen. Als wir an der Schloßbrücke vorbeikamen, hörte ich in einem daneben stehenden Stadel so deutlich, als man nur etwas hören kann, Waffengeklirr. Ich hielt die Zügel an und sagte zu Spiering: „Was geht denn da drinnen vor? hören Sie es denn nicht?" Spiering ließ mich ohne Antwort und gab seinem Pferde die Sporen. Im Schloß angekommen, befrug ich ihn neuerdings; er meinte, die Knechte würden eben ihre Sensen gedengelt haben; als ich ihm aber erwiderte, daß das Dengeln ganz anders töne, daß man gewöhnlich im Freien dengle, daß es ja schon ganz finster und im Stadel kein Licht gewesen sei, sagte er ziemlich unwillig: „Nun, man hört da manchmal etwas wie Waffengetös, es kann sich's aber kein Mensch erklären". Ich hätte weiter fragen können, ob man denn das Ereignis noch nie untersucht habe, wollte aber nicht unbescheiden erscheinen.

Jeden Abend pflegte ich im Arbeitszimmer des Baron Spiering zuzubringen, vom Gang aus das erste von sechs ineinander laufenden Zimmern, deren letztes dasjenige war, wo das unheilbringende Schachspiel zwischen Ritter Oswald und seiner Schwägerin Jolande stattgefunden hatte. Ich war meistens mit Lektüre beschäftigt, Spiering mit dem Eintragen seiner Rechnungsbücher oder mit Korrespondenz. Eines solchen Abends wurde ich bis ins Herz hinein erschreckt durch den wehmütigsten Jammerruf, der sich im Mauerwerk neben mir erhob, mit Blitzesschnelle in allen Ecken der anstoßenden fünf Zimmer erneuerte und im letzten, vorher erwähnten Zimmer des Schachspieles verlor. Spiering sprang betroffen vom Stuhl auf und sagte: „Fürchten Sie sich nicht, Max, es vergeht ebenso schnell, als es kommt". — „„Vom Fürchten ist weniger die Rede,"" sagte ich, „„als vom Erschrecken über die Unerklärlichkeit der Sache."" Da er sich sogleich wieder setzte, und in seiner Arbeit fortfuhr, so betrachtete ich dies als ein Zeichen, daß er mehr nicht über die Sache reden wollte, und ich schwieg daher ebenfalls darüber.

Wieder eines Abends saßen wir in gewohnter Weise beisammen, er schrieb und ich las; da war mir, als bewege sich der oberhalb meines

Kanapees angebrachte Glockenzug, und in dem Augenblicke, wo ich hinaufsah, schellte die auf den Gang hinausgehende Glocke heftig, und ebenso schnell als heftig ertönte das Geläute in den fünf nachfolgenden Zimmern, bis es in dem schon bezeichneten letzten Zimmer verscholl. Ich glaubte nicht anders, als daß jetzt männliche und weibliche Dienerschaft gelaufen kommen würde, um zu fragen, was die Herrschaft befehle; aber es rührte sich niemand. Sehr betroffen wandte ich mich gegen Spiering mit den Worten: „„Aber das ist doch merkwürdig!““ Er erwiderte mir: „Wenn Sie einmal länger bei uns sind, werden Sie sich auch daran gewöhnen.“

Baron Spiering hatte einen großen Fanghund, namens Attila; wenn er mit seinem schweren messingenen Halsband sich schüttelte, machte er einen gewaltigen Lärm, den ich oft zu hören bekam, weil er mit meinem Dackerl intime Freundschaft geschlossen hatte, und dadurch viel Anhänglichkeit an mich gewann. Wie ich nun wieder einmal eines Abends mit Baron Spiering in seinem Zimmer der Lektüre pflegte, hörte ich unter meinem Kanapee ebenfalls so deutlich, als man nur etwas hören kann, die Bewegungen und den Lärm eines großen Hundes, der ein schweres Halsband schüttelt, nur konnte ich nicht begreifen, wie er unter dem ziemlich niedrig gestellten Kanapee Platz gefunden habe. Ich sprang daher auf und rief freundlich: „„Ja, Attila, bist du denn auch da?““ Da sich aber nichts mehr rührte, bückte ich mich, um unter das Kanape zu sehen, erblickte aber — keinen Attila. So zu sagen wie verblüfft frug ich den Baron Spiering, ob er denn nicht auch gehört, wie sich ein großer Hund im Zimmer geschüttelt habe, und doch sei keiner da. Es komme dies oft vor, erwiderte er mir, ohne daß es jemand erklären könne.

Mich beschäftigten diese Vorfälle begreiflicherweise in hohem Grade; wo ich, ohne die Bescheidenheit der Gastfreundschaft zu verletzen, nähere Aufschlüsse erhalten zu können glaubte, säumte ich nicht, mich zu erkundigen; das Resultat war aber immer dasselbe: die Thatsachen, die ich und auch andere Bewohner des Schlosses erfahren hatten, ließen sich nicht leugnen, aber auch ebenso wenig erklären. Deshalb möge man es nicht lächerlich finden, daß ich die Äußerung eines alten Postillons anführe, der früher Stallknecht im Schlosse war. Bei meiner Rückfahrt nach Amberg frug er mich nämlich, ob mir im Schlosse Fromberg nichts „überzwerg“ gekommen sei? worauf ich in Kürze ihm mein Abenteuer erzählte. „Sehen Sie, mein Herr,“ sagte er, „da muß es noch etwas zu sühnen geben, und das wird nicht anders, als bis entweder das Geschlecht ausstirbt, oder das Gut in fremde Hände kommt.“ Nun, das Geschlecht der Spiering ist jetzt ausgestorben, das Gut ist in den Händen eines Banquiers; leider kann ich aber nicht berichten, ob es „anders geworden“ ist.“

Soweit ein Bericht, welchen ich im Nachlasse meines Vaters unter dessen Handschriften fand. Ich kann demselben beifügen, daß die Worte des Postillons sich nicht bewährt haben. Als ich jüngst — November 1886 — in der „Psychologischen Gesellschaft“ in München diese Geschichte

vorlas, um eine Diskussion darüber zu veranlassen, wollte es der Zufall, daß neben mir Graf Preysing saß, der mir aus einer späteren Zeit, da das Schloß abermals seinen Besitzer gewechselt hatte, über die Fortdauer des Spukes Aufschluß erteilen konnte. Auch Graf Preysings Vater war von Amberg aus oft nach Fromberg zu dem damaligen Besitzer, Baron Künsberg, gekommen, und saß eines Abends mit vier andern Herren im Schloß beisammen. Es wurde über den dortigen Spuk zum Teile skeptisch gesprochen und vorgeschlagen, daß einer der Anwesenden um Mitternacht in den Waffensaal hinaufgehen und ein Buch holen sollte; derselbe war seither in einen Bibliotheksaal umgewandelt worden, und es hingen darin unter andern Ahnenbildern auch das Bild des Ritter Oswald (oder seines Mörders). Das Los traf den Grafen Preysing, der, die Begleitung eines Dieners ablehnend, Licht nahm und, seinen Säbel fassend, rasch in den Ahnensaal hinaufging. Es schlug langsam 12 Uhr, er griff nach dem bezeichneten Buch, worauf aber ein fürchterlicher Schlag ertönte, so daß Preysing eiligst hinaus und zu den Kameraden hinunter eilte, die ihrerseits nichts gehört hatten. Nun gingen in Begleitung eines Dieners alle hinauf und fanden das Bild Oswalds am Boden liegend. Der Haken steckte noch in der Mauer und die Öse noch im Rahmen des Bildes, welches also aus dem Haken gehoben worden zu sein schien. **Dr. Carl du Prel.**



Eine weltgeschichtliche Weissagung.

Hofrat Louis Schneider erzählt folgendes[1]: „Am 31. März (1849) hatte ich einen historischen Aufsatz auf das Programm gesetzt, welcher die Prophezeiung behandelte, die dem Kurfürsten Joachim I im Jahre 1506 für das Haus Hohenzollern nicht allein die Erlangung der Königswürde, sondern der höchsten Würde in der Christenheit verhieß. Es war dies die Zeit, wo das Eintreffen der Deputation erwartet wurde, welche dem König die deutsche Kaiserkrone als ein Geschenk der Paulskirche anbieten sollte. Bei der hohen Bedeutung des Augenblickes fragte ich aber vor Beginn der Vorlesung den Generaladjutanten von Rauch um Rat! Dieser ließ sich den Aufsatz vorlesen, erschrak über den jedenfalls merkwürdigen Inhalt jener alten Prophezeiung und hielt es für besser, daß der König gerade jetzt nichts davon erführe. Ich mußte sofort in Charlottenburg ein anderes Programm schreiben, und jener Aufsatz ist dem Könige nie vorgelesen worden. Er befindet sich unter meinen Papieren."

Ich halte diese Prophezeiung für entweder von dem Hofastrologen Joachims I, Johannes Carion, oder von Trithemius herstammend, welcher sich gerade damals am brandenburgischen Hofe aufhielt, und mache hierzu Forscher in diesem Gebiete der Kulturgeschichte, namentlich auf die Werke des Ersteren aufmerksam. **Carl Kiesewetter.**

---

[1] „Aus meinem Leben", Berlin 1879, Bd. II S. 287.

Telepathie,

eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Prof. W. Preyer.

Unter diesem Titel veröffentlicht soeben Edmund Gurney, einer der hervorragendsten Führer der Society for Psychical Research in London und hauptsächlichster Verfasser des in der „Sphinx" schon mehrfach erwähnten, höchst bedeutsamen Werkes „Phantasms of the Living", eine Schrift in deutscher Sprache.[1]) Wir verfehlen nicht, dieselbe auf das angelegentlichste allen unseren Lesern zu empfehlen, besonders aber denjenigen, welche sich das größere teurere Werk des Verfassers nicht anschaffen können oder wollen. — Diese Schrift giebt in meisterhafter Kürze und wissenschaftlicher objektiver Klarheit die Grundlagen an, auf welchen die heutige übersinnliche[2]) Forschung beruht. Veranlaßt wurde dieselbe durch eine völlig unzulängliche Besprechung der bisherigen Leistungen der Engländer auf diesem Forschungsgebiete durch den Jenenser Physiologen, Professor Wilhelm Preyer, im Januarheft 1886 der „Deutschen Rundschau".[3]) Diese Erwiderung des Herrn Gurney ist nun aber eine höfliche Abfertigung nicht bloß unseres gelehrten Physiologen, sondern zugleich jener großen Masse des gebildeten Publikums, welche unseren Bestrebungen ablehnend gegenübersteht und aus deren Anschauungen heraus Professor Preyer seine Besprechungen geschrieben hatte. Die hier vorliegende Arbeit Gurneys ist deshalb in besonderem Maße geeignet, uns in den Stand zu setzen, unsern eigenen Standpunkt klar zu veranschaulichen und denselben in zuversichtlicher überlegener Abwehr zu vertreten.

Es wäre nun aber doch ein Irrtum aus Vorstehendem zu schließen, daß Gurneys Schrift etwa nur theoretischen Inhalts sei. Mit Nichten! Sie ist zwar in allen einzelnen Punkten wissenschaftlich bestimmt und genau, bietet aber zugleich eine genügende Fülle von Einzelheiten und namentlich auch Thatsachenmaterial, welches die vertretenen Annahmen aufs beste veranschaulicht. Interessant ist u. a. auch die Angabe über den Ursprung des Wortes Telepathie selbst, welches sicher berufen ist, im kommenden Jahrhundert die Grundlage für einen ganz neuen Ausbau der psychologischen Forschung zu werden. Das Wort stammt von Herrn Fred. W. H. Meyers und wurde zuerst in einem Artikel gebraucht, welchen dieser gemeinsam mit Herrn Gurney im Märzheft 1883[4]) der Fortnightly Review veröffentlichte.

Unter dem Worte Telepathie sind alle diejenigen „Eindrücke verstanden, welche anders als mittels der bekannten Sinneswerkzeuge von einer Person in einer anderen hervorgerufen werden", und zwar werden dabei besonders drei Gruppen unterschieden: 1. die Fälle, in denen der „Urheber" (Agent) seinen Willen auf die Gedanken-Übertragung richtet,

---

[1]) Bei Wilhelm Friedrich in Leipzig 1887. (63 S., 1 Mark.)

[2]) Die Engländer bedienen sich nicht des Wortes „übersinnlich" sondern statt dessen des Fremdwortes „psychisch", definieren aber das Gebiet ihrer Untersuchungen ebenso wie die „Sphinx" auf der 2. Seite des Umschlages das unsrige.

[3]) Besprochen im Februarheft 1886 der „Sphinx" (I, 2) S. 150 u. 154.

[4]) Die Angabe 1888 auf S. 5 der Schrift soll 1883 heißen.

und der „Empfänger" (Percipient) sich bewußtermaßen aufnahmsfähig (passiv) macht, 2. diejenigen, wo nur das erstere, nicht das letztere, und 3. die, in welchen weder das eine noch das andere der Fall ist. Insofern die telepathische (fernsinnige) Wahrnehmung nachweislich ohne Vermittelung der Sinnesorgane geschieht, kann man sie als „Halluzination" bezeichnen, und das thut auch Herr Gurney durchweg, ohne jedoch damit im entferntesten irgendwie eine Krankhaftigkeit des Vorganges andeuten zu wollen.

Zunächst sieht Herr Gurney sich genötigt, die durchaus verschobene Darstellung der Thatsachen, wie Prof. Preyer sie in seiner Besprechung gegeben hatte, richtig zu stellen und nachzuweisen, daß von etwa möglichem Betrug oder Täuschung absolut gar nicht die Rede sein kann, und daß es sich auch nicht um „Meinungen" abergläubischer Physiker, sondern um ein „Beweisverfahren auf Grundlage der unerbittlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung" handelt. Trotz alledem aber ist er sich sehr wohl bewußt, daß doch der überzeugenden Kraft solcher Thatsachen erhebliche Schwierigkeiten und Hindernisse im Wege stehen. Hierzu bemerkt er u. a.:

„Die Bedingungen, unter denen man geneigt sein wird, sich überzeugen zu lassen, sind entweder 1. daß man selbst die Stelle des Agenten oder Perzipienten einnehme, oder 2. daß jemand in einer der beiden Eigenschaften auftrete, dessen Beobachtungen und Berichten man nicht weniger Vertrauen schenkt als den eigenen, oder 3. die Beteiligung mehrerer Agenten und Perzipienten, bei deren jedem einzelnen die Unwahrscheinlichkeit absichtlicher Täuschung oder einer entsprechenden geistigen Beschränktheit so groß ist, daß die Summe dieser Unwahrscheinlichkeiten einer moralischen Unmöglichkeit gleichkommt In der Praxis ist offenbar der letzte Fall von der größten Bedeutung. Denn es ist kaum zu erwarten, daß die Mehrzahl meiner Leser oder deren vertraute Freunde binnen kurzem sich als ebenso viele erfolgreiche „Agenten" oder „Perzipienten" entpuppen werden. Das Publikum aber kann mit Recht beanspruchen, daß die Zahl der Zeugnisse, deren Glaubwürdigkeit es im Falle eines oder zweier Zeugen, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, anzuzweifeln geneigt ist, im Interesse der Sache möglichst vermehrt werde. Wie groß auch das Vertrauen des Experimentators in die Vollkommenheit seiner Anordnungen sein möge, es ist naturgemäß, daß Fremde, die nur „gelesen" und nicht „gesehen" haben, diese Empfindung nicht notwendigerweise mit ihm teilen. Sie können nicht ganz gewiß sein, daß nicht bei der Sache ein oder der andere Strick reiße. Es muß daher eine genügende Anzahl solcher Stricke gesammelt und zusammengebunden werden um ein Tau herzustellen, dessen Haltbarkeit über allen Zweifel erhaben ist. Ich meine, es ist für meine Argumentation nicht erforderlich, irgend jemandes Ehrlichkeit als absolut erwiesen zu Grunde zu legen, um darauf ebenso zwingende Schlüsse aufzubauen. Mein Beweis ist ein kumulativer, d. h. er stützt sich auf die Zahl der im Rufe der Ehrlichkeit und der Intelligenz stehenden Zeugen, die jedoch sämtlich entweder des Betrugs oder des Schwachsinns angeklagt werden müßten, wenn unsere Schlußfolgerungen falsch wären."

Der Verfasser führt dann eine Reihe von Beispielen vor, unter denen sich auch das im Junihefte 1886 der „Sphinx"[1]) mitgeteilte Protokoll wiedergegeben findet. Wir empfehlen unsern Lesern sehr, diese

---

[1]) I, 6. S. 383.

Thatsachen in der Schrift selbst nachzusehen. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, hier auch nur die wichtigsten und überzeugendsten derselben abzudrucken, mit einem dieser Fälle aber glauben wir eine Ausnahme machen zu sollen, weil er unsere Leser zu gleichen Experimenten anregen könnte; und zum Selbst-Beobachten und Selbst-Versuchen anzuregen, ist ja einer der Hauptzwecke der „Sphinx".

„Der Fall ist auch noch insofern interessant, als er gewissermaßen die erste Frucht der Veröffentlichuug unserer „Phantasms of the Living" gewesen ist. Herr C. Godfrey, ein in Eastbourne wohnender Geistlicher und ein Mann von Charakter und Fähigkeiten, der dabei als Agent fungierte, wurde durch die Lektüre dieses Buches, in dem einige ähnliche Fälle verzeichnet sind, zu seinem erfolgreichen Versuche angeregt. — Herr Godfrey schreibt unter dem 16. November 1886:

„Der auf Seite 105 gegebene Bericht machte solchen Eindruck auf mich, daß ich den Entschluß faßte, die Sache selbst zu erproben. Ich begab mich um drei viertel auf elf zur Ruhe und nahm mir ernstlich vor, einer befreundeten Dame zu ‚erscheinen'. Ich rief demgemäß alle meine Geistes- und Willenskraft zur Hilfe um, wenn dies möglich, ihr am unteren Ende ihres Bettes stehend sichtbar zu werden. Daß ich nicht das geringste von dieser Absicht hatte verlauten lassen, brauche ich kaum zu erwähnen. Auch hatte ich den fraglichen Gegenstand nie ihr gegenüber erwähnt. Ich will Ihnen nun meine Erfahrungen als Agent näher beschreiben. Ich bemühte mich im Geiste, meine Person in ihr Zimmer zu versetzen und dort ihre Aufmerksamkeit durch meine Anwesenheit auf mich zu lenken. Meine Bemühungen mochten vielleicht 8 Minuten angehalten haben, als ich mich ermüdet fühlte und bald darauf einschlief. Der nächste Umstand, dessen ich mich dann erinnere, war ein Traum, in dem ich der Dame anscheinend am nächsten Morgen begegnete. Ich fragte sie sofort, ob sie mich am Abend vorher gesehen habe. Die Antwort lautete ‚Ja'. — ‚Wie?' fragte ich weiter, und vernahm dann in seltsam klaren obgleich leisen Worten, die wie ein verständliches Wispern klangen, die Antwort: ‚Ich saß neben Ihnen'. Bei diesen so deutlich gesprochenen Worten erwachte ich plötzlich und bemerkte, daß ich geträumt hatte. Auf meiner Uhr war es 10 Minuten nach halb vier." — Mr. Godfrey notierte sich sogleich die gehörten Worte und fügte dann hinzu: „Die Worte waren schnell und in einem auffallend klaren Ton gesprochen worden, und das hatte mich aufgeweckt. Meine Freundin sagt in dem Briefe, mit dem sie mir einen Bericht über ihre eigenen Erfahrungen in jener Nacht zusandte: ‚Ich erinnere mich, daß die Laternen bald, nachdem ich mich wieder schlafen gelegt hatte, ausgelöscht wurden, was gewöhnlich gegen drei viertel auf vier geschieht!'"

Am nächsten Tage besuchte die Dame Mr. Godfrey. Ohne von ihm die geringste Andeutung bezüglich seines Experimentes erhalten zu haben, lieferte sie ihm den folgenden Bericht, den sie auf seine Bitte sogleich niederschrieb:

„Gestern, am 16. November 1886. ungefähr um halb vier Uhr morgens wachte ich plötzlich auf mit der Vorstellung, daß jemand in mein Zimmer gekommen sei. Auch hörte ich ein seltsames Geräusch, dachte jedoch, daß es von den Vögeln im Epheu an der Außenwand des Hauses herrühren werde. Ich fühlte zugleich eine sonderbare Unruhe und ein Verlangen das Schlafzimmer zu verlassen und in die Wohnstube zu gehen. Dies Gefühl wurde zuletzt so stark, daß ich aufstand, ein Licht anzündete, und hinaus ging, um ein Glas Sodawasser zu trinken, von dem ich annahm, daß es eine beruhigende Wirkung haben würde. Als ich wieder nach meinem Zimmer ging, sah ich, wie Herr Godfrey unter dem großen Treppenfenster stand. Er trug seinen gewöhnlichen Anzug, und sein Gesicht hatte einen Ausdruck, den ich öfters bemerkt hatte, wenn er etwas Interessantes ansah. Wie er so dastand, hielt ich das Licht in die Höhe und sah ihn drei oder vier Sekunden lang an. Als ich dann die Treppe hinauf eilte war er verschwunden. Der Eindruck war so lebhaft gewesen, daß ich die Absicht hatte, eine Person, die mit mir in demselben Zimmer schlief, zu wecken. Ich unterließ es jedoch, da mir einfiel, daß ich doch nur

als ein romantisches und phantastisches Frauenzimmer verspottet werden würde. — Ich fühlte mich durch die Erscheinung des Herrn Godfrey nicht erschreckt, war aber sehr aufgeregt und konnte die Nacht nicht wieder einschlafen."

Die Dame hat sonst einen gesunden Schlaf und ist keineswegs gewohnt, die Nächte wachend zu verbringen. Sie erinnert sich auch nicht, jemals eine Empfindung gehabt zu haben, die derjenigen ähnlich gewesen wäre, welche sie bei dieser Gelegenheit beim Aufwachen hatte. . . . Ich erwähne hier noch, daß Herr Godfrey in der Nacht des 7. Dezember einen anderen Versuch machte, der nicht weniger glücklich ausfiel."

Als besonders für weitere wissenschaftliche Untersuchungen auf dem verwandten Gebiete der „Spukvorgänge" theoretisch wertvoll mag hier noch eine beiläufige Anmerkung Gurneys angeführt werden:

„Ich lasse die Frage von „Erscheinungen" an Orten wo „es umgeht", hier aus dem Spiele. Sie wird von Prof. Preyer nur kurz berührt und steht in der That mit dem vorliegenden Gegenstande in keinem klaren Zusammenhange. Aber es ist vielleicht der Mühe wert, die erste Bedingung festzustellen, welche erfüllt sein muß, wenn diesbezügliche Berichte irgend welchen Wert haben sollen, und deren Fehlen sofort die überwiegende Mehrzahl selbst jener bestbeglaubigten Erzählungen, an denen die Freunde des Wunderbaren so großes Gefallen finden, absolut wertlos macht. Die Bedingung erfordert, daß jener auffallende Sinneseindruck, der prima facie durch keine äußere Ursache erklärlich ist, an derselben Stelle und selbständig von mehr als einer Person erfahren worden sei. Außergewöhnliche Eindrücke, die nur von einer Person empfunden wurden oder von mehren Individuen, von denen einige oder alle diesen Eindruck irgendwie erwarteten, lassen sich fast immer als rein subjektive Halluzinationen erklären. Wenn jedoch verschiedene Personen gänzlich unerwartet, und vielleicht zu verschiedenen Zeiten, an einem bestimmten Orte einen solchen auffallenden Eindruck erhalten, den sie nie an einem andern Orte erfahren haben, dann berechtigt uns die Unwahrscheinlichkeit, daß diese Eindrücke zufällig seien, zu der Annahme, daß eine einheitliche und noch unbekannte Ursache diesen verschiedenen Thatsachen zu Grunde liegt. Ich will zwei andere, der ersten äquivalente Bedingungen erwähnen, welche jedoch meines Wissens bisher in keinem der berichteten Fälle erfüllt waren. 1. Es muß der Spuk einen nicht zu verkennenden Zweck haben oder 2. es muß der Perzipient oder Zeuge an der „Erscheinung" ein ihm zuvor unbekanntes, charakteristisches Merkmal erkennen, durch welches sich das lebende Urbild dieser Erscheinung in der That auszeichnete."

Schließlich aber sei uns gestattet, auch noch den folgenden Schlußbemerkungen Gurneys hier Raum zu geben, denen wir durchaus beistimmen:

„Ich habe oben die Menschheit in zwei Parteien geteilt — in die absolut Leichtgläubigen und in die absolut Ungläubigen. Die ersteren werden keinen besonderen Wertunterschied zwischen den oben angeführten Fällen und irgend einer anonymen Geistergeschichte sehen und an Telepathie wie an jedes andere Wunder auf Grund von Berichten aus dritter Hand oder von unbestimmten persönlichen Erfahrungen zu glauben bereit sein. Die andern dagegen werden durch das reichhaltigste Beweismaterial nicht dazu gebracht werden können, der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken, weil sie a priori überzeugt waren, daß die angeblichen Thatsachen unmöglich oder unerweislich sind. Beide Parteien sind gleichweit entfernt von jener verständigen Skepsis, mit der meiner Meinung nach der Gegenstand behandelt sein will, einer Skepsis, die in erster Linie zugiebt, daß das System der Telepathie innerhalb der Naturgesetze möglicherweise eine Stelle findet, und in diesem Falle durch ein Beweisverfahren begründet werden kann, die sich aber der Schwierigkeit eines

solchen Beweises vollkommen bewußt ist. An diese kleine dritte Partei derer, die auf dem Standpunkte jener gesunden Skepsis stehen oder von ihm ausgingen, wende ich mich nun mit meiner Bitte um ernstliche Unterstützung. In Deutschland, wo philosophische Idealismus so zahlreiche und so bedeutende Anhänger gefunden hat, sollte ein Unternehmen, welches durch sein Gelingen dem idealistischen System eine leicht faßliche konkrete Grundlage, dem Begriff der Einheit alles Lebens eine reale Bedeutung, dem induvidullen Geiste das Bewußtsein seiner potentiellen Universalität bieten würde, und welches auf diese Weise dem rohen Materialismus unserer Tage auf seinem eigenen Gebiete der in der Gegenwart verifizierten Thatsachen zu begegnen imstande wäre, gewiß nicht einer willkommenen Aufnahme entbehren."

Sehr mit Becht legt Herr Gurney auf zwei Gesichtspunkte Wert, daß man nämlich sich nicht vorzugsweise auf das Beweismaterial der Vergangenheit berufe, sondern solches beständig in der unmittelbaren Gegenwart durch Beobachtungen und Experimente sammle, und daß jede Nation einen Anspruch darauf habe, die Thatsachen im eigenen Lande verifiziert zu sehen. Von eben diesen Gesichtspunkten ausgehend, haben auch wir seit Jahren unser Streben darauf gerichtet, diese Arbeit gleichfalls in Deutschland zu organisieren. H. S.



Seelen-Vereinigung der Menschheit.

Kein Wachstum ohne Trieb, kein Fortschritt ohne Anstrengung.

The World's Advance Thought, ein im Westen der Vereinigten Staaten zu Salem in Oregon erscheinendes Monatsblatt, welches eine Vertiefung des Denkens und Strebens unserer modernen Kultur im Sinne der Philosophie Platos anstrebt, macht in seiner Juni-Nummer dieses Jahres einen originellen Vorschlag, der wohl das Interesse einiger unserer Leser erregen dürfte. Dieses Blatt hat nämlich auf den 27. Juni eine „Nationale Seelen-Vereinigung" für die Vereinigten Staaten und auf Dienstag den 30. August eine „Welt-Seelen-Vereinigung" angesetzt.

Wenn die übersinnliche Weltanschauung soweit richtig ist, daß das menschliche Denken und Wollen, kurz die Seelenkraft des Menschen, mehr sind als mechanische Bethätigung einer vom leiblichen Organismus erzeugten Nerven- und Gehirn-Elektrizität; wenn also die Seele eine höher potenzierte Krafterscheinung ist; wenn sogar Gedanken- und Willens-Übertragung, wenn telepathische Seelen-Verbindung heutzutage schon experimentell und spontan als ohne leiblich-sinnliche Vermittlung möglich und thatsächlich nachgewiesen sind: so muß folgerichtig eine nationale oder gar eine die Menschheit umfassende „Seelen-Vereinigung" zu einer gegebenen Stunde möglich sein. Solche „Seelen-Vereinigungen" schlägt das genannte Blatt nun vor, um dadurch allen wohlgesinnten und gut gewillten Menschen in ihrem auf das Höhere, auf das Gute und Wahre gerichteten Streben eine gegenseitige Stütze zu gewähren. Auf diese Weise soll eine bewußte Geistesgemeinschaft der Menschheit angebahnt werden; und dieselbe soll zunächst das Streben aller darauf richten, daß die Menschheit an geistiger Erkenntnis, und dadurch sodann auch in jeder anderen Hinsicht an Wohlfahrt zunehme.

Für diese „Seelen-Vereinigung" ist eine halbe Stunde des bestimmten Tages festgesetzt, in welcher alle, die an diesem Streben teilnehmen wollen, seien es mehrere gemeinsam, sei es je einer für sich allein, in ruhiger Gedanken-Konzentration ihren Willen und ihr Verlangen auf den bezeichneten Zweck richten sollen. Dabei ist dann das persönliche Selbst möglichst zu vergessen und das Streben des Ichs hat vielmehr in den Geist des Ganzen, in eine allumfassende Liebe aufzugehen. — Für die Vereinignng am 30. August ist die halbe Stunde gewählt, während welcher die Uhr in Salem 12 Uhr mittags bis $^1/_2$ 1 nachmittags zeigt. Dann ist es in New-York $3^1/_4$ bis $3^3/_4$ nachmittags, in London $8^1/_4$ bis $8^3/_4$ abends, in Westdeutschland $8^1/_2$ bis 9 Uhr, in der Mittellinie Deutschlands (Berlin, Magdeburg, Halle, Leipzig, Regensburg, München) 9 bis $9^1/_2$ Uhr, im Osten Deutschlands und Österreichs (Danzig, Budapest) $9^1/_2$ bis 10 Uhr abends.

Wir enthalten uns jedes weiteren Kommentars zu dieser kühnen Idee und glauben es jedem einzelnen Leser überlassen zu sollen, sich mit derselben abzufinden. Die große Masse lacht über alles, die „Klugen" lächeln. Wer aber diesen Gedanken ernst zu nehmen sich getrieben fühlen sollte, braucht sich ja weder durch jenes Lachen, noch durch dieses Lächeln beeinträchtigen zu lassen. Schaden wird jedenfalls die Teilnahme an diesem aufrichtig gemeinten Streben sicherlich niemandem, und nach den Anschauungen des World's Advance Thought würde es nur ein Beweis von unzureichender Ernstlichkeit des einzelnen sein, wenn er nicht selbst den geistigen Vorteil dieser Übung mit der Zeit spürt, und zwar um so mehr, je mehr er sein äußeres Selbst dabei vergißt. Das genannte Blatt erklärt schon jetzt seine Absicht, daß dieses nur ein erster Versuch sein solle und daß es danach um öftere Wiederholung bitten werde. Indem es alle, die den rechten Ernst der Gesinnung hegen, zur Mitwirkung auffordert, erklärt es als den beabsichtigten Zweck seines Vorschlages: „Die Entwickelung der Seelenkräfte, Erhebung der Menschheit auf die Stufe höherer und besserer Zustände, Austausch begeisternder Gedanken zwischen gleichstrebenden Seelen. Bei allen Verschiedenheiten der Glaubensansichten und der Völkereigenarten sei der gemeinsame Gedanke aller:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Mittsommernacht 1887. W. D.

Carlyle über Comte.

Das Gleichnis, mit welchem Thomas Carlyle den phantastischen Ausbau des Comteschen Positivismus charakterisierte, kennzeichnet zugleich das Streben vieler Männer der „exakten" Wissenschaft, welche auf Grundlage der mechanischen Weltanschauung des sinnlichen Materialismus das Übersinnliche zu erklären versuchen und auf diese Weise gar die Tiefen des Geistes zu erforschen hoffen. Carlyle sagte von Comte: „Ich fand, daß er einer von den Menschen war, welche in einem Luftballon aufsteigen und eine Kerze anzünden, um die Sterne zu betrachten". H. S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck von Th. Hofmann in Gera.

SPHINX

IV, 21. September 1887.

Die Menschenseele.

Platons und Aristoteles' Streit über deren Wesen.

Von

August Niemann.

Im zweiten seiner bedeutungsvollen Aufsätze über die monistische Seelenlehre"[1]) berührt du Prel den Gegensatz der Seelenlehre des Aristoteles zu derjenigen Platons und sagt, daß bei Platon Stoff und Form (forma) sich gegensätzlich gegenüberständen, sowie, daß in der Platonischen Ideenlehre zwar die Einheit der Gattung metaphysisch sei, die Einzelwesen jedoch nur als Schattenbilder der Ideen erschienen. Es verlohnt im höchsten Grade der Mühe, auf diese Sätze näher einzugehen, indem zunächst der Gegensatz zwischen Platon und Aristoteles erörtert und alsdann Platons Seelenlehre untersucht wird. Der Streit zwischen jenen beiden Vätern abendländischer Philosophie betrifft jene Punkte, welche bis auf den heutigen Tag Gegenstand aller ernsten philosophischen und theologischen Untersuchung geblieben sind, und nicht mit Unrecht können wir behaupten, daß überhaupt in der Philosophie nichts wesentlich Neues seit der Zeit dieser großen Griechen zu Tage gefördert, sondern alles, was den Ruhm der Neueren ausmacht, bereits von Platon und Aristoteles gesagt, oder, als von den Sophisten ausgehend, widerlegt worden ist.

Zum Unterschiede von den Streitigkeiten zwischen neueren Philosophen, welche so geartet sind, daß sie die Gegenstände des Denkens gern als etwas außerhalb ihres Lebens stehendes betrachten, dreht sich der Streit zwischen Platon und Aristoteles in der Hauptsache nicht um diese oder jene Anschauung, diesen oder jenen Lehrsatz, sondern betrifft den eigentlichen Lebenskern menschlichen Seins, nämlich das Wesen der Tugend, und alle übrigen Verschiedenheiten der Anschauung erscheinen nur als hieraus abgeleitet — eine Besonderheit, welche aus der „goldenen" Natur Platons mit Notwendigkeit hervorging. Denn bei Platon war das Philosophieren Sache des Lebens.

---

[1]) „Sphinx" 1886 I, 2. Heft.

Als der Jüngling Aristoteles sich zu den Schülern des sechzigjährigen Platon gesellte, da fand er diesen allein im Kampfe gegen eine Welt, und zwar infolge einer Lehre, welche noch heutiges Tages die ganze Welt gegen sich hat, so daß sich des Aristoteles, wenn er heute den lebenden Platon aufsuchte, dasselbe verwunderungsvolle Staunen bemächtigen würde, welches ihn damals erfüllte. Bei uns wie damals in Griechenland gilt als Grundsatz der Beurteilung aller Verhältnisse der Satz von der menschlichen Willensfreiheit. Die gesamte Einrichtung des Staates, die kirchliche Lenkung der Seelen, die Handhabung des Rechts, die Jugenderziehung, die Verteilung von Lob und Tadel, Ehre und Schande in Staat und Gesellschaft, in Übereinstimmung mit den Deklamationen der Volksvertreter, Dichter und Historiker, setzen voraus, daß der Mensch frei sei, das Gute und das Böse zu wählen. Darum stehen auch bei uns die Trivialitäten des bezopften kategorischen Imperativs in hohem Ansehen. Platon dagegen lehrt, daß die Menschen nur Marionetten (θαύματα) in der Hand der mit ihnen spielenden Gottheit seien, daß niemand freiwillig etwas Böses thue, daß alles Böse nur Folge des Irrtums sei, und daß die moralischen Gesetze ebenso unverbrüchlich wie die physischen seien, indem als Folge des Bösen, ganz unabhängig von Entdeckung und Strafe, Zerrissenheit und Unruhe der Seele eintrete.

Nun ist Platon nicht leicht zu verstehen. Sein Denken geht tief und mächtig wie ein Strom; er spielt oft in satirischer Laune mit den Vorurteilen der Gelehrten seiner Zeit, schwingt sich dichterisch zu den Höhen des Himmels auf, gebraucht, um dem Hörer zu Hülfe zu kommen, Bilder und Gleichnisse und giebt dergestalt einem jeden Rätsel auf, der nicht erhabenen Sinnes, ähnlich dem Platon selbst an goldener Natur, seinem Gedankengange folgt. Zuweilen veranlaßt auch die souveräne Verachtung, womit er den „Bildungsphilister" Athens und den Tugendstolzen behandelt, Mißverständnisse, wie an jener Stelle des „Phaidon" (Kap. 31 u. 32), wo er ironisch sagt, daß die Leute von volksmäßiger und bürgerlicher Tugend nach dem Tode wieder zu einer bürgerlich geordneten und zahmen Gattung werden und als Bienen, Wespen oder Ameisen erscheinen, die wahren Philosophen aber zu den Göttern gelangen würden. Ja, es giebt noch ein gewisses Etwas im Platon, welches niemand zu enträtseln imstande ist, ein Geheimnis, welches seiner Lehre zu Grunde liegt, und welches er nur andeutend streift, wie in seiner Vorschrift von den nächtlichen Versammlungen der Greise, welche über den Geist der Gesetze wachen sollen („Gesetze," 12. Buch). Als nun der feine kluge Weltmann Aristoteles, der zukünftige Hofmeister Alexanders, den Platon hörte, da wand er sich unter dem Drucke der eisernen Logik desselben und suchte nach einem Mittelwege, der ihn gleichzeitig zur Wahrheit und zur Übereinstimmung mit der Meinung der Welt führen könnte. Indem er der eigenen Erfahrung hinsichtlich seiner Handlungen traute, schrieb er (im dritten Buche der „Nikomachien"): unfreiwillig sei freilich die erzwungene Handlung und diejenige, bei welcher ein Irrtum stattgefunden habe, aber Furcht und Lust seien nicht als äußere zwingende Ursachen anzusehen. Jede

Handlung, deren Ursache im Menschen selber liege, sofern er die einzelnen Umstände, die Materie der Handlung, mit Bewußtsein vor Augen habe, sei freiwillig.

Aristoteles fügt sich der herrschenden Anschauung, indem er den Fundamentalsatz Platons: Die Gottheit habe, mythisch gesprochen, goldene, silberne, erzene und eiserne Naturen geschaffen und die Handlungen der Menschen seien aus ihrer Beschaffenheit abzuleiten, überspringt. Er schreibt, daß Handlungen, welche mit Vorsatz und Überlegung ausgeführt würden, freiwillig zu nennen seien, daß die Menschen aber ebensowohl Böses als Gutes mit Vorsatz und Überlegung thäten und darnach, nach dem Zwecke, welcher den Inhalt ihres Willens bilde, für tugendhaft oder lasterhaft gehalten werden müßten. Da er jedoch die Verschiedenheit der menschlichen Naturen nicht ganz übergehen mag, hilft er sich mit dem Satze, daß diese Beschaffenheiten (ἕξεις) erst durch die Handlungen entständen; daher solle von Anbeginn des Lebens an eine vernünftige Erziehung die schlechte Beschaffenheit verhindern. Bei alledem kann Aristoteles der platonischen Lehre nicht völlig widerstreben. Er giebt zu, daß es ein *θεόσδοτον*, eine Gabe Gottes gebe, derzufolge bei einigen Menschen der Wille von Jugend auf dem Guten zugewandt sei, doch will er nicht die notwendigen Folgerungen daraus ziehen, sondern begründet die Lehre des Synergismus, indem er sagt, der Mensch sei Miturſache seiner Tugend, er sei Ursache seiner sittlichen Beschaffenheit, Ursache seiner Handlungen, wie der Vater Ursache seiner Kinder.

Bevor wir nun auf die Replik Platons (im 9. Buch der „Gesetze") eingehen, lassen wir zunächst Aristoteles selbst gegen Aristoteles auftreten. Denn abgesehen von der Unzulänglichkeit seiner Ausführung in den „Nikomachien", welche ein rechtes Vertiefen in die philosophischen Sätze Platons vermissen läßt, sich vielmehr auf der breiten Oberfläche des gesunden Menschenverstandes bewegt, ist schon die Thatsache, daß Aristoteles eine „Physiognomik" verfaßte, ein Beweis gegen seine Definition der Willensfreiheit. Denn die Physiognomik ist die Lehre von der Erkennbarkeit des Charakters aus den Bildungen des Körpers und bestätigt als solche, indem sie die Verschiedenheit der Seelen als gesetzmäßiger Weise mit der Verschiedenheit der Körper verbunden vorführt, den Satz Platons, daß die Menschen von Natur ungleichartig seien, widerlegt aber den Satz des Aristoteles, daß die Beschaffenheiten erst durch die Handlungen entständen. Und zumal die Art und Weise, wie Aristoteles die Physiognomik auffaßt und sich als großer Naturforscher und Denker zeigt, läßt die Annahme gar nicht aufkommen, er wolle etwa auch hier auf ein Erwerben der Beschaffenheiten zurückgreifen, sondern stellt das allmächtige Walten der aristokratisch regierenden Naturkraft in ein helles Licht. Ganz besonders im 2. Kapitel seiner „Physiognomik" findet sich aber eine interessante Bemerkung, welche indirekter Weise als Stütze für Platons Lehre dienen kann und beweist, daß Aristoteles innerlich von deren Wahrheit durchdrungen sein mußte. Er sagt nämlich, es müsse eine Art der Physiognomik geben, welche noch niemand angewandt habe. Denn wenn es notwendig sei,

daß bestimmte bleibende Seelenzustände, wie z. B. der Jähzorn, das Mißvergnügen, die Niedrigkeit der Gesinnung, wiederum andere Seelenzustände hervorriefen, z. B. den Neid, so müßte der Forscher, auch wenn er keine Kennzeichen des Neides habe, doch aus den Merkmalen jener Zustände auf das Vorhandensein des Neides schließen können. Eine solche Betrachtungsweise sei die dem Philosophen angemessene, weil es die der Philosophie eigentümliche Aufgabe sei, das Gesetzmäßige zu erforschen. Diese Ansicht (nämlich die von der notwendigen Verknüpfung gewisser Seelenzustände) sei aber in mancher Hinsicht jener anderen entgegengesetzt, welche das Schlechte aus den Leidenschaften herauslesen wolle.

In Gemäßheit seines am deutlichsten im Buche über die Seele ausgesprochenen Grundsatzes, daß die Seele das belebende nicht nur, sondern auch organisierende Prinzip des Leibes, daß also der Leib nichts anderes als die sichtbare Seele sei, zeigt Aristoteles in seiner Physiognomik, daß aus der Bildung des Körpers, aus den Gesichtszügen, den Farben, den Bewegungen der lebenden Wesen deren seelische Beschaffenheit zu erkennen sei. Und da diese körperlichen Beschaffenheiten offenbar angeboren sind und nur immer innerhalb ihrer angeborenen Eigentümlichkeiten durch die Lebensweise verändert werden — wie es denn auch in der Bibel heißt: niemand kann seiner Länge eine Elle zusetzen —, so ergiebt sich daraus das Angeborensein auch der seelischen Beschaffenheiten. Es wird also, um des Aristoteles Beispiel zu gebrauchen, wo Jähzorn, Mißvergnügen, Niedrigkeit der Gesinnung herrschend sind und den Neid mit sich führen, die edle, selbstlose, tugendhafte Handlungsweise unmöglich sein. Der Physiognomiker Aristoteles widerlegt den Psychologen Aristoteles, insofern dieser die Handlungen des Menschen in dessen freien Willen verlegt. Gleichwohl ist der Psychologe Aristoteles gleichsam der Schutzherr jener religiösen Dogmatiker geworden, welche die guten Werke als Mittel zur Seligkeit fordern, und insbesondere wurde er der geistige Vater des heiligen Thomas von Aquino.

Hinsichtlich desjenigen Punktes jedoch, welcher uns hier zunächst interessiert, ist festzustellen, daß der Physiognomiker Aristoteles sich als solcher durchaus mit Platon im Einklang befindet und daß sein Satz, die Seele sei die „Form" des Körpers, nur die platonische Lehre wiederholt. Platon spricht, obwohl er kein besonderes Buch über Physiognomik geschrieben hat, stets als Physiognomiker. So sagt er[1] — um einzelne Sätze hierfür beizubringen —, eine nach den Gesetzen der Notwendigkeit entstehende und fortbestehende Wesenheit könne nicht zugleich dicke Knochen und vieles Fleisch und dabei doch Feinheit der Empfindung besitzen. Wenn sich beides verbinden ließe, so hätte die Natur gerade beim menschlichen Kopfe diese Verbindung eintreten lassen. Ein fleischiger, sehniger und starker Kopf würde dem Menschen sicherlich ein doppelt so langes, gesünderes und schmerzenfreieres Leben gewähren. Aber die Werkmeister unserer Entstehung hätten überlegt, daß das kürzere, edlere Leben dem längeren schlechteren

[1] „Timaios" § 75.

Leben vorzuziehen sei und hätten darum das Gehirn nur mit einem dünnen Knochen bedeckt. Und ferner,[1]) daß die nach himmlischen Zielen in himmlischer Verwandtschaft blickenden Menschen aufrechten Hauptes einherschritten, die niedrigen Geschöpfe aber, zur Erde gezogen, länglichte Köpfe von allerhand zusammengedrückten Formen hätten und um so mehr Stützen unter dem Leibe trügen, ja unverständiger sie wären, bis zu den kriechenden und sich windenden hinab. Im „Charmides" sagt Platon, indem er sich gegen den Materialismus und insbesondere gegen die Spezialisten unter den Ärzten wendet, derjenige sei kein rechter Arzt, der bei Augenleiden nur die Augen und nicht den ganzen Kopf untersuche, auch nicht derjenige, welcher sich dann mit der Untersuchung des Kopfes begnüge, anstatt den ganzen Körper zu untersuchen, auch nicht derjenige, welcher vergesse, die Seele zu untersuchen. Die Schuld, daß die Ärzte bei den Hellenen über so viele Krankheiten nicht Meister werden könnten, liege daran, daß sie das Ganze nicht kennten, sondern den Körper allein behandeln wollten. Von der Seele aber gehe alles aus, sowohl Gutes als Böses, für den Körper und den ganzen Menschen, und von da aus fließe es ihm, sowie aus dem Kopfe den Augen zu. Abgesondert von einander beides, Körper und Seele, behandeln zu wollen, sei thöricht.

In dieser Ausführung im „Charmides" liegt *in nuce* die gesamte platonische Philosophie. Der hierin herrschende Gedanke, daß die Tugend der Seele und die Gesundheit des Leibes zusammen ein Ganzes des gerechten Menschen ausmachen, ist der Eckstein seiner Lehre. Im „Phaidros" finden wir in anderer Form denselben Gedanken wieder deutlich ausgesprochen, indem es heißt, mit der Redekunst sei es wie mit der Heilkunst in beiden müsse man die Natur und zwar in jener die der Seele, wie in dieser die des Leibes kennen, wenn man nicht nach gemeiner Übung und Erfahrung, sondern nach den Regeln der Kunst verfahren wolle. Nun habe Hippokrates die Kenntnis der gesamten Natur der Welt als Bedingung für die rechte Kenntnis des Leibes, der nur ein Teil des Ganzen sei, gefordert, und so müsse auch der Redner eine Kenntnis des Ganzen besitzen, um in seiner besonderen Kunst etwas leisten zu können. Daß Platon Seele und Leib als ein zusammengeordnetes Ganzes betrachtet, geht aus allen seinen Schriften hervor, insbesondere noch aus seinen Vorschriften über die Ehe und über die Erziehung durch Musik und Gymnastik. Hierin also ist Aristoteles ihm ein gelehriger Schüler und ein mit ihm übereinstimmender Denker gewesen, und deshalb müssen wir wohl seine Selbständigkeit in der Frage der Tugend und des freien Willens, sowie sein Bekämpfen der platonischen Lehre als das betrachten, als was Platon selbst im 9. Buche seiner „Gesetze" es bezeichnet.

Der Inhalt der platonischen Lehre über die Tugend und den freien Willen zeigt sich, wie wir meinen, am deutlichsten im „Protagoras", obwohl er auch an unzähligen anderen Stellen zu finden ist. Im „Protagoras" wird ein Gedicht des Simonides besprochen, in welchem es heißt:

[1]) „Timaios" § 90 ff.

Wohl ist es schwierig, in Wahrheit werden ein wackerer Mann,
An Haupt und Gliedern und Geiste kraftvoll, der jeglichen
. . . . Tadels bar und ledig ist . . . .
Nicht drum geziemend bedünkte immer mich Pittakos' Wort,
Ob klug der Mann, der es sprach, auch war, jenes Wort: es ist schwer
in Wahrheit gut zu sein.
. . . . Der Mensch, der entgehet dem Fehltritt nicht,
Wenn ratlos das Schicksal zu Boden ihn wirft. . . . . .
Denn jedermann, dem's gelingt, ist gut, und schlecht, wem es mißlingt.
. . . .
Am längsten beharrt, wen lieben die ewigen Götter.
. . .
Nimmer Unmögliches zu erspähen drum werd' ich mich mühen,
Nimmer suchen den Mann, ganz ohne jeglichen Tadel, soweit nur
Männer die Erde nährt.
Jedoch treff' ich den einst, so künd' ich ihn euch.
. . . .
Drum lob' ich, ja lieb' ich jeglichen, der
Nur Schmachvolles nicht übt',
Willigen Sinns; mit dem Schicksal kämpft auch ein Gott vergebens.

Sokrates sagt, den Sophisten dies Gedicht erklärend, so ungebildet sei Simonides ja nicht gewesen, daß er hätte sagen können, er lobe jeden, der nur nicht aus freiem Willen Böses thue, als ob es überhaupt Menschen gäbe, die freiwillig Böses thäten. Er sei der Überzeugung, kein einsichtiger Mann könne auf den Gedanken kommen, es gebe einen Menschen, der aus Absicht fehle oder aus freier Wahl etwas Schlechtes und Schändliches thue. Sondern alle Einsichtigen wüßten recht wohl, daß jedermann, welcher sündige, dies unvorsätzlich thue. Deshalb wolle Simonides sagen, er lobe und liebe willigen Sinnes schon denjenigen, der nur nichts Schmachvolles thue, der die gute Mitte zu halten wisse, denn ein besonnener Mann müsse sich oft schon zwingen, solche Leute zu loben, die unter dem Mittelmäßigen ständen, um nur seinerseits den Schlechten das Gegengewicht zu halten, die am Tadel ihre Freude hätten. Dem Pittakos aber halte er vor, wohl sei es in Wahrheit schwer, ein wackerer Mann zu werden; ein wackerer Mann zu sein und zu bleiben aber sei ganz unmöglich, und vergeblich werde man auf der ganzen Erde einen völlig tadellosen Menschen suchen. Im ferneren Verlaufe des Gesprächs setzt Sokrates dann auseinander, daß jedermann von Natur das Gute wolle als das ihm selbst allein zuträgliche, ihn allein beseligende, daß aber Irrtum, Unglück, Krankheit den Menschen täuschten, so daß er das Gute nicht zu erkennen vermöge. In dieser ἀμαθία begehe er alles, was man Schlechtigkeit nenne. Die Tugend erscheint in der sokratisch-platonischen Darstellung gewissermaßen als ein geschliffener Krystall, der nach den verschiedenen Facetten hin der Betrachtung hier als Tapferkeit, dort als Gerechtigkeit, dort wieder als Besonnenheit, Mäßigung, Weisheit erscheint. Der Zustand des tugendhaften Menschen als ein solcher, wo im gesunden, starken, schönen Körper eine Seele wohnt, welche in heiterer Ruhe die Ereignisse des Lebens hinnimmt und voller Kraft, Güte und Weisheit handelt. Nach dem Vor-

bilde des Sokrates verlangt Platon, daß der tüchtige Mann zugleich guter Philosoph und guter Kriegsmann sei, und will nicht, daß sich Männer mit Philosophie beschäftigen, die infolge von Stubenhockerei Zeichen der Verkrüppelung des Körpers bei zusammengeschrumpfter ausgemergelter Seele tragen. Er verlangt die ganze Tugend. Seine Tugend aber ist ein Geschenk der Gottheit. Einen Einfluß auf die menschliche Beschaffenheit hat allerdings, wie Platon dann im „Staat" ausführt, die Erziehung, indem die jugendlichen Körper in beiden Geschlechtern durch Gymnastik und Tanz, die jugendlichen Seelen durch Musik schon von früh auf gewöhnt werden, dasjenige zu lieben, was bei entwickelter Vernunft als das Schöne und Gute erkannt wird. Denn im Menschen sind, wie es in den „Gesetzen", zu Ende des 1. Buches, heißt, die verschiedenartigen Regungen, Lust, Schmerz, Erwartung, Furcht, Hoffnung und vernünftige Überlegung gleichsam eben so viele innere Drähte oder Schnüre, die einander entgegenwirken und zu entgegengesetzten Handlungen hinziehen. Je nachdem der eine oder der andere Draht stärker zieht, neigt die Marionette zur Tugend oder zum Laster. Deshalb muß das Gesetz der schönsten Leitung, dem goldenen Drahte der vernünftigen Überlegung, durch die Erziehung zu Hülfe kommen. Die Gesetze eines Staates müssen aber überhaupt wie Väter und Mütter liebevoll und vernünftig, nicht als Tyrannen und Despoten auftreten. Sie müssen auf Heilung, Bekehrung und Belehrung gerichtet sein

Was nun endlich Platons Replik betrifft — und daß wir es im 9. Buche der „Gesetze" mit einer Replik auf den Angriff des Aristoteles zu thun haben, dafür liefert Gustav Teichmüller[1]) den Beweis —, so bewegt sich dieselbe um folgende Punkte: Zunächst wirft Platon dem ungenannten aber kenntlichen Gegner Streitsucht und Ehrgeiz vor, indem derselbe unter Umgehung der Begriffe mit Wortspaltereien komme. Alsdann sagt er: Dreierlei Zustände oder Teile der Seele giebt es, welchen die ungerechten Handlungen entstammen: erstens das, was man Zorn zu nennen pflegt, ein Zustand, der zu unbesonnener Gewaltthat führt und die größten Verwirrungen anrichtet; alsdann eine vom Zorne sehr verschiedene Macht, nämlich die Lust, welche den Menschen durch Überredung verleitet, mit Gewalt oder List zu erreichen, was er wünscht; drittens die Unwissenheit, welche der Gesetzgeber als zweifach unterscheiden sollte, nämlich als einfach, insofern sie leichtere Vergehungen verursacht, und als doppelt, insofern jemand fehlgreift, indem er sich einbildet, vollkommen zu verstehen, was er doch gar nicht versteht. Diese letztere Art muß der Gesetzgeber, wenn sie mit Macht und Stärke verbunden auftritt, als die Ursache aller großen und groben Vergehen ansehen, mit Schwäche begleitet jedoch als Fehler der Kinder und Alten nachsichtig behandeln. Vom Zorne und von der Lust nun gelte die allgemeine Meinung, daß einige Menschen sie zu überwinden wüßten, andere jedoch wieder ihnen unterlägen. Und das sei auch ganz richtig. Daß aber auch von der Unwissenheit ein Gleiches gelte — so setzt Platon spottend hinzu — davon habe

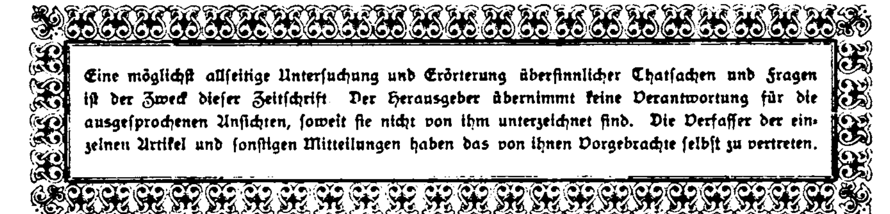
[1]) Im 2. Abschnitt des I Bandes der „Literarischen Fehden".

er noch niemals gehört. Darnach hoffe er denn klar und unzweideutig auseinandersetzen zu können, was er unter gerecht und ungerecht verstehe. Er nenne „Ungerechtigkeit" die Gewaltherrschaft von Zorn und Furcht, Lust und Schmerz, Neid, Mißgunst und allen Begierden in der Seele, überall und ohne Rücksicht darauf, ob sie erkennbaren Schaden anrichteten oder nicht. Dagegen nenne er „Gerechtigkeit" denjenigen Zustand der Seele, wo dieselbe von der Vorstellung des Besten, von der Vernunft, beherrscht werde, gleichviel wie dabei der Staat oder das Individuum einen solchen Menschen beurteilen möchten. Über Recht und Unrecht gingen die Ansichten ja weit auseinander und der Pöbel widerspräche sich selbst in dieser Frage beständig; er wollte sich aber doch wenigstens bestreben, sich vom Pöbel zu unterscheiden.

Wollen wir die weit ausgedehnte Streitfrage zwischen beiden Philosophen zusammenfassen, so müssen wir sagen: Platon erfaßt das Problem ganz allgemein und sagt streng logisch, daß das *βουλητόν*, der Inhalt des menschlichen Willens, immer das Glück sei. Da aber das Glück der Menschen im Guten, in der „Gerechtigkeit", in der Tugend bestehe, so begehe er alle schlechten Handlungen, da diese doch seinem Glücke Abbruch thäten, unfreiwillig, obwohl die *βούλησις*, der Wille, und die *βούλευσις*, die Überlegung, auf das Schlechte gerichtet sein könnten. Aristoteles dagegen läßt sich durch die *βούλευσις* und *βούλησις* täuschen, weil diese den Schein der Überlegung einer freien Handlung auch zu schlechtem Zwecke erwecken, und läßt das *βουλητόν* aus den Augen. Deshalb treffen seine einzelnen Beispiele von freiwilligen schlechten Handlungen nicht den Kern der philosophischen Frage. Es hat aber dieser Streit für unser Thema die höchste Bedeutung, weil die platonische Auslegung der Gerechtigkeit uns sofort auf das Metaphysische führt, auf die Anschauung Platons von der Beschaffenheit der Seele, auf seine Idealität des Guten, auf seine monistische Weltanschauung. Denn ganz im Gegensatze zu der Auffassung der Modernen, Platon habe Geist und Materie getrennt, erkennt und verkennt Aristoteles so sehr Platons Monismus, daß er ihm vorwirft, er habe seinen Gott mit der Materie gemischt und ihm darum das Schicksal Ixions bereitet.

(Fortsetzung folgt.)




Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Ein Kapitel aus der Trieblehre.

Von

Julius Duboc.

II. Trieb und Lust.

Mir liegt daran, durch die nachfolgenden Ausführungen, für die ich um die Geduld der Leser um so mehr zu bitten habe, als sie gelegentlich einige detaillierte psychologische Erwägungen nötig machen werden, vor allem zwei Punkte klar zu stellen: einerseits daß für eine gewisse zu Grunde liegende Annahme, für einen gewissen, dem Kausalitatsbedürfnis der menschlichen Auffassung entnommenen Ausgangspunkt der Standpunkt des Eudämonismus oder der Lustlehre der einfachste und logischste, ja ein unvermeidlicher ist und daß andererseits dieser Standpunkt nichts involviert, was ihn in einen sittlichen Verruf zu bringen geeignet wäre, so oft ihm derselbe auch schon angeheftet worden ist.

Wie immer man den Menschen und sein sich-Verhalten oder Thun betrachte, immer wird man von ihm auszusagen haben, daß er entweder sein eignes Produkt oder das Produkt seiner Faktoren, seiner Bestandteile sein muß und ist. Der Ausdruck: „sein eignes Entwicklungsprodukt" bringt durch die Hineinbeziehung der Entwicklung kein neues Moment hinzu, der Accent liegt auf dem Wort: „eigen" als dessen Gegensatz sich die Enteignung, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, darstellt, die vorhanden ist, wenn die Individualität als solche mit allem, was sie in sich enthält und darstellt, als das reine Produkt ihrer Faktoren und also als vollkommen von ihnen abhängig aufgefaßt wird. Dieser vollkommenen Abhängigkeits-Annahme tritt die Bezeichnung „eigen", mit einem Protest entgegen, und dieser Protest spricht sich, wenn er klar gedacht und formuliert wird, als ein Urzeugungs-Akt aus, da nur durch diesen das Bedingtsein und damit die Abhängigkeitskette entweder durchbrochen oder in sich selbst aufgehoben und ein Eigen(-tum) erworben wird. Der freie Wille, die freie oder eigene Wahl sind Umschreibungen eines Ur-

zeugungs-Akts. Der Satz, daß der Mensch aus eigener Wahl etwas vollbringe (also auch, daß er aus eigner Wahl sich in das irdische Leben begeben habe) statuiert eine Überzeugung d. h. die Vorstellung eines aus-sich-selbst Entstandenen (gleichbedeutend mit der Vorstellung eines Unentstandenen) und daher in sich selbst abgeschlossen Ruhenden. Dieser Vorstellungskreis zieht sich nun vollständig auf das Gebiet der metaphysischen Spekulation oder der religiösen Anschauung resp. des Glaubens zurück, dem gegenüber der Standpunkt des nicht sowohl ein absolutes Besserwissen proklamierenden als vielmehr sich in seinem Grenzbereich bescheidenden Unglaubens sich etwa so formulieren läßt, daß er das Problem der Urzeugung als ein Geheimnis der Schöpfung oder des Entstehens auf sich beruhen läßt, sich dagegen im Geschaffenen oder Entstandenen oder Vorhandenen nach dem der Verstandeserkenntnis unerläßlichen Schema des kausalen Zusammenhangs zu orientieren versucht. Wie stellen sich nun für diesen die Konsequenzen, wenn er, also von der unerfaßlichen Urzeugung (resp. der eigenen oder freien Wahl jeglicher Art) absehend, seine Fassungskraft darauf richtet, den Menschen, der, wenn er nicht sein eigenes Produkt ist, nur das Produkt seiner Faktoren, d. h. das Ergebnis seines Mischungsverhältnisses sein kann, als solches aufzufassen und unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen?

Es ist bekanntlich La Mettrie gewesen, welcher mit der schärferen Formulierung dieses Satzes, ohne indessen ihn konsequent weiter zu entwickeln und auf das ethische Gebiet überzuleiten, einen außerordentlichen Sturm gegen sich heraufbeschwor. La Mettrie (geb. 1709) hatte das ursprünglich ergriffene Studium der Theologie früh mit dem der Medizin vertauscht, unter dem berühmten Boerhaave in Leiden, der damals den Fortschritt in der Medizin vertrat, studiert und war dann als fruchtbarer medizinischer Schriftsteller aufgetreten. Schon als solcher geriet er in Streit mit der die alte Schule repräsentierenden Pariser medizinischen Fakultät und lud außerdem, als er in der Histoire naturelle de l'Ame den Satz vertrat, daß geistige Thätigkeit Folge körperlicher Zustände sei, den Groll der Geistlichkeit und der herrschenden philosophischen Richtung auf sich. Die erwähnte Schrift sowie einige ihr folgende von polemisch satirischem Inhalt wurden durch Henkershand verbrannt, er selbst entging einer Einsperrung in der Bastille nur durch die Flucht. La Mettrie hatte seine Überzeugung von der Abhängigkeit des Geistes von körperlichen Zuständen zunächst durch Selbstbeobachtung bei Gelegenheit eines Fieberanfalls und den damit in Verbindung auftretenden Phantasien gewonnen, bald verallgemeinerte und erweiterte er diese einzelne Beobachtung und erschuf sich damit die Grundlage eines materialistischen Systems, wenn man es so nennen will, welches er in der 1748 erschienenen, anonymen Schrift: L'homme machine mit Schärfe und Nachdruck ausführte. Der Verfasser, der übrigens ungefähr gleichzeitig in Verbindung mit Friedrich dem Großen trat und dessen Vorleser und Mitglied der Berliner Akademie ward, wurde bald erkannt und ein allgemeines Anathem erging über den freigeistigen Franzosen. Nach den

heute in der wissenschaftlichen Welt und im Kreise der Gebildeten Geltung beanspruchenden und meistens Geltung findenden Ansichten wird man dies Anathem kaum verstehen.

„Was thut La Mettrie?“ fragt Du Bois-Reymond[1]) in einer resumierenden Darstellung seiner Anschauungen — „Bei Betrachtung der Seele geht er, statt von deren scholastischem Lehrbegriff, von den zahllosen Thatsachen aus, welche schließen lassen, daß geistige Thätigkeit die Wirkung gewisser, im Hirne vor sich gehender Veränderungen ist. Er verfolgt Entwicklung und Abnahme der Geisteskräfte bei Entwicklung und Altern des Körpers, und ihre mit der Ausbildung des Hirnes gleichen Schritt haltende, stufenweise höhere Ausbildung in der Wirbeltierreihe von den Fischen bis zu den Anthropoïden-Affen. Er erinnert daran, wie in gesunden und krankhaften Zuständen das Bewußtsein der Spielball der Organe ist, wobei er sich unter anderem auf das heute so genannte Gesetz der peripherischen Erscheinung der Empfindungen beruft. Mit dem Schwindel und dem Doppeltsehen bei unwillkürlichen Bewegungen des Auges hatte er sich schon früher eingehend beschäftigt. Das Gehirn Blöd- und Wahnsinniger zeige zwar oft keine dem unbewaffneten Auge sichtbaren Bildungsfehler. Beweise dies wohl, daß nicht irgend ein mikroskopisches Fäserchen von der Norm abweiche, und genüge nicht vielleicht schon solche Abweichung, um die größte geistige Störung zu ermöglichen? Er beobachtet den Einfluß von Fasten und Fleischkost, von Wein, Kaffee und Opium auf die Vorstellungen. Er zergliedert die denkbaren mechanischen Bedingungen des Gedächtnisses, die Physiognomik und die Lehre von Hirnprovinzen, wo bestimmte geistige Fähigkeiten hausen, finden sich angedeutet. La Mettrie verwirft Stahls Animismus, wonach die Seele unbewußt sich den Leib erbaue und die unwillkürlichen Bewegungen hervorbringe. Nicht einmal alle scheinbar willkürlichen Bewegungen seien unmittelbarer Ausfluß dessen, was wir Seele nennen. So gut wie der damalige Zustand der Physiologie es erlaubte, führt er solche Erscheinungen auf reine Mechanismen im Tierleibe zurück. Er zeigt, wie Muskeln und Herz sich am Frosche noch nach Trennung vom Organismus bewegen. Er erinnert an die bekannte Erfahrung, die er selber bestätigen könne, daß im vollen Lauf geköpfte Vögel noch eine zeitlang geordnete Ortsbewegungen ausführen u. s. w.“

Der Schwerpunkt von La Mettries Bedeutung für seine Zeit lag hauptsächlich in zwei Punkten. Er wandte sich gegen das von der Metaphysik festgehaltene und als unverbrüchlich sanktionierte Dogma, daß Seele und Leib zwei verschiedene Substanzen seien, setzt dieser Annahme vielmehr als Eine Substanz das ewig rätselhafte Grundwesen von Materie und Geist entgegen, ist also wesentlich Monist und da er nun nicht mehr über die Seele als solche, die ihm leiblos ein wesenloser Begriff ist, spekulieren kann, so verlegt er die Lehre von der Natur der Seele in die induktive naturwissenschaftliche Forschung. Grade wegen dieser That wird er vom Standpunkt der heutigen naturwissenschaftlichen Forschung aus gelegentlich als „Pfadfinder“ gefeiert. Sich stützend auf die unbewiesene und jedenfalls nur unter starken Vorbehalten und Einschränkungen zuzugebende Annahme, daß Menschen- und Tierseele nur gradweise verschieden seien, ist die heutige Naturwissenschaft geneigt, als einzig zulässigen, ob-

---

[1]) La Mettrie. Rede zum Gedächtnis Friedrich II in der Akademie der Wissenschaften. Berlin 1875.

jektiv realistischen Weg der Forschung über die Seele den anzuerkennen, der die Äußerungen geistigen Lebens, wo sie zuerst und am primitivsten auftreten, d. h. also am Tier als unterster Stufe der Wesensreihe, auf deren oberster der Mensch steht, zergliedert. Durch diese Zergliederung soll der Forscher gewissermaßen die Elemente in die Hand bekommen, aus denen das wesentlich gleichartige, nur sehr viel kompliziertere Seelenbild des Menschen ebenfalls zusammengefügt ist und die Besitzergreifung dieser einfachen Elemente soll ihm das Verständnis der verwickelteren erschließen, die er vorfindet, wenn er in das eigene Bewußtsein sich vertieft. „Nachdem er, wie Faust, die Reihe der Lebendigen an sich vorüberziehen sah," sagt Du Bois-Reymond an der angezogenen Stelle, „und seine Brüder in Luft und Wasser kennen lernte, öffnen sich ihm die geheimen, tiefen Wunder seiner eigenen Brust." Es liegt nun zwar die Erwägung nahe, daß dieser Weg der Forschung keineswegs ein so aussichtsvoller, geschweige denn der einzig zulässige genannt zu werden verdient, weil selbst abgesehen von der doch nur hypothetischen Annahme, daß Menschen- und Tierseelen nur gradweise verschieden seien, zugegeben werden muß, daß ein so Innerlichstes wie das eigne d. h. menschliche Seelenleben schwerlich an einer anderen Stelle als im eigenen reflektierten und reflektierenden Bewußtsein mit Nachdruck exploriert werden kann. Der Mensch ist, in der Hauptsache wenigstens, um sich zu erkennen auch auf sich angewiesen. Wenn er auch die Daten aus anderen Regionen, also auch aus dem „ersten Dämmerschein geistiger Thätigkeit in der Tierreihe" zur Vergleichung heranziehen wird, so wird er sich doch immer sagen müssen, daß er schließlich nur von sich etwa mit einiger Sicherheit sagen kann, „wie ihm zu Mute ist", keineswegs aber dasselbe von anderen, ihm viel ferner stehenden Geschöpfen zu behaupten im stande ist. Aber die Naturwissenschaft ist viel zu sehr verliebt in ihre eigne Methode und zu mißtrauisch gegen jeden Schritt, der sich von der Grundlage des Handgreiflichen und, wie ihr vorkommt, Sicheren loszulösen scheint, um diesen Gang der Erwägung einzuschlagen. Vollends war das nicht von La Metrie zu verlangen, der nur den Gegensatz der unfruchtbar spintisierenden Spekulationen der damaligen Philosophen und Theologen über die Natur der Seele zu der Erkenntnis der Ärzte und Naturforscher, auf die er verwies, vor sich sah, von einer Psychologie als Erfahrungswissenschaft etwa im Sinne Benekes oder von Untersuchungen, wie sie später auf dem Gebiet der Psychophysik geführt worden sind, aber noch keine Ahnung haben konnte. Als Gegner der Metaphysik seiner Zeit verlacht er denn auch die Thesen, welche Kreatianer, Traducianer und Präexistianer über den Ursprung der Seele des Menschen aufgestellt hatten, und im krassen Gegensatz hierzu wählt er den Ausdruck „Homne machine", damit gleichzeitig Descartes eins versetzend, der die Tiere — im Gegensatz zu dem Menschen — für nichts weiter als Maschinen, denen Empfindung, Denken und Wollen abgehe, angesehen wissen wollte. Der Ausdruck Homne machine sollte also anzeigen, daß, wenn das Tier als Maschine bezeichnet werden dürfe, dies auch für den Menschen zu gelten habe, der sich im Empfinden,

Denken und Wollen nur gradweise über das Tier erhebe. Der menschliche Organismus unterscheide sich von dem des Affen nur wie Huyghens astronomische Uhr von einer gemeinen oder wie Vaucausons Flötenspieler von einer einfacheren Maschine. Er ist eine aus unzähligen Teilen zusammengesetzte Uhr, die der neue Chylus aufziehe.

Mit dieser letzterwähnten Annahme und Auffassung rührt La Mettrie wieder an das Grundproblem, ohne indessen irgendwie die Konsequenzen weiter auszuführen und sie namentlich für das ethische Gebiet zu verwerten. Er neigt sich zwar auch hier einem sogenannten, aber sehr flach behandelten Eudämonismus zu, indem er den absoluten Tugendbegriff der Moralsysteme seiner Zeit verwarf und der Sittenlehre die Nützlichkeit zu Grunde legte, d. h. ihre Vorschriften als Mittel behandelte, dem einzelnen die größte Summe von Glück zu sichern, zu der seine Organisation ihn befähige, aber es geschieht dies ohne jede Vertiefung in den psychologischen Prozeß und ohne den Versuch einer Ableitung aus fundamentalen Anschauungen.

Wenn wir an seiner Stelle dies versuchen, so haben wir zunächst uns darüber klar zu werden, daß, wenn — wovon wir aus den im Eingang erwähnten Gründen ausgehen — der Mensch nur als Produkt seiner Teile, als Ergebnis seines Mischungsverhältnisses (nicht als sein eignes Entwicklungsprodukt mittelst eines unbedingten freien Willens oder sonstwie im Sinne einer Urzeugung, aufzufassen ist, dies soviel bedeutet, als daß er nur in Gemäßheit und konform seinen Trieben sich verhalten kann. Das Mischungsverhältnis kommt ja für das ethische Gebiet, welches die gesamten Willensäußerungen des Menschen, sein seelisches Bewegungsverhältnis, um mich so auszudrücken, umfaßt, nur so weit in Betracht, als es aus sich heraus einen in Temperament und allgemeiner Disposition, Stimmung und Eigenart sich äußernden Antrieb erzeugt, der ein seelisches Bewegungsverhältnis dieser oder jener Art im Menschen veranlaßt. Betrachte ich den Menschen als ein direktes Ergebnis des Mischungsverhältnisses seiner Teile, als ein Produkt seiner Zusammensetzung, so heißt das, auf die Willenssphäre, auf sein seelisches Bewegungsverhältnis übertragen, also nichts anderes als: ich konstatiere die absolute Abhängigkeit des Menschen von seinen Antrieben resp. Trieben, d. h. daß er nur in Gemäßheit derselben und konform mit ihnen in Aktion treten kann. Es heißt ferner, daß jegliches Moment, welches den Menschen seelisch in Bewegung setzt, welches ihn antreibt, etwas zu thun oder zu lassen, als ein Trieb zu bezeichnen und zu behandeln ist, da alle einem und demselben zu Grunde gelegten Verhältnis, dem Mischungsverhältnis der Teile, als dessen Summe uns der Mensch gilt, entstammen. Damit wird der Faktor der verschiedenen Triebe im Menschen, einheitlich zusammengefaßt, zum seelischen Bewegungsapparat, der Mensch aber wird zum Triebwerk: L'homne machine — der Mensch ein Triebwerk. Die Analogie mit dem Triebwerk im mechanischen Sinne und die Berechtigung, den Ausdruck von hier zu entlehnen und ihn auf den Menschen zu übertragen, liegt darin, daß auch das mechanische Trieb-

werk sich nur in Gemäßheit und mittelst seiner das Getriebe zusammenhängend darstellenden Bestandteile (Federn, Räder u. s. w., denen im Menschen die verschiedenen Triebe entsprechen) bewegt. Ich mache an dieser Stelle noch darauf aufmerksam, daß die Auffassung der den Menschen dirigierenden Triebe als des ausschließlichen seelischen Bewegungsapparats auch der unmittelbaren Selbstgewißheit des Menschen entspricht, derzufolge er sich nur bewegt, wenn ihn ein Etwas treibt, während er sich nicht bewegt, wenn ihm kein Antrieb gegeben ist. Kein Trieb, keine Bewegung oder: keine Bewegung ohne Trieb. So stellt sich der Hergang, vom Bewußtsein aus angeschaut, dar und während wir die Kraft, die hinter dem seelischen Bewegungsapparat als primum agens steckt hier überall aus dem Spiel lassen, scheinen wir doch von dieser Kraft selbst behaupten zu können, daß sie ihre faßliche und meßbare Begrenzung in dem Verhältnis des Triebes zur Bewegung hat. Ich führe das Moment der Selbstgewißheit übrigens nicht an, um darauf die hier vertretene Auffassung zu begründen. Diese ruht vielmehr, wie bereits entwickelt, lediglich darauf, daß wir, ohne auf den kausalen Zusammenhang zu verzichten und damit ins Unbegreifliche hinein zu geraten, nicht anders können denn den Menschen als Produkt seiner Teile auffassen. Daß das daraus abgeleitete Verhältnis des Triebes zur Bewegung der unmittelbaren Selbstgewißheit des Menschen entspricht, daß sie mit dem inneren Erlebnis übereinstimmt, wonach wir, ohne einen Antrieb zu verspüren, überhaupt keine Bewegung, überhaupt nichts vornehmen, kann nur dazu dienen, das logische Prinzip auch durch die Thatsache und den psychologischen Befund zu verstärken.

Die hier vertretene, konsequent durchgeführte Auffassung führt nun direkt und unmittelbar in einen wohlverstandenen Eudämonismus hinein und bildet dessen stärkste Grundlage. Denn wenn Lust sich auch nicht definieren läßt, wenn sie auch nur als Empfindungsthatsache existiert und die Empfindung sich nicht ins Begriffliche übersetzen läßt — „fühle sie (die Lust), so weißt du es" sagt Fechner mit Recht —, so ist doch andererseits das nicht zu bestreiten, daß sie unmittelbar zusammenfällt mit der Erfüllung eines Triebes. Schon unsere tiefsinnige Sprache deutet die enge Verbindung von Trieb und Lust durch den Ausdruck: „ich habe Lust, dies oder jenes zu thun" an, was ja nichts weiter heißt als: es treibt mich, ich empfinde den Trieb, dies oder das zu thun, und ich verspreche mir von der Erfüllung dieses Triebes ein entsprechendes Lustquantum. Triebes-Erfüllung bedeutet daher unbedingt Lust, wie sein Gegensatz Triebes-Hemmung Unlust. Man darf zwar nicht übersehen, daß dies an sich einfache und leicht übersichtliche Verhältnis sich in der Anwendung kompliziert gestaltet. Zunächst bestehen im Menschen stets verschiedene und verschiedenartige Triebe von wechselndem Stärkegrad. Werden die einen erfüllt, während die anderen eine Hemmung erleiden, so kann im Gesamtresultat, d. h. im Gemeingefühl bald die Lust, bald die Unlust überwiegen, oder beide können sich die Wage halten, so daß ein im Indifferenzpunkt liegender Zustand entsteht, der weder als Lust

noch als Unlust empfunden wird. Dabei findet je nach der Erfüllung oder Hemmung der Triebe ein fortwährendes Heben und Sinken des Lustgefühls im Menschen statt. Verwickelter wird das Verhältnis noch dadurch, daß die Triebe an einander partizipieren und sich verbinden und die Lust nun gegen die Unlust und die Unlust gegen die Lust in demselben Triebe streiten. Der Nahrungstrieb will befriedigt sein und wird als solcher befriedigt durch Nahrung, aber er ist unlöslich verbunden mit anderen Trieben, die in Bezug auf das Was und Wie ebenfalls ihre Stimme erheben. Gerät der Mensch in die Lage, den Nahrungstrieb befriedigen zu können, aber nur auf eine Weise, welche den anderen Trieben entgegengesetzt ist, so tritt die Unlust unmittelbar oder in kürzester Zeitfolge (dies hängt von der Stärke der Unlust resp. der Beschaffenheit des Unlust erzeugenden Moments ab) in die Lust ein, und der Mensch gerät in ein anscheinend widerspruchsvolles Verhalten. Und das Gleiche gilt für andere Triebe, den Geschlechtstrieb oder den Trieb nach geistiger Beschäftigung. „Gieb mir nur irgend etwas zu lesen, gleichgültig was," seufzt jemand, bei dem der Mangel an geistiger Nahrung Heißhunger erzeugt hat, aber angewidert schleudert er gleichwohl im nächsten Moment das heißbegehrte Buch in den Winkel, wenn ihm dessen Inhalt ekelhaft erscheint.

Am durchsichtigsten läßt sich der Satz, daß Triebes-Erfüllung stets Lust bedeutet und Lust keine andere Bedeutung hat als eben diese, erkennen, wenn wir die bloß vorgestellte Triebes-Erfüllung zu Grunde legen, wenn wir statt des Maßstabs der äußeren Verwirklichung das in uns wirksame Verhältnis des Triebes zu seiner Erfüllung zu Grunde legen. Bei der in die Wirklichkeit übergeführten Triebes-Erfüllung kann, wie bereits bemerkt, die Lust dem Bewußtsein gewissermaßen verloren gehen, wenn der Trieb, einer irrigen Vorspiegelung folgend, einem für den Gesamtzustand des Individuums unangemessenen Zustande zustrebt und daher die Reaktion der anderen gehemmten Triebe d. h. ein überwiegendes Unlustquantum hervorruft. In diesem Fall streift die durch den erfüllten Trieb erzeugte Lust nur das Bewußtsein, ohne von ihm festgehalten zu werden, sie geht, wenn wir so sagen sollen, dem Erinnerungsvermögen des Bewußtseins verloren und wird zu schnell gelöscht, um gebucht zu werden. Aber diese irreführenden Momente fallen in der Sphäre der Vorstellung sämtlich weg. Unmöglich ist es, einen Trieb in uns sich regen zu fühlen, ohne seine vorgestellte Erfüllung gleichzeitig als Lust zu empfinden. Selbst wenn der vorgestellte Genuß von unserem sittlichen Bewußtsein verworfen und daher schon im Entstehen vergiftet wird, ist es unmöglich, ihn gleichwohl als Lust zu bannen, sobald der Mensch mit seinen Gedanken bei der Erfüllung des Triebes verweilt. Hier fällt eins mit dem andern schlechthin zusammen. Wir schöpfen die Überzeugung von der Wahrheit des Grundverhältnisses, indem wir dasselbe am Urquell seines Prinzips erfassen.

Ist der Mensch nun, um hierauf zurückzugehen, ein reines Produkt des Mischungsverhältnisses seiner Teile, prägt das Mischungsverhältnis

sich in den Trieben aus, von denen also das gesamte Thun des Menschen abhängig, deren adäquater Ausdruck dasselbe ist, bedeutet ferner Triebes-Erfüllung unbedingt Lust wie Triebes-Hemmung Unlust, so steht folgendes als vom Eudämonismus behauptete Grundthatsache fest: der Mensch strebt immer nach Glückseligkeit oder — wie ich lieber sage — Lust, er kann keinen Schritt außerhalb dieses Strebens thun, er kann sich kein anderes Motiv zulegen, er sucht in Gemäßheit der Anlage seiner Natur die Lust und flieht den Schmerz ausnahmslos. Der Ausspruch Epikurs: daß die Lust allen Geschöpfen *οἰκεῖον*, naturgemäß und angemessen, der Schmerz *ἀλλότριον*, fremd und naturwidrig, sei, — dieser Ausspruch, der dort mehr im Sinne der Empfehlung einer praktischen Lebensmaxime, einer Regel der Weisheit gemeint ist — wird hier als Naturgesetz, welches das Belieben ausschließt, es aufhebt, angeschaut und so behauptet. Des Menschen Wollen und Thun ruht überall auf dem Lustbedarf. Er thut daher auch nichts, als daß er das größtmöglichste Maß von Lust realisiert oder — falls ihm das nicht gelingt — daß er das möglichst geringe Maß von Unlust an sich heranläßt.

In einem nächsten Artikel werde ich versuchen, die ethischen Konsequenzen dieses eudämonistischen Hauptlehrsatzes zu ziehen und ihre Verträglichkeit mit einem geläuterten Sittenprinzip aufzuzeigen.

(Schluß folgt.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Äther als Lösung der mystischen Rätsel.

Von

Hellenbach.

IV. Die Metamorphose des Ätherleibes.

Von den möglichen Übergängen einer Darstellungsform in die andere haben nur zwei ein besonderes Interesse für uns; diese sind Geburt und Tod, also die Übergänge in und aus den Zellen. Wie sich der Übergang aus wägbarer in unwägbare Materie und umgekehrt bewerkstelligt, entzieht sich zwar unserer Einsicht, doch können wir darin gerade keine Schwierigkeit sehen. Anders liegt die Sache, wenn es sich um die Darstellung in Zellen, um die Geburt handelt. An der Möglichkeit des Eintrittes eines Ätherleibes in den menschlichen Organismus kann allerdings nicht gezweifelt werden, weil uns die Erfahrung sagt, daß bei Schwerkranken, Somnambulen, Fakiren und Sterbenden dieses Aus- und Eintreten durch Thatsachen erwiesen ist. Was bedenklich erscheint, ist die Unempfindlichkeit der Mutter für diesen Eintritt, ferner die neunmonatliche Dauer der Embryonal-Entwickelung, für manche selbst das mangelnde Motiv für die Menschwerdung des Ätherleibes. Bei näherer Untersuchung dieser Einwürfe zeigt es sich aber, daß sie nicht gerade ins Gewicht fallen würden.

Die Erfahrung sagt uns, daß ein Mensch den Durchgang selbst einiger Gase und um so mehr den der imponderablen Kräfte unempfunden gestatte. Die Ventilation durch die Poren ist z. B. eine so bedeutende, daß Menschen, welche über ein Dritteil ihrer Haut verbrennen, wegen Überbürdung der Lunge zu Grunde gehen, und doch empfinden wir nichts von diesem Stoffwechsel. Unser Körper verwehrt weder der Schwerkraft noch dem magnetischen Strome den Durchgang, selbst die Lichtschwingungen dringen unempfunden durch, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man die fest aneinander gedrückten Finger zwischen das Auge und ein brennendes Licht hält. Auch haben wir schon früher besprochen, daß unsere Anschauungen vom Raume durchaus keine zuverlässigen sind. Der Eintritt eines Vogels in das offene Fenster eines zweiten Stockwerkes ist

dem Pferde nicht möglich und unverständlich, auf gleiche Weise dürfen auch wir dem Ätherleibe keine Beschränkungen auferlegen. Es möge eine Thatsache aus meiner eigenen Erfahrung unsere Inkompetenz erweisen, den unempfundenen Eintritt eines Ätherleibes zu bestreiten.

Miß Fowler lag mit an den Rücken gebundenen Händen und auch sonst gefesselt in einem Armstuhle; ich hielt mit der rechten Hand ihre gebundenen Hände, mit der linken ihre Füße und legte mein Ohr fest oben auf ihr Knie, um in sichere Evidenz zu bringen, was es für eine Bewandtnis mit jenen Händen habe, durch die ich stets berührt wurde — es waren meine ersten physikalischen Erlebnisse auf diesem Gebiete, mein Mißtrauen daher begreiflich. Da fühlte ich ganz deutlich kleine Fingerspitzen auf meinem Ohre spielen, welches doch fest auf dem Fuße lag. Gab es einen Raum zwischen Ohr und Knie, den wir nicht kennen? Ging diese Hand durch meinen Kopf oder durch ihr Knie? — Ich führe dies nur an, um zu zeigen, daß die Erfahrung für die Möglichkeit eines unempfundenen Eintrittes von geformten Äthermassen Belege liefert, ob jene dem absoluten Raume oder der Zartheit des Äthers zuzuschreiben seien — das wollen wir dahingestellt sein lassen, für den Äther ist der Körper offen. Es bliebe also noch die neunmonatliche Dauer der Projektion in wachsenden Zellen zu erörtern.

Der Traum steht dem imponderablen Anschauungsvermögen jedenfalls näher als der wache Zustand; wir wissen aus Erfahrung, daß wir große Zeiträume in wenigen Minuten träumen können, daß also der Denkprozeß, die Wahrnehmung und die Veränderung im wachen Zustande einen weit langsameren Verlauf nehmen. Wenn wir den Unterschied des phänomenalen und transscendentalen Zeitmaßes etwa mit dem Stunden- und Sekundenzeiger vergleichen, so ergiebt sich, daß neun Monate möglicherweise ein sehr kurzer Zeitraum für Wesen einer anderen Anschauungsform sein könnten; es ist ganz gut denkbar, daß die menschliche Anschauungsform den Fluß des Werdens künstlich auseinander zieht, etwa wie das Prisma den Sonnenstrahl in das Spektrum auseinander legt. Doch abgesehen davon hat das Wachsen der Zellen in bestimmten Formen durchaus nicht den immerwährenden, ununterbrochenen Zwang zur Vorbedingung. Die Erfahrung sagt uns, daß imponderable Kräfte — wie das elektrische Licht — das Wachstum fördern, es wird daher auch möglich sein, es vorübergehend zu unterbrechen. Die Erfahrung sagt uns weiter — und dies ist von Wichtigkeit —, daß ein Baum nur verhältnismäßig kurze Zeit gebunden zu werden braucht, um bestimmte Formen anzunehmen; es genügt, wenn die wachsenden weichen Sprößlinge insolange geheftet werden, bis sie versteifen. Man sieht, daß die bildende Einflußnahme auf das Wachstum der Zellen keine übergroßen Schwierigkeiten bietet; eine ununterbrochene neunmonatliche Thätigkeit ist gar nicht anzunehmen und der volle Eintritt des Ätherleibes dürfte wahrscheinlich in eine spätere Epoche der Embryonal-Entwickelung fallen.

Was endlich das Motiv betrifft, welches die Seele veranlassen sollte, in den biologischen Prozeß einzutreten, so liegt die Beantwortung eigentlich

außerhalb des Rahmens der hier verfolgten Aufgabe, doch kommen wir darauf zurück.

Weit durchsichtiger und auch für die Menschen interessanter ist der Übergang aus der Zellendarstellung in die imponderable, nämlich der Tod der menschlichen Erscheinung. Der Austritt des Ätherleibes kann ein plötzlicher oder auch langsamer sein, was zweifelsohne einen Unterschied in der Beschaffenheit desselben wenigstens für das Übergangsstadium hervorrufen muß. Ist der Verdünnungsprozeß ein langsamer, zufolge einer Krankheit oder der Altersschwäche, so mag mit dem Tode der Austritt aus dem Körper in sehr verdünntem Zustande erfolgen und der Todeskampf vielleicht die letzte Abwickelung des Prozesses bilden. Erfolgt der Tod plötzlich, so wäre es nicht undenkbar, daß der Ablösungsprozeß oder die Verdünnung zum Teile nach demselben erfolgte, und der Meta-Organismus noch etwas dichterer Natur wäre. Die Geschichte sagt uns nur, daß im letzteren Falle insbesondere die sogenannten „Anmeldungen" häufiger behauptet werden, als sonst. „Anmeldungen" sind aber nichts anderes als das Zusammenfallen von Halluzinationen und Wirkungen optischer, akustischer, mitunter selbst mechanischer Natur mit dem Tode entfernter Freunde und Angehöriger. Lüge, Einbildung, Zufall mögen für den größeren Teil dieser Berichte als Unterlage dienen, doch bleibt ein Rest, welcher nicht geleugnet und auch nicht anders erklärt werden kann, als durch die imponderable Natur des Meta-Organismus, welche auf seite der Sterbenden wirkt, und auf seite der Lebenden empfindet. Die Geschichte der neuesten Zeit hat Thatsachen zu Tage gefördert, welchen gegenüber jede Kritik, jeder Zweifel an der Thatsächlichkeit schweigen muß.[1])

Jedenfalls müßte angenommen werden, daß der Übergang von lebender (Zellen-)Darstellung in imponderable, eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt, und daß in dieser Zwischenzeit der Meta-Organismus dichter sei als später. Es muß auch angenommen werden, daß der Wechsel der Anschauungsform und des Bewußtseins, nämlich der Persönlichkeit bei gleichbleibendem Subjekt, kein ganz plötzlicher sein wird; und ich habe schon in meinen früheren Schriften nachgewiesen, daß nach dem Tode stets eine Art Wahnsinn eintreten muß, welcher je nach der Todesart, der Charakteranlage und der Lebensanschauung Sekunden, Minuten, Stunden, und wenn man das Zeugnis der Geschichte nicht verwirft, selbst Jahre — wohlgemerkt unseres Zeitmaßes! — dauern kann. Ich verweise diesbezüglich auf einen Aufsatz meines „Tagebuches": „Die vermeintliche Rückkehr der Toten". Daß der Bewußtseinswechsel eines Goethe oder einer Marie-Antoinette von anderen Folgen begleitet sein werde, als der eines Blaubart oder einer Nádasdy, welche 80 Kinder umbrachte, um sich in ihrem Blute zu baden, wird wohl kaum zu bestreiten sein. Nun ist es eine bekannte Sache, daß die Volkssage alle

[1]) Vergl. hierzu die 700 ausgewählten Fälle von Telepathie (fernwirkender oder fernsinniger Verbindung Lebender in Gefahr und Todesfall), welche die Society for Psychical Research zu London in den zwei Bänden „Phantasms of the Living" by Ed. Gurney, F. W. H. Myers and Fr. Podmore veröffentlicht hat. Siehe auch das Februarheft der „Sphinx" 1887, III 14, S. 130. (Der Herausgeber.)

Spukgeschichten mit Verbrechen in Verbindung zu bringen sucht. Ob nun der Volksglaube die Spukgeschichten, oder umgekehrt der Spuk den Volksglauben erzeugt hat, das würden wir dahin gestellt sein lassen, wenn nicht die Geschichte des Somnambulismus und Spiritismus gleichfalls auf nicht zu beseitigende Weise die Darstellung in ponderabler (nicht lebender) Materie behauptete, möge diese nun durch das Auge direkt oder sonstwie indirekt wahrgenommen werden. [1])

Die Untersuchungen über den Eintritt des Todes ergeben also abermals Beweise für die drei Darstellungen des Meta-Organismus in lebender, ponderabler und imponderabler Materie, von welchen die erstere und letzte die Regel, die mittlere die Ausnahme bilden. Daß die Darstellung in Zellen gleichfalls nur eine vorübergehende ist und daß der eigentlich normale Zustand der Ätherleib sei, — liegt auf der Hand. Bei einer solchen auffallenden Übereinstimmung von Theorie und Erfahrung ist an der Projektion des Ätherleibes in drei Darstellungsformen nicht mehr zu zweifeln.

Wenn der Ätherleib gegeben ist, so hätte die Frage, wie er auf einen anderen einwirkt, immerhin ein Interesse, weil deren Beantwortung uns allerlei Aufschlüsse bringen könnte. — Es ist klar, daß für die Sinne des imponderablen Leibes eine Entfernung kaum existiert, daß also eine Mitteilung gerade so wenig Schwierigkeit verursacht, als uns eine Depesche von London nach Paris, wenn auch mit dem Unterschiede, daß wir Draht und Batterien brauchen, und der Meta-Organismus über Verbindung und Strom unmittelbar verfügt. Es ist auch Thatsache, daß Jogis, also selbst lebende Menschen, in Indien vor Gericht deponierten, daß sie sich mit einem anderen Jogi stets in Verbindung setzen können. Wir haben ein analoges Verhältnis zwischen Magnetiseur und Somnambule, weil jener auf diese auch in der Entfernung einwirken kann. Wenn wir nun die früher erwähnte Analogie zu Hilfe rufen, so müßten wir annehmen, daß ein Jogi oder Fakir sich immer im weichen, flüssigen, also empfindlichen Zustand befinde, während ein anderer sich in gasartigen, das ist wirkenden Zustand versetzt. Wir sehen also die drei Aggregationsformen, die ja von vielen ohnehin den imponderablen Molekularverhältnissen zugeschrieben werden — unter den lebenden Menschen analog vertreten: die feste entspricht der „normalen", die flüssige der „sensitiven" Natur, während die gasartige durch Magnetiseure, physikalische Medien und Fakire vertreten wäre.

So wie der Mensch durch Anlage, Behandlung oder Krankheit in den meta-sensitiven Zustand übergeht, ist die imponderable Verbindung hergestellt und eine Einwirkung möglich; das Resultat kann und wird aber

---

[1]) Der Verfasser meint hier offenbar alle jene mediumistischen und anderen übersinnlichen Manifestationen, deren massivste, grobmateriellste in wägbarem, sichtbarem, tastbarem, aber nicht lebendem Stoffe die sogenannte „Materialisation" ist, in welcher übersinnliche Wesen von unbekanntem Ursprunge sich für kürzere Zeit (Sekunden oder Stunden) uns in plastischer Menschengestalt oder auch nur in einzelnen Teilen derselben darstellen. (Der Herausgeber.)

ein sehr verschiedenes sein, je nach dem Grade der Empfindlichkeit und auch der Art, wie diese Einwirkungen auf das Bewußtsein übergehen. Von der Ahnung zum Wahrtraume, von diesem zu der symbolischen oder der identischen Vision im Raume und der Zeit entfernter Dinge u. s. w. sind große Schritte, daher es denn weit mehr Ahnende als Wahrträumende oder gar Visionäre geben wird. Der Übergang von der festen zur flüssigen Form ist für ponderable Substanzen leichter oder schwieriger, jedenfalls wird es aber Übergangsstufen geben; es ist nicht nur der Schmelzpunkt der Elemente ein verschiedener, auch der Übergang findet nicht plötzlich statt. Ein Stück Metall kann an den Rändern zu schmelzen beginnen und dann wieder in den festen Zustand übergehen; fast in jedem flüssigen Zustande der Materie findet gleichfalls eine mäßige Verdampfung statt. Dem analog wird die Empfindlichkeit bei verschiedenen Menschen auch verschieden sein. Die Geschichte des Somnambulismus und des Hypnotismus ist ein schlagender Beweis, daß der Schlaf im geraden Verhältnisse seiner Intensivität die Fähigkeiten des Meta-Organismus mehr oder weniger frei macht. Wenn daher ein im imponderablen Zustande befindlicher Organismus auf den lebenden Menschen einwirkt, so wird der „feste" Mensch gar nichts davon wissen; der minder „feste" wird vielleicht unbewußt diesem Einflusse Folge leisten. Je mehr sich ein Mensch dem „flüssigen Zustand" nähert, d. h. je mehr die imponderablen Kräfte ins Spiel kommen, desto kräftiger wird der Einfluß eines anderen Ätherleibes auf ihn sein; dieser wird Wahrträume, endlich Visionen hervorrufen, oder selbst auch ein mechanisches Handeln veranlassen. Es ist unleugbar, daß die Erfahrung dies vollauf bestätigt! Ein im hypnotischen Zustande gegebenes Versprechen wird durch den Wachenden erfüllt, ohne sich über den Zwang Rechenschaft geben zu können; daraus erklärt sich die fatalistische Lebensführung durch die eigene Seele. Es wäre daher ungereimt, den Einfluß eines fremden Ätherleibes für unzuläßig zu erklären, da der fremde Wille unter Lebenden selbst bestimmend wirken kann.

Dieses Erfahrungsgebiet ist für die offizielle Wissenschaft ein verbotenes Revier, da die Presse sich derzeit im materialistischen Lager befindet; doch muß sie sich ja nicht offiziell damit befassen. Die Leser der „Sphinx" haben keinen Anlaß, dieses Gebiet zu fliehen; wir können es daher wagen, tiefer einzudringen. — Wir haben die Übergänge und gegenseitigen Beziehungen der drei Darstellungsformen kennen gelernt; versuchen wir nun, ob sich auch Anhaltspunkte für Verschiedenheiten innerhalb jeder Darstellungsform finden lassen.

Wir unterscheiden unter den Menschen in Bezug auf sinnliche und übersinnliche Wahrnehmungen und Wirkungsweisen drei Stufen oder Klassen, welche den Zuständen der festen, flüssigen und gasförmigen Materie analog sind. Wenn also die anorganischen Substanzen und die Darstellungen in Zellen solche analoge Verschiedenheiten zeigen, sollte dies nicht auch bei den Darstellungen in nicht lebender, ponderabler und in imponderabler Materie der Fall sein? — Die Verschiedenheit der Leistungen spricht entschieden auch für eine Verschiedenheit der Meta-Organismen

außerhalb der Zellendarstellung. Wir können ohne weiteres annehmen, daß sie ebenso entwickelungsfähig wie alles Organische in der Natur sein werden, und daß die Vervollkommnung uns immer mehr von der ponderablen Materie entfernt und einer Verfeinerung zuführt. Was nun die Darstellung in ponderabler (nicht lebender) Materie betrifft, so giebt uns die Erfahrung gleichfalls drei analoge Unterscheidungen zu erkennen: 1. feste, greifbare, 2. bloß sichtbare und 3. unsichtbare, nur durch ihr Wirken sich manifestierende Formen. Wir finden also in der anorganischen Natur, sowie in den Organismen der lebenden Menschen und in den Darstellungen in ponderabler Materie je drei verschiedene Zustände, welche eine gewisse Analogie einhalten; wir finden überall den Übergang vom dichteren in den verdünnten Zustand und umgekehrt.

Wie steht es aber mit dem imponderablen Organismus? Giebt es keine Anhaltspunkte der Beurteilung? — Das durchschlagende Prinzip der Entwickelung in der ganzen Natur führt allerdings zur Annahme der Verschiedenheit auch solcher Darstellungen; die Analogie erlaubt uns selbst diese Verschiedenheit in der Verdünnung, Vergeistigung zu suchen, die Erfahrung kann aber kaum Anhaltspunkte geben, weil diese Darstellungen, um für uns irgendwie Objekt der Erfahrung zu werden, schon zur Verdichtung greifen, also einen Schritt nach rückwärts machen müssen.

Doch in Rücksicht auf die gewiß berechtigte Annahme der Verschiedenheit des Meta-Organismus auch jenseits der menschlichen Anschauungsform, will ich eine Erfahrung nicht übergehen, wenngleich ich auf deren kritischen Wert kein besonderes Gewicht lege. Alles, was den Charakter einer Offenbarung hat, ist ganz unsicher, doch kann nicht geleugnet werden, daß in der Spreu hie und da ein Weizenkorn der Wahrheit und Anregung zu finden ist. Vielleicht ist auch hier eines vorhanden. Es war vor ungefähr zehn Jahren, als ein ganz junger Mensch auf eigentümliche und unbewußte Weise Zeichnungen bei mir entwarf. Der Vorgang war folgender: Ein Bogen Papier wurde auf den Tisch gelegt, und mit einem mehr Kohle als Graphit haltigen Stifte begann der junge Mann — der übrigens kein Maler war und derzeit Architekt ist — heftig zitternd das ganze Papier schwarz zu machen, doch gab es darin lichtere und dunklere Stellen, welche, wenn das Blatt aufrecht gestellt und in die richtige Entfernung gebracht wurde, ganz merkwürdige Köpfe sichtbar machten. Ich hatte deren gewiß mehr als dreißig gesehen. Zum mediumistischen Schreiben war der junge Mann nicht zu verwenden; alles, was er vermochte, war zitternd in großen Lettern einen Namen zu schreiben, welcher einen Bogen einnahm und sich immer nur auf den betreffenden Kopf bezog. Nach seiner Empfindung und Angabe war es ein unsichtbarer Maler, der ihm die Hand führe und die Schatten solcher Wesen zeichnete, welche an mich dächten oder gegenwärtig oder ihm sichtbar wären — was allerdings für den Meta-Organismus in imponderabler Form dasselbe ist; er ist immer dort, wo er wirkt, und kann überallhin wirken. Wir lassen selbstverständlich diese Angabe dahingestellt sein, und wollen unsere Aufmerksamkeit den Köpfen zuwenden.

Das Bild hatte immer die Form einer umgekehrten Tropfperle oder länglichen Birne oder Rübe; der untere spitzige Teil war zumeist gekrümmt. Der Kopf war durch Ringe von verschiedenen Dimensionen umhüllt. Ein hartgekochtes, der Länge nach durchschnittenes spitziges Ei mag annähernd das Bild geben; nur muß man sich das Eiweiß aus zwei oder drei verschiedenen Ringen bestehend denken, von welchen abwechselnd der eine oder der andere stärker war. Am ähnlichsten ist der durch ein starkes Vergrößerungsglas gesehene Längen-Durchschnitt eines Weizenkornes, wo die äußeren Hülsen die Ringe darstellen. Die ganze Form erinnerte an so manche Keime und auch an einige Figuren, welche analog den Chladnyschen Klangfiguren durch den elektrischen Strom erzeugt werden. Das Auffallende an der Sache war, daß, je bedeutender und aus je früherer Epoche in der Geschichte die angeblichen Personen waren, desto geringer an Zahl und desto dünner diese Hüllen waren, ja es gab einige ohne Ring, welche nichts als ein wahres Nebelbild darstellten, obgleich der Gesichtsausdruck immerhin gut erkenntlich blieb. Die Namen bezeichneten zumeist längst verstorbene Persönlichkeiten, teils unbekannte, und einige mir bekannte Köpfe, von welchen ich aber höchstens sagen könnte, daß sie nicht unähnlich waren. Denn eine Zeichnung, ein Porträt im gewöhnlichen Sinne, waren diese Bilder ja ohnehin nicht; das Ganze war ein Nebel. Ich kann nur im allgemeinen bemerken, daß je höher die angeblichen Personen in ethischer Beziehung, nach meinem Wissen wenigstens, standen, desto mehr Nebelbild war es, und je tiefer sie standen, desto mehr Keimzelle. Es ließen sich da allerlei nicht uninteressante Betrachtungen daran knüpfen, welche hier keinen Platz finden können; doch bei dem Umstande, daß wir überhaupt drei Funktionen bei lebenden Wesen, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, beobachten: Wollen, Empfinden und Denken, daß wir ferner eine den drei Aggregationsformen analoge Verschiedenheit bei Darstellungen aus lebender und ponderabler Materie ebenfalls finden, liegt ein Analogie-Schluß auf die gleiche Giltigkeit auch für imponderable Darstellungen sehr nahe. Ich wollte nur auf eine allerdings problematische Erfahrung hinweisen, welche für eine große Verschiedenheit der Entwickelungsformen auch im Jenseits spricht, und zur Vermutung berechtigen würde, daß unsere Gliedmaßen und sonstigen zur Ernäherung und Fortpflanzung des Körpers nötigen Organe in der imponderablen Darstellung nur rudimentär vorhanden sind; daher der Sichtbarkeit solcher Organe für uns stets die Projektion vorangehen muß.

Es ist jedenfalls eine auffallende Thatsache, daß wir bei so vielen Organismen in Zellen aller Art häufig auf solche rudimentäre Organe selbst in Zellen stoßen! Was die Bedingungen betrifft, so wissen wir, daß für die Darstellung in Zellen die befruchtete Keimzelle im Mutterleibe und für die anderen Darstellungen verschiedene Medien notwendig sind. Aber ich betone nochmals, daß Offenbarungen welcher Art immer und Analogien keine Sicherheit gewähren, und daß demnach Erfahrungen

positiver Natur, wie solche früher angeführt wurden, erst deren Giltigkeit festzustellen vermögen; doch ist es denkbar, daß der Meta-Organismus aus ponderabler, wenn uns in der Regel auch unsichtbarer, Materie in projizierten Formen existiert, hingegen der Meta-Organismus in imponderabler Materie auch ohne projizierte Gliedmaßen zu denken wäre. Diese Kategorie unterscheidet sich dann vielleicht durch die unserem Auge allerdings unsichtbaren Ringe, während die ganz vergeistigte Form analog etwa dem vierten Aggregationszustande nach Crookes — der leuchtenden Materie im äußersten Verdünnungszustande — entsprechen würde, welche noch am ehesten als das Subjekt an sich, als „Geist", wenn man will, zu betrachten wäre. Analogien sind leider nur Analogien, welche jedoch unter Zugrundelegung der Wiederkehr (Reïnkarnation) des Menschen zu einem ganz zusammenhängenden Aufbau sich verwenden ließen. Man dürfte nur annehmen, daß die drei Funktionen: Wollen, Empfinden, Denken einer steigenden Vervollkommnung zugeführt werden müßten, und daß unser Leben die Bestimmung hätte, diese Vervollkommnung zu besorgen. Vielleicht entspricht die Aufarbeitung dieser drei Ringe der Vergeistigung unserer Seele, welche der eine früher erreicht als der andere. Vielleicht!

Wenn man die Keimformen, die Rudimente, die durch den elektrischen Strom erzeugten Figuren, diese mystischen Ringe mit dem Ätherleibe in Kombination bringt, so öffnet sich ein solches Meer von Gedanken, daß man nicht weiß, welchen man zuerst zur Reife bringen soll; ich empfehle diese Spekulationen den philosophisch veranlagten und denkenden Naturforschern, welche durch ihre Sachkenntnis sich dazu besonders eignen.

V. Die Erweiterung unseres Erkenntnisvermögens.

Um alle Berufenen anzuspornen, die Forschung auf diesem Gebiete zu unterstützen, mag es nicht überflüssig sein, die Konsequenzen ins Auge zu fassen, welche die teilweise Dienstbarmachung der imponderablen Anschauungsform noch in diesem Leben nach sich ziehen würde. Wir wollen hier nicht von der Befriedigung sprechen, welche es jedem Menschen gewähren muß, zu wissen, daß Geburt und Tod nur ein Wechsel der Anschauungsformen sind, welche durch den Eintritt und die Rückkehr des ätherischen Organismus in und aus den Zellen verursacht werden; denn das ist bereits außer Zweifel, weil es induktiv und deduktiv nachweislich und durch die Erfahrung auf der ganzen Linie bestätigt ist. Wir wollen hier von dem praktischen Werte sprechen, welcher uns aus der Dienstbarmachung dieser Anschauungsform auch in diesem Leben erwüchse. Dieser Wert läßt sich in einem Worte ausdrücken: Erweiterung unseres Erkenntnisvermögens, doch müssen wir die Verschiebung dieser Grenzen, so weit wir können, verfolgen.

Als die Entwickelungstheorie Darwins durch deren Glossatoren und Wiederkäuer auf der höchsten Stufe der Anerkennung stand, sprach man

von einem sechsten Sinn, den man sich demnächst aneignen werde, etwa wie von einer neu zu erfindenden Schußwaffe, bloß weil — ich glaube in Spanien — Vater und Sohn auf einer Hand sechs Finger gehabt haben sollen. Ich habe nun an einen sechsten Sinn nie geglaubt, noch weniger das Sehen durch die Mauern eines Hauses für eine hohe Steigerung des Sehvermögens, wie Vogt, sondern nach der Ansicht aller Philosophen von Plato bis Schopenhauer dies immer für ein Seelenvermögen gehalten. Es ist also klar, daß ich, falls das Seelenvermögen oder der Äther-Leib in Funktion treten kann, nicht einen sechsten, sondern möglicherweise und scheinbar noch vier oder fünf Sinne erwerben kann, weil ich verschiedene Schwingungen empfinden werde, die an meinem Zellenkörper spurlos vorübergehen; aber auch solche Schwingungen, welche ich durch meine lebenden Sinne empfinde, werden ganz anders empfunden werden.

Die bisher „metaphysisch" oder „transscendental" genannte Anschauungsform könnte nunmehr als die „imponderable" oder „ätherische" bezeichnet werden, doch wollen wir der Kürze halber uns der Ausdrücke „Seele" und „psychisch" bedienen, weil sie die populärsten sind. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die griechischen Philosophen in dieser Richtung den modernen um ein Mehrfaches überlegen waren, und den Begriff Psyche ganz richtig handhabten. Die psychischen Fähigkeiten können also nach innen und außen verwendet werden, und die Erfahrung giebt uns hierzu den Fingerzeig. Wir haben nämlich unser Erkenntnisvermögen bereits erweitert, aber nicht durch die Entwickelung der psychischen Fähigkeiten, sondern durch phänomenale Mittel, durch das Mikroskop, das Fernrohr und den Telegraphen. Das erste hat uns einen tieferen Einblick in das innere Wesen der Dinge gewährt, das zweite mindert die Entfernung und der dritte giebt Kunde aus der Entfernung. Jeder weiß, welche Umwälzung diese Errungenschaften hervorbrachten; die nächste Zukunft wird unsere äußeren Sinne nicht vermehren, wohl aber wird der innere Sinn immer mehr aufgeschlossen werden, weil die psychischen Fähigkeiten zur Geltung gelangen. Doch hüte man sich vor dem Gedanken, daß dies ein Weg sei, der zur Vorstellung der vermeintlich andern Welt führe! Zwischen den Empfindungen und selbst dem Wissen der Seele, des Ätherleibes, und unserem menschlichen Empfinden und Wissen, steht immer das menschliche Bewußtsein und Begreifen als Vermittler. In dieses kann nicht alles hinein, und was hineingelangt, ist notwendig gefälscht, symbolisch! Eine Art Verständnis kann aufdämmern, etwa wie ich einem Tauben die Schwingungsziffern der Töne und Klangfarben begreiflich machen kann, nicht aber die Musik!

Was also wäre der Gewinn der Erweiterung unseres Erkenntnis-Vermögens? — Halten wir uns an die Erfahrung, und wo diese uns im Stiche läßt, an die Analogie, welche uns das Mikroskop, das Fernrohr und der Telegraph bieten. Die Erfahrung sagt uns, daß Somnambulen nicht nur ihre Krankheiten, sondern auch die Heilmittel durch den inneren Sinn fühlen und erkennen; sie sagt uns ferner, daß wir namentlich

Pflanzenmittel den Naturvölkern ablernen, welche weder Chemiker noch Physiologen sind, ihre Mittel daher wahrscheinlich dem inneren Anschauungsvermögen — vermutlich dem der Kranken selbst — entnommen haben werden, wie es auch jetzt sehr häufig geschieht. Wir sehen dadurch, daß die Entwickelung des inneren Sinnes uns in die Wesenheiten der Dinge tiefer sehen lassen wird, als das Mikroskop. Die Erfahrung sagt uns, daß Menschen richtige Ahnungen und Gesichte haben, welche die menschliche Anschauungsform in Raum und Zeit überragen; diese Eigenschaft wird also immer mehr Gemeingut werden und unseren Raum mehr erweitern als das Fernrohr, zumal der Äther die Materie durchdringt, insofern als er Schwingungsarten besitzt, welche durch die Materie nicht beschränkt werden. Wir dürfen nur an das verschiedene Verhalten von Licht und Elektrizität gegenüber Glas und Eisen denken. Endlich sagt uns die Erfahrung, daß wir mit Hilfe des elektrischen Stromes fast augenblicklich Kunde geben und empfangen können, und daß diese Eigenschaft einzelne Menschen schon jetzt besitzen. Auch diese Eigenschaft wird sich verallgemeinern. Alles dies ist nicht wunderbarer als die Attraktion der Massen, welche uns klar beweist, daß die ganze Welt in Verbindung steht.

Doch nicht nur das Materielle, auch das Psychische und Ethische öffnet sich der Seele, und dieses Durchschauen der Umgebung — jetzt unter dem Ausdrucke Sympathie und Antipathie bekannt — würde nur einen wohlthätigen Einfluß üben können. Es wird wahrlich nichts dadurch verloren, wenn die moderne Weltanschauung in Trümmern geht und die Menschen durchsichtiger werden! Bei der vollkommenen Fäulnis unserer sozialpolitischen Zustände ist es nicht zu verwundern, daß nur der rücksichtslose Egoismus gedeiht, und der wohlwollende und nachgiebige Charakter zu Grunde geht. Alles, was den Egoismus mildert und den Menschen durchsichtiger macht, ist Gewinn!

Die Möglichkeit der Erweiterung unseres Erkenntnisvermögens ist durch die Geschichte einzelner Individuen gegeben, doch läßt sich nicht leugnen, daß die Spuren einer solchen jetzt häufiger auftreten. Es mag dies der höheren Kultur in materieller und intellektueller Beziehung zum Teile zuzuschreiben sein; es könnten aber auch tiefer liegende Gründe angenommen werden.

Wenn jemand auf einem Maskenballe erkannt wird, so hört sein Inkognito auf und die Larve wird überflüssig; wenn Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform von allen erkannt sind, so ist der Schwindel des Lebens durchsichtig und der Zweck desselben hört eigentlich mehr oder weniger auf, weil mit dem Niederbruche der modernen Weltanschauung sich die Leiden der Menschheit wesentlich vermindern und der Rest leichter ertragen würde. Die Unwissenheit der Massen, die religiösen und wissenschaftlichen Vorurteile, welche letztere von du Prel sehr höflich nur „Apriorismus" getauft werden, legen der wirklichen Aufklärung Hindernisse in den Weg; doch ist es nicht ausgeschlossen, daß auch die Erziehung des Menschengeschlechts eine Verlängerung unserer elenden



gesellschaftlichen Zustände notwendig machte. Denn daß wir den Aufschwung unserer Industrie nur dem fürchterlichen Kampfe ums Dasein verdanken, wird gewiß niemand bezweifeln, und ebenso gewiß ist es, daß unsere Leiden einen Kapitalwert vom Standpunkte der Entwickelung haben. Sowie aber die Menschheit den Schwindel ihres Daseins zu durchblicken beginnt, wird sie für eine erweiterte Anschauungsform reif! Die Ansicht, daß der ätherische Organismus der Normal-Zustand unseres inneren Wesens ist, wird zuverlässig auch eine längere Zeit brauchen, um sich Bahn zu brechen, aber sie wird über den Materialismus den Sieg erringen; und dieser Sieg wird mit der Erweiterung unseres Erkenntnisvermögens und dem Umschwunge unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zusammenfallen!

VI. Philosophie und Wissenschaft.

Ich habe in meiner letzten Publikation den Nachweis erbracht, daß „Geburt und Tod“ nichts sind, als ein „Wechsel der Anschauungsform“; nun sind wir in der Lage, den Vorgang näher zu präzisieren. Die Geburt ist allerdings ein Wechsel der Anschauungsform, aber wir wissen nunmehr, daß dieser sich einfach durch den Übergang aus der imponderablen Darstellung in das Zellen-Material vollzieht, denn die Zellen sind die Moleküle der organischen Welt. Der Tod ist dementsprechend nur die Rückkehr, die Verdünnung in den status quo ante, was schon Christus für sich selbst ausgesprochen, und der ganze sogenannte Spuk ist nichts anderes, als Thätigkeit des Meta-Organismus in ponderabler Materie, vorübergehend dargestellt. Alle Vorgänge von den richtigen Ahnungen bis zur brutalen Erscheinung einer greifbaren Gestalt verlieren ihren mythischen und mystischen Charakter, sie sind in das Gebiet der Physik herabgezogen, weil die Wand, welche uns von der bisherigen Meta-Physik trennte, abgetragen ist und eine neue entferntere gezogen werden muß. Wir werden von der Meta-Physik um so viel mehr wissen, als uns gelingen wird, von der imponderablen Materie mehr zu erfahren. Das einzige noch nicht gelöste Rätsel in Bezug auf den Menschen bleibt nur mehr das Subjekt in uns oder in dem Meta-Organismus, welches ein und dasselbe ist; doch ein solches Rätsel ist schließlich auch das Atom des Äthers. Eine spätere Anschauungsform mag vielleicht beide lösen. Doch haben wir die Gewißheit, daß es nicht mehr zwei Welten, sondern nur eine Welt giebt, hingegen aber zahllose Anschauungsformen, welche sich für den Menschen in drei Hauptformen abzweigen: der Mensch in imponderabler, ponderabler und lebender Darstellung, deren jede drei Unterschiede aufzuweisen hat, welche wieder durch Übergänge verbunden sind. Diese Metamorphosen machen den Wechsel der Anschauungsform und Persönlichkeit durchsichtig.

Die Philosophie hat ihre Aufgabe gelöst, und zwar in dem Sinne, als es Kant vorhergesagt. Er war der Ansicht, daß die Lösung des

Menschenrätsels am ehesten von Thatsachen zu erwarten ist, welche außerhalb des gewöhnlichen Verlaufes der Dinge stehen; Schopenhauer hat diese Thatsachen gleichfalls als die wichtigsten für die Erweiterung unserer Erkenntnis bezeichnet, nur die offizielle Wissenschaft war der Ansicht, daß die Analyse eines Affenknochens weit wichtiger sei. Diese Lösung ist eigentlich in den Ansichten eines Sokrates, Plato und insbesondere Kants schon enthalten. Plato fügt den Geschöpfen der vier alten Elemente noch Äther-Geschöpfe hinzu (in seinem Epinomides). Kant sagt, daß die Seele und das „Ich" unseres Bewußtseins leicht einerlei Subjekt, aber nicht einerlei Persönlichkeit enthalten könnte; aus diesem Satze spinnt sich meine Philosophie heraus, wie Newtons Attraktionsgesetz aus den Keplerschen Gesetzen. Die ganze Arbeit bestand in der Beachtung und Würdigung der Ansichten Kants. Ein glücklicher Zufall führte mich zu Erfahrungen aller Art, und da wird es begreiflich, daß ich die Analogie zwischen den Thatsachen der sogenannten Mystik und den Problemen der imponderablen Materie bemerkt und aufgegriffen habe, wodurch alle Schwierigkeiten einer natürlichen Erklärung von Thatsachen in Wegfall kommen, welche teils geleugnet, teils Gott oder dem Teufel zugeschrieben, teils für unerklärbar gehalten wurden. Dasjenige, was Kant als Vermutung oder als Wahrscheinlichkeit vorschwebte, ist nunmehr Gewißheit geworden, und wir verfügen über genügendes Baumaterial, um ein solides Gebäude aufzuführen. Versuchen wir den Grundriß zu zeichnen!

Die Naturwissenschaft unterscheidet drei Haupt-Bestandteile in der Erklärung der uns umgebenden Außenwelt: den Äther, das chemische Molekül und die Zelle. Von diesen dreien ist uns das chemische Molekül noch das bekannteste. Diese wägbaren chemischen Substanzen nehmen drei Aggregationsformen an. Diese drei Sätze dürften keinen Widerspruch finden.

Die Beständigkeit und Gleichartigkeit der menschlichen Formen zwingt uns zur Annahme eines Schemas, welches sich erfahrungsmäßig in Äther, in ponderabler Materie und in Zellen darzustellen vermag, so wie das Material und die Bedingungen gegeben sind. Eine Darstellung in Zellen ist also an einen abgekühlten Planeten gebunden u. s. w. Jede der drei Darstellungen ist den Gesetzen mehr oder weniger unterworfen, welchen das Material unterliegt; ein dichter Körper wird schwer, ein Zellen-Organismus verträgt nur eine mäßige Wärme u. s. f. Die drei Aggregationsformen der anorganischen Natur finden ihre Analogien auch in den drei Darstellungsformen.

Es giebt Menschen, bei welchen der Äther-Leib teilweise in Funktion tritt; es giebt eine vorübergehende ponderable Darstellung, welche den Geisterglauben veranlaßte; es giebt endlich eine imponderable Darstellung, welche nur auf den Äther-Leib einzuwirken vermag, welche Einwirkung auf lebende Menschen, je nach deren Natur, als unbewußte Eingebung, Ahnung oder Halluzination sich manifestieren wird; man kann mit einiger Berechtigung einzelne Erscheinungen, welche durch Licht, Magnetismus

oder Elektrizität möglich sind, den imponderablen Darstellungen zuschreiben. Der Äther-Leib ist den Naturgesetzen unterworfen, aber selbstverständlich immer im Verhältnisse zu seiner Darstellung; darum braucht er auch für diese verschiedene Bedingungen und verschiedene Zeiten. Für die Darstellung in Zellen sind ihm Monate und ein Mutterleib mit befruchteter Keimzelle notwendig, für die Darstellung in anderer ponderabler Materie genügen Minuten und ein geeigneter Organismus eines lebenden Menschen (Mediums). Als imponderabler Meta-Organismus scheidet er gleichsam von unserer Welt, weil Zusammenhang und Einfluß nur mehr an sehr dünnen Fäden hängen, welche sich überdies immer mehr vergeistigen. Alles dies ist mehr oder weniger durch die Erfahrung begründet.

Was mag nun der Zweck dieser Übergänge aus einem Materiale in das andere sein? — Zuverlässig nur die Entwickelung der drei Funktionen Wollen, Empfinden und Denken! Nur die Erfahrung vermag dies zu leisten. Die Energie und den ethischen Wert des Willens giebt nur der Kampf; die Zartheit und der ethische Wert unserer Empfindungen können nur durch die Prüfungen des Lebens gereift und gesteigert werden; das Denken hat aber eine vielseitige Erfahrung überhaupt zur Voraussetzung. Der Zweck unseres Daseins gipfelt also in der stets steigenden Entwickelung unseres Wollens, Empfindens und Denkens. Ich darf daher mit Beruhigung aussprechen, daß das Menschenrätsel durchsichtig geworden, daß die Philosophie ihre Haupt-Aufgabe gelöst, und daß es nunmehr an den Fachmännern, insbesondere an den Ärzten und Physikern ist, den fehlenden Rest zu besorgen.

Es kann niemand von einem Philosophen erwarten oder fordern, daß er das Detail-Wissen eines Fachmannes besitze; schon darum nicht, weil ein Philosoph allen Zweigen der Naturwissenschaft die gleiche Aufmerksamkeit schenken muß, ganz abgesehen davon, daß die Geschichte und philosophische Litteratur sein eigentliches Fach sind. Die Wissenschaft hat sich bis jetzt allerdings abwehrend gegen die Untersuchung dieser Fragen verhalten, was ganz begreiflich ist. Die offiziellen Vertreter in gesicherter Stellung benehmen sich als kluge Hausväter und haben keinen Grund, sich die Dornenkrone aufzusetzen, wie Zöllner. Die wissenschaftlichen Streber werden sich hüten, gegen die öffentliche Meinung aufzutreten, durch deren Hilfe sie allein etwas zur Geltung kommen können; wer nichts ist, will wenigstens etwas gelten. Es ist auch eine bereits von Goethe, Schiller und Schopenhauer anerkannte Sache, daß die Brotgelehrten immer gegen neue Wahrheiten ankämpfen. Ich schätze diesen Widerstand auf die Dauer von zwei Generationen; er bricht sich immer erst dann, wenn brutale Thatsachen eine Änderung der öffentlichen Meinung hervorrufen, was nicht so schnell geht. Die offizielle Wissenschaft hat sogar die Thatsachen des sogenannten animalischen Magnetismus geleugnet; es waren daher die Produktionen Hansens für sie ein Schlag über das ganze Gesicht; die Erscheinung des Stigmas und die Willensübertragungen ohne Berührung sind weitere solche Schläge, und das Publikum kommt nachgerade zur Einsicht, daß es von der offiziellen Wissenschaft bei der

Nase geführt wurde. Hätten sich die Vertreter derselben begnügt, ihre weisen Häupter zu schütteln, so wäre es noch angegangen, aber das zugeben zu müssen, was man immer für Schwindel erklärt, ist wahrlich hart; sie kämpfen deshalb auch mit Verzweiflung, doch erweist sich der Terrorismus der Kompromittierten bereits zu schwach, und der Umschlag steht vor der Thüre. So wie dieser erfolgt sein wird, so werden sich die offiziellen Vertreter der Wissenschaft mutig an die Seite — des Siegers stellen, und ihre Arbeit beginnen; ich meine dies nicht etwa nur ironisch, denn die Männer der Wissenschaft sind in der That mutig, sie opfern im Interesse derselben viel auf, wagen selbst ihr Leben, nur der öffentlichen Meinung gegenüber sind sie ängstlich, um kein schärferes Wort zu gebrauchen, und übertreffen darin noch die Parlamentsmitglieder, was viel sagen will!

Es entsteht nun die Frage, was hat die Fachwissenschaft in dieser Angelegenheit zu leisten, und wie wäre die Teilung der Arbeit zu vollziehen. Wir wollen versuchen, dasjenige vom Standpunkte der Erfahrung zu bezeichnen, was am notwendigsten erscheint; es ist ja nicht meine Schuld, daß die Fachmänner mit wenig Ausnahmen diese Erfahrungen verschmäht haben.

Da es sich um imponderable Kräfte handelt, welche auf der Äther-Hypothese ruhen, so ist die Erforschung derselben selbstverständlich äußerst wichtig, und es wäre eine befriedigende Lösung der Molekular-Frage allerdings sehr wünschenswert. In erster Linie sind es aber der Magnetismus und die Elektrizität, von welchen ein Licht der Aufklärung zu erwarten ist.

Die Kritik der Biologie und der Erkenntnistheorie haben mich schon vor Jahren zu der Überzeugung geführt, daß der menschlichen Erscheinung ein intelligibles Subjekt mit einem Meta-Organismus zu Grunde liege,[1]) welche Ansicht durch Erfahrungen aller Art ihre Bestätigung fand. Du Prel hat, wenn auch unter Änderung der Bezeichnung (Astral-Leib für Meta-Organismus), den gleichen Standpunkt eingenommen, doch geht er seinen eigenen nach meiner Auffassung ganz richtigen Weg, indem er den Somnambulismus und Hypnotismus als den Schlüssel betrachtet, der zum Verständnisse der anderen Thatsachen führt. Es ist auf diesem Wege nicht nur das Verständnis, sondern auch eine Erweiterung unserer Erkenntnis zu erwarten, denn er bietet den großen Vorteil, daß er leichter zugänglich ist und daß viel Material aus neuerer Zeit vorliegt. Die Experimente mit hypnotisierbaren Individuen sind am leichtesten durchzuführen, weil derartige Naturen häufiger vorkommen als sogenannte Medien. Es ist auch ganz gleichgiltig, **wie** man in Berührung mit der transscendentalen Seite des Menschen gelangt, weil sich dann der Rest von selbst ergiebt. Da nun der Hypnotismus, Somnambulismus und in seltenen Fällen die sogenannte Mediumschaft denn doch das Material zur weiteren Untersuchung liefern, so wäre in erster Linie die Beantwortung zweier Fragen von großer Wichtigkeit: 1. Wie gelangt man am leichtesten zur Erkennt-

[1]) „Individualismus" 1878; „Vorurteile der Menschheit" 1880, III. Band; „Geburt und Tod" 1885.

nis, ob ein Individuum — um bei der Analogie zu bleiben — aus dem festen in den flüssigen Zustand gebracht werden kann, in welchem nämlich die imponderable Natur des Meta-Organismus zur passiven oder aktiven Äußerung gelangt? — Ich habe in „Geburt und Tod“ auf die Analogie hingewiesen, welche zwischen Holz, Eisen und Magnet einerseits, und den zu Medien nicht verwendbaren, den geeigneten und den dazu entwickelten Menschen besteht, wonach das „Flüssigwerden“ mit „Polarisation“ zusammenfällt. Man könnte daher auch die Frage so formulieren: Wie kommt man zur Erkenntnis polarisationsfähiger Individuen?

Um nun diese erste Frage zur Lösung zu bringen, ist es notwendig, erstens: daß man äußerst empfindliche Instrumente für Elektrizität und Magnetismus zur Verfügung habe, um die Vorgänge und Reaktion bei Individuen und auch bei Zirkelsitzungen prüfen zu können. Das Hypnoskop ist so ein erster Anfang. — Zweitens: daß man die zahlreichen Experimente Reichenbachs studiere, nicht etwa seine Theorie, sondern die Thatsachen, was zu thun die offizielle Wissenschaft als unter ihrer Würde vernachlässigte. In diesen Thatsachen liegt viel Material zur Beurteilung, ob sich ein Individuum zur Polarisation und Flüssigmachung der imponderablen Funktionen eignet. — Drittens: daß man das verschiedene Verhalten der geeigneten Individuen gegenüber den imponderablen Kräften mit den verschiedenen Leistungen derselben Individuen vergleicht, denn die Spaltung der organischen und metaorganischen Natur im Menschen ist ja keine vollkommene, sondern nur eine partielle; sie wird daher bei verschiedenen Individuen verschiedene Fähigkeiten hervorrufen.

Die zweite Frage, welche einer Erledigung harrt, lautet: Wie weit darf man bei einem bestimmten Individuum ohne Schädigung der Gesundheit gehen? Es ist also nicht der Physiker allein, welcher herangezogen werden muß, sondern auch der Arzt. Selbstverständlich sind hypnotisierte Individuen, welche in diesem Zustande zu sprechen vermögen, vor allem hierüber zu befragen, denn wir wissen aus Erfahrung, daß Somnambulen für sich selbst die besten Ärzte sind.

Alle diese Vorbedingungen sind notwendig, um uns in den Stand zu setzen, von vornherein — je nach dem Verhalten der Individuen — zu wissen, wer taugt und zu was er taugt und wie weit man es mit ihm treiben darf. Denn dann wird es wahrlich nicht schwer sein, die Fähigkeiten des Meta-Organismus herauszukehren. Haben wir doch an den Fakiren, den Somnambulen und den Untersuchungen Fahnestocks (Statuvolenz) Proben genug, daß dies möglich ist.

Die Aufgabe der Wissenschaft gipfelt also in der Klarstellung der sogenannten imponderablen Kräfte im allgemeinen — denn dies sind die Sinnesthätigkeiten des imponderablen Organismus —; dann in dem Auffinden und Entwickeln der geeigneten Individuen insbesondere. Wie dies zu erreichen, werden die Fachmänner besser wissen, als ich; doch wird es notwendig sein, daß sie der so verlachten Erfahrung nicht ausweichen, sondern ihr fleißig nachgehen. Die Philosophen haben das Ihrige gethan, thut nun das Eure!



Die Seelenlehre der Qabalah.

Von

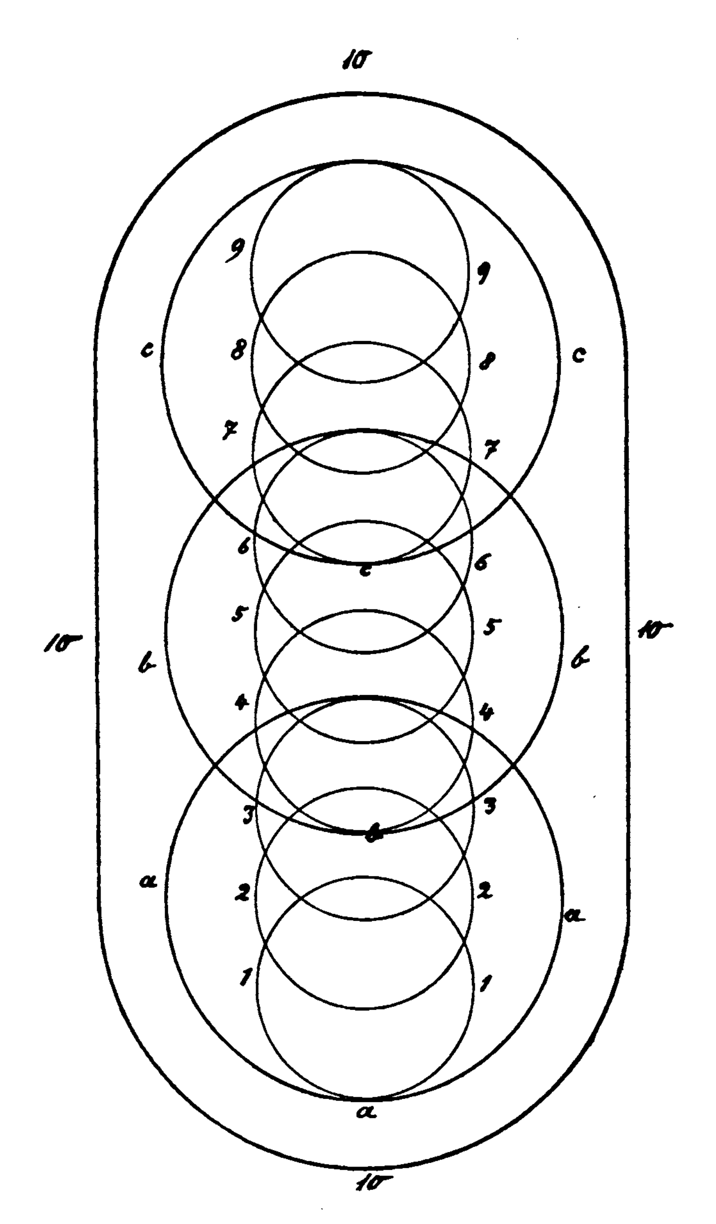
Carl zu Leiningen.

1. Die Seele im Leben.

Unter all den Fragen, mit welchen Philosophie wie exakte Wissenschaften sich je befaßt, hat die Frage nach unserer eigenen Wesenheit, nach der Unsterblichkeit und Geistigkeit unseres innern Selbst, nie aufgehört die Menschheit zu beschäftigen. Überall und zu allen Zeiten sind in rapidem Wechsel die widersprechendsten Systeme und Lehren hierüber einander gefolgt, und die verschiedensten Existenzformen und Wesensabstufungen wurden mit dem Worte „Seele" bezeichnet. — Von all' diesen sich widersprechenden Lehren ist wohl die älteste, die transscendentale Philosophie der Juden — die Qabalah,[1]) welche zugleich der Wahrheit am nächsten vielleicht darum kommen dürfte, weil sie — wie schon der Name sagt — überliefert, von Mund zu Mund gelehrt, bis in die Wiege des Menschengeschlechtes hinaufragt, und somit noch das teilweise Ergebnis jenes ungetrübten Verstandes, jenes die Wahrheit durchdringenden Geistes sein kann, den nach alter Überlieferung der Mensch in seiner ursprünglichen Gestalt besessen hat.

Betrachten wir die menschliche Natur als ein zusammengesetztes Ganze, so lassen sich nach der Lehre der Qabalah zunächst drei verschiedene Teile in derselben unterscheiden: Leib, Seele, Geist. Diese drei Teile verhalten sich zu einander wie Konkretes, Besonderes und Allgemeines, und da einer der Abdruck des andern ist, so finden sich in einem jeden diese drei Momente wieder. Wir erhalten also aus diesen drei

[1]) Wir nehmen diese Schreibweise an, weil es die einzige authentische Lösung aller Zweifel über die bisher völlig willkürlich gehandhabte Buchstabierung dieses Wortes als Cabbala, Cabala, Kabbala, Kabbalah u. s. w. ist. Das Wort ist ein hebräisches und besteht aus den Buchstaben q, b, l und h. So gut wir nun in griechischen Namen das k, in römischen das c setzen, scheint es richtig, in diesem hebräischen Worte das q beizubehalten. Diese Schreibweise wird neuerdings auch in der englischen Litteratur durchgeführt; so in Mathers kürzlich bei Redway in London erschienenen Übersetzung des Kabala Denudata. (Der Herausgeber.)



Der Mensch,

in seinen verschiedenen Bestandteilen symbolisch dargestellt nach den Anschauungen der Qabalah.

Grundteilen durch weitere Zerlegung jedes Einzelnen neun Abstufungen, welche allmählich in einander übergehend sich von dem tiefsten, konkretesten, materiellsten Teile, dem äußeren Körper, bis zum höchsten, allgemeinsten, geistigsten erheben. — Den ersten Grundteil: den Körper mit dem Lebensprinzip, welches die drei ersten Unterabteilungen begreifen, bezeichnet die Qabalah mit dem Namen Nephesch; den Zweiten, die Seele, den Sitz des Willens, der die eigentliche Persönlichkeit des Menschen ausmacht und die weitern drei Abstufungen umschließt, mit Ruach. Der dritte Hauptteil, der Geist, mit seinen drei Potenzen, heißt in der Qabalah Neschamah.

Wie schon oben angedeutet, sind diese drei, beziehungsweise Neun Grundteile im Menschen nicht als vollständig von einander getrennt zu denken, sondern sie greifen eines in das andere über, ähnlich wie die Farben des Spektrums niemals genau in ihren Gängen bestimmt werden können, sondern mit einander verschmelzen. Vom Körper, als der untersten Potenz des Nephesch, aufwärts, durch die Seele — den Ruach — hindurch bis zur letzten Abstufung des Geistes — der Neschamah — geht der Weg allmählich, wie von Finsternis durch das Halbdunkel zum Licht; und umgekehrt, vom höchsten Geistigsten herab bis zum materiell Physischen, führt der Weg der Radiation wie der des Lichtes durch die Dämmerung zum Schatten. — Erst durch die innige Vereinigung und das in einander Übergehen löst sich die Neunzahl in die Einheit auf, und ergiebt als Produkt den körperlich geistigen Menschen, der zwei Welten mit einander verbindet.

Denken wir uns diese Lehre nun schematisch dargestellt, so wird sich vorstehende Abbildung ergeben: Der Kreis *a*, *a*, *a* bezeichnet das Nephesch, und 1, 2, 3 dessen Abstufungen; von diesen würde also 1 dem Körper als dem Tiefsten, Materiellsten im Menschen zukommen; *b*, *b*, *b* ist der Ruach (Seele) und 4, 5, 6 dessen Potenzen. Endlich *c*, *c*, *c* die Neschamah (Geist) mit 7, 8, 9, als ihren Seinsstufen. Der Umkreis 10 aber stellt die gesamte Wesenheit des lebenden Menschen dar. Betrachten wir nun die einzelnen Hauptteile näher, so beginnen wir zunächst mit der untersten Seinsstufe, dem Nephesch. Dieses ist das Lebensprinzip, oder die konkrete Existenzform, welche den äußern Teil des lebenden Menschen ausmacht, in welchem die relativ leidende Naturgebundenheit am meisten vorherrscht, dagegen die ideelle Selbstthätigkeit am geringsten ist. — Das Nephesch steht unmittelbar mit dem Konkreten außer ihm in beständiger Wechselbeziehung und wird nur durch die Einwirkung desselben zur eigenen Lebensäußerung erregt. Zugleich aber wirkt es dabei, vermöge seiner eigenen schöpferischen Kraft, wieder lebenerregend auf seine konkreten Miteristenzen zurück, und giebt sonach in seinem Empfangen beständig wieder. — Diese konkrete Seinsstufe bildet ein Vollkommenes, in sich geschlossenes Ganze, in welchem die menschliche Wesenheit sich äußerlich vollständig darstellt. — Als ein solches Ganze für sich betrachtet, besteht dies konkrete Leben wieder aus drei Stufen, die sich wie Konkretes, Besonderes und Allgemeines, oder wie ausge-

wirkter Stoff, auswirkende Kraft und Prinzip, zu einander verhalten, und welche zugleich die Organe bilden, in und durch welche das Innere, Geistige in die Erscheinung tritt und nach außen wirkt. Diese drei Stufen sind demnach eine höher und innerlicher als die andern, und jede derselben begreift wieder verschiedene Abstufungen in sich. Die drei obenerwähnten Potenzen des Nephesch sind nun in ganz entsprechender Weise gestaltet und wirkend gedacht, wie dies sogleich des näheren bei den drei Abstufungen des Ruach auszuführen sein wird.

Diese zweite Hauptstufe der menschlichen Wesenheit, der Ruach (Seele), bei der die passive Naturgebundenheit nicht so überwiegend ist wie beim Nephesch, sondern die Selbstthätigkeit mit der Empfänglichkeit sich im Gleichgewicht befindet, besteht mehr in einem innern, ideellen Sein, in welchem dasjenige, was im konkreten leiblichen Leben auf äußere quantitative, stoffliche Weise erscheint, auf innere, virtuelle Weise vorhanden ist. Da aber diese zweite Stufe gleichsam in der Schwebe zwischen der Aktivität und Passivität, oder der Innerlichkeit und Äußerlichkeit steht, und da von ihr das objektiv Mannigfaltige weder als eine passive dingliche Äußerlichkeit, noch als eine aktive intellektuelle Innerlichkeit, sondern als eine von innen nach außen sich in die Vielheit ausbreitende passive wie aktive, oder empfangende wie gebende Kraftwirkung wahrgenommen und erkannt wird, so fallen auch in der Seele die Anschauung und der Begriff nicht völlig zusammen, obwohl sie nicht so scharf von einander getrennt sind, um nicht leicht in einander zu fließen. — Die Existenzweise eines jeden Wesens hängt lediglich von dem höhern oder geringern Grad seiner Naturgebundenheit und der dadurch bedingten größern oder geringern Aktivität oder Passivität ab; und in dem Maße wie das Sein mehr oder weniger aktiv ist, so ist auch die Art seiner Wahrnehmung. Je aktiver ein Wesen ist, desto höher steht dasselbe und vermag in eine um so größere Innerlichkeit und Tiefe des Seins zu schauen. —

Der Ruach nun, welcher aus den Kräften besteht, die dem objektiven stofflichen Sein zu Grunde liegen, enthält auch die Fähigkeit, sich selbst als ein besonderliches individuelles Sein, von allen andern zu unterscheiden, in gleichem, nach eigener Willkür frei thätig, sich zu bestimmen und nach außen zu wirken. Diese „Seele", welche gleichsam den Thron, oder das Organ des Geistes bildet, stellt wieder die ganze Totalität des Menschen dar und besteht, wie erwähnt, gleich dem Nephesch aus drei dynamischen Stufen, die sich wie Konkretes, Besonderes und Allgemeines oder wie ausgewirkter Stoff, auswirkende Kraft und Prinzip gegen einander verhalten; und zwar so, daß nicht nur der unterste und äußerste Grad der Konkretheit im Ruach (im Schema Kreis 4) der höchsten, innersten Stufe (Kreis 3) des leiblichen Lebens oder Nephesch, sondern auch der höchste und innerste Grad, das Allgemeine, im Ruach (Kreis 6) dem untersten äußersten Grad, der Konkretheit, in dem Geiste (Kreis 7) verwandt ist. Wie nun der Ruach analog dem Nephesch drei dynamische Stufen enthält, so entsprechen diesen auch in der äußern Welt drei

dynamische Stufen, wie des näheren im weiteren beim Vergleich des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus erklärt werden wird. Jede besonderliche Existenzform im Menschen lebt eigentlich ihrer Natur nach nur in der ihr gleichartigen Weltsphäre, mit der sie durch besondere innere Sinne und Organe in steter Wechselwirkung des Empfangens und Gebens steht. Außerdem hat aber der Ruach sowohl seiner Konkretheit zufolge ein Bedürfnis nach dem Konkreten unter ihm, wie auch seiner Allgemeinheit nach eine Sehnsucht nach dem Höhern, Allgemeinern über ihm. Denn so wenig das Nephesch mit dem Ruach verbunden sein könnte, wenn es nicht einige Affinität zu demselben hätte, ebenso wenig könnte der Ruach mit dem Nephesch und der Neschamah in Verbindung stehen, wenn nicht zwischen ihm und diesen beiden Gegensätzen eine gewisse Verwandtschaft bestände. — So schöpft die Seele aus dem Konkreten unter ihr die Fülle ihrer eigenen objektiven Realität, und zugleich aus dem Allgemeinen über ihr die reine Innerlichkeit der sich selbst bestimmenden, selbstthätig wirkenden Idealität. Der Ruach bildet also das Band zwischen dem Allgemeinen, Geistigen, und dem Konkreten, Materiellen, und verbindet sonach im Menschen die innere intelligible, mit der äußern realen Welt, weshalb er auch der Träger und Sitz der menschlichen Persönlichkeit ist.

Die Seele steht demnach in einer doppelten Beziehung zu ihren drei Objekten: nämlich 1. zu dem Konkreten unter ihr, 2. zu dem ihrer Natur entsprechenden Besonderlichen außer ihr, 3. zu dem höhern Allgemeinen über ihr. Es findet daher bei derselben auch in doppelter Beziehung ein dreifach in einander verschlungener Kreislauf statt. Denn 1. wird sie vom Nephesch unter ihr angeregt und wirkt dagegen begeistigend auf dasselbe zurück; 2. wirkt sie auf gleiche Weise passiv und aktiv auf das ihrer Natur entsprechende Äußere, Besonderliche; 3. potenziert sie den von unten und von außen empfangenen und in sich umgestalteten Einfluß fortwährend höher und läßt ihn erregend aufwärts zur Neschamah steigen. Durch diese aktive Handlung wird das Höhere über ihr erregt, und höherer, geistiger Lebenseinfluß wird von demselben angezogen, den die Seele dann wieder passiv empfängt und darauf nach außen und unten verbreitet. Obwohl nun der Ruach als besonderliche Existenzform ein für sich bestehendes Sein hat, so wird derselbe doch zur ersten Äußerung seiner Lebensthätigkeit nur durch die Einwirkung des konkreten leiblichen Lebens unter ihm angeregt. Wie aber durch die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele der Leib seiner Empfänglichkeit nach von der Seele durchdrungen und des Lebens der Seele selber teilhaftig wird, so wird auf gleiche Weise die Seele durch die Vereinigung mit dem Geist von diesem erfüllt und durchgeistigt.

Das dritte Grundteil der menschlichen Wesenheit, die Neschamah, können wir mit dem Worte Geist im Sinne des neuen Testamentes bezeichnen. In ihr ist die leidende Naturgebundenheit am geringsten, und es herrscht die Selbstthätigkeit über die Rezeptivität vor. Sie lebt ihrem eigentlichen Wesen nach nur in und für das Allgemeine oder für die geistige Welt,

mit der sie in steter Wechselwirkung sich befindet. Die Neschamah besitzt aber, wie der Ruach, nicht nur gemäß ihrem ideellen Wesen ein Bedürfnis nach dem absoluten Allgemeinen oder göttlichen Unendlichen über ihr, sondern auch ihrer realen Natur nach ein Verlangen nach dem Besonderlichen und Konkreten unter ihr und fühlt sich zu beiden hingezogen.

Auch der Geist steht in einer doppelten Beziehung zu seinen drei Objekten: nach unten, nach außen und nach oben; daher findet auch in ihm in doppelter Hinsicht ein dreifach verschlungener Kreislauf statt, wieder in ganz entsprechender Weise wie dies bei dem Ruach näher ausgeführt wurde. — Die Neschamah besteht in einem rein innerlichen, aber auch zugleich passiv und aktiv wirkenden Sein; daher das Nephesch mit seinem Lebensprinzip und Körper, der Ruach mit seinen Kräften einen äußeren Abdruck des Geistes bilden. Was im Nephesch quantitativ und im Ruach qualitativ vorhanden ist, das besteht im Geiste — der Neschamah — rein innerlich und ideell.

Wie nun Nephesch und Ruach je drei verschiedene Seinsstufen oder Potenzen der Vergeistigung in sich begreifen, und so jedes wieder im kleinen ein Bild des ganzen Menschen geben (vergl. das Schema), so unterscheidet die Qabalah auch in der Neschamah drei Grade. Wenn anfangs gesagt worden ist, daß die verschiedenen Existenzformen im Menschen nicht für sich getrennte und in sich abgeschlossene einzelne Seinsstufen bilden, sondern eine in die andere übergehen, so ist dies ganz besonders bei den höhern Stufen der Fall, indem sich hier alles mehr und mehr vergeistigt und zur Einheit strebt. — Von den drei höchsten Existenzformen des Menschen, welche als Neschamah im weiteren Sinne des Wortes zusammen gefaßt werden, ist die unterste derselben als Neschamah im engern Sinne zu bezeichnen. Sie hat noch am meisten Verwandtschaft mit der obersten Stufe des Ruach, und ihr Sein besteht daher in einem innern selbstthätigen Erkennen der qualitativen und quantitativen Verhältnisse unter ihr. Die zweite Potenz der Neschamah, also die achte Seinsstufe im Menschen nennt die Qabalah „Chaijah“. Ihr Sein besteht im Erkennen der innern höheren intelligibelen Kräfte, welche dem geoffenbarten objektiven Sein zu Grunde liegen, welche daher von dem Ruach und Nephesch nicht wahrgenommen und von der Neschamah im engern Sinne nicht erkannt werden können. — Die dritte Potenz der Neschamah oder die neunte und höchste Seinsstufe: „Jechidah“ (d. h. in sich selbst existierende Einheit) besteht ihrem eigentlichen Wesen nach in dem Erkennen der absoluten Grundeinheit aller Mannigfaltigkeit, dem absolut Einen Ursprünglichen.

Da nun, wie anfangs gesagt wurde, Nephesch, Ruach und Neschamah sich zu einander wie Konkretes, Besonderes und Allgemeines verhalten, ein jedes aber wieder das Bild des Ganzen darstellt, so ist, wenn wir die ganze Lehre kurz zusammenfassen: die erste Stufe des Nephesch — der Leib — das Konkrete im Konkreten; die zweite das Besondere im Konkreten, die dritte das Allgemeine im Konkreten; ebenso ist im Ruach die erste Potenz das Konkrete im Besondern, die zweite das Besondere

im Besondern, die dritte das Allgemeine im Besondern; endlich ist in der Neschamah die erste Stufe das Konkrete im Allgemeinen, die zweite (Chaijah) das Besondere im Allgemeinen, die dritte (Jechidah) das Allgemeine im Allgemeinen, wonach sich die verschiedenen Thätigkeiten und Wirkungen dieser einzelnen Seinsstufen ergeben.

Wie nun die Seele (Ruach) zwar ein für sich bestehendes Dasein hat, aber ohne erregende Einwirkung von seiten des leiblichen Lebens (dem Nephesch) keiner selbstthätigen Entwickelung fähig ist, so ist dieses auch bei der Neschamah der Fall. Wie nämlich der Ruach mit dem Nephesch in einer doppelten Beziehung steht, da er einerseits von demselben beeinflußt, andererseits auch zur freien Reaktion nach Außen angeregt und dadurch erst das konkrete leibliche Leben der Beseelung teilhaftig wird, so steht auch der Geist mit der Seele oder die Neschamah mit dem Ruach und durch den Ruach mit dem Nephesch in eben solchem doppelten Verhältnisse. Doch hat die Neschamah den Grund ihres Wirkens mehr in ihrer eigenen Selbstbestimmung, wogegen die Aktionen des Ruach und des Nephesch nur die freien und lebendigen Emanationen der Neschamah sind.

In ähnlicher Weise steht auch die Neschamah gewissermaßen in einer Doppelbeziehung zur Gottheit, indem die Lebensthätigkeit der Neschamah an und für sich schon eine Erregung für die Gottheit ist, dieselbe zu erhalten und ihr den Einfluß zu gewähren, welchen sie zu ihrem Naturbestande bedarf. So wie daher der Geist oder die Neschamah und mittelst desselben der Ruach und das Nephesch ganz unwillkürlich von der ewigen göttlichen Urquelle saugen und das Werk ihres Lebens immerwährend nach oben zurückstrahlen, so senkt sich beständig die Gottheit in die Neschamah und die Sphäre derselben ein, wodurch allein die Neschamah und mit ihr Ruach und Nephesch leben und bestehen. Nach der Lehre der Qabalah hat nun aber der Mensch, statt in der Gottheit zu leben und durch sie die ihm nötige Vergeistigung fort und fort zu empfangen, sich mehr und mehr in die Liebe seiner selbst und die Sinnenwelt versenkt, nachdem er durch seinen „Fall" (vergl. Gen. III, 6—20.) sich von dem ewigen Centrum hinweg zur Peripherie gewandt. Durch diesen Fall und die dadurch herbeigeführte immer weitere Abwendung von der Gottheit erfolgte eine Depotenzierung der ganzen Menschennatur, wie des gesamten Alls. Der göttliche Funke zog sich mehr und mehr aus dem Menschen zurück, und seine Neschamah verlor die innige Verbindung mit der Gottheit. Auf gleiche Weise trat der Ruach aus der Neschamah und das Nephesch löste die innige Verbindung mit dem Ruach. Durch diese allgemeine Depotenzierung und die teilweise Auflösung der innigen Verwandtschaft der Teile verwandelte sich auch der unterste Teil des Nephesch, der ursprünglich ätherische Lichtleib des Menschen, in unsern materiellen Körper; dadurch aber ward der Mensch der Wiederauflösung in seine drei Hauptbestandteile unterworfen. Das Nähere hierüber gehört in die qabalistische Lehre von der Seele in und nach dem Tode.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Elementarwesen.

Sind wir zu deren Annahme berechtigt?

Von

Johann F. Hauffen.

„Das Leben ist ein allverbreitetes Prinzip — und wenn der Mensch selbst eine Welt ist für andere Leben in Myriaden, wenn Millionen in den Bächen seines Blutes hausen und den Leib des Menschen bewohnen wie der Mensch die Erde: sollte da der gemeine Menschenverstand euch nicht belehren, daß die die Erde umfließende Unendlichkeit, welche ihr den Raum nennt, das grenzenlose Ungreifbare, das die Erde von dem Mond und von den Sternen trennt, auch von einem ihm entsprechenden eigentümlichen Leben erfüllt ist?

Bulwer.

Betrachten wir die gut verbürgten Berichte älterer Zeit über das „Spuken" oder „Umgehen" Verstorbener, so sehen wir nach Abrechnung subjektiver, im Charakter der Zeit liegender Züge, der im Hellsehen wurzelnden Zustände und Fälle der Thätigkeit des Astralleibes, daß das Betragen der „Geister" der Verstorbenen ein genau ihrem moralischen Zustand, Charakter und Gewohnheiten im Erdenleben, ihrem größern oder geringern Gebundensein an die materielle Welt und ähnlichen leicht kontrolierbaren Umständen und Faktoren entspricht. Bei allen hierhergehörenden Vorkommnissen leuchtet die menschliche Natur ebenso wie die bestimmte Individualität des „Geistes" durch alle unheimliche Fremdartigkeit der Erscheinung hindurch und wird, in der Regel sich sichtbar, aber nicht plump körperlich kundgebend, meist von den dem Verstorbenen bekannten, den Spuk beobachtenden Persönlichkeiten wiedererkannt.

Diese Klasse übersinnlicher Erscheinungen ist also durch ihre folgerichtige Anpassung an die Persönlichkeiten der Verstorbenen leicht als von deren transscendentalem Subjekt herrührend erkennbar und unterscheidet sich sehr wesentlich von den allermeisten modernen „spiritistischen Manifestationen", in welchen ein intelligentes, aber unbekanntes unkontrollierbares Etwas die wirkende Ursache ist. Große Ähnlichkeit aber haben diese Manifestationen mit einer zu allen Zeiten neben den eben charakterisierten Erscheinungen einhergehenden Klasse von Vorgängen, die, einer

intelligenten nicht physikalischen Ursache entstammend, sich durch ihren unbestimmten, eigensinnigen, bald neckisch-spielenden, bald tobend-polternden, halb guten, halb bösen, zwischen dem Dämonischen und Kindischen schwankenden Charakter und ihre meist belästigende Zwecklosigkeit sehr scharf von obigen Äußerungen der des Zellenleibes entkleideten Menschen unterscheiden und deshalb auf menschenähnliche, nicht menschliche intelligente übersinnliche Individualitäten als Urheber schließen lassen.

Diese Beobachtung hat sich von der Urzeit an allen Völkern aufgedrängt und den universalhistorischen Glauben an die Existenz von Elementargeistern hervorgerufen, wovon alle Mythologien voll sind. Mit Ereignissen genannter Art den an sich richtigen Gedanken verbindend, daß nichts im All ohne Leben ist, schuf der naiv dichtende Volksgeist Legionen von Geistern in den vier aristotelischen Elementen, in Baum und Wald, in Haus und Einöde und bildete die nicht ganz falschen und nicht ganz wahren Sagen von den antiken Genien und Dämonen, dem wütenden Heer,[1] dem Rübezahl, den Alpen, Inkuben und Sukkuben, den „Hockaufs" u. s. w. aus. Ja sogar bis in die Geschichte edler Geschlechter irrlichtelieren die „übersinnlichen Irregulären" und gewinnen in den Familiar- oder Hausgeistern und den Gaben der „Unterirdischen" einen halbhistorischen Boden. Die Stammmütter der Lusignans und Stauffenbergs sind Wassernixen; die schottischen Familiargeister Garlin Bodachar der Familie Gurlinbeg, der Lanchdarg (Rothand) der Barone Kinchardin, die May Mullach der Tullochgorm und endlich der berühmte Brownie der Maclead[2]) tragen ebenso wie die deutschen „Hütchen",[3]) „Klopfer"[4]) und „Pück"[5]) einen ausgeprägten elementaren Koboldcharakter. „Unterirdische" schenken einer Gräfin von Anhalt den berühmten Krötenring,[6]) einem Grafen von Oldenburg das „Oldenburgische Horn"[7]) und einer Frau von Asseburg Becher und Kugeln

---

[1]) Vgl. die „Erinnerungen und Aufzeichnuugen" des Grafen A. F. v. Schack in Nr. 21 des Jahrgangs 1887 von „Über Land und Meer", laut welchen recht gebildete Leute aus der Gegend der Burg Rodenstein im Odenwald die Existenz des sog. wilden Heeres nach gemachten Wahrnehmungen fest behaupten. Hier wie bei so vielen Erscheinungen der Volkssage ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen, sei deren causa movens auch was sie wolle.

[2]) Vgl. Horst: Deuteroskopie I, S. 43 und 103 ff.

[3]) Joh. Trithemius: Chron. Hirsaug ad. ann. 1130.

[4]) Vgl. Erasmus Francisci: Höllischer Proteus, Nürnberg 1695, 8⁰, S. 1028.

[5]) Vgl. Luthers Tischreden, Teil III. S. 61, Ed. Förtemann.

[6]) Beckmann in seiner „Historie des Fürstentums Anhalt", Zerbst 1710, 3. Teil S. 352 und 4. Teil 6. Tafel Nr. 13 giebt eine Abbildung und Beschreibung des Krötenringes mit folgenden Worten: „Der goldene Reif desselben ist von einer Art zwischen Kron- und Dukatengold, an Farbe etwas bleich, unten ein wenig schmaler und offen, oben aber breit, wo zwei weiße Diamanten neben einem blaßroten stehen, dieser viereckigt, jene dreyeckigt, alt und nicht allzuwohl poliret," Beckmann sagt, daß derselbe sich 1710 auf dem Schloß zu Dessau befand.

[7]) Abbildung und Beschreibung befinden sich im dritten Band der bekannten „Litterarisch-physikalisch u. s. w. Curiositäten der Vor- und Mitwelt" von Chr. A. Vulpius, Weimar 1811—23.

von gelblichgrünem Glas,[1]) welche Gegenstände sich noch jetzt als glückbringende Talismane in den Händen der genannten Familien befinden, während sich ihr Herkommen in die Nacht der Vorzeit und deren Sagen verliert. — Und noch heute glauben die noch nicht von der alles nivellierenden modernen Kultur glatt geleckten Reste altgermanischen Kernvolkes in den deutschen Gebirgen und Heiden an ihre elementaren Berggeister, Wichtel, Hauskobolde, Wassernixen und „witte Wiven" einerseits, ebenso wie anderseits an die spukenden bösen Amtleute, Pfarrer, Geizhälse und Sünder aller Art, stehen aber den „physikalische Manifestationen" gebenden „Geistern" des Spiritismus fremd und ablehnend gegenüber.

Den Juden als Schedim und den Griechen als *καβάλλοι* bekannt, wurden die hypothetischen Elementarwesen bei den Neuplatonikern ein Gegenstand philosophischer Spekulation,[2]) während das Christentum dieselben dämonisierte. Der christliche Platoniker Michael Psellus verfaßte um das Jahr 1100 eine Art Livre des Esprits,[3]) worin er eine Linné-Kardecsche Klassifikation[4]) der Elementardämonen versucht und dieselben in sechs Klassen, in Feuer-, Luft-, Erd-, Wasser-, unterirdische und lichtscheue Geister teilt. Diese Einteilung wurde von Trithemius[5]) wie Agrippa[6]) beibehalten, und die Dämonenlehre jenes byzantinischen Polyhistors (Psellus) hatte, obschon sie so gut wie keine brauchbaren Züge aufweist, bei den schulgerechten Dämonologen bis in das 18. Jahrhundert ihre Giltigkeit.

Einer tiefern Auffassung der Hypothese intelligenter kosmischer Wesen begegnen wir bei Paracelsus, der an unzähligen Stellen seiner Schriften[7]) von Elementarwesen spricht. Der Kern seiner Lehre ist folgender: Im Mysterium magnum, der mit dem Urleben begabten form- und eigenschaftslosen Urmaterie, dem Chaos der Alten, liegen alle Dinge der Welt wie in einem Samenbehälter verborgen. Das Mysterium magnum ist des göttlichen Lebens voll und wird durch dieses dem Evolutionstriebe folgende Urprinzip in Mysteria specialia, die Elemente und Mütter aller Geschöpfe, geschieden, welche — ursprünglich geistig — voll von einem jeden eigentümlichen geistigen Leben sind. Intelligenzen leben in jedem Element

---

[1]) Vgl. das in den dreißiger Jahren von Ludwig Bechstein u. a. in Meiningen und Hildburghausen herausgegebene Sammelwerk: Thüringen und Harz.

[2]) Vgl. Sphinx I 4, S. 251. Die orphischen Hymnen nennen sie: *Δαιμονὰς ουρανίους καὶ ἠερίους καὶ ἐνυδρίους καὶ χθονίους καὶ ὑποχθονίους*, vgl. Caspar Schott: Physica curiosa, 4⁰. Herbipol. 1662, S. 37.

[3]) Michael Psellus: De operatione Daemonum, Paris. 1615, 8⁰, cum notis Gaulmini.

[4]) Keinem Kenner wird die Zusammenstoppelung der Kardecschen Échelle spirite aus biblisch-scholastischen und heidnisch-mythologischen Elementen entgehen, die in die Schablone entkörperter Menschen gepreßt wurden.

[5]) Joh. Trithemius: Liber octo quaestionum, Oppenhem. 1515. 4⁰. Quaest 6.

[6]) Occulta Philosophia, Lib. III, cap. 16 ff.

[7]) Vgl. dessen: De natura rerum, Philosophia sagax, Occulta Philosophica (auch Paracelsus schrieb eine solche), Epistola ad Atheniensis, De Pestilitate u. s. w. u. s. w.

(Chaos) und sind nach dessen Art „feinerer" oder „gröberer" Natur. Jede elementare Intelligenz ist an ihr „Chaos" als an ihre eigenste Lebenssphäre gebunden und von den Gesetzen des Raumes und der Materie eines anderen „Chaos" unabhängig. Paracelsus nimmt also eine „Gleichzeitortigkeit verschiedener Welten", um einen Ausdruck des Dr. Jankowski[1]) zu gebrauchen, mit intelligenten Bewohnern an. Diesen Bewohnern der Elemente fehlt die im Menschen vorhandene höhere geistige Wesenheit, weshalb sie nach einem langen Leben sterben und vergehen,[2]) „als wie man ein Licht ausbläst;" sie sind halb materieller Natur, „sterben mit dem Vieh, wandeln mit den Geistern, essen und trinken mit den Menschen."[3])

Die Paracelsische Klassifikation der in den vier alten Elementen lebenden Wesen übergehen wir, bemerken jedoch, das Paracelsus auch ihre mehr oder minder bösartige Natur von der größern oder geringern Feinheit ihres „Chaos" abhängig macht und als die bösesten die Lemuren (Hauskobolde) und Erdgeister nennt, welche u. a. durch Klopfen Sterbefälle anzeigen.[4]) Entgegengesetzt seinen Zeitgenossen hält Paracelsus die Elementarwesen nicht für diabolisch, sondern sagt ausdrücklich, daß rechte Theologen sie nicht als Teufelsgespenster betrachten.

Eine eigentümliche Klasse der Paracelsischen Pneumatologie bilden die Flaga oder Flagae, „makrokosmische Geister, die von den Sydera geboren werden; sie schweben im Chaos, werden vnd sterben. Das ist sie werden geboren, vnd durch den Tod wieder verzehret, ander geboren, vnd durch den Tod wieder verzehret, wie wir Menschen auf Erden, einer wird, der ander stirbt."[5]) Solcher Flagae giebt es unzählige im Weltall, und wir kommen mit ihnen, die alle Geheimnisse des Chaos kennen, durch das Magnale magnum, den Äther, in Berührung. Sie drängen sich an die Menschen an und beeinflussen schon Kinder in der zartesten Jugend, daß sie Ungewöhnliches treiben; ja sie spielen in die Träume hinein, „daß einer könnte dadurch ein Doktor der Zauberei werden". Die Flagae erzeugen die magischen Bilder in den Krystallen und Spiegeln und zeigen alles Verdeckte nackt und bloß. Diese Bilder sind jedoch meist trügerisch, „vnd obschon die Geister, so darinnen erscheinen, Rede vnd Antwort geben, tausend Eide mit aufgereckten Fingern schwören, so ist ihnen doch nicht allwegs zu trauen vnd zu glauben, es geschehe denn auf Befehl und Geheiß Gottes, so können und mögen sie keine rechte Wahrheit sagen."[6])

---

1) „Psych. Studien" X, S. 137.

2) Vgl. die Äußerung des Luftgeistes beim älteren Cardanus, Sphinx I 5, S. 324.

3) De natura rerum. Ich erinnere an die Behauptungen der modernen Medien, daß die „Geister" durch sie äßen, tränken und — rauchten.

4) Occulta Philosophia.

5) Wenn der sich Ernest nennende „Geist" Eglintons Herrn Gillis schreibt („Sphinx" III 16, S. 256), daß ihre — der Geister — Vorfahren vor Jahrhunderten das bekannte Knotenexperiment zu machen verstanden, während sie es jetzt nicht mehr könnten, so möchte man (die Individualität Ernests zugegeben) fast an eine derartige Fortpflanzung von Elementarwesen glauben, denn es ist durchaus nicht nachweisbar, daß sich unsere menschlichen Vorfahren vor Jahrhunderten mit dem Knotenexperiment abgegeben und es in dessen Lösung zu einer besonders hervorragenden Vollkommenheit gebracht hätten.

6) Diese und die folgenden in der Philosophia sagax, Philosophia occulta und den

Recht anschaulich schildert auch Paracelsus das Ungewisse, Zweideutige und Trügerische dieser Geisterbotschaften mit genau auf die spiritistischen „Offenbarungen der lieben Geister" passenden Worten, welche Kundgebungen ihrem überwiegenden Inhalt nach — von den Äußerungen des transscendentalen Subjektes der Medien und Sitzungs-Teilnehmer abgesehen — oftmals viel eher zweideutig koboldartiger Natur als teuern und bekannten Verstorbenen angehörend erscheinen:

„Das wisset, daß Gott die Geister zu Stummen gemacht hat und zu Lügnern, darum daß sie den Menschen die Ding nicht sollen fürhalten, so deutlich, als sie's wohl verstehen. Den Geistern ist geboten, den Menschen nichts zu lehren (die Menschen und die intelligenten kosmischen Wesen sind von Natur aus geschieden), aber sie halten's nicht, darum so verstummen sie, da es am nötigsten wäre, und lügen, da man's am wenigstens dürfte." — „Das macht nun, daß die Künste, so aus den Geistern ausgehen, sündlich lügen und trunken sind und gar verblendt. Etwas ist da, aber der Grund nit, denn das man's mag auslegen, wie man will, also mag's richten. Nun haben die Geister die Gewalt, nicht gar zu reden, sondern sind verstummt und zu Lügnern gemacht durch Gott; soviel soll man ihnen glauben, als Stummen und Lügnern gebührt. Was sie treffen, das wahr ist, geschieht selten und zweifelhaftig. Wenn nur unter zwanzig eins einmal wahr ist, so läßt man nicht davon und sieht nach, ob man die übrigen neunzehn Lügen auch möge gerecht machen." (Gerade wie so oft bei den modernen Spiritisten!) — „Und so wir sehen, was es ist, so ist es eitel Lumpenwerk ohne Nutz und Frucht, Verderbung an Leib und Seele, an der Gesundheit, an Gut und Ehre, und nichts als eine Verführung und Betrug und Künste, die auf Lügen gegründet sein." — Ist es möglich, fragen wir, diese Unzuverlässigkeit besser zu schildern, welche auch in der vermeintlichen Nekromantik des modernen Mediumismus für jeden scharfsinnigen Beobachter unverkennbar ist? Ist der alte Paracelsus in seiner dunkeln Ahnung nicht viel weiser als unsere modernen Heißsporne? Recht charakteristisch sind auch seine Worte über die von den „Geistern" angegebenen Namen resp. über die Identität der transscendentalen Wesen mit den arrogierten Persönlichkeiten; er sagt: „Darnach so lehren sie selbst ihre Namen darzu aussprechen, die nichts sein, und heißen auch nicht so. Und wiewohl das ist, daß sie Alle Namen haben, unterschieden von einander, so sagt oft Einer des Andern Namen an, und ist nicht der seine." Paßt das nicht oftmals auch auf unsere modernen John und Katie King, Joey, Peter, Clarck, Ernest, Abila und ähnliche Kunststücke machenden „Geister", die von unserem „fortgeschrittenen" Jahrhundert für verstorbene Menschen gehalten werden, weil sich dieselben vielfach für solche ausgeben? — Übrigens denkt sich Paracelsus diese Lebewesen der übersinnlichen Welt durchaus nicht immer anthropomorph. Dieselben können aber wie jede beliebige Form so unter gegebenen Bedingungen auch Menschengestalt annehmen.

Die merkwürdigste Art der Elementarwesen nach der Lehre des Paracelsus sind die an die Idole Demokrits erinnernden Phantasmata, fluidische Larven, „Nachtgeister, die von der Natur kommen vnd etwas mensch-

---

Büchern de natura rerum zerstreut stehenden Stellen sind zusammengezogen, denn es ist unmöglich, alle vereinzelt stehenden Gedanken des Paracelsus speziell zu belegen, weil sonst die Noten den Text erdrücken würden.

lichen Verstand besitzen. Sie suchen die Menschen auff, seynd gut vnd bös, nit sichtbar vnd gesellen sich gern zu den Menschen als die Hund. Seynd leere, beschwerlich fallende Geister, zu denen Incubus vnd Succubus gehören." [1]) In seinen Büchern de Pestilitate und „von den unsichtbaren Werken" setzt Paracelsus seine hier nicht zu entwickelnden Ansichten über ihren Zusammenhang mit und Ursprung aus der Imagination und abnormen sexuellen Verhältnissen auseinander. [2]) — Diese Wesen nahen sich nach unserem Mystiker besonders gern einsamen melancholischen Leuten. — Im allgemeinen sagt Paracelsus über die heute „mediumistisch" genannte Veranlagung zum Verkehr mit Elementargeistern oder „Inanimata" besserer Art: „Je mehr der Menschen werden, je minder sie bey jnen sind, je mehr auch der Menschen vngeschicklichkeit für sich gehet, je weniger sie auch gegen jnen gemeinschaft haben, sie scheuwen Gelehrte, Truncken, Freßlich, Grob, Fechterisch Volck, sind gern bey der Einfalt, vnd wo Kindheit ist, vnd je minder hinterlist vnd dergleichen, je lieber sie sich öffnen vnd an Tag bringen, sonst seynd sie scheuch wie die wilden Thier." [3]) — Übersetzen wir diese Stelle in moderne Ausdrucksweise, so haben wir die Eigenschaften, welche heute ein gutes „Medium" haben muß, beisammen: einen sittlich reinen Charakter, Einfachheit und passive Hingabe, und erhalten obenein einen vielleicht gar nicht zu verachtenden Fingerzeig über die Ursache der gegenwärtigen Abnahme echter Mediumität.

Van Helmont bildete in seiner Ideenlehre die Theorie der durch die Imagination erzeugten elementaren Schemen weiter aus, [4]) und der Hamburger Arzt David von der Becke sah, den Astralkörper mit den Helmontschen Ideis seminalibus verwechselnd, in ihnen die Ursache aller Gespenstererscheinungen, [5]) während Hennings die Ansicht späterer Pneumatologen, welche im Lebenskeim der Spermatozoen elementare Geister witterten, noch 1780 ausführlich zu widerlegen sucht. [6]) — Im allgemeinen nahm man im vorigen Jahrhundert (und selbst Skeptiker wie Sucro und Hennings thaten dies) Mittelgeister oder Elementarwesen als die Urheber des Eingangs charakterisierten Spukes an, ohne jedoch Beobachtungen oder tiefere Spekulationen mit dieser Annahme zu verbinden. [7]) Unser Jahrhundert hatte während seiner ersten Hälfte in Deutschland nur wenige eigentliche Pneumatologen aufzuweisen, welche sich überdies noch wie z. B. Jung-Stilling und Horst fast ausschließlich mit dem sogenannten „Umgehen" oder der geschichtlichen Seite der Pneumatologie befaßten, während andere Forscher — wie die deutschen Mesmeristen — allein die somnambule und heilmagnetische Seite des Okkultismus kultivierten und die Vertreter der Dämonenlehre wiederum im Banne der Orthodoxie

---

1) De signatura rerum. — 2) Die gleiche Idee kommt schon im Talmud vor.

3) Philosophia sagax Lib. I. De dono inanimatorum.

4) Vgl. Sphinx IV 20, S. 102.

5) D. v. d. Becke: „Experimenta et Meditationes circa rerum naturalium principia," Hamburg, 1678. 8⁰.

6) Hennings: „Von Geistern und Geistersehern, Leipzig 1780, 8⁰.

7) Die Entretiens sur les sciences secretes des Comte de Gabalis sind eine pseudonym erschienene Satire des auf rätselhafte Weise umgekommenen Abbé de Villars auf die Rosenkreuzerei.

gefangen lagen. Einseitigkeit war der Charakter alles übersinnlichen Forschens.

Diese Einseitigkeit blieb auch dann noch herrschend, als der von Amerika eindringende Spiritismus seinen Zündstoff in die Gemüter warf, und „die lieben Geister" der Verstorbenen wurden für alle und jede Äußerung einer transscendentalen Kraft, für jeden spukhaften Schabernack verantwortlich gemacht, mochte er so albern oder so boshaft sein, als er wollte. Erst Bruno Schindler faßte alle mystischen Kraftäußerungen von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus zusammen und suchte ihre Erklärung im magisch-polarischen Walten des inkarnierten transscendentalen Subjektes, also in einer Theorie, welche sich ungefähr mit der von der psychischen Kraft deckt. Aber — ohne es einzugestehen — kommt Schindler auch mit dieser Theorie nicht aus und wendet sich, wie um seine Verlegenheit zu verbergen, gegen die spiritistische Theorie mit den Worten: „Aber wie albern sind diese Geistermanifestationen; dieses Rumoren, Pochen, Werfen, Lichterauslöschen und Quälen, dieses koboldartige Gebahren, das die Kleider zu Puppen zusammenbindet, die Menschen verschnürt, die Thüren und Fenster sprengt und die Töpfe zerschmeißt. Wahrlich die Annahme Augustins und Luthers, daß es nicht Geister der Abgestorbenen wären, die da umgingen, sondern daß es der Teufel selbst, die Annahme unserer Vorfahren, daß es der Spuk tückischer beleidigter Hauskobolde sei, sind noch Gold gegen den Glauben der Neueren, die, nachdem sie den Teufel abgethan, nichts Besseres wissen, als diese Teufeleien den Seelen der Abgestorbenen in die Schuhe zu schieben; zu glauben, daß dieses tückische, höhnende, unsinnige Gebahren die Sprache einer Geisterwelt sei, von der wir doch nicht glauben können, daß sie so weit unter unserm gegenwärtigen Zustand stehe." [1])

Wenn wir ja nun auch zugeben, daß das Eingriffsvermögen der „Geister" aus dem absoluten Raume in unsere dreidimensionale Welt sowie dasjenige des Astralkörpers beschränkt ist, so will es doch nicht recht glaubhaft erscheinen, daß gerade Menschengeister diese Handlungen verrichten sollten, um so weniger als noch keineswegs festgestellt ist, wieweit bei diesen Manifestationen der Einfluß mystischer Kräfte reicht, die vom „Medium" und vielleicht auch von den Sitzungsteilnehmern ausgehen. Im Gegenteil erscheint es uns, weil wir die „Geister" nach ihrem Thun im Jenseits nicht beurteilen können und nach dem im Diesseits nicht beurteilen sollen, [2]) denn doch etwas aprioristisch, wenn man aus solchen Kundgebungen, bei welchen uns nichts die Identität der thätigen transscendentalen Persönlichkeiten verbürgt — von den zwitterhaft unklaren Individualitäten eines John King, Joey, Ernest u. s. w. ganz abgesehen —, schließen will, daß nur Menschengeister deren Urheber sind. Wenn nach

---

[1]) Schindler: „Magisches Geistesleben", S. 316. — Hiermit ist allerdings nur eine gewisse Art spiritistischer und gespenstischer Manifestationen bezeichnet. Kein wirklicher Kenner der einschlägigen Litteratur kann abstreiten, daß eine ganze Reihe von umfassenden mediumistischen Mitteilungen vorliegt, welche an sittlichem Ernste und an scharfsinniger Durchbildung durchaus auf der Höhe des besten und edelsten menschlichen Strebens und Denkens steht. Irgend eine derartige Mitteilung jedoch, welche über den Bereich des Menschengeistes hinausginge, ist wohl kaum denkbar. — (Der Herausgeber.)

[2]) Vgl. Sphinx III Heft 13 S. 5.

Preyer aller Materie ein gewisses Empfindungsvermögen zukommt und dieselbe nicht als tot gelten kann,[1]) so sind wir auch berechtigt, außermenschliche, intelligente übersinnliche Lebewesen anzunehmen, und es kommt nur darauf an, die ältern Thatsachen zu sammeln, welche für ihre Existenz sprechen, und sie mit denen des modernen Spiritismus zu vergleichen. Daß der aus diesen Thatsachen und Vergleichen abstrahierte Beweis nur ein unvollständiger Indizienbeweis sein kann, ist natürlich, aber auch die spiritistische Theorie führt keinen andern, wobei sie oft bedenklich ins Gedränge kommt und sich in Widersprüche verwickelt. Sämtliche Spiritisten sagen z. B., daß sich die Qualität der Manifestationen nach den intellektuellen und moralischen Eigenschaften des Mediums und der Sitzungsteilnehmer richten und daß nach dem auch auf geistigem Gebiet geltenden Gesetz der Wahlverwandtschaft bessere Menschen bessere Geister und schlechtere minderwertige anziehen. Dieser Gedanke ist — den außermenschlichen Ursprung einer bedeutenden Reihe von Erscheinungen zugegeben, weil wir bei ihnen mit den Theorien der Halluzination, psychischen oder Nervenkraft u. s. w. nicht auskommen — logisch vollkommen richtig; und wir sind also berechtigt, von der Manifestation auf ihren Urheber zu schließen. Dabei ist es aber doch sehr auffallend, daß auch diejenigen Mitteilungen, welche geistig so hoch stehende Männer wie Zöllner u. a. erhielten, sich zum Teil auf einer sehr mittelmäßigen Stufe halten, während die meisten ihrer mediumistischen Erlebnisse in die Kategorie obigen Koboldspukes gehören. Betrachten wir ferner die „physikalischen Manifestationen" als Ganzes, so scheint uns ihre angebliche Ausführung durch Menschengeister schon nicht ohne die Annahme denkbar, daß der Mensch nach dem Tode zum Tausendkünstler werde und ein ihm im Leben fremdes magisches Wissen und Können entfalte.

Der Spiritismus hat bis jetzt noch nichts Anderes wahrscheinlich gemacht, als daß es übersinnliche Intelligenzen giebt; wo aber ist der Beweis dafür, daß dieselben in allen Fällen Menschengeister sind?[2]) — Da-

---

[1]) Vgl. Sphinx III Heft 18. S. 417.

[2]) Die Thatsachen, welche Staatsrat Aksákow seit anderthalb Jahren zur Widerlegung Dr. E. von Hartmanns sammelt, beweisen wohl die Thätigkeit des Astralkörpers und lassen auf die Existenz übersinnlicher Intelligenzen schließen; auf weiter nichts. Eine Bertie kann man doch wohl nicht für einen Menschengeist halten. Dabei sei es mir gestattet, auf einen kleinlich erscheinenden, in der That aber sehr wichtigen Punkt, die Abgüsse der materialisierten Hände Berties betreffend (Psych. Stud. XIV, 5. S. 205), hinzuweisen, wo Herr Staatsrat Aksákow folgendes sagt: „Aber Mr. Reimers hat mir auch zwei Originalgießformen von Paraffin zugesendet, die eine von der linken, die andere von der rechten Hand Berties. Darüber schreibt er mir Folgendes vom 4. April 1876:"

„Das merkwürdige Resultat, welches ich in der Form eines Abgusses einer materialisierten Hand erzielt habe, erscheint mir so bedeutend, daß ich mich angeregt fühle, Ihnen von den wenigen Exemplaren, welche die zarte Form erlaubte, eines zuzusenden."

Nun aber wird mir jedermann zugestehen, daß aus jeder erhaltenen Paraffinform nur ein Abguß ohne Gußnähte, welcher allein beweiskräftig ist, gemacht werden kann. (Vergl. im vorigen Hefte der „Sphinx", IV 20, S. 115.) Sollen mehrere Abgüsse gemacht werden, so muß von dem ersten die Paraffinform stückweise

für, daß sehr vielfach dieses offenbar **nicht** der Fall ist, sprechen die näheren Umstände solcher Manifestationen, die dem Wesen der „Verstorbenen" durchaus widersprechenden Hexereien oder die läppische Zwecklosigkeit oder die störende Lästigkeit oder auch der tiefstehende intellektuelle Inhalt der Mitteilungen, selbst bei vielen daneben oftmals gegebenen Merkmalen der Identität verstorbener Persönlichkeiten. Im günstigsten Falle wird sich nachweisen lassen, daß den sich durch Medien oder in Spukvorgängen mitteilenden übersinnlichen Wesen gewisse Eigenschaften eines bestimmten Verstorbenen (oder gar auch Lebenden ohne dessen Wissen) zur Verfügung stehen und daß somit die menschlichen Persönlichkeiten irgendwie in der Gedankenwelt (der sogenannten „Geisterwelt") fortbestehen. In den vielen, eben bezeichneten Fällen wird man anzunehmen gezwungen sein, daß irgend welche übersinnlichen Wesen diese in der Gedankenwelt vorhandenen Merkmale und Eigenarten verstorbener Persönlichkeiten zu ihrer Ausstaffierung gewissermaßen als Masken oder Larven benutzen. Wieviel aber der allen geistigen Wesenheiten zu Grunde liegende unvergängliche Kern einer solchen Persönlichkeit mit seiner mediumistischen Darstellung zu thun hat, die Möglichkeit, **das** unzweifelhaft nachzuweisen, scheint überhaupt durch die Natur der Sachlage ganz ausgeschlossen. Sicherlich aber sucht man sehr mit **Unrecht** die Urheber **aller** hierher gehörigen Erscheinungen in den „**Geistern der Verstorbenen**"!

---

abgenommen und dann wieder zusammengesetzt werden. Bei jedem dann weiter noch genommenen Abguß entstehen notwendigerweise Nähte, welche die Beweiskraft des Experimentes aufheben. Übrigens spricht Herr Staatsrat Akſákow von Gießformen in Paraffin und Herr Reimers offenbar von Abgüssen. Sollte dieser etwa auch erstere gemeint und doch von letzteren geredet haben? Oder sollte Herr Reimers vielleicht in englischer Sprache geschrieben haben und hier etwa eine ganz unrichtige Übersetzung vorliegen?



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Beweismethode für berichtete Thatsachen.

Von

Ludwig Kuhlenbeck,

Dr. jur.

Je wertvoller der Inhalt einer wissenschaftlichen Aufgabe ist, um so mehr pflegt sie an die endgültige Solidarität aller Wissenschaften zu erinnern, und zwar sowohl dadurch, daß sie zu ihrer Lösung die Methoden und Ergebnisse der verschiedensten Wissenschaften in Anspruch nimmt, als auch dadurch, daß sie durch ihre Lösung, selbst auf solchen Wissensgebieten, die ihrem eigentlichen Druchbruchspunkt scheinbar sehr fern liegen, unerwartet neue Aussichten verspricht. Auf die Ergiebigkeit des Arbeitsfeldes der Mystik in diesem Sinne ist bereits von einigen der ersten Forscher, welche sich an die ernsthafte Bearbeitung dieser Probleme in unseren Tagen herangewagt haben, u. a. von Wallace und Zöllner, hingewiesen. Der Löwenanteil der hier zu erwartenden Erfolge, wie freilich nicht minder auch die schwerste hier zu verrichtende Arbeit, wird selbstverständlich der Philosophie, als Wissenschaft der Wissenschaften, zugeteilt werden müssen; aber auch auf die Naturwissenschaft mit allen ihren Verzweigungen von der Physiologie bis zur Astronomie, sowie nicht minder auf die Geschichtswissenschaft wird die jetzt erstrebte positive Aufklärung der mystischen Nebelflecke aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutende Streiflichter fallen lassen.

Konnte doch die bislang beliebte bloße Negation dieser dem „Positivismus" begreiflicherweise höchst unbequemen Thatsachen keinen gewissenhaften Forscher auf die Dauer befriedigen! Denn, wie vornehm auch die höchst aufgeklärt erscheinende Nichtachtung derselben thun mag, wie vortrefflich auch manchem Physiker oder Historiker sein überlegenes Lächeln über alle Versuche, welche die von ihnen selber abgesteckten Grenzen menschlichen Erkennens überschreiten, zu Gesichte stehen mag, wie unüberwindlich auch den leidenschaftlichen Vorkämpfern eines „neuen Glaubens" eine Beweisführung vorkommen mag, die es einem David Strauß sogar ermöglichte, die Auferstehung Christi im Hinblick auf ihre gewaltigen weltgeschichtlichen Folgen für „den größten weltgeschichtlichen Humbug"

zu erklären, einfach deshalb, weil er sie aus seinem, freilich „sehr viel Feines und Zartes“ enthaltenden,[1]) im ganzen aber doch höchst armselig seelenlosen Naturmechanismus nicht hervorzuzaubern vermag: — dennoch wird das Prädikat der größeren Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe demjenigen nicht abgesprochen werden können, welcher einen Aberglauben so lange nicht für überwunden ansieht, als bis er die Wurzel seines Irrtums bloßgelegt und seine psychologischen Motive ergründet hat. Bei solchem redlichen Bemühen braucht er alsdann nicht zu erröten, wenn er sich wider Erwarten gar zur Anerkennung eines berechtigten Kerns unter einer stachligen Hülse gezwungen sieht.

Wir dürfen vor allem der teilweise so ärmlich destruktiven, angeblich kritischen Geschichtswissenschaft unseres Jahrhunderts[2]) eine gerechte Gegenkritik prophezeien seitens einer in Sachen der Mystik positiv aufgeklärten Zukunft. Daß neben den Wissenschaften auch die Künste, und vornehmlich die Poesie — wenn anders ihre Wurzeln in der Dürre unserer allermodernsten mechanischen Weltanschauung, die dem Messer des Vivisektors mehr Teilnahme zeigt, als der Lyra des Dichters, noch nicht völlig abgestorben sein sollten — aus dem durch die mystischen Bestrebungen gleichsam neuberieselten Boden einer wahrhaft monistischen Natur- und Geschichtsauffassung frische Lebenssäfte ziehen werden, braucht wohl kaum betont zu werden.

Inzwischen ist zu gestehen, daß wir noch weit entfernt sind von diesen Früchten der Arbeit, von der Berechtigung, den übersinnlichen Standpunkt in weitester Ausdehnung zu verwerten. Trotz bemerkenswerter Fingerzeige, welche uns Werke, wie Schindlers „magisches Geistesleben“, du Prels „Philosophie der Mystik“, in dieser Richtung bereits gegeben, ist doch wohl nicht zu verkennen, daß die thatsächliche Grundlage noch allzu schmal und schwankend ist. Die Wissenschaft der Mystik steht, um mit Herrn von Aksákof[3]) zu reden, noch im ersten Akt ihrer Entwickelung und die Mahnung dieses Forschers: „Die Thatsachen vor allem!“ wird noch lange ihr eigentliches Feldgeschrei bleiben müssen. Gerade damit nicht unzeitige und unfreiwillige Ernüchterungen einen einstweilig vollständigen Rückschlag zu gunsten der wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Gegnerschaft nach sich ziehe, ist daran zu erinnern, daß die rein induktive Thätigkeit, kritisches Sicherstellen und Sichten des thatsächlichen Materials noch lange die Hauptaufgabe bilden muß, bevor die eigentlich philosophische Verwertung desselben erfolgreich in Angriff genommen werden kann. Das Bewußtsein der Gefahr des Fehlschritts vom Erhabenen ins Lächerliche, des unvermeidlichen Hohnes der großen Menge, dem sich bei Nachweis einer auch nur zufälligen Verknüpfung mit dem

[1]) D. Strauß; „Alter und neuer Glaube“ S. 139 f.

[2]) Deren erste Triebe konnte bereits Goethe sich nur „aus dem Mangel an Charakter bei einzelnen forschenden und schreibenden Individuen“ erklären (siehe Goethes „Gespräche mit Eckermann“ 1825, 15. 9).

[3]) Vgl. Sphinx I 4, Aprilheft 1886, S. 278.

Betruge eines Berufsmediums oder dem Schwindel einer der zwischen Wahrheit und Dichtung stets auf- und niederschwankenden Somnambulen selbst der opferwilligste Fleiß und die geistreichste, ja innerlich vielleicht höchst berechtigte Theorie eines Arbeiters auf diesem Gebiete preisgegeben sieht, sollte dem mystischen Forscher zwar nicht allen moralischen Mut lähmen, ihn aber doch billigerweise stets als warnender Mentor begleiten.

Wenn man von der eminent philosophischen Tragweite der Mystik absieht, so darf man dieselbe mit du Prel als den neuesten Zweig der experimentellen Naturforschung bezeichnen; denn ihr Bestreben ist darauf gerichtet, gegebene Erscheinungen, die man vom Standpunkte einer monistischen Naturauffassung nur höchst unpassend „übernatürlich" nennt, zu beobachten und in den natürlichen Zusammenhang des mit ihnen zu bereichernden und nach ihnen zu berichtigenden wissenschaftlichen Gesamtweltbildes einzufügen. Aber der mystische Forscher unterliegt doch einem wahrlich nicht zu unterschätzendem Nachteile im Vergleich mit dem gewöhnlichen Naturforscher, was den Gegenstand und die dadurch bedingte Methode seiner Beobachtung betrifft.

Der gewöhnliche Naturforscher hat das Experiment, die Fragestellung an die Natur so vollständig zu seiner Verfügung, daß er entweder selbst die sämtlichen Bedingungen zur Erzwingung einer Antwort herstellen oder beliebig modifizieren kann, wie der Physiker, oder wenigstens, wie meistenteils der Astronom, sich auf eine absehbare Wiederkehr der thatsächlichen Vorgänge vorbereiten darf. Zudem richtet er seine Fragen an die objektive Natur selbst, deren mathematisch berechenbare Treue weder den Selbstbetrug noch die bewußte Lüge kennt. Der mystische Forscher aber muß nach den ihn angehenden Vorgängen haschen; und diese treffen um so seltener ein, und verschwinden um so flüchtiger, je erheblicher und merkwürdiger sie zu sein scheinen. Zwingende Bedingungen zu ihrer Herbeiführung sind bislang kaum erst für einen geringen Teil niederer Erscheinungen bekannt, und vor allem ist man in den meisten Fällen beschränkt auf die indirekte Auskunft anderer, nicht nur der Regel nach jeder wissenschaftlichen Denkweise ungewohnter, sondern oft sogar auch moralisch unzuverlässiger Personen, entarteter Kinder der großen aufrichtigen Mutter Natur, welche nicht nur allen möglichen subjektiven Vorurteilen und Selbsttäuschungen, sondern auch allzu oft selbst bewußtem Lügengeiste nicht fremd sind.

Für ein Ideal der mystischen Forschung müßte es daher gelten, das stets offene und schnell kombinierende Anschauungsvermögen eines Galilei, eines Newton, das feinfühlige Naturverständnis eines Goethe, eines Darwin mit der kritischen Behutsamkeit eines großen Historikers, nennen wir beispielshalber einen Thukydides oder Niebuhr, und beides wieder mit dem philosophischen Tiefblick eines Kant oder Schopenhauer zu vereinigen.

Eine so allseitige Begabung mag sich schwerlich jemals in einer einzigen Person verwirklichen. Nichts liegt daher mehr im Interesse der

wissenschaftlichen Mystik, als daß sich wenigstens einigermaßen philosophisch gebildete Vertreter solcher Fakultäten für ihre induktive Grundlegung und Bereicherung bemühen, bei denen man mit Rücksicht auf ihre anderweitige Berufsthätigkeit entweder die eine oder die andere der soeben gewünschten Fähigkeiten als besonders geübt und bewährt voraussetzen darf.

Die Rechtswissenschaft, insoweit sie überhaupt den Namen einer Wissenschaft verdient und mehr bedeutet als den von Jahrhundert zu Jahrhundert unverdauerlicher gewordenen Wissenswust positiver Juristerei —

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!" (Goethe) —,

ich meine die wirkliche Rechtswissenschaft, ist gewiß auf den ersten Blick am meisten rein von dem Verdacht, geheime Beziehungen zur Mystik zu haben. Gleichwohl hindert uns nichts, einen gewissen Teil ihrer Technik, nämlich die juristische Beweismethode in den Dienst unserer Aufgabe einzustellen. Leider verdienen die Juristen selbst, allzu sehr gewohnt, mit ihren Theorien dem praktischen Lebensbedürfnisse nachzuhinken und den Brunnen erst zuzudecken, wenn das Kind hineingefallen ist, den größten Tadel gerade wegen Vernachlässigung der wissenschaftlichen Ausbildung dieser Technik, die doch neben den Historikern gerade ihnen am meisten am Herzen liegen sollte. Das neuerdings sogar zum Gesetz erhobene Prinzip der sog. „freien Beweiswürdigung", richtiger der individuellen Beweiswillkür, ist nur ein verschämtes Bekenntnis ihrer diesbezüglichen wissenschaftlichen Trägheit. Theoretisch findet man daher in guten Systemen der Logik, z. B. bei Lotze, Stuart Mill u. a. weit bessere Belehrung über die Methode der Feststellung singulärer Thatsachen, als in hundert schwerfälligen Lehrbüchern unserer Zivilisten und Kriminalisten über Beweisrecht. Vor allem ist auch für kulturwissenschaftliche Feststellungen von dem Erfordernis des protokollierten Eides abzusehen, der doch für die geringste juristische Feststellung unerläßlich erscheint. Die wirkliche Bedeutung des Eides beruht ja allein auf seiner psychischen Wirksamkeit, und er ist ebenso wenig unentbehrlich für das Maximum historischer Gewißheit, wie er jemals unbedingte Gewähr für die objektive Richtigkeit der durch ihn bekräftigten Aussage bietet. Nicht mit Unrecht nannte schon Schopenhauer den Eid eine Eselsbrücke der Juristen.

Immerhin aber wird ein juristischer Praktiker bei pflichtgetreuer Ausübung seines Berufes, welcher ihn hinsichtlich der quaestio facti jedes einzelnen Falles zum kritischen Historiker im kleinen bestimmt, sich wenigstens eine gewisse handwerksmäßige Fertigkeit für die Feststellung und Glaubenswürdigung derartiger nur indirekt gegebener Thatsachen, wie sie für die Mystik in Betracht kommen, aneignen müssen. Die meisten Thatbestände gerichtlicher Praxis können nicht durch unmittelbares Experiment, durch richterlichen Augenschein, festgestellt werden, und ihnen gleichen die wichtigeren mystischen Thatsachen, insofern dieselben einem allgemeinen wissenschaftlichen Urteil in der Regel nur mittelbar durch Urkunden-, Zeugen- oder Indizienbeweis zugänglich werden können. Soll und kann nun ein Richter über derartige Thatbestände zu einem so hohen Grade

der Gewißheit gelangen, daß er auf Grund seiner Überzeugung über Freiheits-, Ehren- und Vermögensrechte seiner Nächsten, unter Umständen selbst über Tod und Leben derselben eine unwiderrufliche Entscheidung abgiebt, — so müssen und können wir auch dieselbe Gewißheit beanspruchen bezüglich derjenigen mystischen Thatsachen, die einer wissenschaftlichen Diskussion gewürdigt werden wollen, und zwar im Namen der wissenschaftlichen Wahrheit, die nicht minder heilig gehalten werden muß als das Recht, wenn anders nicht die wissenschaftliche Mystik zu einer Mystifizierung der Wissenschaft herabsinken und die Beschäftigung eines ernsten Mannes mit dieser Aufgabe die Ehre seines wissenschaftlichen und moralischen Namens gefährden soll.

Wie es nun leider zu allen Zeiten genug Richter gegeben hat, welche es leichtfertig nehmen gerade mit dem angedeuteten schwierigsten Teile ihres Berufes, — noch in jüngster Zeit gab die Frage der Berufung in Strafsachen Anlaß zu manchen berechtigten Beschwerden in dieser Richtung —, so müssen wir auch zugestehen, daß viele spiritualistische und mystische Forscher über dem Bestreben, nur möglichst zahlreiche und vielseitige Bestätigungen einer vorgefaßten philosophischen Meinung zu erhalten, die Würde der wissenschaftlichen Wahrheit hin und wieder aus den Augen verloren haben und unkritisch vorgegangen sind.

Unter anderem glauben wir diesen Vorwurf selbst einem der übrigens verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiete, dem Professor Max Perty, nicht ersparen zu dürfen; nur allzu oft scheint derselbe bei seinen Sammlungen vergessen zu haben, daß eine einzige mit juristischer Glaubwürdigkeit sicher gestellte Thatsache tausend zweifelhafte Erzählungen aufwiegt. Auch bei solchen Sammlungen, welche mehr Wert auf Reichhaltigkeit, als auf historische Kritik legen, sollte der Sammler wenigstens den einzelnen Berichten stets Etiketten aufprägen, welche die Herkunft derselben nachweisen und die Möglichkeit gewähren, etwaige Weizenkörner aus der Spreu zu sichten. Andernfalls verlieren solche Sammlungen allen Wert und gleichen unbeglaubigten Reliquien, wenn deren erster Erwerber verstorben ist. Der voreingenommenen Gegnerschaft aber gewähren sie nur den erwünschten Vorteil, mittelst der in das unsolide Material mit Leichtigkeit zu schlagenden Breschen auch die an und für sich haltbaren Teile mit zu Falle zu bringen, wie denn bekanntlich die bröckelnden Elemente eines Baues allzu leicht auch die solidere Nachbarschaft mit in den Ruin hineinziehen.

Das von Jm. Herm. Fichte für die Feststellung des thatsächlichen Materials einer übersinnlichen Wissenschaft mit besonderer Bezugnahme auf Pertys Verfahren aufgestellte Prinzip „der analogen Reihen“ [1]) vermag ich, wenigstens soweit er damit sagen will, daß „das Besondere einen Teil eigener Gewißheit und Wahrscheinlichkeit auf analoge Fälle übertrage und solchergestalt mittelbar das Ganze stütze,“ keineswegs zu billigen. Das Umgekehrte — möglichste Sonderung und Hervorhebung

---

1) J. H. Fichte: „Der neuere Spiritualismus“ S. 73.

des Glaubwürdigen vom weniger Beglaubigten — erscheint mir wissenschaftlicher und wird auch von Kant in seinen jetzt so vielfach angeführten „Träumen eines Geistersehers u. s. w.“ befürwortet.[1]) Die Seltenheit und Trüglichkeit der hier in Frage kommenden Vorgänge muß nach dem natürlichen Gesetze des geringsten Kraftmaßes, welches auch für den wissenschaftlichen Glauben gilt, eine praesumptio facti sive hominis, d. h. ein Übergewicht der zur Verneinung neigenden Wagschale des Urteils allerdings begründen. Die Thorheit der prinzipiellen Gegner der Mystik besteht nur darin, diese praesumptio facti zu einer praesumptio juris et de jure aufbauschen zu wollen, d. h. den Beweis der Wahrheit von vornherein auszuschließen und sich gleich furchtsamen Kindern, die vor der Mystik ein Grauen ankommt, hinter die ärmlichsten Schutzwehren abgeschmackter Verlegenheitsfiktionen, Betrug, Halluzination u. s. w. zu verkriechen.

Noch eine Bemerkung möge diese Betrachtung abschließen. — Zur Zeit, als der Dogmatismus und Autoritätsglaube noch die volle Macht der Kirche, des Staats und der öffentlichen Meinung zu seiner Verfügung hatte, erforderte der bloß negative Aufklärungsdienst Mut und Opferwilligkeit. Unsere Tage aber, in denen die rein negative Aufklärung das Feld gewonnen hat und gerade solche Nachzügler, die zum Siege derselben selbst am wenigsten beigetragen haben, sich am meisten brüsten, „wie herrlich weit sie es schon gebracht haben“ mit dem bloßen Niederreißen jener alten Zwingburg, während doch dieses Niederreißen nur die unumgängliche Voraussetzung für die Aufführung eines neuen Freiheitsbaues sein sollte, — unsere Tage erfordern nicht geringeren moralischen Mut gegenüber jenen selbstgenügsamen stillstehenden „Siegern“ von seiten einer fortschreitenden positiven Aufklärung. Zwar mit den Feinden haben sich die Kampfesweisen geändert. An Stelle direkter Zwangsmittel, Inquisition und Gefängnis, Folter und Hinrichtung, treten schon lange die bloß moralischen Kriegsmittel der Totschweigung und Verleumdung, schlimmsten Falls die indirekte Existenzuntergrabung und das Irrenhaus (Robert Mayer). Andererseits aber verlangt die positive Aufklärung von denen, welche als ihre Vorkämpfer eintreten wollen, viel entschiedener als die bloß negative, einen Kampf mit offenem Visier. Ich möchte damit bedeuten, daß vor allem auf dem Gebiete mystischer Forschungen die Anonymität unbedingt auszuschließen ist. Nur solche Berichte, für deren Wahrheit eine glaubwürdige Persönlichkeit mit ihrem Namen einzutreten wagt, eignen sich als Stoff zu wissenschaftlichen Untersuchungen.

---

[1]) Vgl. noch Volkmann v. Volkmar: „Lehrbuch der Psychologie“ I § 27 Anm. 1 S. 184.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Charcot wider hypnotische Schaustellungen.

Die ärztlichen Zeitschriften Frankreichs und Italiens verbreiten gegenwärtig einen Brief Professor Charcots an den italienischen Arzt Dr. Melotti über die öffentliche Zurschaustellung hypnotischer Experimente. Jean Charcot, Professor der medizinischen Fakultät in Paris und Chefarzt des größten Pariser Hospitals (der Salpêtrière) hat sich bekanntlich in Frankreich und damit indirekt für die ganze europäische Rasse das Verdienst erworben, den Hypnotismus zu einem maßgebenden Faktor der ärztlichen Wissenschaft zu erheben. Wir halten es daher nicht für überflüssig, dessen Ansichten, soweit sie das öffentliche Interesse hinsichtlich des Hypnotismus betreffen, mitzuteilen. Überdies befinden wir uns in völliger Übereinstimmung mit dem von ihm ausgesprochenen Urteile; nur liegen die Verhältnisse in Deutschland annoch weniger günstig als in Frankreich, und wir halten deshalb bei uns drastischere Mittel gegenwärtig noch für unentbehrlich. In Charcots Schreiben heißt es unter anderem:

„Das Hypnotisieren ist keineswegs so unschädlich, wie man es gewöhnlich darstellt; die Hypnose nähert sich derart der hysterischen Neurose, daß sie sogar wie diese unter gewissen Umständen in weitem Maße ansteckend wirken kann. Wenn jetzt die medizinische Fakultät im Namen von „Kunst und Wissenschaft" sich der Thatsachen des Hypnotismus bemächtigt hat, so sollte sie dieselben auch innerhalb der streng geschlossenen Grenzen ihres Gebietes halten und sich hier derselben als eines mächtigen Heilmittels bedienen; niemals aber sollte sie den Hypnotismus unberufenen (profanen) Händen ausliefern, welche denselben zum Schaden der öffentlichen Gesundheit mißbrauchen können."

Gewiß! Sobald erst die Wissenschaft sich auch in Deutschland des Hypnotismus bemächtig haben wird, sobald die deutschen Professoren, wie Wilhelm Preyer in Jena und Hugo Bernheim in Würzburg, zugestanden haben werden, daß ihr Widerstand gegen die wissenschaftliche Bewegung in Frankreich und England ein Irrtum war, wird die Kulturentwickelung in Deutschland der relativen Schädigung einzelner durch die öffentlichen Schaustellungen des Hypnotismus und der banalen Ausbeutung ernster und gefährlicher Wirkungsmittel zur frivolen Belustigung des lachenden Publikums entbehren können. Bis dahin aber nicht! — Wir lassen keine Gelegenheit unbenutzt, auf die Gefahren des Hypnotis-

mus, des Memerismus und jeder Art von Mediumismus hinzuweisen, und wir sind ferner der Ansicht, daß nicht nur die medizinische Wissenschaft, sondern so ziemlich alle Zweige des höheren Wissens und Könnens, vor allem aber die Jurisprudenz und die Pädagogie sich den Hypnotismus als einen Hauptfaktor ihrer „Kunst und Wissenschaft“ anzueignen haben. Erst wenn die übersinnlichen Thatsachen vollständig anerkannt sein und sie dann zweifelsohne die materialistische Zeitströmung unseres Kulturlebens von Grund aus umgewandelt haben werden, erst dann wird mit der Befriedigung des gegenwärtigen Bedürfnisses nach besserer Erkenntnis auch die aus demselben entstehende Bewegung sich legen. Bis dahin befindet unsere Kulturwelt sich ungefähr in der gleichen Lage wie ein widerspenstiger Knabe, der zu seinem eigenen Fortkommen allerhand „Künste und Wissenschaften“ lernen muß, aber durch die jedem Dinge und Wesen von Natur innewohnende Trägheit in der Aneignung des zu Lernenden behindert wird. Er wird durch Schaden klug werden müssen, und gelegentlich übt auch eine Tracht Schläge auf ihn eine sehr heilsame Wirkung aus, obwohl solche Schläge immer nur ein unvollkommener und an sich wenig wünschenswerter Notbehelf sind. Ebenso wenig aber wie solche Schläge, in einem wohl regulierten Haushalte oder Erziehungs-Institute erteilt, dem Knaben dauernd schaden können, so wenig ist auch in unserm wohl regulierten Staatsleben von hypnotischen Schaustellungen und selbst von gelegentlichem Mißbrauch des Hypnotismus oder Mesmerismus eine nachhaltige Schädigung unseres Kulturlebens zu befürchten. Die Organe unseres sozialen Körpers sind elastisch genug in ihrer Entwickelung, um unmittelbar allen dringenden Vorkommnissen notdürftig gerecht werden zu können, bis das Erkenntnisorgan unseres sozialen Lebens, unsere Wissenschaft, gründliche Abhilfe geschafft und eine bessere Willensrichtung unseres sozialen Körpers bewirkt hat. — Im vollen Bewußtsein dieser kritischen Sachlage werden wir daher nicht ablassen, sowohl einerseits auf alle übersinnlichen Vorgänge und deren experimentale Untersuchung, als auch andererseits auf die Gefahren solcher Experimente hinzuweisen. Wer die übersinnlichen Thatsachen der Gedanken-Übertragung, des Hypnotismus, des Mesmerismus, des Somnambulismus und des Mediumismus nicht glaubt oder meint, daß dieselben ihn nichts angehen, der braucht sich nur einmal ernstlich auf solche Experimente an sich selbst oder andern einzulassen, um sich von seinem Irrtume durch eigene Erfahrung zu überzeugen.

H. S.

Was leisten denn diese Franzosen eigentlich?

Die meisten Vertreter der übersinnlichen Weltanschauung sind leider gar zu sehr geneigt, in dem eingebildeten Gefühle einer Überlegenheit ihrer eigenen Erfahrungen über die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse der psychischen Forschungen unwillig und ungerecht über dieselben abzuurteilen. Da hört man in solchen Kreisen nur zu oft fragen: Was

haben diese Professoren denn Neues geleistet, was die ärztlich geschulten Mesmeristen der früheren Jahrzehnte nicht schon längst in klar bewußter Erkenntnis ausgeübt haben? Ist es nicht überhaupt nur eine listige Konzession, welche man dem Vorurteile unserer materialistischen Zeitströmung macht, wenn man heutzutage die ehedem verlachten und bestrittenen Thatsachen des Mesmerismus unter dem Deckmantel eines neueren Namens, des Hypnotismus, in die Wissenschaft und Praxis einführt? — Solche Fragen beweisen eine wirre Verkennung der Thatsachen.

Wie wir schon in den Januar- und Februarheften d. J. auseinandergesetzt haben,[1]) ist der Hypnotismus keineswegs identisch mit dem Mesmerismus, obwohl beide oftmals zusammenwirken, ohne daß der Hypnotist sich dessen bewußt wird. Der Mesmerismus, welcher heutzutage von der amtlichen Wissenschaft noch bestritten wird, weil er thatsächlich auch bisher noch nicht durch exakte Untersuchungen der heutigen Wissenschaft festgestellt worden ist, umfaßt nur alle diejenigen Einwirkungen, welche auf Menschen, Tiere oder Pflanzen mittelst der Lebenskräfte des Mesmeristen unmittelbar ausgeübt werden. Der Hypnotismus als solcher dagegen wirkt auf Menschen und Tiere durch deren Sinnesorgane. Beide aber, sowohl die mesmerischen wie auch die hypnotischen Wirkungen, werden fast immer durch etwas Drittes getragen und verstärkt, was an sich weder Mesmerismus noch Hypnotismus ist, nämlich die geistige Beeinflussung des Willens und der Gedanken des behandelten Menschen. Solche geistige Willens-, Gedankens- oder Gefühlsübertragung ohne Vermittlung irgend einer sinnlichen oder organischen Einwirkung kann auch ohne allen Mesmerismus oder Hypnotismus geschehen, wie dies ja bereits in zahlreichen Aufsätzen der „Sphinx" wissenschaftlich festgestellt ist.[2]) Diese drei verschiedenen Stufen „telepathischer" Einwirkung eines Menschen auf einen andern sollten stets begrifflich scharf auseinander gehalten werden, vor allem da, wo sie zusammenwirkend vorkommen.

Haben nun aber nicht doch die älteren Mesmeristen schon alle Thatsachen des Hypnotismus gekannt und praktisch verwertet? — Diese Frage muß entschieden verneint werden. Sowenig denselben die Thatsache der Gedanken-Übertragung ohne mesmerische Beeinflussung klar war, sowenig kannten sie auch den Wert und die Bedeutung der hypnotischen Suggestion ohne Mesmerismus. Und darin liegt gerade die unendlich weittragende neue Errungenschaft, welche uns die hypnotischen Entdeckungen und Erfahrungen der französischen Wissenschaft gebracht haben, nämlich die erfolgreiche Verwendung der hypnotischen Suggestion zu allen möglichen guten Zwecken, namentlich zu Heilwirkungen, aber auch um pädagogische und sittlich-reformatorische Resultate zu erzielen.

Der Mesmerist also bewirkt die organische Besserung seines Patienten nur durch Aufwand seiner eigenen Willens- und Lebenskräfte, der

[1]) Vergl. „Sphinx" 1887, III 13 und 14, S. 37 und 131.

[2]) Vergl. hierzu besonders die „Sphinx" 1886, I S. 34, 105, 256, 383; II, S. 242; 1887 III, S. 121.

Hypnotist aber wendet sich unmittelbar an die Seele, den Geist oder den Willen des zu Behandelnden und regt diesen selbst an, die organische, moralische oder geistige Verbesserung in sich vorzunehmen. Diese Wirkungen der hypnotischen Eingebungen sind erst eine Entdeckung der neuesten französischen Wissenschaft, und es ist nur ein Akt der Gerechtigkeit, einer internationalen Anerkennung dieses Verdienstes, wenn man für diese Thatsachen das romanische Fremdwort beibehält, nämlich Suggestion. H. S.

Das Mysterium aller Zeiten,

enthalten in der Geheimlehre aller Religionen.

Da liegt ein Buch vor mir, welches ich unsern Lesern mit voller Überzeugung gerne empfehle.[1]) Es ist in demselben Verlage erschienen, aus welchem ich vor kurzem hier ein Buch anzeigte, das die Hexerei der Willensmagie lehrt[2]) und deshalb ganz und gar nicht nach meinem Geschmack, aber vielleicht nach dem mancher Leser ist; hier mag nun wohl das Umgekehrte der Fall sein. The Mystery of the Ages von Lady Caithness wird nicht gerade nach jedermanns Geschmack sein; wer aber etwas feinsinniger nicht in die Magie, sondern in die Mystik einzudringen Neigung und Verständnis hat, dem wird dies Buch sicherlich willkommen sein. Zur Kennzeichnung desselben führe ich drei Sätze aus dem Anfange desselben (S. 2, V und X) an:

In der physischen Wissenschaft wird Erkenntnis nicht als eine Sache des Glaubens oder Unglaubens angenommen; ebenso erscheinen in der geistigen Wissenschaft (der Theosophie) der glaubensselige Dogmatiker und der glaubenhaffende Agnostiker beide gleichermaßen inkompetent, und auch hier sollte der Gegenstand der Betrachtung, weder vom Standpunkte des Glaubens noch von dem des Unglaubens behandelt werden, sondern nur von dem der experimentalen Gnosis, als eine Wissenschaft, welche auf geschichtlichen Thatsachen beruht, und an der Hand eigener Erfahrung vorgeht.

Zu sagen: „Andere Religionen mögen gut sein, aber meine ist die beste," heißt soviel als: „Andere Menschen mögen gut sein, aber ich bin der beste". Denn die Religion eines Menschen ist der Inbegriff seines sittlichen Ideals.

Als Ergebnis unserer Untersuchung behaupten wir in der esoterischen Lehre, der Weisheits-Religion des Menschengeschlechts, welche der innere Sinn, die Geheimlehre aller Religionen ist, die Lösung des Mysteriums aller Zeiten gefunden zu haben, welche sowohl das Streben der Seele wie das des Geistes befriedigt.

Das I Kapitel ist einleitend, das II, „Die Theorie und Praxis der Theosophie", ist besonders interessant auch für diejenigen, welche sich von dem eitlen Verlangen nach magischem Können noch nicht loszumachen vermögen, ist aber außerdem wertvoll durch die Litteraturangaben der Quellen, auf deren Grundlage dieses ganze Buch gearbeitet ist. Das III und IV Kapitel behandeln die „hermetische Theo-

---

[1]) The Mystery of the Ages, contained in the Secret Doctrine of all Religions. By Marie, Countess of Caithness, Duchesse de Pomár etc. etc. London: C. L. Wallace, Philantr. Reform. Cub. Oxford Mansion W. 1887 (10 sh 6 d).

[2]) Mrs. Ch. L. Hunt Wallaces: Private Instructions etc. im Juliheft S. 66.

sophie", und zwar im ersten Teil das Geheimnis der Mythologie, im zweiten die ägyptische und christliche Gnosis, das VI Kapitel: die orientalische Theosophie, die der Brahminen, der Magier (Perser), der Druiden, des Buddhismus und der Chinesen, das VII Kapitel: die heidnische Theosophie des klassischen Altertums, das VIII und IX Kapitel: die semitische Theosophie und zwar im ersten Teil die Qabala, im zweiten den Sufismus, das X Kapitel: die christliche Theosophie, das XI: die theosophische Auslegung der Bibel und das XII behandelt zum Schlusse: die Seele, die Unendlichkeit, den Pfad und das Endziel der Entwickelung.

Dieses Buch ist der erste Versuch einer so allumfassenden Zusammenstellung alles dessen, was wir in der Litteratur der Menschheit über die Geheimlehre der mystischen Erkenntnis finden, welche in der That zu allen Zeiten und an allen Orten im wesentlichen übereinstimmend zu sein scheint. Nur einzelne Teile dieses Werkes hat die Verfasserin bereits früher in französischer Sprache[1]) herausgegeben. Ein ähnlicher Versuch wurde 1875 von Helene Petrowna Blavatsky im zweiten Bande ihres Werkes „Isis Unveiled" begonnen und seit fünf Jahren in einer ausführlicheren Arbeit als „The Secret Doctrine" versprochen. Bis aber dieses letzte Werk etwa wirklich einmal erscheinen wird, dürfte dieses handliche und übersichtliche (nur 541 groß gedruckte Seiten umfassende) Buch der Lady Caithness wohl das einzige seiner Art bleiben und daher für jeden angehenden Esoteriker heutzutage als Handbuch unentbehrlich sein.

Wertvoll ist dasselbe besonders auch dadurch, daß es vielfach die Quellen, welche es anführt, in übersetzten Auszügen wiedergiebt. Einer Anzeige zufolge, die dem Werke angeheftet ist, befindet sich unter der Presse bereits eine andere Veröffentlichung der Verfasserin, welche dieselbe schon in diesem Buche vielfach zitiert und die unter dem Titel: „Occult Texts" erscheinen wird.

Ungünstig für den feinsinnigen Gegenstand, welchen das Buch behandelt, ist es, daß es in einer unserer modernen Sprachen geschrieben werden mußte, denen mit dem eigentlichen Wesen und den subtileren Begriffen der Mystik auch die Worte für dieselben gänzlich fehlen. Die einzige Sprache freilich, welche für alle Begriffsunterschiede eigene Worte hat, ist wohl das Sanskrit, und die wenigen Brahminen, welche die wahre Bedeutung all dieser Worte wissen, können dieselbe der Natur der Sache nach nicht mitteilen. Dennoch würde es immer schon ein Vorteil, ja für jeden späteren Versuch einer solchen Darstellung fast unumgänglich nötig sein, wenigstens soweit es uns möglich ist, mit dem tieferen Eindringen in die Thatsachen der Mystik auch die feineren Unterscheidungen des Sanskrit in unsere Sprachen herüberzunehmen, wie dies ebenso die heutigen indischen Sprachen gethan haben. Beispielsweise haben wir dem Text der Bibel zufolge für die Begriffe, welche das Sanskrit mit Iswara, Kutastha, Brahma, Atma, Parabrahm u. s. w. bezeichnet, nur das eine

[1]) Bei Georges Carré, Paris, 112 boul. St. Germain.

Wort „Gott“, und doch liegt für den praktischen Mystiker erst in der Unterscheidung solcher Begriffe der Anfang eines Verständnisses. Für den Wissenden ist allerdings in diesem Buche, so gut wie im neuen Testamente der christlichen Bibel, recht wohl zu unterscheiden, welche Begriffe in jedem einzelnen Falle mit dem Worte „Gott“ gemeint sind.

Das vorliegende Buch scheint mit angemessener Vorsicht und Einsicht geschrieben zu sein; um so mehr aber fällt es auf, daß die Verfasserin, welche offenbar eine durchaus selbständige Stellung gegenüber den Darstellungen von Helene Blavatsky einzunehmen beansprucht, doch deren geniale anthropologischen und kosmologischen Hypothesen nicht nur anführt, sondern auch als eine esoterische Lehre des Buddhismus anführt. Diese Annahmen einer Siebenfachheit der menschlichen Natur und der Weltentwickelung findet in der That in den esoterischen Anschauungen anderer Völker, so bei den Ägyptern und den Juden, unverkennbaren Anhalt; aber gerade in der indischen Philosophie ist nirgends eine Siebenteilung, vielmehr immer nur eine Drei- oder Fünfteilung nachweisbar. In geistreicher Weise nun hat Frau Blavatsky dennoch mit Hilfe einiger indischer Gelehrten die Siebenteilung in die Sanskritsprache hineinkonstruiert und Percy Sinnett hat dies an und für sich interessante System in dankenswerter Weise ausgearbeitet und in gemeinverständlichem Englisch als Esoteric Buddhism zum Druck gebracht. Wenn man nun dabei allerdings nicht abstreiten kann, daß diejenigen indischen Mystiker, von welchen diese Anschauungen herrühren, wohl an deren Richtigkeit und Wahrheit glauben mögen, so muß man doch, soweit unsere gegenwärtige Kenntnis der indischen Litteratur reicht, ganz entschieden gegen die Behauptung protestieren, daß solche „esoterischen“ Anschauungen dem Buddhismus oder Brahmanismus als solchem eigen seien. Den Gegenbeweis hierfür kann man schon aus dem Gebrauch der Sanskritworte entnehmen, welche dem „Esoteric Buddhism“ zufolge für die verschiedenen Grundteile der menschlichen Natur verwendet worden sind. Manas z. B. soll das fünfte und Buddhi das weit höher stehende, abstraktere, geistigere sechste Grundteil sein; nun bedeutet aber in Wirklichkeit und ganz unzweifelhaft Buddhi im Sanskrit nur eine Phase des Manas und zwar gerade diejenige, in welcher dieses, der Geist oder Verstand der menschlichen Persönlichkeit, sich äußeren, irdischen, sinnlichen Dingen und Interessen zuwendet. Die indischen Mystiker der Frau Blavatsky mögen unter sich ja die Sanskritworte gebrauchen, für was sie wollen; die Angabe dieser Bezeichnung aber als einer esoterischen Anschauung des Sanskrit trägt den Stempel der Irrtümlichkeit nur zu offenbar an sich ausgeprägt, und eine gleiche Willkürlichkeit kennzeichnet auch ihre übrigen Begriffsbezeichnungen mit Sanskritworten.

Ein Wort zum Schluß mag noch der merkwürdigen Persönlichkeit der Verfasserin [1]) gewidmet werden. Als schottisch-englische Gräfin und spanisch-französische Herzogin der höchsten Gesellschaftsklasse angehörig,

[1]) Für diese ist der vorliegende Band besonders dadurch interessant, daß er eine Photographie derselben, ein Brustbild in Kabinettgröße, enthält.



entfaltet sie, für gewöhnlich in Paris lebend, ihren außergewöhnlich großen Reichtum in der glänzendsten Weise, und in ihren Salons versammeln sich die vornehmsten Kreise der weltlichen Aristokratie wie des Geistesadels. Indessen scheinen äußerer Rang und Glanz der Welt ihre Interessen nicht zu bestimmen, und auch unter den geistig hervorragenden Männern, mit denen sie verkehrt, scheint nur diese Geistesrichtung der gnostischen Mystik sie besonders anzuziehen. Rätselhaft aber ist es, wie sie bei all diesen gesellschaftlichen Anforderungen, denen sie in vollstem Maße Genüge zu thun liebt, dennoch Kraft und Zeit erübrigt, sich beständig in produktivster Weise litterarisch zu bethätigen. Das vorliegende Werk ist nur eines von einer ganzen Reihe, welche sie teils in englischer, teils in französischer Sprache herausgegeben und, wie ich annehme, auch geschrieben oder diktiert oder doch wenigstens beeinflußt, angegeben und in der Zusammenstellung geleitet hat. Wer etwa ihre Mitarbeiter sind, ist mir nicht näher bekannt; die Seele dieser von ihr vertretenen Bewegung ist aber offenbar sie selbst. Davon scheint vor allem auch die Monatsschrift,[1]) welche unter ihrer Leitung seit November 1886 erscheint, Zeugnis abzulegen; und die Haltung derselben läßt unverkennbar darauf schließen, daß sie von irgend jemand inspiriert wird, dem oder der die innersinnliche Mystik sich erschlossen hat. Woraus dies zu entnehmen ist, kann nicht mitgeteilt werden; der Kundige sieht es auf den ersten Blick. **W. D.**



Professor Stricker über die wahren Ursachen.

Die Philosophie der Vivisektion und Kants kritischer Idealismus.

Professor Dr. Stricker hat vor kurzen (bei Alfred Hölder in Wien) ein Buch unter obigem Titel herausgegeben, in welchem er Kants Kritik des menschlichen Erkenntnisvermögens kritisiert und zu dem Ergebnisse gelangt, daß seine Forschungen die Errungenschaften Kants als Irrtümer nachgewiesen und überwunden haben. Diese „exakte" Leistung des angesehenen Wiener Physiologen ist ein beschämendes Zeichen unserer Zeit, welche im Forschen und Beobachten immer größer und stärker, im Denken und Verwerten von Gedanken immer ärmer und schwächer zu werden scheint. Unsere Materialisten verlieren über ihren Thatsachenkultus mehr und mehr die Fähigkeit des Urteils und die Tiefe logischer Erkenntnis.

Angesichts dieser Sachlage ist es um so dankenswerter, wenn sich zur kritischen Zerlegung dieser Irrtümer und Irrwege eine Stimme erhebt, welche gleichermaßen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wie der Philosophie zu Hause ist. Dies beweist eine kleine Schrift von Friedrich Eckstein, welche wir allen zum philosophischen Denken befähigten Lesern angelegentlichst empfehlen wollen.[2])

---

[1]) L'Aurore du jour nouveau. Revue mensuelle. Librairie Georges Carré, 112 boulevard St. Germain, Paris (jährl. 15 frs.).

[2]) Professor Dr. S. Strickers Philosophie der Vivisektion und die Kritik der reinen Vernunft. Eine Betrachtung von Friedrich Eckstein. Wien 1887, Manzsche Verlagshandlung. (40 S.)

Wir bedauern, daß uns der Raum hier verbietet ausführlich wiederzugeben, wie Eckstein in lichtvoller Weise jene von Kant zuerst nachgewiesenen Grundformen unseres Erkenntnisvermögens der Strickerschen Verwirrung gegenüber wieder klar hinstellt und begründet. Namentlich handelt es sich hier also um die Thatsache des Kausalitätsbegriffes, um unsere Vorstellung des ursächlichen Zusammenhanges alles Geschehens. Stricker glaubt, einem längst von Kant endgültig widerlegten Irrtum Humes folgend, unsern Ursächlichkeitsbegriff als ein Ergebnis unserer Erfahrung nachweisen zu können, während derselbe doch zweifellos eine ursprünglich gegebene Form unserer Vorstellungsweise ist, ebenso wie Raum und Zeit, unabhängig und vor aller Erfahrung.

Friedrich Eckstein fand sich hier vor die Aufgabe gestellt, ganz besonders aus dem Kantschen Idealismus, der von Prof. Stricker in so unverständiger Weise angegriffen wurde, den klaren Verstandesbegriff der Kausalität wieder herzustellen und nachzuweisen, „daß Gegenstände innerer Erfahrung irgend welcher Art unmöglich wären, wenn dieser nicht Kausalität schon zu Grunde läge" (S. 20). Demgemäß konnte er nur beiläufig auf Schopenhauers Leistungen in dieser Richtung hinweisen. Diejenigen Leser aber, welche weiter in diese grundlegenden Studien aller menschlichen Erkenntnis eindringen wollen, mögen ganz vor allem auf Schopenhauers Schrift „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde"[1]) hingewiesen werden. Glücklicherweise sind die durch wahrhaft große Verdienste hervorragenden Führer der deutschen Wissenschaft bisher noch nie ohne die Fähigkeit zu klarem und tiefem philosophischen Denken erfunden worden; sie sind daher vor so kläglichen Irrwegen bewahrt geblieben und werden hoffentlich nie in die Gefahr geraten, in sinnesblöden Materialismus zu versinken.[2]) Beispielsweise hätte Professor Stricker seinen naiven Irrtum schon erkennen müssen, wenn er sich nur mit den Schriften seines Berliner Kollegen, Prof. von Helmholtz, aufmerksam bekannt gemacht hätte. Stricker als Physiologe aber hätte wahrlich am allerleichtesten schon von selbst erkennen sollen, wie thöricht seine Behauptung ist, daß wir irgend eine Erfahrung oder Wahrnehmung in uns aufnehmen könnten, ohne nicht schon vorher den Ursachentrieb, den Kasualitätsbegriff, lebendig in uns wirken zu fühlen.

Die Empfindungen werden von den mit Sinnen begabten Lebewesen jederzeit als „Reize", als Einwirkungen von außen her objektiviert. Solche Empfindungen können aber nur dann zur Vorstellung von äußeren „Gegenständen" (Objekten), die in abfließender Zeit bestehen bleiben oder sich gesetzmäßig verändern sollen, führen, wenn sie vermittelst des Verstandes mit einander gesetzmäßig verknüpft werden. Ohne eine

---

1) I. Aufl. 1813, III. Aufl. 1864.

2) Beiläufig wollen wir unsere Leser hier auf eine kleine Schrift von Dr. R. Koeber: „Ist E. Häckel Materialist?" (Berlin 1887 in Carl Dunckers Verlag) aufmerksam machen, in welcher unzweifelhaft nachgewiesen wird, in wie hohem Maße auch Häckel sich längst über den Materialismus hinausgearbeitet hat. Ein Monist, der zugleich Materialist sein wollte, müßte in der That überaus unwissend sein.

solche Verknüpfung nach Regeln des reinen Verstandes, die also als aller Erfahrung zu Grunde liegend und vorhergehend gedacht werden müssen (so auch der Begriff der Kausalität), sind überhaupt keinerlei „Gegenstände" möglich.

Friedrich Eckstein rechtfertigt am Schlusse seiner Schrift in kurzen Andeutungen den von ihm gewählten Titel: „Ich habe die Philosophie Prof. Strickers eine ‚Philosophie der Vivisektion' genannt, und es ist bekannt, daß wir in ihm einen der Hauptvertreter jener Forschungsmethode zu erblicken haben. Wir wollen hier von der ethischen Seite dieser Methode absehen, welche unter allen Umständen als eine sehr bedenkliche erscheinen muß; wir haben hier nur nach dem theoretischen Werte derselben zu fragen. Wie aber sieht es mit den so lärmend verkündeten „Aufschlüssen" aus, die wir dieser Methode auf wissenschaftlichem Gebiete zu verdanken haben sollen?" Sodann wirft Eckstein einen Rückblick auf das Verfahren Strickers und die Exzesse, zu denen solche Tierquälereien geführt haben, und schließt seine Schrift mit den Worten: „Was aber soll man dazu sagen, wenn eine solche Forschung keine andern Früchte zu zeitigen vermag, als Prof. Strickers Buch: „Über die wahren Ursachen"! Werden wir es da nicht vorziehen, uns jenen wahren Meistern zuzuwenden, von denen einer das große Wort gesprochen: „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich Nichts"? W. D.



Spiritismus und philosophischer Verstand.

„So hat uns denn unsere Kritik von allen Seiten aus zu dem Ergebnis geführt, daß dem Spiritismus und seinen Manövern . . . keine tiefere Bedeutung zukommt, daß sie vielmehr eitle und wertlose Spielereien sind, daß die spiritistische Lehre . . . eine bloße Einbildung ist. . . Wir sprechen es demnach mit der vollsten Überzeugung aus, daß der Spiritismus den Stempel eines haltlosen phantastischen Schwindels an sich trägt."— Das sind die Worte, mit denen Dr. Adolph Steudel sein Buch „Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes"[1]) abschließt.

Indem wir dieses Verfassers Kritik näher ins Auge fassen, bemerken wir, daß derselbe nicht ohne weiteres den Spiritismus abkanzelt, sondern auf Grund einer ernsten philosophischen Untersuchung zu seinen abfälligen Resultaten gelangt. Kommt dazu, daß dem Leser ein übersichtliches und dabei doch knapp gehaltenes Bild von der genannten Lehre entwickelt wird, so kann das Büchlein als ein notwendiges audiatur et altera pars wohl empfohlen werden. — Der Verfasser giebt zu, daß es an der Zeit ist, daß Wissenschaft und Philosophie sich mit dem Spiritismus beschäftigen und Stellung zu ihm nehmen. Nun kommt aber meines Erachtens un-

1) Bonz, Stuttgart 1886, S. 80.

gemein viel auf die Fragestellung in der Philosophie an. Wenn demnach der Verfasser auf die Frage: Kann der Spiritismus vor dem Richterstuhl der Philosophie zu recht bestehen? mit Nein! antwortet, oder mit andern Worten, wenn der Verfasser den Spiritismus von seinem eigenen philosophischen Standpunkt aus, der wie alle Standpunkte subjektiv ist, verwirft, so scheint mir dem entgegen die Frage erlaubt zu sein: Wie nimmt sich denn diese Philosophie Dr. Steudel des vor dem Richterstuhle des Spiritismus aus?

Bei der Beantwortung dieser Frage muß ich nun allerdings gestehen, daß der sogenannte Spiritismus im engeren Sinne mit seinen oft zweckwidrigen physikalischen und mit seinen intellektuell meistens wertlosen Manifestationen weit weniger als die oft in seiner Gefolgschaft sich befindenden anormalen Erscheinungen des Hypnotismus, Mesmerismus und Somnambulismus sowie der Gedanken-Übertragung u. s. w. dazu geeignet sind, durch völlig kontrollierbare Thatsachen zu zeigen, daß diese Philosophie durchaus auf einem Irrwege wandelt. Herrn Dr. Steudel nämlich ist „eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele eine Unmöglichkeit und Undenkbarkeit" und für ihn „besteht ein eigentliches für sich seiendes (vom Körper unterschiedenes) substanzielles Wesen der Seele gar nicht". Seiner Ansicht nach setzt sich der menschliche Organismus wie folgt zusammen: 1. aus der „Körperlichkeit", über welcher 2. die „Blume des sensiblen körperlichen Lebens weht" (Empfindung, sinnliche Wahrnehmung, Gefühl, Bewegung, Regungen und Triebe), die ihrerseits 3. „mit dem unkörperlichen Element der Subjektivität" und 4. mit dem „Bewußtsein imbuiert ist". Dabei ist jedoch zu erwähnen, daß die „Lebens-Blume" zur „Körperlichkeit" gehört, während „Subjektivität" und „Bewußtsein, die für sich ganz leer und inhaltslos sind," dem Körper nur accidentell „von der schaffenden göttlichen Substanz verliehen werden." Die menschliche Seele aber soll aus den drei letzteren Faktoren bestehen. „Durch diese Amalgamierung bilden sich psychische Phänomene." „Gegenstand des Bewußtseins werden aber nur jene Fluktuationen der Lebens-Blume." „Bei einiger Aufmerksamkeit wird dieses jeder sich selbst sagen müssen." (!!) — Mag auch vielleicht der Verfasser Befriedigung in einer solchen Philosophie finden, für andere werden, selbst bei der größten „Aufmerksamkeit", derartige Sätze leere Worte bleiben. „Mit dem Tode erreicht nun die aus dem Körper effulgurierende und über ihm wohnende Lebens-Blume selbstverständlich ihr Ende. Hiermit sind aber Subjektivität und Bewußtsein inhalts- und gegenstandslos geworden und zerrinnen damit in ein undenkbares und unfaßbares Nichts. So ist denn in Wahrheit nichts mehr übrig geblieben, was fortdauern und fortleben, und zwar in alle Ewigkeit unsterblich fortleben könnte, vielmehr ist mit dem Tode alles, was als menschliches Wesen da war, unrettbar weg und verschwunden." (!!)

Daß allerdings für eine solche Philosophie der Spiritismus in keiner Bedeutung des Wortes stichhaltig sein kann, versteht sich von selbst; aber noch weniger vermag jene den Thatsachen des Spiritismus stand zu halten. — Gerade weil die Unsterblichkeit theoretisch nicht definitiv zu er-

örtern ist, müßten Thatsachen, welche zu ihrer Erklärung eines selbständigen, nicht körperlichen Prinzips unweigerlich bedürfen, und welche somit den Boden für die Aufnahme einer Unsterblichkeit der Seele liefern, nicht von der Philosophie zurückgewiesen werden, sondern sollten ihrerseits diese modifizieren — sei es selbst in ihren Grundfesten! Und zwar sind es gerade abnorme, pathologische Seelenzustände, zu denen der Spiritismus auch sein Kontingent stellt, welche uns so oft einen tieferen Blick in die uns immer noch unbekannte normale Organisation des Menschen und der Welt erlauben. Aber immer hat sich der „philosophische Verstand" nach den Thatsachen, nicht diese nach jenen zu richten. Daher ist es durchaus unrichtig, wenn der Verfasser fordert: „Diese Notwendigkeit einer voranzustellenden Beweisführung für die Existenz einer solchen Geisterwelt hätte vor allem von den Philosophen, welche sich mit dem Spiritismus befaßten, betont werden sollen." Der Spiritismus „setzt" allerdings „vielmehr geradezu voraus, daß die von ihm veranlaßten Phänomene die Wirkungen der Geister seien", muß sich aber von seinen Philosophen die nachherige Kontrolle seines Thuns und Treibens gefallen lassen. Daß letztere zur Zeit noch nicht scharf und präzis erfolgen kann, da uns die Bedingungen für das Eintreten der Phänomene und der Grad der Mitwirkung diesseitiger Potenzen noch lange nicht hinreichend bekannt sind, kann dem Spiritismus doch nicht zum Vorwurf gereichen, sondern nur unserer derzeitigen mangelhaften Erkenntnis und Kenntnis. Ebenso wenig dürfen wir uns heute ein Urteil darüber erlauben, warum keine Verkehrs-Institutionen mit dem angeblichen Geisterreich vorhanden sind, uns überhaupt ein Verkehr, selbst wenn erwünscht, so erschwert, ja fast unmöglich gemacht wird. Nimmt man aber ferner an, daß ein solcher Verkehr im Weltenplane liegt, so müßte derselbe allerdings wohl seinen Zweck haben; diesen aber bestimmen zu wollen, dürfte doch wohl ebenfalls ein nichtiges Vorhaben sein. Jedenfalls scheint er mir weit weniger in einer „Belehrung und Aufklärung über die Weltverhältnisse" zu liegen, wie der Verfasser meint, als auf moralischem Gebiete.

Die übrigen Einwürfe, welche der Verfasser dem Spiritismus macht, sind teils richtig, teils falsch, entsprechend dem Falschen und Richtigen, welches der Spiritismus selber in sich birgt. Beistimmen kann man wohl im allgemeinen des Verfassers Ansicht von dem Werte der intellektuellen durch die Medien erhaltenen Nachrichten aus dem „Geisterreich" und zwar deshalb, weil wohl höchst selten ein wirklich transscendentaler Gedanke sich in die diesseitigen Träumereien einflechtet; aber nicht beistimmen kann man ihm darin, daß „die Verschiedenheit der Aussprüche ein Beweis dafür sei, daß wir es hier mit einem Schwindel zu thun haben". Diese Schlußfolgerung scheint mir wenig philosophisch zu sein; denn giebt es nicht auch genug Widersprüche über irdisches Thun und Treiben und folgt etwa aus dieser Verschiedenheit der Ansichten die Nicht-Existenz ihrer Objekte? In gleicher Weise ist es eines Philosophen unwürdig, Erscheinungen, „deren Thatsächlichkeit anerkannt werden muß", „als un-

erklärliche Beigaben dieses Lebens hinzunehmen, ohne sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen". Verfasser räumt nämlich den Spukvorgängen (wie übrigens auch den körperlichen spiritistischen Phänomenen) Thatsächlichkeit ein, läßt es aber „bei ihrer Rätselhaftigkeit bewenden", weil „sich für sie kein vor dem Verstande (nämlich dem philosophischen des Verfassers) Stich haltendes Verständnis geben läßt". Gleichwohl scheint dem Verfasser hier „eine unbekannte wunderbare Kraft zu wirken" z. B. in dem folgenden von ihm selbst erlebten Falle:

„Bekannt ist sodann, daß Ahnungen von Todesfällen oft in einem körperlichen Geschehen sich kund geben. Der Verfasser kann von einem solchen bemerkenswerten Falle selbst Zeugnis ablegen. Bei einer Verwandten von ihm gab sich der Tod eines Schwagers von ihr, der nach einem ganz unbedeutenden Unwohlsein plötzlich in einer Nacht gestorben war, dadurch kund, daß in dieser Nacht ein großer Wandspiegel herabfiel und zersplitterte, wobei die Frau, von einer Ahnung getroffen, ausrief: „Herr Jesus, der K.!" (Name des Gestorbenen.) Der Verfasser kam den Tag darauf zu der Frau und beobachtete die Spuren des Vorfalls. Der Spiegel war, wie es damals gewöhnlich war, an einem vierfachen, starken und ganz gesunden Strick aufgehangen, und diese Stricke, deren Reste man der Merkwürdigkeit wegen hatte hängen lassen, waren alle vier abgerissen, und zwar nicht oben an dem Kloben, an dem sie gehangen waren und wo sie etwa vom Rost hätten angegriffen sein können, sondern etwa eine Hand breit weiter unten, wo sie mit keinem Eisen in Berührung waren, alle in dem gleichen Höhen-Niveau mit den Spuren des Abgerissen-, nicht des Abgeschnittenseins."

Und diese „unbekannte wunderbare Kraft"? Sollte man sie „mit kaltem vorurteilsfreiem Blick" nicht ungezwungener deuten können als Wirkung der sich im Moment des Todes vom Körper als differente selbständige Potenz losmachenden Seele? Gerade dieses Freiwerden der Seele aus ihrer körperlichen Verbindung beim Sterben, mag, wie in der Chemie der status nascendi, ein Prädelektionsmoment für das Inwirkungtreten derartiger Seelenaffinitäten sein, die unter anderen Bedingungen gar nicht oder nur in geringem Maße zu stande kommen können. Ähnlich mag es mit vielen andern einschlägigen Phänomenen stehen, da ja bekanntlich fortwährend Menschen sterben. Und wenn auch öfter Täuschung und Betrug mitspielen und demgemäß allerdings „die Möglichkeit besteht, daß sämtliche als wunderbar berichtete Phänomene bloß die Wirkungen solcher betrügerischen Machinationen sind", so folgt daraus doch keineswegs, daß nun wirklich überall Betrug und Täuschung zu Grunde liegt. Und wenn es endlich „jedenfalls für den, der diese Berichte bloß liest und die Experimente nicht selbst beobachtet hat, nicht möglich ist, diesfalls eine Grenzlinie zu ziehen . . . und demnach auch nicht möglich ist, über die spiritistischen Phänomene ein unbedingtes kategorisches Urteil abzugeben", so dürfte es sich für den Verfasser doch sehr empfehlen, erst selber zu beobachten und dann zu reden. Vermutlich wird er dann dem Mediumismus und verwandten Erscheinungen eine andere Bedeutung beimessen als nach seiner vorliegenden bloß theoretischen Kritik. Dabei kommt es aber auf den Nachweis, daß wir es eventuell mit Produktionen der Geister verstorbener Menschen zu thun

haben, erst in zweiter Linie an; vor allem möge hieraus das Vorhandensein einer von der Körperlichkeit unterschiedenen, selbständigen, wenn auch während des irdischen Lebens von ihr indirekt abhängigen Seele konstatiert werden! **Ferdinand Maack.**

Telepathie.

Von Herrn Dr. theol. Leclerq, dem Prediger der französisch-reformierten Gemeinde in Frankfurt a/M. und Umgegend, erhalten wir folgende Mitteilung eines seiner Gemeindeglieder übermittelt, für dessen Glaubwürdigkeit er einsteht. Die Namen der Beteiligten sind uns bekannt.

Am 20. September 1885, abends 11 Uhr, starb in Darmstadt der großherzoglich hessische Hofmaler Herr Joseph Hartmann. Genannter Herr hatte im Jahre 1875 meine Schwester gemalt, und wir waren dadurch näher mit dem alten Herrn bekannt geworden. Meine Mama beabsichtigte nun, mich auch Weihnachten von ihm malen zu lassen; sie fragte deshalb brieflich bei ihm an, und zwar schrieb sie am 20. Sept. abends 11 Uhr. Gerade im Begriff, den Brief zu schließen, hörte sie vor dem Fenster — wo sie am Schreibtisch saß — einen lauten langgezogenen Klageton; — Mama erschrak darüber so heftig, daß sie zu mir ins Schlafzimmer kam und mir das eben Geschehene ganz erregt mitteilte. Den andern Tag kam der Brief zur Post. Wir erhielten bald darauf die Todesnachricht und ersahen daraus, daß der Herr um dieselbe Stunde verschieden war, in der meine Mutter den Klagelaut gehört hatte." —

Hanau, im August 1886. **M. D.**

Von solchen Fällen haben die Herren Gurney und Myers in England aus vielen Tausenden, die ihnen konstatiert wurden, jene 700 und einige ausgesucht, welche kürzlich in den zwei Bänden Phatasms of the Living[1]) veröffentlicht worden sind. Von den so häufig im täglichen Leben fast aller Familien vorkommenden Fällen, welche aus Unkenntnis der Wichtigkeit ihrer Feststellung fast immer unbeachtet bleiben, ist Folgendes ein Beispiel. — In einem Briefe von Breslau, am 25. Februar 1887 datiert, wird uns u. a. mitgeteilt:

Es war im Oktober 1873, meine Tochter Emma, ein zweijähriges, zartes Kind, welches sich aber durch ihr ernstes Wesen und einen oft wie in weite Fernen verlorenen Blick auszeichnete, was einen befremdenden Eindruck auf jeden Beobachter machte, klagte seit einigen Tagen über Kopfweh und müde Beinchen. Ich glaubte, es würden Zähne durchbrechen, was den Kleinen doch meist Qualen verursacht. Meine Schwiegermutter wartete das Kind. Eines Nachmittags gegen 6 Uhr verlangte meine kleine Emma weinend nach mir und konnte nur durch Zureden meiner Schwiegermutter, welche dem Kinde sagte, daß ich jetzt keine Zeit habe, beruhigt werden und schlief bald darauf ein. Ich befand mich in demselben Hause, aber war, durch weite Räume getrennt, im Geschäftslokal mit Paketen für die Post beschäftigt und dachte auch an mein Kind, meine Arbeit drängte jedoch und ich unterdrückte meinen Wunsch nach ihm zu sehen. Bei meiner Arbeit stand der Stuhl, auf welchem ich saß, mit einem Bein auf dem Saum meines Kleides und dieser Stuhl fiel, indem ich mich erhob, um ein Paket fortzulegen, hinterüber, was zwar im Verkaufs- und Nebenzimmer deutlich gehört werden konnte, aber jede Möglichkeit ausschloß, in

1) Bei Trübner & Co. in London. Man vergl. auch unsere kurze vorläufige Besprechung im Februarheft 1887, III 14, S. 130.

dem weit entlegenen und durch ein Treppenhaus getrennten Zimmer, in welchem mein Kind sich aufhielt, gehört zu werden.

Nach beendigter Arbeit, es war inzwischen 7 Uhr geworden, ging ich zu meiner Tochter. Dort erzählte mir meine Schwiegermutter, daß es ihr zwar gelungen, das Kind, welches auf ihrem Arm ruhte, in Schlaf zu bringen, nach kurzer Zeit sei dasselbe aber mit einem heftigen Ruck nach hintenrüber und als ob es Krämpfe bekäme, schreiend erwacht und habe wiederholt gerufen: „Mama, Stuhl umgefallen". Nur mit größter Mühe habe es sich besänftigen lassen. Das Fallen des Stuhles und Aufschreien meiner Tochter muß nach unserer Berechnung fast in demselben Moment geschehen sein.

Breslau, Schuhbrücke 81. **E. Daeglau.**

Anthropin im 17. Jahrhundert.

In der Chimia in artis formam redacta des Jenenser Chemikers Werner Rolfink (1599—1673), welche 1621 zu Genf in 4⁰ erschien, findet sich Lib. III Sect. 1, Art. I Kap. 7 folgende Vorschrift:

Aqua vitalis cordialis microcosmica.

Rec. Mumiam hominis sani i. e. $\overset{\triangle}{+}$[1]) humanum.

Est autem illud, halitus hominis jejuni, mane ore bene aqua mundato in phialam vitream fortiter, et diu inspirado immissus, et propter *ἀντιπερίστασιν* frigoris, in aquam solutus.

Usus: Summum, si id fiat bona intentione, corde puro, precibusque devotis, habetur in morbis incurabilibus confortativum, ab illis, qui halituum censent magnam esse efficaciam.

Zu deutsch:

Mikrokosmisches Herz- und Lebenswasser.

Rez. Die Mumie eines gesunden Menschen, welche der menschliche Schwefel ist.

Derselbe ist der Hauch eines nüchternen Menschen, welchen derselbe, nachdem er sich den Mund gut mit Wasser ausgespült hat, stark und lange in eine Flasche bläst, wo er sich durch Einwirkung der Kälte in Wasser auflöst.

Gebrauch: Derselbe wird, wenn Obiges in guter Absicht, mit reinem Herzen und demütigen Bitten ausgeführt wird, für das größte Stärkungsmittel in unheilbaren Krankheiten von denen gehalten, welche dem Hauche eine große Wirkung zuschreiben.

Diese paracelsische Vorschrift ist offenbar auf die empirische Kenntnis des Anthropins gegründet. Überhaupt ist die Jägersche Lehre in vielen Stücken ein Versuch einer modernen wissenschaftlichen Behandlung der jetzt wieder neu entdeckten „Mumia" der Paracelsisten, eines sehr vielseitigen Begriffes, für welche jedoch das obige „mikrokosmische Lebenswasser" ein gutes Beispiel ist. In späterer Zeit bezeichnete man viele dieser Erscheinungen als zum tierischen oder Lebensmagnetismus gehörig.

[1]) Das alte chemische Zeichen für Schwefel. **Carl Kiesewetter.**



Ich armer Thor!*)

Es mag ungefähr drei Monate her sein, daß es an der Thüre meines Arbeitszimmers klopfte und ein junger Mann hereintrat, mit dem ich nur flüchtig bekannt war, der aber seinen Besuch sogleich in einer Weise zu motivieren wußte, gegen die nichts einzuwenden war. Er sei, so sprach Herr Wolfgang Kirchbach — denn dieser war es — ausschließlich gekommen, um sich belehren zu lassen, und zwar über Spiritismus und was damit zusammenhängt. Bei so liebenswürdiger Bescheidenheit mußte natürlich die größte Bereitwilligkeit in mir entstehen, diesem strebsamen jungen Manne unter die Arme zu greifen. Meine Antwort war diesen Umständen entsprechend, und so wartete ich denn die Fragen ab, deren Beantwortung meinen bescheidenen Kenntnissen zugetraut wurde.

Es kam jedoch ganz anders. Fragen wurden an mich gar nicht gerichtet, sondern umgekehrt wurde nun ich lawinenhaft mit Worten überschüttet. Einer solchen Rede Zauberfluß, noch dazu über mystische Gegenstände, hatte ich niemals gehört, und ich wurde davon so betäubt, daß es mir schwer wäre, den roten Faden unseres Gesprächs, oder vielmehr dieses Monologs, nachträglich aufzuzeichnen. Glücklicherweise ist das aber nicht nötig; denn Herr Wolfgang Kirchbach hat nun in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" (Heft 12. 1886/87) den Inhalt seiner Rede so genau wiedergegeben — ein fabelhaftes Gedächtnis! —, daß ich darin in der That alles finde, was ich zu hören bekommen hatte. Die Wohlthat der Belehrung, die er zunächst mir zu teil werden ließ, läßt er nun auch dem deutschen Lesepublikum angedeihen. Das Tischrücken, die direkten Schriften, das Gedankenlesen, die Materialisationen, die Geisterphotographien ꝛc. — das alles wurde mir in so unaufhaltsamer Rede, in so eleganter und doch eindringlicher Weise in rationalistische Bestandteile auseinandergelegt, daß ich, der ich so eloquentes Denken gar nicht gewohnt bin, mit meinem schwerfällig arbeitenden Gehirn kaum nachkommen konnte, und die Empfindung hatte, die ungefähr ein Nilpferd haben muß, das Menuett tanzen soll. Über eine Stunde sprach so Herr Kirchbach de omni scibili an mich hin, und lediglich die Dazwischenkunft eines weiteren Besuches verhinderte ihn, noch de quibusdam aliis zu reden.

Da stand ich nun, ich armer Thor! Mit heißem Bemühen hatte ich 7 Jahre meines Lebens geopfert, um in der Mystik zu einiger Klarheit zu kommen, und jetzt betrat ein vergleichungsweise noch junger Mann meine Bude, und bewies mir im Handumdrehen, daß ich diese ganzen langen Jahre hindurch auf dem Holzweg gewandelt, ohne davon das Mindeste zu merken. Die ganze Arbeit hätte ich mir ersparen können, wenn Herr Kirchbach 7 Jahre früher zu mir gekommen wäre und mich aufgeklärt hätte. Er hätte es leicht thun können; denn so viel — ich weiß das gewiß — als er heute von Mystik versteht, verstand er schon damals.

---

[1]) Diese Humoreske gelangte in der Psychologischen Gesellschaft zu München am 21. Juli d. J. zur Mitteilung und war für diesen Zweck ursprünglich bestimmt. Wir bringen dieselbe indessen hier zum Abdruck in dem Gedanken, daß diese Abfertigung auch einem Bedürfnisse bei manchen Lesern der „Sphinx", welche noch nicht Mitglieder dieser Gesellschaft sind, entsprechen wird. In gleicher Erwägung halten wir es für angemessen, diese scheinbar persönlichen Bemerkungen hier unverkürzt wiederzugeben, weil dieselben nicht nur sachlich begründet und in jeder Hinsicht gerechtfertigt erscheinen, sondern auch prinzipielle und typische Geltung haben. (Der Herausg.)

Meine Situation war geradezu bejammernswert; denn schließlich wurde mir sogar versichert, daß ich Kant falsch verstanden und in meiner „Philosophie der Mystik" unrichtig ausgelegt hätte. Ich verstehe also nicht einmal deutsch geschriebene Bücher, und hätte mich in die „Kritik der reinen Vernunft" gar nicht hineinwagen sollen, ohne Herrn Kirchbach als Kantkommentator an der Hand zu halten. Was nützte es mich nun, daß ich mit einer die Kantische Philosophie betreffenden Abhandlung schon zu einer Zeit promoviert hatte, da Herr Kirchbach in der Schule noch orthographische Fehler machte. Inzwischen herangewachsen hat er mich nun geistig so schnell überholt, daß ich wie ein Schuljunge vor ihm stehe.

Manchmal zwar, wenn im Gespräch die Gießkanne etwas nachzulassen schien, wollte ich den Alb der auf mich einstürzenden Worte abschütteln und versuchte es, Einwendungen zu machen. Das nützte mich aber rein gar nichts. So z. B. glaubte ich ganz bestimmt, daß Kirchbachs Theorie des Gedankenlesens durchaus falsch sei. Ich glaubte mich bestimmt zu erinnern, und brachte es schüchtern vor, daß ich ja erst vor ein paar Tagen in eben dem Zimmer, worin wir standen, die Gedankenübertragung in einer Weise konstatiert hatte, gegen die der Rationalismus ganz vergeblich ankämpft. So verblendet war ich in meiner Eitelkeit! Ich beschrieb Hern Kirchbach, wie es die dabei anwesenden Mitglieder der „Psychologischen Gesellschaft" angestellt hatten: An meinem Schreibtische sitzend, schrieb ich in eine Tafel nach einander mehrere Befehle. Jedesmal trat der Hypnotiseur zu mir, den Befehl zu lesen, setzte sich darauf dem entfernt im Lehnstuhl liegenden hypnotisierten Mädchen gegenüber, und veranlaßte sie sodann durch bloße Gedankenkonzentration, ohne Berührung und Worte, den Befehl auszuführen. Damit nun — so glaubte ich thörichterweise — sei die Gedankenübertragung bewiesen. Froh, daß er mir überhaupt kurzes Gehör schenkte — denn bisher hatte er meine schüchternen Einwendungen offenbar ganz überhört und nur als unangenehme Unterbrechung seines Redeflusses empfunden, oder auch durch Steigerung seiner Stimme beseitigt, so etwa, wie der Bach aufschäumt, wo er auf ein Hindernis stößt, — froh also, gehört zu werden, schilderte ich den Vorgang unserer Experimente, und mit jenem freundlichen Lächeln, das uns so wohl thut, wenn ein überlegenes Genie uns sprechen läßt, hörte mich Herr Kirchbach an. Dann aber setzte er mir sogleich auseinander, daß ich auch hier auf dem Holzweg sei. Ich lauschte ganz andächtig, um nun die Lösung auch dieses Rätsels zu vernehmen, worin ich doch jede Täuschung vermieden zu haben glaubte. Herr Kirchbach gestand mir alle Thatsachen zu. Nur plumpe Gegner leugnen die Thatsachen; ein Kirchbach aber schlägt den Gegner auf seinem eigenen Feld, ja mit dessen eigenen Waffen. Hatte ich nicht selber eben erzählt, daß ich die Befehle mit einem Griffel auf eine Tafel schrieb? Ich hatte nicht bedacht, daß dieses Kritzeln von dem 6 Schritte entfernt schlafenden Mädchen so genau vernommen werden mußte, daß dasselbe mit größter Leichtigkeit die geschriebenen Buchstaben und Worte erraten konnte. Man hört ja ganz deutlich, ob jemand einen langen oder kurzen Strich macht, und wie viele von letzteren, ob es also ein n oder m sei; man hört die Schleife bei einem g, die Doppelschleife bei einem h; jede Unterbrechung des Gekritzels zeigt aber unverkennbar an, daß ein Wort beendet ist und ein anderes begonnen wird.

So erfuhr ich denn zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß hypnotisierte Personen mit den Ohren sehen können. Davon hatte ich rein gar nichts gewußt. Vielleicht hat Herr Kirchbach selber vorher davon nichts gewußt; aber dann erst recht steht er groß da, wenn die bloße Erzählung eines Vorganges ihm schon genügt, sogleich die Lösung des Rätsels zu finden. So und nicht anders mußte es gewesen sein, — das hatte Herr Kirchbach im Augenblick los; denn wäre es anders gewesen, so wäre ja das Gedankenlesen nicht rationalistisch erklärbar, und das muß es doch

unter allen Umständen sein; denn die ratio, die Vernunft, dürfen wir Menschen niemals preisgeben, sonst versinken wir rettungslos im Schlamme des Überglaubens.

Nun, mich persönlich hatte Herr Kirchbach eben noch rechtzeitig aus dem Schlamm gezogen. Wie steht es aber mit den übrigen Mitgliedern der „Psychologischen Gesellschaft"? Zunächst möchte ich dieselben bitten, vor jeder Fortsetzung der erwähnten Experimente, sich die schwerwiegenden Worte Kirchbachs, die derselbe nun auch in seinem Aufsatz (S. 1218) dem deutschen Volke zuruft, ins Gemüt zu schreiben: „Es sei hier bemerkt, daß man durch einige Übung sein Gehör dermaßen ausbilden kann, daß man Zahlen, Buchstaben, Worte, die ein anderer auf die Schiefertafel schreibt, mit großer Sicherheit aus dem Geräusch des Schreibens unterscheidet, und, ohne zu sehen, demgemäß doch weiß, was einer schreibt". Wahrlich, diese Worte sollten in Erz gegraben und in unserem Lokal aufgehängt werden; denn ohne Zweifel bezeichnen sie den Modus, wie das in meinen verschiedenen Berichten „Lina" genannte Mädchen uns über den Löffel barbierte, — nicht etwa nur mich, sondern nun schon an 30 Personen, Professoren, Künstler, Ärzte &c. Sie alle waren von den Sitzungen vollständig befriedigt, sind also auf den Leim gegangen.

Welch ein raffiniertes Frauenzimmer! diese Lina. Nicht ein Wort hat sie gestanden, daß sie mit den Ohren sieht, sondern uns in dem besten Glauben gelassen. Natürlich ist es nur Folge ihrer großen Übung, oder der besonderen Geriebenheit ihres Trommelfells, daß sie damit oft halbe Tafelseiten las, die ich in größter Eile hinschrieb. Später zwar, nachdem Herr Kirchbach mir die Augen geöffnet hatte, wollte ich diesem Ausbund von Mädchen einen Strich durch die Rechnung machen und schrieb meine Befehle nur mehr mit Bleistift auf Briefpapier. Es war aber bereits zu spät; ihre Übung machte auch diesen Versuch zu Schanden, und nach wie vor führte sie aus, was ich schrieb. Ich möchte daher der „Physiologischen Gesellschaft" den Rat erteilen, nunmehr ernstlich an die Entlarvung dieser jugendlichen Betrügerin zu gehen, wozu aber kein anderer Ausweg bleibt, als daß von nun an die hypnotischen Befehle in eine an der Sonne halbzerlassenen Buttermasse mit einem Federbart geschrieben werden.

Auch sonst noch ein paar Mal versuchte ich es, Herrn Kirchbach Einwendungen zu machen, was aber nur zur Folge hatte, daß dann seine Rede, um die durch die Unterbrechung verlorene Zeit hereinzubringen, um so schneller abschnurrte. Ich sprach z. B. die naive Meinung aus, daß die Halluzinationstheorie bei Materialisationen ihre Grenze habe, indem ja schon häufig Medium und Phantom auf einer Platte photographiert worden sein; ja ich zeigte ihm solche Photographien. Im Augenblick zwar wußte Herr Kirchbach nichts zu entgegnen; daß aber sein Scharfsinn nicht ruhte, zeigt er nun in seinem Aufsatz. Die eine der ihm gezeigten Photographien stellt nämlich das Medium dar, auf dessen Schultern zwei Geisterhände ruhen. Der naive Gläubige meint nun, vier Hände könne ein Medium doch nicht haben. Herr Kirchbach aber lächelt dazu freundlich, doch nicht ganz ohne Ironie, und verweist auf die Stelle seines Aufsatzes, wo es (1220) heißt: „Auf anderen dieser Bildnisse glaubt man auf der Schulter des photographierten schlafenden Mediums geisterhafte Hände liegen zu sehen, die aber nichts anderes als die photographischen Bildnisse von wirklichen Handschuhen sind, welche das Medium naiv genug auf seine Schultern hingelegt hat." Natürlich gehören nun auch solche Photographien der Katze, auf welchen ein ganzes Phantom neben dem Medium steht; denn so gut als man aufgeblasene Handschuhe auf seine Schultern legen kann, so gut kann man eine geformte Gummiblase in der Größe eines halben Ochsen aufblasen und als Phantom neben sich stellen. Es sind nun freilich solche Photographien auch bei Licht hergestellt worden; aber Herr Kirchbach weiß auch dafür Rat: „Wenn das betrügerische Medium im verstellten Halbschlaf behauptet, daß es an einer bestimmten Stelle ein

Phantom sehe, so sieht jedermann hin und dann nicht auf das Medium, welches diesen Augenblick benützt, etwa ein Stückchen Watte aus dem Munde zu blasen, woraus das Phantom auf der Platte entsteht" (1220). Der Gläubige wird allerdings auch jetzt noch protestieren, da er doch ein Stück Watte und eine Körpergestalt unterscheiden könne; ja er wird sagen, auf der von Kirchbach selbst hergestellten und seinem Aufsatze beigegebenen Geisterphotographie gleiche das Phantom eher einem besoffenen Korkstöpsel als einem Menschen. Hier nun aber zeigt sich der ganze Scharfsinn, ich möchte fast sagen Tiefsinn Kirchbachs, indem er nun die Sache ins Psychologische wendet und, dem Gegner nicht so fast das Wort, als die Zunge selbst abschneidend, sagt: „Da niemand weiß, was ein Geist ist, so sieht der Geistergläubige zuletzt in jedem Stückchen Papier einen Geist, weil er eben nicht weiß, was er sieht, und sich auch nicht die Mühe giebt, es wissen zu wollen" (1220).

Diesen Satz kann man nicht oft genug lesen. Es nützt dem Gläubigen nichts, sich auf seine gesunden Augen zu berufen. Herr Kirchbach besteht nicht nur auf der Täuschung, sondern erklärt sie sogar psychologisch. Die tiefsten Probleme der Psychologie entschleiern sich vor ihm, wie die Damen den Schleier zurückschlagen, wenn sie vor einem Könige stehen. Er stülpt gleichsam den Verstand des Gläubigen um, und zeigt diesem die Innenseite, die demselben natürlich ganz unbekannt war. Ich habe das an mir selbst erfahren; denn auch ich, nachdem ich die eben zitierten Worte Kirchbachs gelesen, wollte mir sagen, dieser Satz sehe einem blanken Unsinn gleich, wie ein Ei dem andern; aber das kommt eben nur daher, weil Herr Kirchbach die Formel, die meinen Glauben erklärt, wie ein geschickter Taucher aus meinem eigenen Unbewußten heraufholt, von dem ich natürlich nichts weiß; darum ist es eben mein Unbewußtes.

Herr Wolfgang Kirchbach — der halbe Goethe liegt schon in dem bloßen Namen — hat diesen seinen psychologischen Kritikerkniff an mir noch deutlicher angewendet. Er zerpflückt zuerst den ganzen Spiritismus, und dann fügt er bei, damit sei auch meine „Philosophie der Mystik" zerpflückt. Bisher war ich nun der Meinung, ja es ist sogar eine Thatsache, daß ich vom Spiritismus noch gar nichts Ordentliches wußte, als ich die „Philosophie der Mystik" schrieb, womit von selbst gesagt ist, daß dieses Buch als empirische Unterlage ganz andere Thatsachen hat als die des Spiritismus — von dem es gar nicht spricht —, nämlich die des Somnambulismus, so daß es nicht einmal in den Untergang des Spiritismus hineingezogen würde, und vom Antispiritisten als solchen so wenig widerlegt werden könnte als etwa die Philosophie Kants vom Standpunkt der Milchwirtschaft oder des Hufbeschlages. Das hindert natürlich nicht, daß ich umgekehrt im Spiritismus nachträglich Bestätigungen meiner Mystik entdecken könnte.

Weil ich nun so dachte, wollte ich fast ärgerlich werden und die Folgerung ziehen, daß Herr Kirchbach entweder so unwissend sei, Somnambulismus mit Spiritismus zu verwechseln, oder daß er seine Leser absichtlich täuscht, um sie auf den Gedanken zu bringen, nun habe er zwei Fliegen mit einem Schlage getroffen, den Spiritismus und mich. Und schon wollte ich die geheime Absicht Kirchbachs entdeckt haben, indem er sich auf diese Weise das ganze Studium des Somnambulismus ersparte, auf dem ich meine Schlüsse aufgebaut habe. Wie kommt Herr Kirchbach dazu, wollte ich fragen, daß er seinen Aufsatz, worin der Somnambulismus gar nicht behandelt wird, als eine Widerlegung meiner Mystik hinstellt, worin nur von Somnambulismus die Rede ist? Wie kommt er dazu, mit seiner antispiritistischen Feder ein Buch totstechen zu wollen, das vom Spiritismus gar nicht handelt? Sollte er seinen Lesern nur Sand in die Augen gestreut haben, um seine Unwissenheit in Sachen des Somnambulismus nicht gestehen zu müssen, um mich kritisieren zu können,

ohne, wie ich, ein siebenjähriges Studium vorausgehen zu lassen? So frug ich, und ich wollte die Folgerung ziehen, daß hier entweder eine seltene Unwissenheit vorliege, oder eine litterarische Unverfrorenheit ersten Ranges.

Aber mit Hilfe seines psychologischen Kniffes bringt mich Herr Kirchbach leicht zur Selbsterkenntnis. Er braucht auch hier nur meinen Verstand umzustülpen und mir das Innere zu zeigen. Mir ganz unbewußt lag eben in meinem Geiste eine spiritistische Unterströmung, und so konnte es geschehen, daß ich eine Philosophie des Somnambulismus zu schreiben wähnte, während es dem Scharfsinne des Herrn Kirchbach vorbehalten blieb, den Spiritismus darin zu entdecken. So freilich bedurfte er auch gar keiner Kenntnisse des Somnambulismus. Wozu braucht er überhaupt Kenntnisse? Die langweiligen diskursiven Gedankenoperationen, mit denen wir anderen uns plagen müssen, sind nicht seine Sache. Sein Kniff ist die Psychologie, und wie wir gesehen haben, ist er sogar in seiner Kritik psychologisch, was jede logische Widerlegung überflüssig macht. Er kreist gleichsam wie ein Adler über meinem Gehirn, dann aber, mit senkrechtem Gefieder herabstürzend, pickt er mir irgendwo, wo ich es gar nicht vermutet, zwischen zwei lächerlichen Falten meiner grauen Substanz die ungeahnten Gehirnbestandteile heraus und hält sie mir vor. Ich aber sehe nun beschämt, wie mein Buch in Fetzen vor mir liegt, nachdem Herr Kirchbach in „Vom Fels zum Meer" die „spiritistische Krankheit" meines Gehirns so tief sondiert hat, daß sie wie ein physiologisches Präparat vor den Augen des Lesers liegt.

Von mir will ich unter diesen Umständen nicht weiter reden, ich bin froh, meine Niederlage in der Einsamkeit eines Tirolerdorfes verbergen zu können. Anders aber steht es mit der „Psychologischen Gesellschaft". Weil Herr Kirchbach uns den grauen Star genommen hat, der auf unseren Augen lagerte; weil er ferner in seinem Aufsatze ausdrücklich sagt: „daß es im Interesse aller Denkenden liegt, den Gespenstern mit Ernst und Nachdruck den Krieg zu erklären und sie aus dem Gehirn der „Philosophen" — so schreibt er mit Gänsefüßchen, um mich Unglücksmenschen noch speziell zu bezeichnen — wie des Laienpublikums durch den Zauberspruch der Wissenschaft endgültig hinwegzubannen" (1224); nachdem endlich dieser Zauberspruch der Wissenschaft gar nicht mehr erst gesprochen zu werden braucht, da er ja in dem Aufsatze des Herrn Kirchbach bereits gedruckt vorliegt; — aus allen diesen Erwägungen beantrage ich als Mitglied der „Psychologischen Gesellschaft" folgendes:

1. Unser Präsident wird aufgefordert, sein Amt niederzulegen.
2. Dieses Amt wird, und zwar lebenslänglich, Herrn Wolfgang Kirchbach übertragen.
3. Dieser Beschluß wird ihm in Form einer Adresse kundgegeben, für deren künstlerische Ausschmückung ein Geringerer sich nicht vorschlagen läßt, als das Mitglied der Gesellschaft, Professor Gabriel Max.
4. Es wird eine Generalversammlung ausgeschrieben, und die Damen der Gesellschaft werden eingeladen, möglich zahlreich, bekränzt und in weißen Kleidern, Herrn Kirchbach abzuholen und durch die Hauptstraßen Münchens in unsere Versammlung zu geleiten.

Ich aber bleibe vorläufig in meiner Einsamkeit, um das Rätsel des Sehens menschlicher Ohren in einer Schrift darzustellen, welche würdig ist, Herrn Kirchbach gewidmet zu werden.

Silz, Tirol, Juli 1887. **du Prel.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck von Th. Hofmann in Gera.



SPHINX

IV, 22. Oktober 1887.

Der Dämon des Sokrates.

Von

Dr. Carl du Prel.

Jene abhaltende innere Stimme, die **Sokrates** zu vernehmen glaubte, wenn er im Begriffe war, etwas ihm Nachteiliges zu thun, ist schon mehrfach der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Im Altertum haben Plutarch, Maximus Tyrius, Apulejus und andere darüber geschrieben, und es überwiegt jene Auslegung, der gemäß Sokrates von einem Dämon, einem göttlichen Wesen, inspiriert gewesen wäre. Die neueren Forscher, Meiners, Gusti, Lelut, Volquardsen ꝛc. legten den Maßstab der vulgären Psychologie an dieses Problem, und dabei mußte notwendig geschehen, was geschehen ist, daß nämlich die Erklärungen allmählich in den rationalistischen Sand verliefen. Alte und neue Erklärer sind aber darüber einig, daß es nicht angeht, das Problem durch einfaches Negieren zu beseitigen; denn die Berichte lauten sehr bestimmt, sind sehr zahlreich, und werden von den gewichtigsten Zeugen vorgetragen. Es liegt also eine Thatsache vor, die noch immer der Erklärung harrt; denn das Ziel wird verfehlt sowohl in der alten Inspirationstheorie, in welcher das Bewußtsein des Sokrates eine passive Rolle spielt, von einem Dämon Ratschläge erhält, als auch in der vulgärpsychologischen Theorie, die aus dem aktiven philosophischen und moralischen Bewußtsein die Thatsache erklären will. Da nun gleichwohl beiden Hypothesen etwas Richtiges zu Grunde liegt, so möchte man versucht sein, die Lösung gleichsam nach dem Satz vom Parallelogramm der Kräfte in einer dritten diagonalen Richtung zu suchen, durch eine Hypothese, die das Berechtigte beider vereinigt, das Unberechtigte derselben fallen läßt. Dies wird aber nur erreicht, wenn wir den Dämon des Sokrates als Problem der transscendentalen Psychologie anerkennen. Sokrates erscheint alsdann sowohl aktiv als passiv; er war inspiriert, aber nur durch sein eigenes transscendentales Subjekt. Diese Hypothese erklärt den sokratischen Dämon nach allen seinen Merkmalen, ohne daß wir genöthigt wären, einige davon willkürlich hinwegzulassen, oder zu verfälschen.

Sehen wir uns zunächst die Berichte an, welche vorliegen; die des Sokrates selbst, der bei Platon redend eingeführt ist, und die seiner intimen Freunde.

Sokrates selbst spricht nirgend von einem Dämon, von dem er inspiriert sei, sondern nur von einer inneren Stimme — φωνή —, die er vernehme, einem göttlichen Zeichen — σημεῖα — das er erhalte. Über diese Thatsache seines psychischen Lebens spricht er mit der größten Bestimmtheit; die Quelle aber, aus der ihm seine Eingebungen kommen, läßt er unbestimmt, nennt sie nicht Dämon, sondern Dämonion, etwas Dämonisches — τι δαιμόνιον —, welche Bezeichnung er teils subjektivisch, teils adjektivisch gebraucht. Er spricht von dem „gewohnten göttlichen Zeichen", von der „prophetischen Stimme der Gottheit", von der „durch Gottes Schickung mir zugeteilten Stimme". Diese innere Stimme sei ihm von Kindheit an gegeben, so daß kaum ein Tag seines Lebens verstrichen, an dem er sie nicht vernommen habe. Sie trieb ihn nicht zu Handlungen an, sondern hielt ihn nur ab, wenn er im Begriffe war, „etwas Nachteiliges" zu thun. Den Wert dieses Dämonions schätzte Sokrates so hoch, daß er ihm unbedingt gehorchte. Dem Alkibiades gegenüber, dessen Vormund Perikles war, rühmt sich Sokrates, daß er einen besseren und weiseren Vormund besitze: sein Dämonion.[1]) Diesem schrieb er auch sein grundsätzliches Fernhalten von der Politik zu: „Der Grund davon liegt in dem, was ihr mich oft und bei vielen Gelegenheiten sagen hörtet, daß etwas Göttliches und Dämonisches sich mir vernehmen lasse. . . . Das begann bei mir schon von meinen Knabenjahren an; eine Stimme läßt sich vernehmen, und wenn sie sich vernehmen läßt, warnt sie mich stets vor dem, was ich zu thun im Begriffe bin, treibt aber nie mich an. Das ist es, was mich abmahnt, mit öffentlichen Angelegenheiten mich zu befassen."[2]) Seine Beschäftigung mit Philosophie dagegen war indirekt gebilligt, indem er davon nicht abgemahnt war. Sogar diesem bloß indirekten Befehl gehorcht Sokrates so unbedingt, daß er seinen Richtern erklärt, nicht einmal unter der Bedingung der Freisprechung davon ablassen zu wollen: „Wenn ihr unter solchen Bedingungen mich freigeben wolltet, dann würd' ich euch sagen: Zwar halt' ich euch, ihr athenischen Männer, lieb und wert, doch werd' ich dem Gotte mehr gehorchen, als euch . . . . denn das, müßt ihr wissen, gebeut mir mein Gott. . . . Demnach, ihr athenischen Männer, würd' ich sagen, sprecht mich frei, oder sprecht mich nicht frei, in der Überzeugung, ich werde mein Thun nicht ändern, und wenn ein mehrfacher Tod mich bedrohte."[3]) Auch seine Lehrmethode, die im Gegensatz zu derjenigen der Sophisten, die damals Griechenland überschwemmten, weniger in Reden, als in vorgelegten Fragen bestand, gleichsam eine geistige Hebammenkunst, die er trieb, wie seine Mutter Phänarete die weibliche betrieben hatte, schreibt er seinem Dämonion zu: „Zu Entbinden nötigt mich der Gott; das Erzeugen wehrt er mir."[4])

In der gegen ihn gerichteten Anklage, die sein Todesurteil zur Folge hatte, hieß es, daß Sokrates die vom Staate anerkannten Götter nicht anerkenne und dafür fremdartige Götter einführe, eine Beschuldigung, die sich auf sein Dämonion bezog.[5]) In Bezug auf diese Anklage des

---

[1]) Platon: Alkib. 1. — [2]) Platon: Verteidigungsrede. 19. — [3]) Eben dort. 17.
[4]) Platon: Theaetet. 7. Plutarch: Platonische Fragen. 1.
[5]) Xenophon: Memorabilien I, 1. 1—2.

Meletos sagt Sokrates selbst: „Er nennt mich einen Göttererfinder, und weil ich neuere erfinde und die alten nicht für Götter halte, erhob er, wie er sagt, eben deshalb eine Anklage gegen mich" — worauf Eutyphron entgegnet: „Ich verstehe, lieber Sokrates, weil du behauptest, bei jedem Vorfall rege sich dein Dämonion. Er hat also diese Anklage gegen dich erhoben, als sinnest du auf Neuerungen in göttlichen Dingen, und tritt, dich zu verdächtigen, vor Gericht auf, da er weiß, daß der große Haufe für Beschuldigungen in solchen Dingen sehr empfänglich ist."[1])

Sokrates hörte seine innere Stimme bis zu seinem Lebensende, und noch in der Erwartung seines Todesurteils hält er seine Behauptungen aufrecht. Wiewohl er leicht seine Lossprechung hätte bewirken können, so verzichtet er doch darauf, sich in diesem Sinne zu verteidigen, und zwar weil ihn sein Dämonion davon abhielt. Er wurde nicht nur innerlich abgemahnt, sich eine Verteidigungsrede auszuarbeiten, und erschien unvorbereitet vor Gericht; sondern er wies auch eine vom Redner Lysias ausgearbeitete Verteidigungsrede zurück.[3])

Barthelemy, der sich nicht entschließen kann, das Problem offen zu lassen, und lieber zu einer ungereimten Lösung greift, behauptet, daß Sokrates mit seinem Dämonion nur Spaß gemacht habe.[4]) Um aber von dieser Hypothese sehr schnell zurückzukommen, bedarf es nur der Beobachtung dessen, was der bereits zum Tode verurteilte Sokrates zu seinen Richtern sprach, und wodurch er sein Verhalten in diesem Prozesse motivierte: „Mir, verehrte Richter, widerfuhr etwas Wundersames. Die weissagende Stimme des Dämonions nämlich, die ich zu vernehmen pflege, mahnte mich in der ganzen früheren Zeit sehr häufig ab, und zwar bei sehr geringfügigen Veranlassungen, wenn ich etwas Verkehrtes zu thun im Begriffe war. Jetzt aber ist mir das begegnet, was ihr selbst seht, und was Manche für das größte Unglück halten möchten, und was wirklich dafür gilt" — seine Verurteilung nämlich —; „doch mich mahnte weder, als ich am heutigen Morgen vom Hause wegging, der Wink des Gottes ab, noch als ich hier heraufstieg zum Gerichtshof, noch bei meiner Rede, wenn ich irgend etwas zu sagen im Begriffe war, obwohl er fürwahr bei anderen Vorträgen häufig mitten in der Rede mich zurückhielt. Jetzt aber, bei der Verhandlung selbst, hat er mich nirgend von etwas, was ich that oder sagte, abgemahnt. Wie erkläre ich mir nun diese Erscheinung? Das will ich euch sagen: zu meinem Heile scheint, was mir widerfuhr, sich begeben zu haben, und unmöglich haben diejenigen von uns die richtige Ansicht, die wir annehmen, das Sterben sei ein Übel. Dafür wurde mir ein starker Beleg: notwendig nämlich hätte das gewöhnliche Zeichen mich abgemahnt, war ich im Begriffe, etwas Unheilbringendes zu thun."[5]) So sehr also vertraute Sokrates der Stimme seines Dämonions, daß er aus ihrem Schweigen schloß, seine Verurteilung und sein Tod seien für ihn ein Gewinn.

Wie er sagt, waren es häufig unbedeutende Anlässe, bei denen er die Stimme vernahm. Als er einst das Lyceum verlassen wollte, und eben aufstand, wurde ihm das gewöhnliche dämonische Zeichen zu Teil.

1) Platon: Eutyphron 2.
2) Xenophon: Mem. IV, 4. 4. IV, 8. 5.
3) Diogenes Laert. II, 40. Cic.: de orat. I, 54.
4) Barthelemy: Voyage d. jeune Anacharsis. c. 67.
5) Platon: Verteidigungsrede. 31.

Er setzte sich also wieder nieder, und in der That kamen bald darauf Euthydemos und dessen Bruder Dionysodor heran.[1])

Seine Schüler waren von der Existenz dieses Dämonions nicht nur gemäß der hohen Verehrung für ihren Lehrer überzeugt, sondern auch, weil sie es an sich selbst erfuhren, daß die vom Dämonion mißbilligten Handlungen von üblen Folgen begleitet waren, die indirekt gebilligten aber heilsam und zuträglich; denn auch für die Handlungen eben anwesender Freunde erteilte das Dämonion dem Sokrates Abmahnungen. „Vielen seiner Freunde riet er an, dieses zu thun, jenes zu unterlassen, weil die Gottheit ihm ein Zeichen gegeben hätte. Und denen, die ihm folgten, gereichte es zum Vorteil; die aber, die ihm nicht folgten, hatten es zu bereuen.[2]) Auch Sokrates selbst spricht sich darüber ganz bestimmt aus: „Mir ist nämlich durch die göttliche Fügung von meinen Knabenjahren an etwas Dämonisches zugesellt; das besteht in einer Stimme, die stets, wenn sie sich vernehmen läßt, von dem, was ich unternehmen will, mir abrät, doch nie zu etwas mich antreibt. Auch wenn einer meiner Freunde sich über etwas mit mir bespricht, und die Stimme sich vernehmen läßt, hält sie ihn davon ab und gestattet ihm nicht, es zu unternehmen. Und dafür kann ich auch Zeugen aufstellen. . . . . Wollt ihr ferner den Bruder des Timarchos, den Kleitomachos, befragen, was Timarchos zu ihm sagte, als er auf dem geraden Wege sich befand, durch Henkershand zu sterben, er und der Wettrenner Euathlos, der den Timarchos auf seiner Flucht bei sich aufnahm? Dieser wird euch nämlich erzählen, daß jener so zu ihm sprach: Gewiß, lieber Kleitomachos, sagte er, gehe ich jetzt dem Tod entgegen, weil ich auf den Sokrates nicht hören wollte. Warum sagte denn das nun wohl Timarchos? Das will ich euch sagen. Als vom Zechgelage Timarchos und Philemon, der Sohn des Philemonides, sich erhoben, um den Nikias den Sohn des Heroskamondros, umzubringen, — ein Anschlag, von dem sonst Niemand wußte —, sagte Timarchos im Aufstehen zu mir: Was meinst du, lieber Sokrates? Zecht ihr nur; ich aber muß mich irgendwohin aufmachen, doch bin ich, wenn es gelingt, bald wieder da. Da erhob sich die Stimme in mir, und ich sagte zu ihm: Stehe doch nicht auf, denn ich habe die gewöhnliche dämonische Wahrnehmung empfangen. Und er verweilte noch. Nachdem er eine Weile gewartet, machte er wieder Anstalt zu gehen, und sagte mir: Ich gehe nun, lieber Sokrates. Die Stimme wurde wieder laut, daher nötigte ich ihn wieder, zu verweilen. Das dritte Mal stand er, weil ich es nicht bemerken sollte, ohne mir etwas zu sagen, auf, sondern paßte, um von mir nicht bemerkt zu werden, den Augenblick ab, wo meine Aufmerksamkeit eine andere Richtung hatte, entfernte sich schleunigst und führte das aus, weshalb er jetzt dem Tode entgegenging. Darum sagte er das, was ich euch jetzt erzähle, zu seinem Bruder, er gehe jetzt zum Tode, weil er mir nicht glaubte. — Demzufolge werdet ihr noch jetzt über die Ereignisse in Sikelion von vielen hören, was ich über den Untergang des Heeres äußerte. Doch Vergangenes wollt ihr von den davon Unterrichteten vernehmen; aber auch jetzt könnt ihr das Zeichen erproben, ob es von Bedeutung ist. Als nämlich der schöne Samion in das Feld zog, erhielt ich das Zeichen; nun ist er, um unter Thrasyllos zu fechten, auf dem geraden Wege nach Ephesos und Jonien. Darum glaube ich, daß er entweder umkommen oder etwas dem Ähnliches erfahren wird, und ich bin auch wegen des übrigen Heeres in großer Besorgnis. Das hab ich dir aber erzählt, weil die Einwirkung dieses Dämonischen auch über den Umgang der mit mir Verkehrenden alles entscheidet.“[3])

[1]) Platon: Euthydemos. 2.
[2]) Xenophon: Memorabilien I, 1. 4.
[3]) Platon: Theages. 11.

Auch bei Plutarch erzählt Theokritos als eines der vielen Beispiele, die den Freunden des Sokrates bekannt geworden seien, folgendes: Als Sokrates mit verschiedenen Freunden zum Wahrsager Eutyphron gegangen war, blieb er auf einmal stehen und kehrte nach einiger Besinnung durch eine andere Gasse um, die vorausgegangenen Freunde zurückrufend, da sein Genius ihn hindere, weiter zu gehen. Die meisten kehrten mit ihm um; die anderen, um den Genius einmal Lügen zu strafen, gingen den geraden Weg fort, begegneten aber einer Herde Schweine und wurden, da nicht ausgewichen werden konnte, zu Boden geworfen und mit Schmutz bedeckt.[1]) Hier nimmt also die Stimme des Dämonion die Form der Ahnung an, wie sie denn überhaupt, weil immer auf die nachteiligen Folgen der beabsichtigten Handlung sich beziehend, das Merkmal des zeitlichen, unbewußten Fernsehens in sich enthält. Als z. B. Sokrates nach der Schlacht bei Delium, die unglücklich verlief, mit dem Anführer Laches und anderen floh, und man an einen Scheideweg gelangte, hielt ihn sein Dämonion ab, dem Wege zu folgen, den die Gefährten einschlugen. Diejenigen nun, die seinem Rate nicht folgten, fielen den feindlichen Reitern in die Hände.[2]) Später machten sich diese Gefährten Vorwürfe darüber, dem Sokrates nicht gefolgt zu haben, und — wie Plutarch sagt[3]) — sei durch diesen Vorfall das Dämonion des Sokrates in ein außerordentliches Ansehen gekommen. Bestimmter noch erhielt das Dämonion das Merkmal des Fernsehens, als Sokrates einigen seiner Freunde den Untergang des athenischen Heeres in Sicilien voraussagte.[4])

Sokrates, der im allgemeinen an Orakel und prophetische Träume glaubte[5]), hielt also sein Dämonion gleichsam für ein individuelles inneres Orakel, dessen Wesen er aber nicht näher zu bezeichnen vermochte. Wie er selbst, so nennt es auch Cicero nur im allgemeinen divinum quoddam.[6]) Das Dämonion wurde von Sokrates immer nur als innere Stimme gehört, niemals gesehen. Plutarch führt das ausdrücklich an und fügt bei, Sokrates hätte diejenigen für Prahler erklärt, die sich göttlicher Erscheinungen rühmten, dagegen sich in ernsthafte Unterredungen mit jenen eingelassen, die, gleich ihm, eine Stimme zu vernehmen vorgaben. Dadurch seien seine Freunde auf den Gedanken gekommen, daß Sokrates seinen Genius nur höre, nicht sehe, so wie man im Traum keine wirkliche Stimme höre, sondern nur eine eingebildete Vorstellung davon sich mache, und dennoch andere zu hören glaube.[7])

Die Berichte der Alten sind demnach bestimmt genug, um vorerst wenigstens erkennen zu lassen, was das Dämonion nicht war: kein reflektiver dramatisierter Monolog, und keine bloße Gehörtäuschung; denn beide Hypothesen erklären gerade die Hauptsache nicht: das unbewußte Fernsehen. Die Freunde des Sokrates, ein Platon und Xenophon, würden in der That eine sehr geringe Meinung von den Erklärungen fassen, die

[1]) Plutarch: de gen. Socr.
[2]) Cicero: de div. I, 54. — [3]) Plutarch: de gen. S. — [4]) Ebendort.
[5]) Xenophon: Memorab. I, 1. 2. — [6]) Cic. de div. I, 54.
[7]) Plutarch: de gen. Socr.

von einigen Modernen aufgestellt wurden; sie würden es eine unwürdige Verleumdung nennen, daß Plessing das Dämonion für eine bewußte Erfindung des Sokrates erklärte.[1]) Sie würden lachen über den französischen Arzt Lelut, welcher sagt: „On ne peut, en vérité, rien voir, rien entendre de plus extravagant, de plus caractéristique de la folie.“[2]) Und doch führt Lelut selber die Berichte an, daß das Dämonion sich niemals geirrt habe, diejenigen aber in Nachteil gerieten, die der Stimme nicht folgten. Freilich würde Sokrates sich damit trösten, daß der genannte Arzt folgerichtig sich gezwungen sieht, Cardanus, Pascal, Rousseau, Swedenborg und Luther ebenfalls für Narren zu erklären. Für uns aber mag es genügen, daß es im Altertum keinem Freunde oder Gegner des Sokrates einfiel, das Dämonium als Symptom des Irrsinns zu erklären. Aber auch das wäre einem Platon und Xenophon niemals eingefallen, das Problem zu verfälschen, um es für eine rationalistische Erklärung geeignet zu machen. Dies thun jene modernen Erklärer, die im Dämonion nur den Ausfluß des sittlichen Taktes und Gewissens des Sokrates sehen wollen. Dem widerstreitet der Umstand, daß es sich bei sehr geringfügigen, ethisch indifferenten Anlässen vernehmen ließ, bei Handlungen, die gar nicht vor das Forum des Gewissens gehörten, und daß es sich mit Bezug auf die Folgen der beabsichtigten Handlung vernehmen ließ, also prophetisch war. Zeller, bei welchem die modernen Theorien zusammengestellt sind,[3]) sieht sich bei seiner genauen Kenntnis der alten Berichte genöthigt, zu sagen, daß das Dämonion vom sittlichen Gefühl und dem Gewissen wohl zu unterscheiden ist: „Die dämonische Stimme zeigt sich vielmehr im allgemeinen als die Form, welche das lebhafte, aber nicht zur klaren Erkenntnis seiner Gründe aufgeschlossene Gefühl von der Unangemessenheit einer Handlung für das eigene Bewußtsein des Sokrates annahm“. Dies ist sehr richtig; aber es ist eben nur eine Beschreibung des Phänomens, keine Erklärung. Auch das ist noch keine Erklärung, wenn Zeller beifügt, daß das Dämonion auf der Vertiefung in sein Inneres, wodurch Sokrates sich von seinen Landsleuten unterschied, und auf seinem Streben nach Selbsterkenntnis beruhe.[4]) Diese subjektive Vertiefung erklärt besten Falls die Aufmerksamkeit des Sokrates auf die Stimme des Dämonions, nicht aber die Stimme selbst.

Die Stimme des Gewissens ist etwas allen Menschen Gemeinschaftliches; von seinem Dämonion aber sagt Sokrates, daß vor ihm nur wenigen oder keinem der früher Lebenden die göttliche Stimme zu teil geworden sei.[5]) Er ist sich also vollkommen seiner paradoxen Behauptung bewußt. Auch Maximus von Tyrus, der aus dem Dämonion einen Dämon, einen unsichtbaren Schutzgeist macht, sagt, derselbe sei ein dem Sokrates eigentümliches, an ihn gebundenes Wesen.[6])

Wenn ich noch hinzufüge, daß bei den alexandrinischen Philosophen und später bei den Kirchenvätern das Daimonion ebenfalls zum eigent-

---

1) Plessing: Osiris und Sokrates. 185.
2) Lelut: le démon de Socrate.
3) Zeller: Philos. d. Griechen. II, 1. 65—83. — 4) Ders. II, 1. 80. 83.
5) Platon: Der Staat. VI, 10. — 6) Max. Tyr.: diss. 14. u. 15.

lichen Dämon wird, wobei die letzteren es dahingestellt sein lassen, ob es ein guter oder böser Dämon gewesen, so kann damit die Liste der bisherigen Auslegungen, die das Dämonion gefunden, geschlossen werden.

Das Problem ist offenbar noch ungelöst. Die Inspirationstheorie ist so wenig annehmbar, als die Verfälschung des Dämonions zu einem Bestandteil des normalen Bewußtseins. Darum müssen wir zur annormalen Psychologie greifen, aber nicht zu einer krankhaften, sondern einer solchen, die höher steht, als die normale. Dazu verpflichtet uns die Persönlichkeit des Sokrates. Die Äußerungen des Sokrates selbst und seiner hervorragenden Freunde lauten so bestimmt, daß die Thatsache als feststehend angesehen werden muß. Wenn aber dieses merkwürdige Dämonion eine Thatsache ist, so erscheint dieselbe höchst geeignet, als ein Senkblei zur Ergründung des Menschenrätsels verwendet zu werden. Um so größer also ist die Verpflichtung zu einer wissenschaftlichen Erklärung des Problems.

Wenn es richtig ist, was ich in der „Philosophie der Mystik" auszuführen suchte, daß der Traum die Eingangspforte zur Metaphysik ist, soweit es sich um das Menschenrätsel handelt, weil wir im Traume den transscendentalpsychologischen Phänomenen in ihrer einfachsten Gestalt begegnen; wenn ferner das Dämonion offenbar ebenfalls der transscendentalen Psychologie angehört, so müssen wir seine Erklärung aus dem Traumleben holen:

In unseren Träumen befinden wir uns auf einer Traumbühne von bestimmter Beschaffenheit und in Gesellschaft von meistens sehr bestimmt charakterisierten Menschen, mit welchen wir reden und handeln, an die wir Fragen stellen, von welchen wir Antworten erhalten, die sich mit unseren Handlungen verbinden, oder sie durchkreuzen rc. Diese Thatsache ist weit sonderbarer, als sie auf den ersten Anblick erscheint: Unsere Träume sind nämlich weder das Produkt einer äußeren fremden Inspiration, noch auch können sie als das gesetzlose Spiel unserer Phantasie angesehen werden; sie müssen also aus unserem eigenen Innern kommen und zwar muß der Traumverlauf in seiner bestimmten Beschaffenheit in gesetzmäßiger Weise veranlaßt werden durch unsere körperlichen und geistigen Zustände. Meinem jeweiligen Befinden müssen Träume von bestimmter Art korrespondieren, die als gesetzmäßige Wirkungen jener Ursache eintreten müssen. Wir selbst sind also die Produzenten unserer Träume, auch jener, deren Verlauf mit den Wünschen unseres träumenden Ich in Widerspruch tritt, sowie auch jener, in welchen wir solche Antworten erhalten, die in unserem Traumbewußtsein nicht lagen. Mit anderen Worten: wenn in unseren Träumen außer uns selbst noch andere Personen auftreten, so kann die bestimmte Beschaffenheit dieser Gesellschaft und ihr Verhalten nur zustande kommen durch eine dramatische Spaltung unseres eigenen Ich. Die dramatische Spaltung des Ich ist demnach die psychologische Formel zur Erklärung unserer Träume, und da dieselben in jeder Hinsicht dem Kausalitätsgesetze unterworfen sein müssen, so kann die Besonderheit jener Spaltung des Ich nur bedingt sein durch die Besonderheit unseres momentanen körperlichen und geistigen Befindens.

In der „Philosophie der Mystik" habe ich in dem Kapitel über die dramatische Spaltung des Ich dieses Verhältnis in ausführlicher Weise darzustellen versucht, und es hat sich dabei das Resultat ergeben, daß eine solche Spaltung des Ich immer nur dann zustande kommt, wenn ein im Unbewußten verlaufender Empfindungsreiz die psychophysische Empfin-

dungsschwelle überschreitet, so daß also in allen diesen Fällen die Empfindungsschwelle als die Bruchfläche dieser Spaltung erscheint. Stellen wir z. B. im Traum eine Frage, deren Beantwortung erst aus unserem Unbewußten in das Traumbewußtsein aufsteigt, so verlegen wir diese Antwort in einen fremden Mund, und es findet so ein dramatisiertes Besinnen oder eine dramatisierte Erinnerung statt.

Aus dieser Thatsache der dramatischen Spaltung des Ich, die wir allnächtlich in unseren Träumen erfahren, ergeben sich zwei wichtige Folgerungen; ja es bedarf im Grunde gar keiner logischen Folgerungen, sondern in der bloßen Analyse der Thatsache können wir die dramatische Spaltung in zwei Bestandteile, in zwei psychologische Vorgänge zerlegen: 1. der Träumer ist das die Personen des Traumes zusammenfassende Subjekt; diese Traumpersonen verkehren miteinander, ohne ihre Identität zu erkennen. Diese Identität ist in ihrem gemeinschaftlichen Unbewußten gegeben; aber der Inhalt ihres Traumbewußtseins isoliert sie gegenseitig. 2. Das träumende Ich verkehrt mit den übrigen Traumfiguren in Worten und Handlungen, ohne sich ihrer Identität mit sich bewußt zu werden; dies kann nur dadurch zustande kommen, daß ihr Bewußtseinsinhalt gegenseitig sich abgrenzt, die Identität aber nur im Unbewußten gelegen ist.

Indem wir nun der Einfachheit wegen in unseren Träumen außer uns selbst nur noch eine zweite Person als gegeben annehmen, können wir sagen: Es ist eine psychologische Thatsache, das ein Subjekt aus zwei Personen bestehen kann, ohne daß dieselben in ihrem Verkehr ihre Identität erkennen. Diese Thatsache wird in ihrer bloß psychologischen Bedeutung nicht im mindesten durch die Erwägung alteriert, daß unsere Träume nur Illusionen sind. Man darf die Thatsache einer Illusion nicht mit einer illusorischen Thatsache verwechseln. Die Fähigkeit unseres Bewußtseins, sich in zwei Hälften zu zerlegen, die gegen einander spielen, kann nicht ausschließlich auf den Traum beschränkt sein; denn die Ursache dieser Spaltung liegt in dem gleichzeitigen Vorhandensein eines Bewußtseins, eines Unbewußten und einer sie trennenden Empfindungsschwelle; diese Ursache ist aber auch im Wachen gegeben.

Wenn wir aus dem Traum erwachen, so verschmelzen die Personen unseres Traumes wieder zum einheitlichen Subjekt des wachen Menschen. Da nun aber was im Traume eine Wirklichkeit ist, beim Fortbestehen der der dramatischen Spaltung zu Grunde liegenden Ursache, auch außerhalb des Traumes mindestens eine Möglichkeit ist, so sind wir zu der Frage berechtigt, ob der wache Mensch seinerseits vielleicht auch nur wieder die Hälfte eines umfassenderen Wesens und Bewußtseins ist. Die Spaltung eines Subjektes in zwei Personen könnte wohl auch außerhalb des Traumes eine Wirklichkeit sein. In diesem Falle wäre der irdische Mensch nur eine der beiden Personen eines Subjekts, dessen andere Person unserem irdischen Bewußtsein unbekannt, unbewußt wäre, die aber an sich sehr wohl bewußt sein könnte. An der Möglichkeit der Sache ist nicht im mindesten zu zweifeln — das beweist der Traum —; die Wirklichkeit der

Sache wäre aber nur dann gegeben und beweisbar, wenn von seiten jener anderen Person meines Ich — da sie dem irdischen Bewußtsein verborgen ist, aber doch zu unserem Wesen gehört, nennen wir sie am besten das transscendentale Subjekt — über die trennende Empfindungsschwelle hinweg eine Vorstellung in unser irdisches Bewußtsein gelangen würde. Eine solche Vorstellung würden wir aber — Empfängnis mit Zeugung verwechselnd — unserem irdischen Bewußtsein zuschreiben, wenn sie sich nicht qualitativ von den übrigen Vorstellungen unseres irdischen Bewußtseins unterscheiden würde. Nun läßt sich aber von einer zweiten Person unseres Wesens überhaupt nur reden unter der Voraussetzung, daß ihr Bewußtsein von dem der irdischen Person abgegrenzt wäre, daß sie anders von den Dingen affiziert würde, als die letztere, und anders darauf reagieren würde, d. h. andere Fähigkeiten hätte. Ohne diese Differenz käme es zu gar keiner Spaltung, es wäre nur ein Bewußtsein, also nur eine Person vorhanden. Wenn wir also von unserem transscendentralen Wesen überhaupt Vorstellungen empfangen, so können es vorweg nur solche sein, die sich aus dem irdischen Bewußtsein keinesfalls ableiten lassen, z. B. Ahnungen und Ferngesichte. Dies ist nun in Zuständen, die hauptsächlich dem Somnambulismus angehören, in der That der Fall, wir sind daher genötigt, die dieser Thatsache korrespondierende Ursache anzunehmen: ein transscendentales Subjekt.

Demnach ist die dramatische Spaltung des Ich nicht nur die psychologische Formel zur Erklärung unseres Traumlebens, sondern auch die metaphysische Formel zur Erklärung des Menschen. Unsere Existenz, ohne ein bloßer Traum zu sein, hat doch die Formel des Traumlebens. Unser irdisches Wesen ist nur die Hälfte unseres eigentlichen Wesens, dessen andere Hälfte für uns transscendental bleibt, hinter dem irdischen Bewußtsein liegt. Wir gleichen also einem Doppelstern, ohne unsern dunklen Begleiter zu erkennen.

Tritt in unseren Träumen eine zweite Figur neben uns auf, so gehört diese zwar auch unserem Wesen an, aber nur einen Teil dieses unseres Wesens haben wir in diese Traumfigur versenkt, und nur im anderen Teile erkennen wir unser eigenes Ich. Darum reden wir im Traume mit solchen Figuren wie mit fremden Wesen, wiewohl die beiden Personen durch ein gemeinschaftliches Subjekt zusammengehalten sind, und beim Erwachen in der That wieder zusammenrinnen. In eine Traumfigur können wir schon darum nie ganz versenkt sein, weil deren meistens mehrere vorhanden sind, deren jede nur einen Teil meines Wesens objektiviert. Nicht einmal in die Gesamtheit der Figuren sind wir ganz ausgegossen, sonst wäre es nicht möglich, daß wir auch noch selbst auf der Bühne uns bewegen; es bliebe für uns nur mehr der Anteil eines vollständig objektiven Zuschauers, das in jenen Träumen, darin wir uns auf der Bühne nicht mitbefinden, teilweise allerdings gegeben ist. Diese im Traume bloß psychologische Thatsache der Spaltung wird als eine außerhalb des Traumes metaphysische erwiesen durch die transscendentalen Fähigkeiten unserer Seele, die aus dem irdischen Bewußtsein nicht abzu-

leiten sind. Dies ist der Grund, warum Kant gerade gelegentlich seiner Schrift über den Seher Swedenborg dahin gelangte, die hier vorgetragene Formel zur Erklärung des Menschenrätsels in ganz klaren Sätzen auszusprechen. Die Rationalisten sehen in dieser Schrift Kants — „Träume eines Geistersehers" — nur eine Verspottung des Geisterglaubens; sie übersehen dabei, daß von diesem Spott mindestens ein Geist ganz unberührt bleibt, der Geist des Menschen im Sinne eines tansscendentalen Subjekts. Ein solches bezweifelt Kant nicht nur nicht, sondern er behauptet es mit großer Entschiedenheit: „Ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten, und meine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen." .... „Die menschliche Seele würde daher schon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zwei Welten zugleich müssen angesehen werden, von welchen sie, sofern sie zur persönlichen Einheit mit einem Körper verbunden ist, die materielle allein klar empfindet, dagegen als ein Glied der Geisterwelt die reinen Einflüsse immaterieller Naturen empfängt und erteilt, so daß, sobald jene Verbindung aufgehört hat, die Gemeinschaft, darin sie jederzeit mit geistigen Naturen steht, allein übrig bleibt und sich ihrem Bewußtsein zum klaren Anschauen eröffnen müßte." ..... „Es wird künftig, ich weiß nicht, wo oder wann, noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslichen verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, so lange alles wohl steht." .... „Es ist demnach zwar einerlei Subjekt, was der sichtbaren und unsichtbaren Welt zugleich als ein Glied angehört, aber nicht eben dieselbe Person, weil die Vorstellungen der einen, ihrer verschiedenen Beschaffenheit wegen, keine begleitenden Ideen von denen der anderen Welt sind, und daher, was ich als Geist denke, von mir als Mensch nicht erinnert wird." [1])

Aus diesen so klaren und bestimmten Sätzen ergiebt sich, daß meine Behauptung, die dramatische Spaltung des Ich, die im Traum als psychologische Formel auftritt, sei zugleich die metaphysische Formel des Menschen, mit den Ansichten Kants übereinstimmt. Damit stimmt überein, was Kant in der Lehre von der dritten Antinomie sagt [2]); er hat demnach diese seine Ansicht auch noch in seinem Alter aufrecht erhalten. Sogar des von mir gebrauchten Ausdrucks „transscendentales Subjekt" bedient er sich, wenn er sagt, daß „das transscendentale Subjekt uns empirisch unbekannt ist ꝛc." [3]), d. h. also, daß unser Selbstbewußtsein nur auf einen Teil unseres Wesens, auf die irdische Person, sich erstreckt, daß unser Wesen über das Selbstbewußtsein hinausragt.

Einen Verkehr mit unserem transscendentalen Subjekt und durch dessen Vermittlung mit den transscendentalen Subjekten, d. h. mit dem Geisterreich, hält nun Kant nicht für möglich, „so lange alles wohl steht"; damit ist aber gesagt, daß er ihn für möglich hält in abnormen Zuständen: „diese Ungleichartigkeit der geistigen Vorstellungen und deren, die zum leiblichen Leben des Menschen gehören, darf indessen nicht als ein so großes Hindernis angesehen werden, daß sie alle Möglichkeit aufhebe, sich bisweilen der Einflüsse von seiten der Geisterwelt sogar in diesem Leben bewußt zu werden." [4]) Noch leichter müßte

[1]) Kant: Träume eines Geistersehers. — [2]) Kant II, 418—427. (Rosenkranz).
[3]) Kant II, 428. — [4]) Kant: Träume eines Geistersehers.

daher ein Übergang einer Vorstellung unseres eigenen transscendentalen Subjekts in das sinnliche Bewußtsein eintreten; denn in beiden Fällen der dramatischen Spaltung, in der psychologischen, wie in der metaphysischen, ist die Empfindungsschwelle die Bruchfläche der Spaltung; diese Empfindungsschwelle ist aber beweglich, schon im gewöhnlichen Traum, mehr noch im Somnambulismus, und daß dieses im Wachen geradezu unmöglich sei, läßt sich in keiner Weise begründen; wohl aber ist vorweg zu erwarten, daß transscendentale Vorstellungen, die während des Wachens die Empfindungsschwelle überschreiten, an Bestimmtheit verlieren und vielleicht nur teilweise zum Bewußtsein kommen.

Damit ist nun auch das Rätsel des Sokratischen Dämonions erklärt. Sokrates war ein Mensch von beweglicher Empfindungsschwelle, so daß er sich transscendentaler Einflüsse bewußt werden konnte, die sich auf die Folgen seiner Handlungen bezogen. Daß nun das transscendentale Subjekt fernsehend ist, zeigt sich in häufigen Fällen bei Somnambulen. Diese zeigen also sogar eine gesteigerte Form des Sokratischen Dämonions. Bei Sokrates trat dasselbe in der abgeschwächten Form bloßer Ahnungen ins Bewußtsein, und es verhielt sich nur abhaltend, nicht antreibend. Diese beiden Merkmale lassen sich auf die gemeinschaftliche Ursache zurückführen, daß das Dämonion sich im Wachen und darum in abgeschwächter Form geltend machte:

Sokrates selbst sagt, daß die innere Stimme sich nur geltend machte, wenn er etwas in den Folgen Unangemessenes und Nachteiliges thun wollte. Nun ist es ein alter Erfahrungssatz der Mystik, daß das Fernsehen, wenn es spontan eintritt, auf die Schattenseiten der Zukunft sich richtet. Gerade solche Ferngesichte aber müssen begreiflicherweise mit dem größten Gefühlswert versehen sein, und weil ihnen ein größerer Reiz zu Grunde liegt, müssen sie mit größerer Leichtigkeit die Empfindungsschwelle überschreiten. Wenn aber selbst das Ferngesicht als solches nicht ins Bewußtsein tritt, so muß doch die damit verbundene Gefühlserregung bewußt werden, die dann aber nur mehr als von der beabsichtigten Handlung Abhaltendes, als ein innerhalb des Bewußtseins unmotiviertes Gefühl sich geltend machen wird. Dies war eben bei Sokrates der Fall.

(Fortsetzung folgt.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Aus den Memoiren der
Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth.

Mitgeteilt von

Carl Kiesewetter.

Die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen war wie ihr Bruder an einem rohen, intriganten Hofe aufgewachsen und hatte sich, gegen dessen Banausie und Pietismus sich auflehnend, der seicht rationalistischen französischen Afterbildung ihrer Zeit in die Arme geworfen. Diese widerstrebenden Kulturelemente hatten im Verein mit einer Erziehung, die schlimmer war als gar keine, den ethischen Charakter der Prinzessin verkrüppelt, wie uns das auf jeder Seite ihrer Memoiren entgegentritt; bei dem allem aber und vielleicht durch dies alles war ihre Intelligenz hoch entwickelt, und ein scharfer durchdringender Blick, mit richtiger Auffassungsgabe gepart, leuchtet aus allem Wust von Schmähsucht, die vielleicht nur umgeschlagene Wahrheitsliebe war, hervor.

Um so mehr muß es Interesse erregen, wenn eine derartig entwickelte Persönlichkeit noch Sinn für das Transscendentale hat und sich nicht scheut, die unerklärlichen Thatsachen auch gegen alle auftauchenden Zweifel voltairianischer Weisheit offen zu bekennen. Sie beginnt mit der Erzählung eingetroffener chiromantischer Weissagungen:

„Damals[1]) befanden sich in Berlin viele schwedische Offiziere, die bei der Einnahme von Stralsund zu Kriegsgefangenen gemacht worden waren. Einer von ihnen, namens Croom, hatte sich in der ganzen Stadt durch seine vorgebliche Kenntnis der Sterndeuterei[2]) bekannt gemacht. Die meisten Menschen sind abergläubisch und hängen solchen Narrheiten gerne nach; obschon ich mich nicht in dieser Lage befinde, so kann ich mich doch nicht enthalten, hier eine ziemlich sonderbare Thatsache zu erzählen, die ich für eine bloße Wirkung des Zufalls halte: die Königin, neugierig diesen sonderbaren Menschen zu sehen, ließ ihn kommen. Sie reichte ihm die Hand zur Untersuchung, worauf er ihr vorhersagte, sie würde von einer Prinzessin entbunden werden, was auch wirklich zwei Monate darauf im März des Jahres 1716 geschah. Dem Prinzen, meinem Bruder, weis-

[1]) Im Januar 1716.

[2]) Wie sich gleich ergeben wird, verwechselte die Prinzessin Chiromantie und Astrologie



sagte er viele Unannehmlichkeiten in seiner Jugend, aber im reiferen Alter sollte er Kaiser werden und einer der größten Fürsten Europas sein. Meine Hand versprach nicht so vieles Glück wie die meines Bruders. Anfangs rief der Astrolog, er habe nie eine so unglückverheißende Hand gesehen, mein ganzes Leben würde ein Gewebe von Unfällen sein; einige gute Zwischenräume würden immer von neuen Stürmen abgekürzt werden, drei große Partien würden sich mir antragen, aber er zweifelte, ob eine davon würde annehmbar gefunden werden. Er meine damit Frankreich, England und Polen. Die Folge dieser Blätter wird zeigen, daß dieser Mensch nicht allezeit geirrt hat."

Allerdings irrte sich die Prinzessin oder Croom insofern, als von den genannten Mächten nur England in Frage kam, insofern von der Königin Sophia Dorothea eine Verbindung Wilhelminens mit dem Prinzen von Wales geplant war, welche nach langen Verhandlungen an der Abneigung des Königs scheiterte, aber andererseits schlug Wilhelmine standhaft zwei von ihrem Vater vorgeschlagene Gatten, den Herzog Johann Adolf II von Weißenfels und den Markgrafen von Schwedt aus, so daß wirklich drei geplante Verbindungen nicht zustande kamen. Friedrich wurde zwar nicht Kaiser, aber doch an Macht und Ansehen dem Kaiser mindestens gleich. Alles übrige traf ein.

Die Markgräfin erzählt über die Croomschen Prophezeiungen weiter: „Eine von der Königin Hofdamen, mit Namen Wagnitz, wollte sich auch wahrsagen lassen. Er gab ihr den Bescheid, daß sie noch vor Ablauf eines Jahres vom Hof gejagt würde. Wie Frau von Blaspiel, die Günstlingin der Königin, ihr Schicksal wissen wollte, antwortete er: Ihr Unglück wird dem des Fräulein von Wagnitz fast auf dem Fuße folgen und Ihr Abschied vom Hofe ebenso unangenehm sein wie der jener Dame. Alles dieses ging kurze Zeit darauf in Erfüllung." Fräulein von Wagnitz sollte von ihrer Mutter, einer preußischen Generalin Neidschütz[1]), zur Maitresse des Königs gemacht werden und wurde, als sie die Wut über ihre getäuschten Erwartungen in einem Pasquill ausließ, mit ihrer Mutter schimpflich vom Hofe gejagt. — Frau von Blaspiel war, durch ihren Liebhaber, den sächsischen Gesandten von Manteuffel, dessen mit ihr geführte Korrespondenz in die Hände des Königs fiel und die Königin in die bekannte Clementsche Intrigue verwickelte, nach scharfen Verhören in Spandau gefangen gesetzt und endlich nach Cleve verbannt.

Interessant sind zwei Fälle von auf Fernwirkung[2]) — im ersten Fall eines in Gefahr Befindlichen und im zweiten eines Sterbenden — beruhenden „Anzeichen", die Prinzessin Wilhelmine folgendermaßen beschreibt: „An demselben Abend — es war der 11. August (1730) —, wie die Königin neben der Bülow saß und ihren Kopfputz abnahm, hörten sie im Kabinett dieser Prinzessin einen fürchterlichen Lärm. Das Kabinett war sehr schön, von oben bis unten mit Porzellanstreifen belegt und mit vielen merkwürdigen Stücken, sowohl Steinen als Krystallen ausgeschmückt; alles

[1]) Vergl. „Sphinx" 1886, I 3, S. 195 ff. — [2]) Telepathie.

goldene Gerät der Krone sowie die Schmucksachen der Königin befanden sich darin. Sie rief sogleich, ihr ganzes Porzellan wäre zerschlagen und man möge sich danach umsehen. Die Bülow ging mit drei Kammerfrauen sogleich hinein; sie fanden aber nichts zerbrochen noch in Unordnung gebracht. Dieser Lärm wiederholte sich dreimal, und darauf hörte man ein großes Geräusch in einer Gallerie, die sich zwischen des Königs und der Königin Zimmer befand und an deren Ende eine Schildwache stand. Die Königin sagte: jetzt wird es zu arg, ich muß selbst sehen, was das ist. Darauf nahmen sie alle Lichter in die Hand, und kaum waren sie aus der Thüre getreten, so hörten sie ganz nahe neben sich seufzen und ächzen, ohne irgend etwas zu sehen. Die Schildwache, welche ganz nahe stand, antwortete auf die Frage, ob sie jemand wahrgenommen habe, mit nein, sagte aber, daß sie eben dasselbe Geräusch gehört hätte. Meine Mutter hatte soviel Mut und Festigkeit, daß sie alles rundumher durchsuchen ließ, sogar die Zimmer des Königs, allein man fand nichts. Sie sowohl als die andern dabei Gegenwärtigen erzählten mir am folgenden Tag diesen Vorfall." — Die Markgräfin berichtet nun über eine Unterredung mit dem Leutnant von Katt und einen am Abend des 15. August zu Ehren des königlichen Geburtstags stattfindenden Ball, auf welchem sie die Verhaftung ihres Bruders durch die oben genannte Hofmeisterin von Bülow erfuhr, und sagt: „Der König, fuhr sie (die Bülow) fort, hat heute früh der Hofmeisterin von Konnken eine Stafette mit der Nachricht geschickt, daß er, weil der Kronprinz habe entfliehen wollen, für gut befunden habe, ihn festzusetzen; sie sollte diesen Vorfall der Königin um ihrer Gesundheit willen so behutsam wie möglich beibringen und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen. Es war, setzte sie hinzu, den elften, daß der Kronprinz festgesetzt ward, an eben dem Tag, wo die Königin all den Lärm in ihrem Kabinett und der Gallerie hörte."

Den zweiten auf den Tod des Prinzen Wilhelm von Bayreuth bezüglichen Fall spukhafter Fernwirkung schildert die Markgräfin folgendermaßen: „Da ich nichts von allem, was mir begegnete, verschweige und diese Memoiren gern mit allerlei kleinen Anekdoten verwebe, so will ich deren eine erzählen, die auf viele einen großen Eindruck machte, nur auf mich nicht, denn mein vieles Studieren und Nachdenken hat mich dahin gebracht, manches Vorurteil zu überwinden, und ich thue mir sogar etwas darauf zu gut, ein bißchen Philosophin zu sein."

„Die Wohnräume des Erbprinzen bestanden in zwei großen Zimmern und einem daranstoßenden Kabinett; sie hatten nur zwei Thüren, die eine durch mein Schlafzimmer, die andere durch ein Vorhaus, wo sich zwei Schildwachen befanden und ein Bedienter, der die Nacht vom 7. bis 8. November daselbst schlief. Diese drei Leute hörten in dem großen Zimmer lange Zeit gehen, vernahmen darauf Gewinsel und ein furchtbares Klagegetön. Mehreremale gingen sie hinein ohne etwas zu entdecken, sobald sie aber das Zimmer verlassen hatten, ging der Lärm wieder an. Sechs Schildwachen, die sich in dieser Nacht ablösten, machten alle dieselbe Aussage. Auf den Bericht, welchen man dem Herrn von

Reitzenstein (Oberst des erbprinzlichen Regimentes) davon machte, wurde die Sache streng untersucht, ohne daß man das Geringste entdeckte. Mir machte man daraus ein Geheimnis. Einige Leute behaupteten, es sei die weiße Frau, welche meinen Tod anzeige, andere befürchteten, es möchte dem Erbprinzen ein Übel geschehen. Diese letzte Furcht wurde jedoch bald gehoben, denn er kann den 11. November mit dem Markgrafen nach Bayreuth zurück. Kaum waren sie angelangt, so kam ein Kurier mit der traurigen Nachricht vom Tode meines Schwagers, des Prinzen Wilhelm, und sehr sonderbarerweise war er in derselben Stunde gestorben, wo in dem Schlosse der Lärm vernommen worden war. Er war mit seinem Oheim, dem Prinzen von Culmbach, von Wien abgereist, um sich zu seinem Regiment nach Cremona zu begeben, und bekam gleich nach seiner Ankunft die Blattern, die ihn in sieben Tagen hinwegrafften."

Der letzte Fall eines übersinnlichen Geschehnisses betrifft die Phantomerscheinung eines Sterbenden. Es heißt: „Der König ward in dieser Zeit durch den Tod des Königs von Polen sehr betrübt. Er starb unmittelbar nach seiner Ankunft in Warschau (am 1. Februar 1733). Grumbkow hatte ihn wenige Tage vorher in Fraustadt gesehen, wo er ihn im Namen des Königs, meines Vaters, bewillkommnet hatte. Der König von Polen nahm sehr zärtlich Abschied von ihm und sagte: „Ich werde Sie nicht mehr wiedersehen!" Mochte Grumbkow von diesen Worten besonders gerührt worden sein, oder der Zufall sein Spiel treiben, genug, Grumbkow kam an demselben Tag, wo der König starb, zu meinem Vater und sagte zu ihm: „Oh weh, Ihro Majestät, der arme Patron ist tot. Diese Nacht kam er in mein Zimmer, öffnete meine Bettvorhänge und sah mich starr an. Ich war hell wach, wie ich es jetzt bin, wollte aufspringen, aber die Erscheinung verschwand." Nachher fand es sich, daß der König inderselben Stunde gestorben war, in welcher Grumbkow die Erscheinung gehabt hatte."

Die in Bayreuth lebende Markgräfin hatte diese Nachricht wohl durch ihre Korrespondenz allerdings in der Hauptsache richtig, aber doch in einigen nicht unbedeutenden Umständen ungenau erfahren, die der damalige kaiserliche Gesandte in Berlin, General Freiherr von Seckendorf, welcher selbst als handelnde Person auftritt, in seinen Memoiren ausführlich schildert.[1]) Er sagt:

„Friedrich Wilhelm I stand mit König August II von Polen in so freundschaftlichen Beziehungen, daß sie sich, wenn es möglich war, wenigstens einmal im Jahre sahen. Dies geschah auch noch kurz vor dem Tode Augusts. Derselbe schien sich damals noch ziemlich wohl zu befinden, nur hatte er eine ziemlich erhebliche Entzündung an einer Zehe. Die Ärzte hatten ihn daher vor jedem Übermaß in starken Getränken gewarnt, und Friedrich Wilhelm, welcher dies wußte, befahl dem Feldmarschall von Grumbkow, welcher den König August bis zur Grenze geleiten und im Schloß zu Krossen noch standesgemäß bewirten sollte, daß er bei jenem Abschiedsschmaus alles sorgfältig vermeiden möchte, wodurch jene empfohlene Mäßigung im Genusse des Weins überschritten werden könnte."

[1]) Nach diesen Memoiren teilt auch Jung-Stilling obige Begebenheit in seiner „Theorie der Geisterkunde", im 4. Teil, mit.

„Als aber August II zum Schluß des Soupers noch einige Flaschen Champagner verlangte, gab Grumbkow, welcher diesen Wein selbst sehr liebte, nach und genoß davon selbst so viel, daß er sich beim Nachhausegehen im Schloßhof an einer Wagendeichsel eine Rippe zerbrach und er sich daher in einem Tragsessel zum König bringen lassen mußte, als dieser am nächsten Morgen seine Reise früh fortsetzte und ihm noch einige Aufträge an Friedrich Wilhelm geben wollte. Hierbei war August außer mit einem vorn geöffneten Hemd mit einem kurzen polnischen Pelz bekleidet.

„In derselben Kleidung, nur mit geschlossenen Augen, erschien er am 1. Februar 1733 ungefähr um drei Uhr früh Grumbkow und sagte zu diesem: „Mon cher Grumbkow, je viens de mourir ce moment à Varsovie!"

„Grumbkow, dem die Schmerzen des Rippenbruches wenig Schlaf verstatteten, hatte unmittelbar vorher beim Scheine seiner Nachtlampe durch die dünnen Bettvorhänge bemerkt, daß sich die Thüre des Vorzimmers, in welchem sein Kammerdiener schlief, öffnete, daß eine große menschliche Gestalt hereinkam, in langsam feierlichem Schritt um das Bett herumging und die Vorhänge schnell öffnete. Nun stand die Gestalt König Augusts, gerade so wie derselbe nur wenige Tage vorher lebendig vor ihm gestanden hatte, vor dem erstaunten Grumbkow und ging dann, nachdem er obige Worte gesprochen hatte, wieder zu derselben Thüre hinaus. Grumbkow klingelte und fragte den zur nämlichen Thüre hereinkommenden Kammerdiener, ob er die Gestalt nicht gesehen habe, welche soeben gerade da herein und hinaus gegangen sei. Der Kammerdiener hatte jedoch nichts gesehen."

Grumbkow berichtete sogleich den ganzen Vorfall an Seckendorf und bat diesen, die Sache dem König bei der Parade mit guter Manier zu hinterbringen. Bei dem Gesandten befand sich, als das Billet ankam, dessen Neffe, der Gesandtschaftssekretär und nachmalige ansbachsche Minister von Seckendorf, zu welchem ersterer, ihm das Billet zum Lesen reichend, sagte: „Sollte man nicht denken, die Schmerzen hätten den alten Grumbkow zum Visionär gemacht? Ich muß aber den Inhalt dieses Billets dem König noch heute hinterbringen."

„Nach vierzig Stunden langte die Nachricht in Berlin an, daß der König von Polen zu der nämlichen Stunde, da Grumbkow die Vision gehabt hatte, zu Warschau gestorben sei."

Aus der „Geschichte, Leben und Thaten des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I"[1]) kann noch zur Erläuterung hinzugefügt werden, daß man die Nachricht von dem am 1. Februar 1733 erfolgten Tode Augusts II in Berlin schon am 4. Februar, noch zwei Tage vor dem Eintreffen des polnischen Kuriers gehabt hatte. Ferner wird daselbst bemerkt, daß der König von Polen seinen Weg nach Warschau stets über Krossen genommen habe, bei welcher Gelegenheit der König von Preußen meist den General von Grumbkow nach Krossen schickte und August daselbst begrüßen ließ.

---

[1]) Hamburg und Breslau 1755.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Menschenseele.

Platons esoterische Lehre.

Von

August Niemann.

Platons „Phaidon" ist in gewisser Hinsicht der schwierigste seiner Dialoge. Trotz seiner großen Klarheit der Rede, seiner dramatischen Kraft und seiner überredenden Poesie hat er zu großen Mißverständnissen hinsichtlich der Philosophie Platons Anlaß gegeben und ist sogar von Panätius, der überall sonst im Platon die Lehre vom Aufhören des Individuums mit dem Tode finden wollte, für unecht, für dem Platon untergeschoben erklärt worden. Untersuchen wir jedoch zunächst die Beschaffenheit der Seele nach den Ausführungen dieses Dialoges näher!

Die Mißverständnisse beziehen sich in der Hauptsache darauf, daß der „Phaidon" bei vielen die Ansicht erzeugte, Platon habe Seele und Leib, Geist und Materie einander gegenübergestellt, und darauf, daß eine individuelle Unsterblichkeit der Seele hier der Ideenlehre zu widersprechen scheint. Gerade deshalb aber erscheint uns der „Phaidon" als die geeignetste Schrift zur Untersuchung der Seelenfrage bei Platon. Im „Phaidon" sagt Sokrates: Es scheint der Menge der Menschen unbekannt zu sein, daß diejenigen, welche sich auf rechte Weise mit Philosophie befassen, selbst gar nichts anderes betreiben, als zu sterben und tot zu sein. Denn der Tod ist ja doch wohl die Trennung der Seele vom Körper und das Totsein eben das, daß, von der Seele getrennt, der Leib gesondert für sich, sowie die Seele vom Leib getrennt, gesondert für sich ist. Eines Philosophen Sache ist es nun nicht, sich um die sogenannten sinnlichen Vergnügungen zu bemühen, wie Essen und Trinken, Liebesangelegenheiten, prächtige Kleider und Schuhe und sonstigen Schmuck für den Leib, sondern er wird so viel als möglich sein Bestreben überhaupt nicht auf den Leib, sondern auf die Seele richten, also schon bei Lebzeiten die Seele so viel als möglich vom Leibe ablösen. Bei der Erwerbung der Vernunft, der Weisheit, jedoch ist der Leib beständig hinderlich und als Gehilfe unbrauchbar. Selbst Gesicht und Gehör, die feinsten der Sinne, er-

kennen die Wahrheit nicht, sondern nur das Denken nähert sich ihr, und wir haben in unserem Trachten nach dem Seienden nur Erfolg, wenn wir den Leib so viel als möglich bei Seite lassen. Unmöglich aber ist es, das Seiende zu erlangen, so lange unsere Seele mit ihm zusammengeknetet ist, denn er verursacht uns beständig Unruhe durch seine Bedürfnisse, und die Seele ist wie in einem Kerker und in Banden, welche so beschaffen sind, daß sie sich beliebt machen bei dem Gefangenen und ihn verlocken, sich immer stärker anzuschmieden.

Es ist also der Tod als eine Reinigung und Befreiung zu betrachten, und nur erst durch den Tod können wir zur Wahrheit gelangen. Deshalb wäre es ein großer Unsinn, wenn die Philosophen den Tod fürchten wollten, anstatt mit Freuden dahin zu gehen, wo sie bei ihrer Ankunft das zu erlangen hoffen dürfen, was sie bei Lebzeiten geliebt haben. Geliebt aber haben sie die Weisheit.

Aus diesen Sätzen hat man herausgelesen, daß Platon Seele und Leib als Gegensätze betrachte, und hat ihn zum Dualisten gemacht. Und in der That liegt das sehr nahe. Die Annahme ist verführerisch. Wer jedoch im übrigen den Platonischen Gedanken recht in sich aufgenommen hat und sich erinnert, daß Platon sagt, aus der Seele fließe alles dem Körper zu, wie aus dem Kopfe den Augen; wer sich erinnert, daß die Herrschaft der „Ungerechtigkeit" in der Seele selbst, in deren Schwäche und Unwissenheit ihren Grund hat: wird in solchen Irrtum nicht verfallen, sondern eher einen vollkommenen Widerspruch finden. Wer endlich dem Platon einen Widerspruch mit sich selbst nicht zutraut, kann wohl in seiner Verehrung vor diesem Riesengeiste zu der Annahme kommen, Platon habe im „Phaidon" nur bildlich, poetisch spielend, dem Fassungsvermögen des Volkes und in guter Absicht täuschend gesprochen.

Keiner von diesen Ansichten stimmen wir zu, sondern wir möchten glauben — eingedenk des Aristotelischen Satzes, daß mit der Wahrheit alle Dinge übereinstimmen, — hier auf ein Geheimnis im Platon gestoßen zu sein, welches überall hinter dem, was er ausspricht, als unsagbare Weisheit verschleiert liegt. Nähern wir uns demselben noch von einer andern Seite, indem wir im „Phaidon" verweilen. — Sokrates sagt, die Seele sei unsterblich, denn sie könne kein Ende nehmen, weil sie keinen Anfang genommen habe. Der Beweis dafür, daß die Seele schon vor unserer leiblichen Geburt existiert habe, sei erstens, daß das Lernen nichts anderes sei, als ein Wiedererinnern.[1]) Denn die Erinnerung setze eine vorhergehende Kenntnis voraus, wir könnten uns nur solcher Gegenstände erinnern, welche unserm Bewußtsein zwar nicht gegenwärtig seien, welche wir aber einmal gekannt haben müßten. Das Erinnern, sagt Sokrates, kann uns auf zweierlei Art kommen, einmal, indem wir Ähnliches, zweitens, indem wir Unähnliches wahrnehmen. Derartige Vergleiche stellen wir unser ganzes Leben lang an, und schon von der Geburt an sind wir damit beschäftigt, das Angenehme mit dem Unan-

[1]) Ausführlich findet sich dieser Satz dargestellt und bewiesen im Dialoge „Menon".



genehmen, das Helle mit dem Dunkeln, das Süße mit dem Bittern, das Warme mit dem Kalten u. s. w. zu vergleichen. Nun besteht aber zwischen den Dingen, welche zu den Vergleichungen dienen, und den Vergleichungen selbst ein Unterschied, denn die Dinge erscheinen uns je nach unserer Beschaffenheit, der Beschaffenheit der Dinge selbst und der begleitenden Umstände verschieden, der Begriff der Gleichheit oder der Ungleichheit aber ist immer derselbe. Der menschliche Verstand ist nicht fähig, die Gleichheit selbst als Ungleichheit aufzufassen. Wie mit diesem Begriff ist es aber auch mit den Begriffen der Ähnlichkeit, der Größe, der Gerechtigkeit, des Schönen, des Angenehmen und Unangenehmen, des Hellen und Dunkeln, des Süßen und Bittern, des Warmen und Kalten u. s. w. Wir könnten aber durchaus nichts erkennen, wenn wir nicht die Begriffe des zu Erkennenden schon in uns trügen. Indem wir also beschäftigt sind, die Dinge zu betrachten, zu vergleichen, zu unterscheiden, sind wir damit beschäftigt, vermittelst der uns innewohnenden Begriffe die Dinge zu behandeln. An den Dingen erwacht unser Bewußtsein der uns angeborenen Begriffe, und während wir kein Ding weder hell noch dunkel, weder kalt noch warm, noch sonst mit Eigenschaften behaftet finden könnten, wenn nicht die Begriffe selbst der Eigenschaften in uns vorhanden wären, lernen wir die Welt kennen durch die Erinnerung an die Ideen, welche die Seele vor der Geburt einsog — wie es denn auch in einem andern Dialoge, dem „Phaidros", hinsichtlich des Schönen heißt: Die Schönheit war damals leuchtend zu sehen, als wir im Gefolge des Zeus mit dem beglückenden Reigen eines seligen Anblickes genossen, indem wir sündlos und unberührt von den Übeln einer späteren Zeit in die seligste der Weihen eingeweiht wurden und fehllose, lautere, wandellose und beseligende Gesichte mit priesterlichem Auge schauten, denn damals waren wir noch rein und nicht eingekerkert in diesen Körper, wie wir das Ding nennen, welches wir jetzt, dem Schaltiere gleich angebunden, mit uns herumtragen.

Doch nicht allein aus dem Wesen des Lernens als einer Wiedererinnerung beweist Sokrates die Unsterblichkeit der Seele. Er sagt ferner: Wäre die Seele, wie die Materialisten sagen, eine Funktion des Körpers, gleichsam die Harmonie eines Musikinstruments, so müßte sie das, was sie ist, bei jedem Menschen im gleichen Maße sein. Ist sie Funktion, Harmonie, so ist sie bei dem einen in demselben Maße Funktion, Harmonie, wie beim andern. Eine harmonischere Harmonie, eine mehr oder weniger fungierende Funktion ist unlogisch. Dann müßten wir aber auch sagen, alle Menschen wären gleich und es gäbe unter ihnen keine geistigen, sittlichen Unterschiede. Oder als was wollten wir Tugend und Laster ansehen? Etwa die Tugend als etwas anderes als die Kraft, das Laster als etwas anderes als die Schwäche der Seele? Wollten wir also unlogisch sagen, die tugendhafte Seele sei eine mehr fungierende Funktion, die lasterhafte Seele eine unharmonische Harmonie? In Wahrheit ist die Tugend die Harmonie und rechte Funktion der Seele, das Laster Disharmonie und schlechte Funktion der Seele, unmöglich aber kann die Seele

selbst, da doch die Menschen verschieden an Tugend sind, Funktion, Harmonie sein. Auch kann eine Funktion sich nicht anders verhalten als dasjenige, dessen Funktion sie ist, eine Harmonie nicht in einer ihrem Instrumente entgegengesetzten Weise ertönen. Das aber ist das Charakteristische der Seele, daß sie dem Körper eine Herrscherin ist und seinen Leidenschaften die vernünftige Überlegung entgegensetzt.

Und ferner sagt Sokrates: Die gesamte Erscheinungswelt ist in beständigem Kreislauf begriffen, und auch die Begriffe haben das Eigentümliche, daß das Entgegengesetzte in zweifachem Umlauf kreist. Das Größere entsteht aus dem Kleineren, das Kleinere aus dem Größeren; ebenso das Schnellere und das Langsamere, das Wachsen und das Abnehmen, das Werden und Vergehen, das Wachen und das Schlafen, das Leben und das Sterben entstehen eines aus dem andern in zweifachem Umkreise. Bewegte sich die Welt nur in einer Richtung, sowohl hinsichtlich ihrer Erscheinung als hinsichtlich ihres Unsichtbaren, so müßte zuletzt alles in einen und denselben Zustand geraten, entweder in das unendlich Große oder in das unendlich Kleine, entweder in ein beständiges Vergehen oder in ein beständiges Werden. Mit derselben Notwendigkeit ist die Seele der doppelten Weltbewegung unterworfen; undenkbar ist es, daß die Natur auf dieser Seite hinken sollte. Da aus dem Lebendigen das Tote wird, muß notwendig aus dem Toten das Lebendige werden, und obwohl wir nur das Sterben des Menschen, nicht aber das Lebendigwerden des Toten sehen, so müssen wir uns doch mit dem Denkschluß begnügen und überzeugt sein, daß es ein Wiederaufleben giebt und daß Tote lebend werden, wie die Lebenden tot. Die Seele des Gestorbenen kann nicht im Tode zerstört werden, sondern sie muß vorhanden bleiben, um in dem Lebendigen wieder zurückzukehren. Diesen Kreislauf aber muß man recht verstehen, sagt Sokrates. Zwar wird aus dem Größeren das Kleinere, aus dem Lebenden das Tote, und umgekehrt; die Ursache der Bewegung aber ist das Unveränderliche. Nicht durch den Kopf z. B. oder nicht durch die Elle ist der größere Mensch größer als der kleinere, nicht durch die Zwei ist die Zehn mehr als die Acht. Sondern durch die Parusie der Größe ist das Große größer, durch die Parusie der Vielheit ist eine Zahl mehr als die andere. Die Größe selbst kann niemals Kleinheit, die Vielheit niemals Einheit sein, obwohl der Gegenstand oder die Zahl zugleich groß und klein sind, je nachdem man die Vergleichung anstellt. Was nun die Seele betrifft, sagt Sokrates, so giebt es bestimmte Wesenheiten, die so beschaffen sind, daß sie unaufhörlich mit bestimmten Ideen verbunden auftreten, obwohl sie im Kreislauf begriffen sind. Hinsichtlich dieser Wesenheiten nimmt nicht nur die Idee selbst für immer den ihr zukommenden Namen in Anspruch, sondern es wohnt ihnen, so lange sie die ihnen eigentümliche Form tragen, eine der Idee ähnliche Natur bei. Um ein Beispiel anzuführen: Das Eis ist hinsichtlich der Kälte so beschaffen, daß es ohne dieselbe nicht gedacht werden kann. So lange es Eis ist, ist es kalt, dringt die Wärme heran, so vergeht es. Ebenso ist das Feuer unlöslich mit der Idee der Wärme verbunden. Eine bestimmte

Zahlenreihe, die Eins, die Drei, die Fünf ꝛc. ist unauflöslich mit der Idee der Ungeradheit, die andere Hälfte der Zahlen ebenso mit der Idee der Geradheit verbunden. Gleichwohl ist das Eis nicht die Kälte, das Feuer nicht die Wärme, sind die ungeraden Zahlen nicht die Ungeradheit, die geraden Zahlen nicht die Geradheit. Diese Wesenheiten lassen die ihnen entgegengesetzten Wesenheiten ebenso wenig an sich herankommen, wie die Ideen selbst sich in die ihnen entgegengesetzten Ideen verwandeln lassen. Z. B. die Zweiheit kann nicht der Gegensatz der Dreiheit genannt werden, dennoch wird die Zwei niemals Drei werden, ohne selbst zu verschwinden, weil sie mit der Idee der Geradheit, die Drei aber mit der Idee der Ungeradheit verbunden ist. Also nicht nur die entgegengesetzten Ideen schließen die Umwandlung in ihr Gegenteil aus, sondern es giebt auch gewisse andere Wesenheiten, welche dem Eindringen der Gegensätze nicht standhalten, und zwar sind dies alle solche Begriffe, welche das, wovon sie Besitz nehmen, nicht nur zwingen, seine eigene Idee festzuhalten, sondern auch zwingen, immer ein Entgegengesetztes zu haben. Zum Beispiel: Dasjenige, wovon der Begriff der Drei Besitz nimmt, muß notwendig nicht nur Drei, sondern auch ungerade und der Geradheit entgegengesetzt sein. Zu diesem Etwas, was Drei und ungerade ist, kann niemals diejenige Idee kommen, welche der Form, die dies bewirkt, entgegengesetzt ist. Wenn ich also von einer ungeraden Zahl sage, daß sie Ungeradheit enthält, so habe ich Recht, aber ich habe auch Recht, wenn ich sage, daß sie Einheit enthält und daß sie niemals von der Zweiheit in Besitz genommen werden kann. Wenn ich von einem lebendigen Körper sage, er habe Leben, so habe ich Recht, aber ich habe auch Recht, wenn ich sage, daß er Seele enthält; denn die Seele ist in allem, wovon sie Besitz nimmt, in der Art wirksam, daß sie Leben mit sich bringt. Da nun dem Leben als Gegensatz der Tod entgegensteht, so kann die Seele das Entgegengesetzte von dem, was sie selbst immer bewirkt, nämlich den Tod, niemals an sich kommen lassen. Was aber den Tod niemals an sich kommen läßt, das nennen wir unsterblich. Unsterblich also ist die Seele. Wenn daher der Tod gegen den Menschen anrückt, so stirbt zwar, wie es scheint, das Sterbliche an ihm, das Unsterbliche aber entweicht und entfernt sich unversehrt.

Aus diesem Beweisgange des Sokrates-Platon, den wir in sehr gedrängter Kürze auszugsweise wiederzugeben versuchten, ergiebt sich vor allem die Unsterblichkeit der Seele, und es hat noch keinen Denker gegeben, der sich über den Platon geäußert und nicht diesen Beweisen zugestimmt, der nicht die Unsterblichkeit der Seele anerkannt hätte — nur ob Platon auch die individuelle Unsterblichkeit, im Gegensatz zu einer Unsterblichkeit der Seele als göttlichen Prinzips bei Auflösung des Individuums gelehrt habe, darüber sind unter scharfsinnigen Leuten Zweifel entstanden. Es ergiebt sich aus dem angeführten Gedankengange aber auch, daß von einem Dualismus Platons nicht die Rede sein kann, daß er Geist und Materie nicht als prinzipiell verschiedene Substanzen, geschweige denn als Gegensätze auffaßt, sondern die Einheit des Ganzen

lehrt. Diese beiden Gesichtspunkte, der der individuellen Unsterblichkeit und der der monistischen Weltanschauung, erweisen sich jedoch bei näherer Betrachtung als einer und derselbe; sie sind ebensowenig von einander zu trennen, wie die verschiedenen Seiten, unter welchen die platonische „Tugend" erscheint.

Hätte Platon wirklich, wie es den Anschein hatte, Seele und Körper als etwas prinzipiell Verschiedenes aufgefaßt, wäre sein Ausspruch von dem Kerker der Seele buchstäblich zu nehmen, so hätte er notwendigerweise, wie dies in einigen Religionen üblich und wie auch die neuesten Dogmatiker des Christentums thun, ein böses Prinzip im Gegensatz zu einem guten Prinzip annehmen müssen. Davon findet sich aber im Platon keine Spur, vielmehr hat nur die christliche Dogmatik durch diese Behauptung, indem sie ihre philosophischen Fundamente dem Streite zwischen Platon und Aristoteles entnahm, den ersteren Philosophen bei den Denkern gewissermaßen in Verruf gebracht. Ganz wie Leibnitz, welcher vom Bösen sagt: *causam habet non efficientem sed deficientem* und ferner: Le mal est comme les ténèbres, et non seulement l'ignorance, mais encore l'erreur et la malice consistent formellement dans une certaine espèce de privation; *bonum est causa integra* — ganz als Vorbild des großen deutschen Philosophen sieht Platon das Böse als eine geringere Tugend an. Denn Welt und Mensch haben bei Platon den metaphysischen Hintergrund, die metaphysische Grundlage. Die Zwei ist nicht Zwei durch Addition von Eins und Eins, auch nicht durch Division, indem Eins geteilt wird, sondern durch die Parusie der Zweiheit. Das Schöne ist nicht schön durch eine Linien oder Farben, sondern durch die Parusie der Schönheit. Der Mensch ist nicht gut durch seine guten Gedanken oder Handlungen, sondern durch die *παρουσία* des Guten, nämlich durch die Gottheit. Böse also könnte der Mensch, wenn das Böse *causam efficientem* hätte, wenn es etwas anderes als ein Mangel wäre, nur durch die Parusie des Bösen, das heißt durch einen bösen Gott, durch den persischen Ahriman im Gegensatz zu Ormuzd sein. Die Idee der Einheit läßt aber die Idee der Zweiheit nicht an sich kommen, die Einheit des Weltganzen läßt zwei Gottheiten nicht zu. Wie aber der Gott nur einer ist, so ist auch der Mensch nur einer. Durch die Parusie der Einheit ist er Mensch, eine Persönlichkeit, ein Individuum. Durch die Verschiedenheit der Persönlichkeiten, indem nämlich der eine gerecht, der andere ungerecht ist, stellt Platon schon den Begriff der Persönlichkeit fest, und durch seine Darstellung des Körpers gleichsam als Ausflusses der Seele, wie durch seine Erklärung des Bösen als eines Mangels an Tugend begründet er die monistische Weltanschauung.

Wenn wir also im „Phaidon" auf den scheinbaren Gegensatz von Seele und Leib stoßen, so müssen wir sagen, daß Platon hier nicht etwa prinzipiell das Gute in die Seele, das Böse aber in den Körper verlegt habe, sondern daß er hier nur wie anderswo von besseren und schlechteren, von edleren und unedleren Teilen der Seele redet, den Körper aber als den unedleren Teilen verwandter und ihnen näher stehend be-

trachtet. Aus der Seele stammt alles, und so entstammen auch die Begierden und Bedürfnisse des Leibes aus der Seele. In Gemäßheit eines Entwicklungsgesetzes, nach welchem die ohne Anfang schon vor der Menschengeburt existierende Seele für eine bestimmte Zeit mit dem irdischen Leibe beschwert, den sie jedoch selber hervorbringt und schafft, sichtbar einherwandelt und an den sichtbaren Dingen zum Bewußtsein der ihr zugehörigen Ideen kommt, zeigt sich der Leib als ein dem Unsichtbaren feindlicher Zustand der Seele, welcher überwunden werden muß, so daß die Seele sich gewissermaßen stählt im Kampfe mit dem Sichtbaren. Die Mäßigung, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit und die Vernünftigkeit, sagt Platon, sind selbst schon eine Art Reinigungszustand. Der Tod bringt die völlige Reinigung des Unsichtbaren von dem Sichtbaren, und zwar sind die Philosophen mit dem Sterben schon im Leben immer beschäftigt, indem sie den Leib zu gunsten der Weisheit vernachlässigen, die Nichtphilosophierenden aber haben den Eintritt des Todes selbst zu erwarten und erst die im natürlichen Sterben eintretende Trennung von Leib und Seele als Reinigung ihres Unsichtbaren von den sichtbaren Schlacken anzusehen. In diesem Sinne spricht Platon dann jenen vielumstrittenen Satz aus: Wenn die Seele befleckt und unrein vom Leibe sich trennt, indem sie immer mit dem Leibe verkehrte, ihn pflegte und liebte und von seinen Begierden und Lüsten berückt war, so daß ihr nichts anderes als seiend erschien, als eben das Leibartige, welches man tasten, sehen, trinken, essen und zur Wollust gebrauchen kann, dagegen sich gewöhnt hatte, das Unsichtbare, das Geistige, das der Philosophie Erkennbare zu fliehen, zu scheuen und zu hassen, so kann sie nicht unzerrissen, nicht völlig sich vom Körper trennen. Sie wird vielmehr, von dem Leibartigen durchtränkt, indem dasselbe sich durch die beständige Verbindung und die viele Liebe der Seele in dieselbe hineinbildete, als ganz verwachsen mit dem Körper vom Körper abscheiden. Etwas Belastendes, etwas Schweres, Erdartiges und Sichtbares ist das, was der Seele dann anhaftet, und dasselbe beschwert die Seele und zieht sie zu dem sichtbaren Orte hin, während sie Scheu trägt vor dem Unsichtbaren und dem Hades.[1]) Dann treibt die Seele sich, wie man sagt, an den Grabmälern und Gräbern umher, und man hat ja auch schon in deren Umgebung schattenhafte Seelengebilde gesehen, nämlich solche Gestalten, wie sie von eben diesen Seelen bewirkt werden, die sich nicht in reinem Zustande abgelöst haben, sondern noch am Sichtbaren festkleben. Eben deshalb ist es ja auch möglich, sie zu sehen.

Dieser Satz Platons gehört zu denjenigen im „Phaidon", welche geeignet und darauf berechnet sind, auch dem Nichtphilosophen schon wenigstens den Glauben an die individuelle Unsterblichkeit und an die erlösende Kraft der Tugend beizubringen. Als fernere derartige Sätze wollen wir anführen, daß Sokrates sagt, er werde gar bald dahin ge-

[1]) Hades ist nach der Etymologie Platons im „Kratylos" ἀεὶ εἰδώς, „der das Schöne immer weiß", der Gott, der mit den Menschen erst nach dem Tode verkehren mag, weil sie erst dann, ungehindert vom Leibe, nach Schönheit und Wahrheit trachten.

langen (es war unmittelbar vor seinem Gifttrunk), wo er werde inne werden, ob er in rechter Weise philosophiert und etwas erreicht habe im Leben. Ferner: Sokrates sagt, er glaube nach dem Tode zu ebenso weisen und guten Göttern zu kommen, wie die, welche ihm im Leben Gebieter gewesen seien; er sei der Hoffnung, daß es für die Gestorbenen noch etwas gebe, und zwar etwas viel Besseres für die Guten als für die Schlechten. Ferner: Wenn der Tod eine Lostrennung von allem wäre, so wäre es ja für die Schlechten ein rechter Glücksfall, wenn sie, gestorben, zugleich mit dem Leibe auch ihre Schlechtigkeit los würden. Da die Seele aber den Tod überdauert, kann es für die Schlechten keine Rettung vor der Schlechtigkeit geben, als ihre Besserung zur Vernünftigkeit. Denn kein anderes Gut als ihre Tugend begleitet die Seele in den Hades. Die Seele des Philosophen geht gerne dorthin, diejenige aber, welche am Leibe haftet, ungern und erst nachdem sie sich unstät um den sichtbaren Ort umhergetrieben hat. Im Hades aber wird sie, die unreine Seele, geflohen und gemieden werden und sie irrt in Hilflosigkeit umher, bis gewisse Zeiten verstrichen sind, nach denen sie den ihr gebührenden Wohnort erhält. Die reine dagegen erhält Götter zu Genossen und es bewohnt eine jede den ihr angemessenen Ort.

Derartige Sätze stehen, wie gesagt, für den Nichtphilosophen da, welcher die individuelle Unsterblichkeit nicht als aus der Parusie der Einheit hervorgehend erkennt und die monistische Auffassung Platons aus seiner Ideenlehre nicht herauszulesen versteht. Diese Sätze bekräftigen gleichwohl auch dem Philosophen die ihm gewordene begriffsmäßige Überzeugung und fügen das Bild den Begriffen hinzu. Wir sehen, zusammenfassend, daß Platon die individuelle Unsterblichkeit lehrt, daß er jedoch keine bestimmte Schilderung von dem Zustande der Seelen nach dem Tode giebt. Er sagt, daß das Schicksal der Gestorbenen ein verschiedenes sei, daß er jedoch nicht bestimmt behaupten wolle, es verhalte sich damit genau so, wie er es darstelle. Nur daß es ähnlich so sei, wie er sage, daß nämlich die Guten ein gutes Los, die Schlechten ein weniger gutes treffe, das wolle er mit Bestimmtheit behaupten.

Ziehen wir nun aber andere Dialoge heran, den „Phaidros" zumal, die „Gesetze", den „Staat" u. a., so werden wir deutlicher sehen und erkennen, daß, wie oben erwähnt, eine geheim gehaltene Weisheit noch hinter dem offen Ausgesprochenen steht und sich hier in mythischen Darstellungen, dort wieder in Andeutungen dem Kundigeren offenbart. Keineswegs können wir aber dem Platon zutrauen, er habe irgendwo als theologischer Dogmatiker, zur Unterstützung der in Griechenland herrschenden Religion oder überhaupt irgend einer Religion, gesprochen. Denn im Gegenteil hielt er alle Religionslehren, wie wir dies namentlich im „Euthyphron" erkennen, für die Ursache der größten Übel, nämlich für jene doppelte Unwissenheit, welche in der Einbildung besteht, eine vollkommene Kenntnis von Dingen zu besitzen, die man gar nicht kennt. Was er über den Gottesdienst anordnet, das ist lediglich ein Teil der für die Staatsordnung für notwendig erachteten Gesetze, welche ja nur, wie er selbst

sagt, in Ermangelung besserer Einrichtungen für einen besseren Zustand der menschlichen Gesellschaft gegeben worden sind. Besinnen wir uns darauf, daß der Held der platonischen Dialoge, Sokrates, von den Schriftgelehrten und Pharisäern Athens wegen Gottlosigkeit zu Tode gebracht worden war, und sagen wir, daß Platon wohl den Bestand der Religion zugeben konnte, insofern dieselbe dem gedankenlosen Volke heilsame Wahrheiten, die es nicht begreifen konnte, aufzwang, daß es aber unter seiner philosophischen Würde war, selbst heilsame Lügen zu schmieden, die als Bausteine in einem Religionsgebäude hätten dienen sollen.

Im „Phaidros" sagt Platon, wiederum das Individuelle der Unsterblichkeit betonend: Eine jede Seele ist unsterblich, denn das stets Bewegte ist unsterblich. Was von einem andern bewegt wird, das ist auch mit dem Aufhören der Bewegung dem Aufhören des Lebens unterworfen. Das sich selbst Bewegende allein, sofern es nie sich selbst verläßt, hört nie auf, bewegt zu sein und ist auch für das Körperliche, welches bewegt wird, Quelle und Anfang der Bewegung, während es selber ohne Anfang, während es ungeworden ist. In einem Gleichnis aber will ich die Beschaffenheit der Seele erörtern. Sie möge der zusammengewachsenen Kraft eines gefiederten Gespannes und seines Wagenlenkers gleichen. Und zwar sind der Götter Rosse und Wagenlenker vollkommen, die der Menschen aber von gemischter Art, indem das eine der Rosse edel, das andere aber unedler Rasse ist. Eine Seele, welche noch in vollkommener Weihe und befiedert ist, wandelt in der Höhe und durchwebt das Weltall, wenn sie aber das Gefieder von sich läßt, wird sie fortgetrieben, bis sie etwas Festes erfaßt, und dann erscheint sie, in einen irdischen Leib gekleidet, als Ganzes genommen unter dem Namen einer Lebensform, welche die Bezeichnung „sterblich" erhält, da Leib und Seele zusammengefügt sind, die Bezeichnung „unsterblich" aber in Gemäßheit einer Vorstellung, die wir uns bilden, wo der rechte Vernunftbegriff uns angesichts des unbegreiflichen Göttlichen fehlt. Mit dem Verlust des Gefieders aber steht es so: seine Kraft ist, das Schwere nach oben zu führen und es dahin zu tragen, wo die Götter wohnen. Göttlicher Art ist das Schöne, das Weise, das Gute. Hieran nährt sich der Seele Gefieder, vom Häßlichen und Bösen aber schwindet und vergeht es. Im Gefolge der Götter nun, denen Zeus den geflügelten Wagen als erster vorantreibt, umzieht die Seele das All. Doch steilrecht führt der Weg hinan zur höchsten himmlischen Wölbung. Die Götterwagen fahren nun zwar leicht dahin, die andern aber mühsam. Denn das unedle Roß im Doppelgespann beugt sich und drückt zur Erde hinab und bereitet der Seele große Mühe. Die Fahrt der Götter geht durch das Gebiet des wahrhaft Seienden, der Gerechtigkeit an sich, der Besonnenheit an sich, der wahren Wissenschaft, nämlich derjenigen, welcher kein Werden zukommt und welche nicht je nach dem Wechsel der Gegenstände eine andere ist, sondern welche am farblosen, gestaltlosen, unberührbaren Sein haftet. Die Fahrt der andern Seelen aber hat verschiedenes Glück. Einige folgen rüstig ihrem Gotte und erhalten, obwohl verwirrt und mühsam, einen Schimmer des Seienden,

die Menge aber drängt und tritt sich, mancher verliert das Gefieder, Verwirrung, Wetteifer und Kampfschweiß giebt es im höchsten Maße und schließlich bleiben alle diese, ohne zum Anblick des Seienden zu gelangen, im Gebiet des Glaubens. Welche Seele nun ihr Gefieder verloren hat, die kann vor Ablauf von zehntausend Jahren nicht wieder befiedert werden und also nicht eher an den Ort, woher sie kam, zurückkehren. Nur die wahren Philosophen, wenn sie dreimal nach einander als Philosophen gelebt haben, kehren schon im dreitausendsten Jahre mit neuem Gefieder dorthin zurück, wo sie im Gefolge der Götter nach dem Gebiet des Seienden streben dürfen. Zu erkennen aber ist eine solche bevorzugte Seele im irdischen Leben an der Begeisterung, welche das Volk für Wahnsinn hält, indem der Begeisterte das Irdische vernachlässigt. Denn eine solche Seele wird, wenn sie auf Erden etwas Schönes und Großes erblickt, aufgeregt, indem sie sich des wahrhaft Seienden erinnert, welches sie einstmals schaute und wovon die Größe und Schönheit auf Erden nur ein Abglanz ist. Dann juckt und brennt das in der Erinnerung neu keimende Gefieder und als wahnsinnig erscheint der göttlich Begeisterte der Menge.

Suchen wir den Inhalt dieses Mythos zu ergründen, so finden wir wieder die Verschiedenheit der Seelen hervorgehoben, welche ein Beweis für die Individualität derselben ist, dann aber die Lehre von dem wiederholten Erscheinen einer und derselben Seele in körperlicher, irdischer Gestalt, welche sogar bis zur Angabe bestimmter Zeitmaße geht. Die unedleren Teile oder Triebe der Seele, dargestellt durch das schlechtere Roß, sollen im Laufe der Wiedergeburten und durch Zustände höherer Art als Schlacken abgestreift werden, und das Edle der Seele soll dem Gebiet des Seienden immer mehr sich zu nähern befähigt werden. Woran auch im einzelnen irdischen Leben die bevorzugte Seele zu erkennen sei, sagt Platon hier, indem er von dem göttlichen Wahnsinn spricht, des weitern aber auch im „Gastmahl", indem er die Diotima folgendes sagen läßt: Wer auf dem rechten Wege wandelt, als ein Gottgeliebter, der mag in seiner Jugend wohl einen bestimmten schönen Körper lieben und diesem gegenüber sich in edlen Reden fruchtbar erweisen, dann aber muß er inne werden, daß die Schönheit in allen Körpern verschwestert erscheint und doch nur ein und dieselbe als Idee ist. Er muß also alle schönen Körper lieben und in seiner Glut für ein einzelnes Menschenwesen nachlassen. Alsdann muß er aber die geistige Schönheit als der leiblichen überlegen erkennen, und er wird alsdann die liebenswürdige Seele aufsuchen, um mit ihr veredelnde Unterhaltung zu pflegen. Diese Reife der Erkenntnis führt ihn aber dahin, daß er das Schöne in den Bestrebungen, Sitten und Gesetzen betrachtet und einsieht, daß dies alles verwandt ist. Von den Bestrebungen aber wird er notwendig zu den Wissenschaften geführt werden, und alsdann erblickt er bereits das Schöne in seiner Fülle und hört auf, sklavischen Sinnes eine einzelne Menschenseele oder eine einzelne schöne Bestrebung zu lieben. Auf die hohe See des Schönen hinaussteuernd und es mit einem zusammenfassenden Blicke überschlagend wird er fruchtbar werden in herrlichen Gedanken und Worten. Hierdurch gekräftigt

und bereichert, wird er sodann alle Kraft zusammenfassen in einer Erkenntnis, welche auf ein Schönes von wunderbarer Art gerichtet ist, das sich plötzlich ihm zeigt. Dasselbe ist ein beständig Seiendes, das weder wird noch vergeht, weder zunimmt noch abnimmt, nicht von einer Seite schön, von der andern aber unschön, auch nicht der Zeit oder dem Vergleich oder der Meinung nach, sondern absolut schön ist. Auch nicht mit einer Gestalt bekleidet, noch als Rede oder Erkenntnis, noch überhaupt als etwas, was an einem andern ist, weder am Individuum, noch auf der Erde, noch im Weltraum, sondern als rein in sich und für sich und ewig sich selber gleich wird es sich zeigen. Auf diesem Höhepunkte angelangt, hat allein das Menschenleben wahrhaften Wert.

Ist nun wohl anzunehmen, so fragen wir ganz abgesehen von begriffsmäßigen Definitionen, daß Platon einer Seele, wie der hier geschilderten, welche zum Erschauen der Gottheit, dem Anblick der Idee des Schönen und Guten gelangen kann, die individuelle Unsterblichkeit absprechen sollte? Übernimmt nicht die Gottheit, durch deren *παρουσία* die Menschenseele das Göttliche erblickt, eine Verpflichtung gegenüber der Persönlichkeit? Die Gottheit, so sagt Platon im zehnten Buche der „Gesetze", setzt die Seelen, wie ein Bretspieler die Steine, immer an den für sie geeigneten Platz, so daß die, welche sich veredelt hat, ihren bisherigen Aufenthalt mit einem besseren, die, welche sich verschlechtert hat, mit einem schlimmeren vertauscht. Die Vollkommenheit der Gottheit aber läßt nicht daran zweifeln, daß sie für das Kleine ebendieselbe Sorgfalt trage, wie für das Große. Und ferner sagt Platon im elften Buche der „Gesetze", wo er von der Vormundschaft handelt, die Seelen der Verstorbenen behielten auch nach dem Tode noch die Fähigkeit, um die menschlichen Angelegenheiten sich zu bekümmern. Der Beweis für diesen Satz, so wahr er auch sei, würde zu weit führen, es sei jedoch Pflicht, dies teils auf das Zeugnis so vieler und alter Sagen, teils auf das Zeugnis des Gesetzgebers zu glauben, und wer das nicht wollte, müßte ganz und gar seinen Verstand verloren haben. Im „Staat", wo die Seele als ein hauptsächlich aus drei Bestandteilen, dem vernünftigen, dem auf Ehre gerichteten und dem vielfältig erscheinenden tierischen Teile, bestehendes Wesen geschildert und demgemäß der Staat ebenso dreifach aufgefaßt wird, redet Platon von der Seele ganz ebenso und fast mit denselben Worten, wie nach ihm Christus, welcher sagt: was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Denn Platon führt aus, daß Glück und Unglück gleicherweise wie die Beschäftigung mit dem Erwerb von Reichtum und Ehren und die Hingabe an Feigheit, Trägheit und alle Begierden die Seele schwäche und erniedrige, indem dieselbe bei dem irdischen Trachten und Erdulden vergäße, was das Wichtige sei, nämlich das Seiende, die Gottheit. Solcherweise nehme die Seele, welche doch das Ewige gegenüber der irdischen Vergänglichkeit sei, ab und erleide einen Schaden, gegen welchen aller irdische Gewinn nicht zu rechnen sei. Es heißt im zehnten Buche des „Staates" (S. 612 f.): Es bleibt niemand vor der Gottheit hinsichtlich

seines Charakters verborgen und der Schein der Gerechtigkeit, der dem Ungerechten, wie der Schein der Ungerechtigkeit, der dem Gerechten anhaftet, vermag nicht die hohe Macht zu täuschen, welche die aus dem inneren reinen Sinn und Wesen entspringenden geistigen Güter verteilt. Denn im Geist und in der Wahrheit sind die Seelen dem Gotte zu eigen. Wir müssen hinsichtlich des Gottgeliebten, des Gerechten, zugeben, daß alle ihm von Gottes Hand kommenden Schickungen ihm immer zum besten dienen. Bei dem gerechten Manne ist anzunehmen, daß auch Armut, Krankheit und jedes andere scheinbare Übel ihm endlich zum Guten ausschlagen werden, in diesem Leben oder im andern Leben nach dem Tode. Denn von der Gottheit wird nun einmal derjenige nicht verlassen, der sich eifrig bemüht, gerecht und durch Tugend dem Gotte ähnlich zu werden, so weit ein Mensch überhaupt gottähnlich werden kann. Ganz unzugänglich dem gesunden Menschenverstande und vollkommen rätselhaft dagegen erscheint die eingehendste und ganz ohne Bilder rein mathematisch und dialektisch gehaltene Darstellung der Seele im „Timaios". Hier operiert Platon mit Zahlen, und wir verstehen seine Operationen nicht. Es liegt die Vermutung nahe, Platon habe als Mitglied eines Geheimbundes von Theosophen hier in Formeln geredet, welche nur für die Eingeweihten verständlich waren. Und zwar ist die Annahme erlaubt, Platon habe einem Bunde angehört, der von Indien ausgegangen sei und sich über Ägypten verbreitet habe. Hierauf weisen die vielfachen Übereinstimmungen der Platonischen Philosophie mit indischer Weisheit und Platons langjähriger Aufenthalt unter den ägyptischen Priestern hin. Nur soviel ist aus „Timaios" deutlich zu erkennen, daß der Mensch gegenüber dem Weltganzen als Mikrokosmos gegenüber dem Makrokosmos aufgefaßt wird, daß der Mensch als Abbild des Weltganzen erscheint. Und dies führt uns auf die so sehr verschieden aufgefaßte und gemeiniglich durchaus mißverstandene Ideenlehre Platons.

Die griechische Volksreligion zeigte sich als Polytheismus. Angesichts des Entstehens und Vergehens, des Sonnenlichts und Gewitters, der Gesundheit und Krankheit, des Glückes der Liebe und des Unglücks des Krieges, kurz angesichts der verschiedenen Arten und Formen von Gut und Böse gestaltete sich der Glaube an eine Vielheit übermächtiger Wesen, die das Böse und das Gute als ihre verschiedenen Gebiete beherrschten und den Menschen daraus mitteilten. Unter Zeus, dem Vater der Götter und Menschen, lenkten Phöbus Apollo, Athene, Ares und andere Götter die Geschicke der Menschen und die Musen als Vertreterinnen der Musik, Malerei, der Dichtkunst und anderer Künste, die Nymphen und Dryaden als die dem Wasser und der Pflanzenwelt innewohnenden Gottheiten beschäftigen sich mit der Sorge um das Schöne und Gute, das Schreckliche und Verderbliche. Alle diese Gottheiten waren verkörperte Eigenschaften und bildeten die Gliederung der großen feindlichen Begriffe von Gut und Böse, die auch heute noch im Christentume unvermittelt einander gegenüberstehen und ihre Gliederung und Personifikation haben.

Dem philosophischen Blicke aber erscheint die Vielfältigkeit der Gottheit als die Verkleidung der Thatsache der Vielfältigkeit des menschlichen Charakters. Der Mensch besitzt vom Zeus die Weisheit, vom Phöbus das Sehvermögen, von der Athene die Fähigkeit der Bildung, vom Ares die Kampflust, vom Eros die Liebe u. s. w., während er die Götter selbst ja nicht kennt. Das Böse und das Gute erscheinen darnach als ein Vielfältiges, welches durch die besondere Charakterart gegliedert wird, und schwierig bleibt noch der Gegensatz von einander feindlichen Mächten innerhalb einer und derselben Person, innerhalb des Mikrokosmos wie des Makrokosmos. Hierüber sagt Platon im „Parmenides", indem Sokrates mit den Eleaten Dialektik treibt: Wenn ihr sagt, daß die Gottheit nur Eins ist, so stimme ich euch zu. Als Vielheit würde Gott sich selbst sowohl gleich als ungleich sein, sich also von sich selbst unterscheiden, was unmöglich zu denken ist. Daran ist aber auch nichts zu verwundern, sondern die Einheit Gottes liegt auf der Hand. Zu verwundern ist aber, daß verschiedene Begriffe, welche unversönlich einander gegenüberstehen, innerhalb des All-Einen zu finden sind. Ihr sagt freilich, daß ja auch der Mensch diese mit einander streitenden Begriffe in sich trägt, indem er in einer Hinsicht Ähnlichkeit, in anderer Hinsicht Unähnlichkeit besitzt, wie er auch zugleich Einheit und Vielheit in sich trägt. Einer bin ich unter der Menge, vieles bin ich, weil ich eine rechte und linke Seite u. s. w. habe. Aber was ich sagen will, ist noch etwas anderes. Alles, was ähnlich ist, ist insofern und in dem Grade ähnlich, als es an der Ähnlichkeit selbst, an der Idee der Ähnlichkeit, teil hat. Durch die Parusie der Ähnlichkeit ist das Ähnliche ähnlich. Und so ist es auch mit dem Gleichen, dem Schönen und allem derartigen. Nun kann ja der Mensch ganz gewiß, sowie jedes Ding, zugleich an allen möglichen Ideen teil haben. Alle Dinge sind zugleich klein und groß, gleich und ungleich u. s. w. Aber es ist ein Unterschied zu machen zwischen den Dingen und den Ideen. Die Dinge sind vielseitig und können an entgegengesetzten Ideen teilhaben, die Ideen aber bleiben immer dieselben und haben nur an sich selbst teil. Wir müssen daher die Ideen von den Dingen absondern und jedes für sich betrachten. Was mich nun, wie gesagt, in Verwunderung setzt, ist das, daß die Ideen, obwohl für immer geschieden, doch in der Gottheit vereinigt sind. Hierauf antwortet Parmenides: Wenn ich dich recht verstanden habe, so nimmst du also eine für sich bestehende Idee des Gerechten, des Schönen, des Guten u. s. w. an, und ebenso Ideen von allem anderen, welche gesondert von dem sinnlich Wahrnehmbaren sind. Zum Beispiel eine Idee des Menschen würdest du annehmen, welcher etwas anderes ist, als irgend ein wirklich lebender Mensch, eine Idee des Feuers, des Wassers und aller Dinge. In deinen Gedanken entsteht eine Ideenwelt, und diese nennst du Gott, während du die sinnlich wahrnehmbare Welt nur insofern benennen willst, als sie an der Ideenwelt teil hat. Doch habe ich meine Bedenken hinsichtlich deiner Ansicht. Als solche Bedenken führt er dann an, daß erstens, wenn alles an den Ideen teil habe, jedes auch an der ganzen Welt teil haben müsse. Wenn jemand

mutig sei, insofern er an der Idee des Mutes teil habe, so müßte die Idee des Mutes, da ja alle Menschen und auch die Tiere in größerem oder geringerem Maße mutig seien, in allen Erscheinungen ganz auftreten, also in unzählige Vielheiten aufgelöst werden. Zweitens würde beim Vergleich der Dinge mit den Ideen die Parusie eines Dritten erforderlich sein, in welchem die Vergleichung geschähe, und das Fortschreiten der Untersuchung würde unermeßliche Vielheiten erzeugen. Drittens müßte die größte Schwierigkeit erst aus der Unmöglichkeit der Erkennbarkeit der Ideen entstehen. Denn es habe den Anschein, als ob die Ideen infolge der ihnen zuerteilten Beschaffenheit sich nicht bei uns befinden könnten, weil dadurch ihr Fürsichbestehen aufhören würde, und als ob auch diejenigen Ideen, welche ihre Beschaffenheit nur in Wechselbeziehung unter einander hätten, ihre Natur nur untereinander, aber nicht in Bezug auf ihre Abbilder, die Dinge geltend machen würden. So wenig also die Gottheit vom Menschen erkannt werden könne, so wenig könne der Mensch von der Gottheit erkannt werden.

Parmenides durchläuft in seinen Einwendungen die Entwicklung des Denkens, wie es zu unserer Zeit von Spinoza durch Locke bis zu Kant vor sich ging. Gleich Spinoza hält er das Denken und die Ausdehnung für die beiden vom Menschen denkbaren Eigenschaften Gottes und will Gott von der Welt nicht trennen, erinnert wie Locke daran, daß die menschliche Erkenntnis sich nur auf unsere Wirklichkeit und Wahrheit beziehe, und geht über Kant hinaus, indem er nicht nur die Erkennbarkeit Gottes von seiten des Menschen, sondern auch die Erkennbarkeit des Menschen von seiten Gottes leugnet. Gleichwohl schließt er mit dem Satze, daß überhaupt jede ernste Philosophie unmöglich sei, wenn man die Ideenlehre verwerfe. Wollen wir es nun versuchen, mit schwachen Kräften diesen überaus schwierigen und erhabenen Gegenstand, die Platonische Ideenlehre, zwar nicht zu erklären, aber doch der Anschauung ein wenig näher zu rücken, so geben wir folgende Darstellung:

Das Weltall, dessen Seele, dessen bewegendes Prinzip die ideale Tugend ist, wird von einer Fülle von Kräften durchwebt, welche wir in ihren Wirkungen mit den Sinnen, in ihrer Ursächlichkeit aber mit der Vernunft erkennen. In den Pflanzen, in den Tieren, in den Menschen, in den Gestirnen, in allen Lebensformen zeigen sich jene bewegenden Kräfte und diese Lebensformen sind gleichsam die Verknüpfungen der durch das All laufenden Fäden. Es ballen sich die vielfältigen Strömungen an unzähligen Punkten zusammen, um Lebensformen zu bilden, und diese Lebensformen enthalten die Essenz der vielfältigen Strömungen. Da jedoch die bewegenden Kräfte nicht allein unendlich an Zahl, sondern auch verschiedenartig und einander entgegengesetzt erscheinen, sobald sie sich in dem Erkennbaren kundgeben, so bilden sie individuelle Verknüpfungen, bilden Persönlichkeiten. Das heißt, es sind nicht alle Pflanzen einander gleich, nicht alle Tiere, nicht alle Menschen, nicht alle Gestirne, sondern, je nachdem diese oder jene treibende Kraft überwiegt, tritt die Persönlichkeit golden, silbern, eisern oder ehern in das Leben. Der Art nach am

vornehmsten gehen Gestirne aus der Schöpfung, aus dem Werdenden hervor, denn in sich selbst vollkommen, bedürfnislos, göttlich, ziehen sie ohne Füße oder Schwingen den Weg am Himmel, welchen die ewige Vernunft vorschreibt. Das Menschengeschlecht kommt darnach, es besteht von Ewigkeit zu Ewigkeit, ist jedoch in der Fortentwickelung begriffen und steigt in Wiedergeburten zur Vollkommenheit erst auf. Obschon es von allen bewegenden Kräften durchströmt wird und ein jedes Individuum das Abbild des Weltganzen ist, so sind doch die goldenen Drähte nur in wenigen bevorzugten Persönlichkeiten des jetzt auf Erden wandelnden Geschlechts stark, und die Menge haftet trübe und schwer im Gebiet des Glaubens. Die bewegenden Kräfte jedoch erziehen gesetzmäßig, lassen die Seelen immer wieder in zweckmäßiger Weise dort aufleben, wo ihr rechter Platz, der ihrer Beschaffenheit angemessene, ist. Diese bewegenden Kräfte — Ideen, insofern sie die verschiedenartig aufleuchtenden Facetten des sich selbst gleichen Krystalls der göttlichen Tugend sind — ziehen die von ihnen erfüllten Mikrokosmen, die menschlichen Seelen, empor in das Gebiet des Seienden, indem sie in immer erneuten Verkörperungen deren Reinigung von unedleren Seelenteilen bewirken.

Von Gut und Böse im Sinne des modernen Christentums — das Christentum möchte wohl ursprünglich weit mehr Ähnlichkeit mit dem Platonismus gehabt haben, als jetzt — ist demnach in der Platonischen Philosophie überhaupt nicht die Rede, sondern es giebt nur eine Entwicklung des weniger Vollkommenen zur Höhe der Vollkommenheit. Zu diesem Schlusse führen uns notwendigerweise Platons dialektische Lehren, seine Begriffsbestimmungen, welche wir in der Kürze noch einmal zusammenfassen wollen.

1. Ein jeder Mensch will stets das Gute und thut das Böse nur unfreiwillig. 2. Das Gute für den Menschen ist die Tugend, und die menschliche Tugend ist die vollkommene Beschaffenheit des Menschen. 3. Die Tugend des Menschen ist Tugend durch die Parusie der göttlichen Tugend; vollkommen ist nur diese, die menschliche aber nicht. 4. Der Mensch ist Eins, wie der Gott Eins ist, sein Leib ist die Erscheinung seiner Seele, wie die sichtbare Welt die Erscheinung der Gottheit ist. 5. Die Seele des Menschen ist ohne Anfang und sie kehrt, je nach ihrer größeren oder geringeren Vollkommenheit in bestimmten Zeiträumen in menschlichen Körpern auf Erden wieder, während ihr in den Zwischenräumen der Anblick des Seienden, der idealen Tugend, vergönnt wird. 6. Das menschliche Bewußtsein ist ein Zustand der Erinnerung an das Seiende und wird geweckt durch den Anblick der Erscheinungen im Himmel (Gestirne) und auf Erden, die ein Spiegelbild des Seienden sind. 7. Die Gottheit vernachlässigt und versäumt nichts, sie sorgt für das Kleine wie für das Große und bringt die Seelen der Menschen immer an den für sie geeigneten Platz.

Anders jedoch, als in solcher Allgemeinheit, über Platons Philosophie zu reden, ist unmöglich für jeden, der nicht mit Sehergabe ausgerüstet seine Schriften liest. Denn die wichtigsten und entscheidenden Stellen sind stets nur den „Bacchen" verständlich gewesen; sie bilden offenbar eine Geheimlehre.



Ein Kapitel aus der Trieblehre.

Von

Julius Duboc.

III. Moralität und Sittlichkeit. — Das Gewissen.

Der Eudämonismus scheint zu scheitern an dem Konflikt mit dem Rechts-Bewußtsein und die gewichtigsten und wesentlichsten Argumente, welche gegen ihn und seine Folgerungen aufgeboten worden sind, namentlich von Kant, wurden stets auf dieser Grundlage auferbaut. Das Seinsollende ist anscheinend nicht in ihm unterzubringen. Recht kann doch nur Eins sein — eben das Rechte. Triebe und Gelüste giebt es mancherlei, ja nicht allein mancherlei, sondern ganz abweichende und sich widersprechende. Was den einen reizt, läßt den andern kalt, was diesen antreibt, läßt jenen unbewegt, was diesem daher durch die Erfüllung des Triebes Lust verursacht, trägt jenem, bei dem sich der Trieb nicht darauf richtet, keine ein. Jeder, meint Kant, hat eben seine individuelle Glückseligkeit. Wie soll ich bei dieser Sachlage und bei der Annahme, daß der Mensch nichts anderes thun kann, als seinen Trieben, d. h. also dem jeweilig stärksten seiner Triebe, folgen und das größtmöglichste Maß von Lust realisieren, dazu gelangen, irgend ein Sollen zu konstruieren, irgend etwas als allgemein-gültiges Grundgesetz auszusprechen, da der Boden des Allgemeinen, aus dem es hervorwachsen müßte, von vornherein preisgegeben zu sein scheint. Kann ich aber kein allgemein-gültiges Grundgesetz formulieren und aussprechen, so ist es unmöglich, den Begriff der Sittlichkeit zu bestimmen, bezw. auch nur zu fassen. Und das ist es nun, woran Kant anknüpfte, der ja aufs stärkste betonte, daß die Freiheit einer wirkenden Ursache ihrer Möglichkeit nach keineswegs eingesehen, noch aus Erfahrungsgrundsätzen abgeleitet werden könne, ebensowenig wie je zu verstehen sei, daß die Vernunft ein Vermögen besitzen solle, „durch die bloße Idee die Willkür zu bestimmen, ohne daß es doch sichtbar eine Triebfeder bei sich führt", der aber doch das nicht Einzusehende und Abzuleitende gleichwohl als Thatsache behauptete, weil wir durch das moralische Gesetz, welches sonst preisgegeben erscheint, berechtigt würden, es anzunehmen oder vorauszusetzen.

Das Allgemeingültige ist es also, welches bei den Behauptungen des Eudämonismus in Wegfall zu kommen scheint, und die dadurch entstandene Lücke, d. h., daß alles Thun auf das zufällige Mischungs- und damit Triebverhältnis des Individuums zurückgeworfen erscheint, daß sich für das Individuum keine Regel und kein Gesetz aufstellen läßt, ist es, die ihm als schwerer moralischer Schaden angerechnet wird, als ein so schwerer, daß daraus wieder die Berechtigung und die Geneigtheit entsteht, die entgegengesetzte Annahme, obgleich sie sich nicht einsehen läßt, zu Grunde zu legen. Denn mit dem Wegfall eines Allgemeingültigen verbindet sich notwendiger- und berechtigterweise die Vorstellung individueller Willkür und allgemeiner Zuchtlosigkeit, d. h. der Anarchie. Es handelt sich demnach zunächst um die Frage, ob sich eine Verhältnisbeziehung aufweisen und darthun läßt, die, verträglich mit der Grundannahme, daß der Mensch als Triebwerk in dem mehrfach dargelegten Sinne zu betrachten ist und demnach auch der eudämonistischen Konsequenz, dem absoluten Luststreben unterliegt, ein Allgemeingültiges innerhalb dieses Schemas darstellt, und ob dieses Allgemeingültige zu einem sittlichen Prinzip erhoben werden kann oder, richtiger gesagt, dasselbe in sich trägt? Woran sich denn gleich die zweite Frage knüpft: was als sittlich verstanden werden soll und darf? Beide Fragen sind so eng aneinander gerückt und hängen so genau zusammen, daß sie sich nur miteinander und durcheinander beantworten lassen, soweit sie überhaupt zu beantworten sind.

Kant hat einmal, gegen Garve gewendet, der vom Standpunkt der älteren eudämonistischen Theorien dessen Morallehre angegriffen hatte, abwehrend bemerkt, daß der Begriff der Pflicht in seiner ganzen Reinigkeit nicht allein ohne allen Vergleich einfacher, klarer für jedermann, zum praktischen Gebrauch faßlicher und natürlicher sei, als jedes von der Glückseligkeit hergenommene oder damit und mit der Rücksicht auf sie vermengte Motiv, welches jederzeit viel Kunst und Überlegung erfordere. Er hatte vollkommen Recht mit dieser Bemerkung. Die resolute, gewissermaßen militärische Kürze des kategorischen Pflicht-Imperativs, gestützt auf den Gewissensvorgang und ein zwar unfaßbares, aber sich uns innerlich (wie es den meisten vorkommt) unmittelbar beweisendes Vermögen, ist unendlich populärer und hat viel mehr Scheinbarkeit für sich, als die komplizierte Deduktion aus dem an sich so einfachen, aber im Fortgang sich immer mehr verwickelnden Thatbestand einer Trieblehre. Ich kann auch hier nur darauf ausgehen, in dem mir zugemessenen Raum einige Hauptpunkte thunlichst klar zu stellen. Vielleicht, daß ich bei einem späteren Anlaß Gelegenheit finde, den Umriß-Entwurf mehr im einzelnen auszuführen und die von Kant verlangte „Kunst und Überlegung“ eingehender auf die Detailfragen anzuwenden, auf die es mir hier zunächst nicht ankommen darf.

Der zunächst zu erledigende Hauptpunkt ist die Unterlage für die Bestimmung der Sittlichkeit. Deckt sich (wie gemeinhin angenommen wird) der Begriff der Pflichterfüllung, d. h. der Erfüllung des erkannten Rechten, der Befolgung des Sittengesetzes, u. s. w. wirklich mit Tugend resp. Sitt-

lichkeit? Realisiert derjenige das sittliche Ideal, welcher streng nach dem Pflichtgebot, wie er es versteht, und also nach der Stimme seines Gewissens lebt, der Kants Kriterium für die moralische Handlung: handle nach einer Maxime, die zugleich als allgemeines Gesetz gelten kann, strikte befolgt? Dann muß zugegeben werden, daß das sittliche Ideal die allseitige menschliche Vollendung nicht notwendigerweise in sich trägt, von derselben also noch zu unterscheiden ist und dem Anspruch, das Höchste auszusprechen, nicht genügt und genügen kann. Selbst die strengste und gewissenhafteste, ganz im Sinne der Kantschen Pflichtenlehre als Vernunftgebot aufgefaßte und ausgeübte Pflichterfüllung beweist und bewährt nicht den Mann von Herz. Jemand kann allen Geboten der Barmherzigkeit genügen, ohne barmherzig zu empfinden, dem Nächsten beispringen, ohne daran die Freude des Mitleidigen zu haben, sich uneigennützig um Staat und Gemeinde und Familie bemühen, ohne gleichwohl innerlich aus der Sphäre des Egoismus als der Grundfarbe seines Empfindens herauszutreten u. s. w. Le coeur ne raisonne pas, lautet ein bekannter französischer Spruch, und kein noch so geartetes Vernunft- oder moralisches Freiheitsvermögen, wie immer man sich dasselbe in einer die Kausalität hinter sich lassenden Transscendenz zurechtkonstruiere, kann mehr thun, als das Handeln des Menschen regulieren, indem es den Willen (zu handeln) zwingt, seinem Vernunftgebot zu genügen, d. h. seine Pflicht zu erfüllen. Es kann den Kaltherzigen nicht erwärmen, es kann dem Lieblosen keine Liebe ins Herz gießen, es kann dem Gleichgültigen kein Interesse aufzwingen — hier überall erlahmt seine Macht, das Unwillkürliche, d. h. das Mischungsverhältnis tritt in sein Recht. Für alle diejenigen also, die nicht etwa das Unwillkürliche ganz streichen, die nicht etwa behaupten wollen, daß alles am Menschen, auch die Lebhaftigkeit seines Empfindens, seine gröbere oder feinere Sensation, seine Reaktion auf empfangene Eindrücke, Temperament, Disposition u. s. w. Ausflüsse freier Willkür sind, sondern die hierin, auch bei Aussonderung eines dem „Mechanismus der Notwendigkeit“ — um Kantisch zu reden — d. h. dem Kausalverhältnis entrückten Gebiets, ein Gegebenes anerkennen, für alle diese liegt also die Sache so, daß sie bei Beschränkung der Sittlichkeit auf den Pflichtbezirk, d. h. auf das, was ihrer Auffassung nach von dem Trieb und dem Zwang des Triebwerks unabhängig besteht, in eine zu enge Auffassung hinein geraten, da das Herz, Herzensgüte und was damit zusammenhängt, unberücksichtigt bleiben muß, und daß sie, wenn sie dieser Konsequenz entgehen wollen, dieses nur können, indem sie den Begriff des Sittlichen auch auf das Unwillkürliche ausdehnen. Soll Sittlichkeit umfassen, daß der Mensch

edel sei, hilfreich und gut;
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte;
Sei uns ein Vorbild
Jener geahnten Wesen!

dann kann mit der bloßen Pflichterfüllung und der Begrenzung auf die hierzu erforderliche Willensquantität nicht abgeschlossen werden. Das ab-

strakte Vernunftwesen, das Subjekt der Kantschen oder jeder analog schließenden, „nicht Natur, sondern die Freiheit der Willkür zum Objekt habenden" Philosophie reicht dafür nicht aus.

Schon das bisher Gesagte drängt dahin, zwischen Moralität als einem engeren und Sittlichkeit als einem weiteren, tiefer greifenden Begriff zu unterscheiden, was selbst diejenigen thun müßten, die ein freies Selbstbestimmungrecht aufrecht erhalten zu können glauben, da sie mit diesem, wie gezeigt, doch nichts weiter als den zu engen Rayon der Erfüllung des moralischen Gesetzes im Thun erreichen. Mit der Gesetzmäßigkeit fällt Moralität und Sittlichkeit ja allerdings allemal zusammen. Beide ruhen auf der Bejahung derselben, insofern sie das Gute, das Heilvolle, das Erhaltende, „das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit" ausmachen soll, so daß in ihrem Gegensatz, in der Negation der Gesetzmäßigkeit, in der Unsittlichkeit, das Zerstörende und Verderbende liegt — der Unterschied liegt nur zwischen Gesetz-halten und Gesetz-sein. Und so würde ich denn, hieran anknüpfend, den Unterschied zwischen dem engeren und weiteren Begriff dahin zusammenfassen: Moralität besitzt, wer das Gesetz hält, Sittlichkeit, wer es nicht allein hält, sondern in dem es wohnt, in dem es verkörpert und vergeistigt lebt und wirkt, in dem es Fleisch und Blut, Geist und Sinn geworden ist.

Welches ist nun aber dieses Gesetz, dem alles Sein unterliegt, an das es gebunden ist, das Seinsgesetz also, welches uns jedes Lebewesen vor Augen stellt, da hier nicht von dem Sein in einem abstraktmetaphysischen, dem Sinnlichen positiv abgewendeten Sinne, also etwa im Sinne einer existierenden Immaterialität, die Rede sein soll, sondern nur von dem Sein — unserem ganzen Standpunkt gemäß —, welches sich als thatsächlich vorhanden an uns und um uns in allem, dem der Lebensfunke innewohnt, offenbart? Dies Gesetz ist kein anderes, als daß das Seiende, das Leben nur einheitlich, nur als Einheit besteht. Es ist eine Einheit, nicht als Gegensatz zur Vielheit — in der es ja vielmehr in der sinnlichen Erscheinung sich ausbreitet —, sondern vielmehr in dem Sinne, daß es nur besteht, indem es die vielen in ihm wirksamen Momente nicht als Gegensätze in sich duldet, sondern sie zur Einheitlichkeit und damit zur Harmonie zusammenschließt. Dies geht klärlich daraus hervor, weil, wenn dem Lebensprozeß dies nicht mehr gelingt, wenn die wirkenden und in der Individual-Existenz verbundenen Momente in feindlichen Gegensatz zu einander treten, wenn Widerspruch ihr Seinsprinzip wird, dann die Lebenserscheinung in ihrem Bestand bedroht und ihr Zerfall eingeleitet ist, selbst wenn das vorhandene Material noch nicht erschöpft ist. Insofern kann man also sagen, daß das Seinsprinzip durch den Widerspruch als solches negiert wird. Wo das Gesetz wohnt, wo es verkörpert und vergeistigt lebt und wirkt, wo es Fleisch und Blut, Geist und Sinn geworden ist, da ist also das Sein erstanden und vorhanden, das, weil es des Gesetzes Erfüllung ist, widerspruchslos ist und, weil es widerspruchslos ist, Harmonie, Fülle und Fruchtbarkeit aufweist. Die Einheitlichkeit (der ausgeschlossene Widerspruch), auf das lebendige

Sein angewandt, ist nicht etwa bloß negativ zu verstehen, so daß es auch mit einem dürftigen Lebensinhalt verträglich und in demselben wahrhaft vorhanden erschiene, wenn in diesem dürftigen Inhalt nur keine gegensätzlichen Momente verbunden aufträten, sondern es hat gleichzeitig die positive Bedeutung des Reichtums, der Fülle und Fruchtbarkeit, die von selbst, der inneren Triebkraft gehorchend, hervorbricht, wenn das verkümmernde Prinzip des Widerspruchs hinweggeräumt ist. So ist das gesetzmäßige, widerspruchslose Sein gleichzeitig das in höherem Sinn gesündeste und das gesündeste gleichzeitig das reichste, lebendigste — in jeder dieser Bedeutungen aber ist es auch der Inbegriff der Sittlichkeit.

Und wiederum ist es von hier aus leicht zu übersehen, daß Sittlichkeit in diesem Sinn zusammenfällt mit höchster Lust und daß nach höchster Lust streben in Wahrheit nach Sittlichkeit streben heißt. Denn, ausgehend von der eudämonistischen Grundthatsache, auf die wir, um den Faden nicht zu verlieren, immer wieder zurückgreifen müssen, daß Triebes-Erfüllung Lust bedeutet und daß es keine andere giebt als solche, ist der Schluß unvermeidlich, daß das Lustquantum in dem Maße steigt, als die Zahl und die Stärke der Triebe steigt, das höchste Lustquantum also dahin fallen muß, wo diesen beiden Voraussetzungen entsprochen ist, und dies wiederum kann, prinzipiell aufgefaßt, nur der Fall sein, wo kein Trieb dem anderen widerspricht, wo also Einheitlichkeit resp. Harmonie vorhanden ist, denn durch jeden solchen Widerspruch wird notwendigerweise entweder die Zahl oder die Stärke der Lust-produzierenden Triebe herabgesetzt. Einer unrichtigen Auslegung ist übrigens an dieser Stelle noch entgegenzutreten, nämlich als ob der Satz, daß das gesündeste, reichste und lebendigste Sein gleichzeitig mit der höchsten Lust auch die volle Sittlichkeit enthalte, so verstanden werden dürfe, daß daraus ein Gegensatz der Jugend zum Alter als einem Sein von verminderter Sittlichkeit folgere. Das Lebensbild der Individual-Existenz kann überhaupt so wenig realiter zerlegt und nach Abschnitten unterschieden werden, als sein Träger, der Organismus, zerlegt werden kann, ohne als Totalität verstümmelt zu werden. Es ist Eins als Gliederung von Kindheit und Jugend, Reifezustand und Alter, jedes im anderen unentfaltet vorhanden und enthalten, und die Summe der Sittlichkeit ist dem Ganzen ungeteilt zuzurechnen, wenn das quale vorhanden ist, um im Verlaufe des Lebens die höchste Lustsumme, verteilt auf die verschiedenen Lebensstadien je nach der ihnen gewährten Möglichkeit ihrer Empfänglichkeit, zu produzieren.

Wir haben bei dieser Betrachtung der Sittlichkeit als des gesetzmäßigen Seins, bei der Darlegung, in welcher Bedeutung dies zu verstehen sei und welche Folgerung sich daraus für das Verhältnis von Trieb und Lust resp. des Luststrebens ergebe, anscheinend die Moralität aus den Augen verloren, und hier liegt mir nun der Nachweis ob, daß dieselbe, d. h. das Rechtthun nach bestem Wissen und Gewissen, die Pflichthandlung in der That durch die aufgestellte Formel mitgedeckt wird, daß Sittlichkeit, wie ich mich oben ausdrückte, nur eine Erweiterung der Moralität ist, dieselbe also notwendigerweise involviert und zu ihrem Be-

stande voraussetzt. Um das in umfassender Weise thun zu können, müßte ich, was ich vielleicht bei einer anderen Gelegenheit nachzuholen unternehme, die psychologische Aktion des Gewissensvorganges zergliedern — hier kann ich nur das Resultat ziehen, welches darin besteht, daß die Gewissenhaftigkeit dem widerspricht, was sich widerspricht. Der Mensch reagiert nämlich im Gewissen gegen jede von ihm ausgehende Verkürzung des einem anderen von ihm selbst zugebilligten Anteils, des diesem als gebührlich Zuerkannten, und diese Reaktion ruht auf dem Grund der Beanspruchung und der Besitzergreifung eines sich selbst zuerkannten Gebührlichen. Denn nur weil und insofern dies geschieht, tritt dem Ich, welches sich selbst ein ihm Gebührendes zugesprochen und insofern erworben hat, in der eigenen Erkenntnissphäre ein Du gegenüber, welches, weil von gleicher Beschaffenheit, resp. so weit die gleiche Beschaffenheit reicht, auch als Träger des Anspruchs eines ihm gebührenden Anteils anerkannt wird. Bei Verkürzung desselben (mittelst einer Gewissenlosigkeit) kommt also ein Widerspruch, etwas, was sich in sich widerspricht — nämlich, daß dem, der eine bestimmte Beschaffenheit besitzt, sein Gebührliches verkürzt wird, — zu Tage. An wen die Versuchung herantritt, etwas zu thun, was vor seinem Gewissen nicht besteht, an den tritt also die Versuchung heran — das ist gleichbedeutend —, etwas zu thun, was sich widerspricht.

Es ist ja nun unmöglich, gleichzeitig das Gesetz und die Gesetzlosigkeit zu sein, d. h. unmöglich, sich so zu verhalten, daß der Widerspruch ausgeschlossen ist (worin das Wesen der Gesetzmäßigkeit des Seins, d. h. der Sittlichkeit, gesetzt wurde) und so, daß etwas gethan werde, welches sich in sich und damit dem vernünftigen Bewußtsein widerspricht. Denn das vernünftige Bewußtsein steht da und waltet als der lebendige Inbegriff des Grundverhältnisses des Seins und als Träger des Grundtriebes, dies Verhältnis (d. h. sich selbst) nicht antasten zu lassen.

Wer, irgend einem Antriebe gehorchend, eine Gewissenlosigkeit zu begehen (d. h. einen Widerspruch zu realisieren) unternimmt, bekommt es daher mit dem vernünftigen Bewußtsein als Hüter des Grundtriebes, d. h. mit dem Gewissen, zu thun. Und wenn es vorhin hieß, daß von der Zahl und Stärke der Triebe das höchste Lustquantum abhängig sei (was anstößig scheinen konnte, insofern die höchste Lust doch für die Sittlichkeit beansprucht wurde), so kann nach dieser begrifflichen Entwicklung hinzugefügt werden, was den Anstoß wieder hinweggräumt, daß darunter nur die Triebe verstanden werden können, deren Begehren vor dem Gewissen bestehen kann, weil nur dann der Widerspruch ausgeschlossen und die Gesetzmäßigkeit hergestellt ist.

Hieraus erläutert sich nun auch die eigentümliche Aktion des Gewissens, auf die hier nur mit zwei Worten hingewiesen werden kann: seine furchtbar-ernste Gewalt als Hüterin des Grundtriebes und sein Verhältnis zur Lust, welche der eudämonistischen Theorie stets große Schwierigkeiten bereitet hat und ihr meistens siegreich entgegengehalten worden ist. Ich will, weiteres vorbehaltend, hier nur darauf hinweisen, daß die

früheren Eudämonisten stets an der mangelnden Unterscheidung von Moralität und Sittlichkeit scheiterten. Das Erstere für das Zweite setzend, rechneten sie, um das Sittliche nicht fahren zu lassen, der ersteren, d. h. dem bloßen Gesetzhalten, das größte Glück zu, wobei sie notwendigerweise die sinnliche Seite ungebührlich verkürzten und den „Seelenfrieden", auf den sie rekurrierten, auf eine falsche Unterlage stellten. Das richtige Verhältnis wird sich nur einsehen lassen, wenn man festhält, daß die höchste Lust zwar nicht direkter Ausfluß der Moralität sein kann (sondern nur der Sittlichkeit), daß sie aber auch nicht ohne dieselbe bestehen kann, so daß die Moralität zum absolut unentbehrlichen Faktor für die höchste Lust oder Seligkeit wird.

Ich komme zu einem letzten Punkt, um auch diesen wenigstens noch andeutend zu berühren.

Wenn der Mensch sich nur dem ihm innewohnenden Lustbedarf entsprechend verhalten kann, wenn höchste Lust ferner nur der Sittlichkeit zufällt, wenn das Erreichen von beiden (abgesehen von äußeren Umständen, die hier außer Betracht zu bleiben haben) davon abhängig ist, daß ein Mischungs-Verhältnis resp. Trieb-Verhältnis im Menschen bestehe, beziehentlich sich entwickele, welches eine Einheitlichkeit in der Vielseitigkeit darstellt, so ist nur bei Zugrundelegung eines so gearteten, d. h. dem Lustbedarf, so zu sagen, logisch angepaßten sinnlich-seelischen Organismus eine Gewährleistung vorhanden, daß der Einzelne Sittlichkeit und damit Seligkeit erreiche, beziehentlich sich und anderen verschaffe. Die Menschheit ist dieser dem Lustbegriff logisch angepaßte sinnlich-seelische Organismus. Sie leistet, ganz und vollendet, was der einzelne, auch der beste, nur bruchstückweise zu leisten imstande ist. Läßt sich daher dem Einzelnen zurufen: strebe in die Harmonie, in die Widerspruchslosigkeit des Seins, um die höchste Lust zu erreichen, so läßt sich auch noch hinzufügen, der Mensch soll es, die Menschheit wird es erreichen. Dabei wird man, was die äußeren Umstände anlangt, die für den Einzelnen alles in Frage stellen und vernichten können, im Auge zu behalten haben, daß die Stellung des Ganzen zu demselben eine im Prinzip völlig veränderte ist. Für den Einzelnen können die äußeren Umstände höchst unangemessen sein, wenn man ihn selbständig und isoliert betrachtet, für das Ganze, welches so nicht betrachtet werden kann, sind sie unter allen Umständen völlig und im höchsten Sinne angemessen. — Daß der etwa zu erhebende Einwand aber nicht stichhaltig ist, daß einem Triebwerk überhaupt kein Sollen zuzumuten sei, da sein Thun und Lassen ja vorausbedingt sei, das nachzuweisen muß ich mir für eine spätere Gelegenheit vorbehalten.

Was man auch gegen die hier vorgetragene eudämonistische Theorie einzuwenden haben möge, das wenigstens wird nicht leicht zu bestreiten sein, daß der Eudämonismus im allgemeinen dem Monismus am besten entspricht, daß also, was für diesen spricht, auch für jenen Geltung hat. Folgern wir mit Kant aus dem Sittengesetz, daß dasselbe ein von der tierischen Natur und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges

Leben offenbart, so finden wir uns immer wieder auf die alte Trennung einer physischen und sittlichen Ordnung mit ihren ganz entgegengesetzten Bedingungen zurückgewiesen. Der Mensch ist dann nur zur Hälfte Naturwesen, zur Hälfte ist er einer höheren, unbegreiflichen Ordnung unterthan, zur Hälfte lebt er im kausalen Zusammenhang der Dinge, zur Hälfte — nach der ethischen Seite — ist er ihm entrückt. Erst auf dem eudämonistischen Standpunkt schaffen wir uns den Zusammenhang, der dem Menschen die Einheit seiner sinnlichen und sittlichen Seite und der Natur die Einheit ihrer Lebewesen auf grund des sie alle bindenden Gesetzes: die Lust zu suchen, wahrt. Für den Zusammenhang des Menschen mit der Tierwelt im Sinne einer größeren Einheitlichkeit scheinen ja genügende Anhaltspunkte gewonnen zu sein, die gewichtig bleiben, selbst wenn man, wie Verfasser dieses, die Schlußfolgerung beanstandet, daß Tier und Mensch nur gradweise verschieden seien. Nur eine Ethik, die dies berücksichtigt, kann daher den Anspruch erheben, dem Monismus gerecht zu werden.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das Naturgesetz in der Geisteswelt.

Eine Besprechung

von

Walter Hübbe.

Im vorigen Jahre erschien in deutscher Übersetzung Professor Drummonds „Natural Law in the Spiritual World“ [1]). Schon der in mancher Hinsicht Anstoß erregende Titel dieses Werkes deutet darauf hin, daß es der monistischen Weltanschauung irgendwie dienen möchte; bei dem für deutsche Begriffe ganz unerhörten Erfolge, welchen dasselbe in seinem Vaterlande gefunden hat — einem Erfolge, wie er bei uns selbst vielgelesenen Romanen nicht zu teil wird —, ist daher eine Erwähnung des Buches an dieser Stelle kaum zu umgehen, und zwar um so weniger, da die vorliegende deutsche Übersetzung desselben auch hierzulande von ganz verschiedenen Standpunkten aus begeisterte Anerkennung gefunden hat.

Der Wert des Buches wird wohl nur dann recht gewürdigt werden können, wenn man sich die eigentümliche Entstehung desselben vergegenwärtigt, die jedenfalls an sich interessant genug ist. Drummond erzählt uns, daß ihn eine doppelte Lehrthätigkeit, einerseits an Wochentagen als Lehrer der Naturwissenschaften vor Studierenden, andererseits an Sonntagen als eine Art Religionslehrer vor einer meist aus Arbeitern bestehenden Zuhörerschaft, aus zwei anfangs getrennt erscheinenden Wissensquellen habe schöpfen lassen, deren Gewässer aber allmählich in einander überflossen, um sich endlich ganz zu vereinigen. Als Fachmann Naturforscher, als Dilettant Theologe, beides aber mit ungetrübter Wahrheitsliebe, macht er uns in seiner Schrift entschieden den Eindruck persönlicher Liebenswürdigkeit. Mag auch sein Weg ein ganz verkehrter sein, so haben doch seine Worte meist etwas ungemein Anziehendes. Aus seinem Munde z. B., gerade weil er kein Theologe von Fach ist, gewinnt das Zeugnis für die geistigen Wahrheiten des Neuen Testaments oft eine

[1]) Drummond, Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Aus dem Englischen nach der 17. Auflage (50. Tausend). Leipzig, Hinrichs, 1886, VII. 345 S. — M. 6.

ergreifende Wirkung. Aber nicht nur aus diesem Grunde könnte man die Lesung des Buches empfehlen, man mag auch manches von dem Verfasser lernen, sowohl von dem Naturforscher wie von dem Sonntagsschullehrer, und auch davon, daß beide sich in einer Person vereinigen. Natur und Geisteswelt werden uns in reicher Bilderfülle vorgeführt; und zu eigenem Denken wird man lebhaft angeregt, ohne hierin freilich bei dem Verfasser eine erhebliche Unterstützung zu finden. Er ist in letzter Hinsicht übrigens bescheiden genug, wenn er zugiebt, daß er dem philosophischen Leser wenig zu bieten vermöge; und in der That fehlt es ihm durchaus an der Schulung in philosophischem Denken. Seine Gedanken ermangeln der erforderlichen Schärfe und sind selten in strenge geschlossener Folge zu Ende geführt. Dies sollte jeden zur Vorsicht mahnen, der sich die übrigens wertvollen Belehrungen des Buches zu Nutze machen will. Weil man aber ohne Philosophie mit den vorliegenden Fragen nun einmal nicht wohl zu Rande kommen kann, so ist auch sehr zu raten, die Einleitung, trotz ihrer Mangelhaftigkeit, nicht zu überschlagen, obwohl der Verfasser selbst sie dem „Laien" ganz erlassen möchte. Ohne sie werden die einzelnen Essays, aus denen das Buch im übrigen besteht, mehr verwirren als fördern und nur einer oberflächlichen und daher schädlichen Apologetik in die Hände arbeiten.

Aus dem reichen Inhalte des Buches kann hier nur einzelnes herausgehoben werden, und am besten eignet sich dazu die Einleitung selbst, weil der Verfasser in ihr, wie gesagt, am meisten prinzipiell verfährt. Es soll also das Naturgesetz in der Geisteswelt nachgewiesen werden. Wenn hierbei als selbstverständlich vorausgesetzt werden darf, daß unter Geisteswelt diejenige Seite der Welt verstanden werden soll, welche es mit den moralischen Vorgängen im umfassendsten Sinne des Wortes gegenüber den bloß physischen zu thun hat, so versteht es sich für ein philosophisch geschultes Denken auch sofort von selbst, daß die ganze Welt zeitlich-räumlicher Erscheinungen, der moralischen so gut wie der physischen, eben nur eine und dieselbe Welt ist, daß daher beiderlei Erscheinungen auch nur nach einem und demselben Gesetz erfolgen können. Alles, was der Verfasser beibringt, um uns diese Einheitlichkeit der Welt, ihre strikte Kontinuität, zu Gemüte zu führen, verdient daher vollen Beifall. Sofern wir aber diese Erscheinungswelt nach der ganzen unserer Erkenntnis erreichbaren Totalität sub specie aeterni ins Auge fassen, d. h. sofern wir uns gedrungen fühlen, von Ewigkeit zu reden, haben wir mit Gesetz überhaupt nichts mehr zu schaffen. Während uns dieses auf den Begriff der Notwendigkeit führt, kommt uns in der Berührung mit der Ewigkeit Freiheit zum Bewußtsein. Der prinzipielle Denkfehler des Verfassers besteht nun darin, daß er diesen zuletzt beregten Gegensatz nicht gehörig ins Auge faßt. Dieser Gegensatz ist ein absoluter, während jener zwischen Natur und Geisteswelt nur ein relativer ist. Man kann aber diesen letzteren als solchen nicht gründlich erkennen, ohne sich des ersteren völlig bewußt zu sein. Daß dies bei dem Verfasser nicht der Fall ist, begründet den Hauptmangel seines Buches. Es kommt darin

nicht zu durchsichtiger Klarheit, was eigentlich das Wort Geisteswelt bedeutet. Das Vorwort formuliert das gestellte Problem in folgenden Fragen: „Ist es möglich, die unbestimmten Linien, welche die Geisteswelt überall durchziehen, mit jenen großen Linien in Zusammenhang zu bringen, die das sichtbare Weltall durchziehen und die wir die Naturgesetze nennen, oder sind sie dem Grunde nach verschieden? Mit einem Worte: ist das Übernatürliche natürlich oder unnatürlich?“ Wir wollen dem Verfasser nicht die Unklarheit dieser Fragen vorrücken, indem wir die Gegenfragen stellen: Gehört etwa die Geisteswelt nicht mit zum sichtbaren Weltall? Und ist etwa das, was wir das Innere an den Vorgängen des sichtbaren Weltalls nennen, auch sichtbar? Wir wollen vielmehr den Sinn des Verfassers dadurch zu treffen suchen, daß wir die letztere Frage etwa so formulieren: Erweist sich das, was uns dazu treibt, ein Uebernatürliches zu postulieren, bei genauerer Betrachtung als natürlich? Wenn wir die Frage in dieser Fassung bejahen, so folgt daraus zunächst, daß es eben nicht zwei Wissensquellen giebt, eine für das Natürliche und eine andere für das Uebernatürliche, daß es also eine Offenbarung in kirchlich-dogmatischem Sinne nicht giebt, daß Offenbarung ganz und gar etwas Natürliches ist. Ob der Verfasser dieser Folgerung zustimmen würde, muß für zweifelhaft gelten, denn damit, daß die Gewässer seiner zwei Wissensquellen sich zwar vollständig vereinigten, sind diese Quellen selbst noch nicht identisch geworden. Lassen wir diese erkenntnistheoretische Seite der Frage außer Acht, so können wir der These, daß sich das Naturgesetz in der Geisteswelt nachweisen lasse, doch nur dann zustimmen, wenn das Wort Geisteswelt nicht mehr besagen soll als derjenige Teil oder diejenige Seite der Naturwelt, welche für uns Menschen zur Quelle eines Wissens von „Uebernatürlichem“ wird. Es darf aber nicht behauptet und kann noch weniger bewiesen werden, daß der natürliche und der übernatürliche Inhalt, der aus dieser gemeinsamen Quelle fließt, ebendeshalb kein grundverschiedener sei, so zwar, daß entweder im Übernatürlichen von Gesetz überhaupt nicht geredet werden kann, oder aber das Wort Gesetz hier etwas ganz anderes bedeutet, als wenn man von Naturgesetz spricht. Der konsequente Monist geht freilich von der Einheit alles Seins aus, und es müßte für ihn das Übernatürliche und das Natürliche trotz ihrer Grundverschiedenheit doch auch im Grunde eins und dasselbe sein. Es fragt sich nur, wie sich diese Zweiheit in Einheit auflöst. Will man das, was man in dieser Hinsicht unmittelbar empfindet, zum Ausdruck bringen, so stößt man immer auf die Schwierigkeit, welche die Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdrucks nun einmal mit sich bringt; und es ist verzeihlich, wenn man sich, wo man die Sache, auf die es ankommt, nicht erschöpfen, sondern nur andeuten will, mit einem bildlichen Ausdruck zu helfen sucht. Die zeitlich-räumliche Erscheinungswelt einerseits und die Ewigkeit andererseits sind nicht zwei Welten neben, auch nicht über oder unter einander, sondern wir haben die Ewigkeit — um uns des Lutherschen Ausdrucks zu bedienen — nur in, mit und unter (hier natürlich nicht im Gegensatz zu oberhalb) der ganzen Totalität des Erscheinenden nach seiner

ganzen Fülle und Unendlichkeit, also nicht bloß in den sogenannten moralischen Vorgängen; aber sie selbst ist doch nicht eine den Naturgesetzen unterworfene Erscheinung, auch nicht in den sogen. moralischen Vorgängen. Sehr gut, wenn auch nicht ganz in unserm Sinne, sagt der Verfasser (S. 9): „Der Mangel an Scharfblick, an der hellsehenden Kraft, das Ewige im Zeitlichen zu erblicken, vielmehr als der Mangel an Vernunft ist es, der den Skeptizismus erzeugt". Aber ist es nicht ein ebenso großer Mangel an Scharfblick, wenn man das Ewige im Zeitlichen, weil man jenes in diesem erblickt, mit dem Ewigen an sich verwechselt? Und diesem Mangel scheint der Verfasser allerdings fortwährend ausgesetzt zu sein. Er würde sonst wenigstens nicht überrascht sein dürfen über diejenigen, mit denen er sich auseinandersetzt, welche von einem geistigen Sein reden, das, wenn überhaupt, andern Arten von Gesetzen unterliegt als die Naturwelt, mögen die Ausführungen dieser Forscher auch noch so ungenügend sein, weil sie etwa nicht über den Dualismus hinauszukommen wissen. Oder dürfen diese Forscher ihrerseits nicht auch überrascht sein, wenn der Verfasser selbst zugesteht (S. 23), daß die Herrschaft des Naturgesetzes nicht die ganze Geisteswelt umfaßt. Sofern die Geisteswelt ein Teil der Erscheinungswelt ist, muß sie doch, wenn das Wort Gesetz überhaupt einen Sinn haben soll, ganz unter die Herrschaft des Gesetzes, also des Naturgesetzes, fallen, denn ob wir dies Gesetz in unserer augenblicklichen irdischen Existenz noch nicht ganz erkannt haben, ist völlig gleichgültig, wenn nur die ausnahmslos geltende Gesetzlichkeit von vorne herein anerkannt wird, was bei unserm Verfasser doch der Fall sein müßte. Oder giebt es für ihn zwei Geisteswelten, eine, welche der Herrschaft des Naturgesetzes und eine andere, welche dieser Herrschaft nicht unterworfen ist? Das kann nur dann einen Sinn haben, wenn unter der letzteren eben das ewige Sein selbst verstanden wird, von dem auch wir behaupten, daß auf dasselbe der Begriff des Gesetzes überhaupt keine Anwendung finden könne. Der Verfasser scheint davon eine Ahnung zu haben, bringt es aber nicht zu klarem Gedankenausdrucke. Er führt z. B. als richtig folgendes Wort von **Herbert Spencer** (S. 25) an: „Wie wahrhaft uneinnehmbar ihre Zentralposition ist, das hat die Religion noch nie hinlänglich erkannt. Im andächtigsten Glauben, wie wir ihn gewöhnlich erblicken, liegt im Innersten der Skeptizismus verborgen, und dieses eben verursacht jene Scheu vor der Prüfung, welche die Religion an den Tag legt, wenn sie sich der Wissenschaft gegenüber befindet." Kann man diesem Worte eine wohlberechtigte Bedeutung zuschreiben, so wird dasselbe doch dadurch unrichtig, daß der Verfasser, nach seiner Absicht bestätigend, in Wirklichkeit aber verwirrend, hinzufügt: „Es ist wahr: die Religion ist noch nie zur vollen Vorstellung davon gelangt, wie uneinnehmbar viele ihrer Positionen sind." Wenn einige Positionen der Religion für die Wissenschaft einnehmbar sind, warum dann nicht auch viele, ja selbst alle. Es kann sich dabei doch nur um größere oder geringere Schwierigkeit, sie einzunehmen, handeln. Die Zentralposition der Religion allerdings kann man recht wohl für uneinnehmbar erklären, wenn man

darunter versteht, daß die Thatsache der Religion nach ihren natürlichen Entstehungsbedingungen zwar der Wissenschaft auch zugänglich sein muß, daß aber nichtsdestoweniger die einmal zustande gekommene Thatsache selbst von der Wissenschaft weder bestritten noch bewiesen werden kann. Diese Überzeugung unserer eigenen Ewigkeit kann von allen Seiten her, von der äußersten Peripherie bis ins Zentrum hinein denkend, umsponnen werden; das Zentrum selbst jedoch ist in seiner absoluten Souveränität für die empirisch reflektierende Wissenschaft unzugänglich.

Mit dieser Unsicherheit des Verfassers angesichts dessen, was er Geisteswelt nennt, hängt nun aber auch, wie schon aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, eine ähnliche Unbestimmtheit der Begriffe zusammen, die er mit den Worten Gesetz und Naturgesetz verbindet. Mit Recht behauptet er, daß die Vorstellung von dem Naturgesetz lediglich als einem Ausdrucke des ordnungsvollen Zustandes der Dinge in der Natur, der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Naturerscheinungen oft dadurch fehlerhaft gemacht werde, daß man irrige Ansichten von Ursache und Wirkung mit ihr verbindet. „Die Naturgesetze erzeugen nichts und erhalten nichts, sie sind Wirkungsweisen, nicht Wirkende". Andererseits verfällt er aber auch wieder in den von ihm gerügten Fehler, wenn er im zweiten Teil seiner Einleitung den Begriff des Gesetzes näher darzulegen versucht. Er nennt es (S. 30) eine der auffallendsten Generalisationen der jüngsten Wissenschaft, daß selbst Gesetze ihre Gesetze haben; dies Gesetz für die Gesetze ist das der Kontinuität. Zur Illustration desselben berichtet er von einem Kinderbuch, welches den fesselnden Titel führt: „Die Welt des Zufalls". In dieser könnte die Sonne aufgehen oder auch nicht. Kinder könnten dort einen Kopf haben oder auch ein Dutzend Köpfe. Wenn man in die Luft spränge, könnte man nicht vorher wissen, ob man je wieder herunterkommen werde u. s. w. u. s. w. „In dieser Zufallswelt wären Ursache und Wirkung aufgehoben." — Ursache und Wirkung? fragen wir verwundert. Davon sollte ja beim Gesetz nicht die Rede sein. Der Satz ist daher auch nicht richtig. Warum sollte eine solche „Zufallswelt" nicht ebenso gut ihre Ursache haben, wie jede beliebige andere Welt und wie diejenige Welt, in der wir selbst zu leben uns freuen. — „Das Gesetz wäre vernichtet." Das ist auch nicht der Fall. Nur würden wir, wenn wir plötzlich in eine solche „Zufallswelt" versetzt würden, das Gesetz derselben und seine einheitliche Wirkungsweise nicht verstehen. — „Es wäre eine irrsinnige Welt mit einer Bevölkerung von Irrsinnigen." Auch das nicht! Nur wir würden uns ihr gegenüber wie Irrsinnige vorkommen. Das Naturgesetz bedeutet doch nichts anderes als eine Formel, mit der wir uns die Einheit in der unendlichen Vielheit der Erscheinungen verdeutlichen, deren Gesamtheit man mit dem Worte Welt bezeichnet, und sofern uns diese Gesamtheit als Einheit erscheint, auch wohl „Kosmos" zu nennen pflegt. In einer Welt, der gegenüber unsere sichere Einheitsempfindung ihren Dienst versagte, würden wir allerdings so etwas wie Geistesstörung empfinden, gerade so wie uns schon die gewöhnliche Zumutung, an Wunder zu glauben, sehr in der Gemüt-

lichkeit stört. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist besagtes Kinderbuch höchst interessant. Meines Wissens existiert ein solches in Deutschland nicht. Wir Deutsche würden es auch nach unseren pädagogischen Grundsätzen schwerlich für ein passendes Kinderbuch halten, weil wir Kinder nicht wie große Leute behandeln, was man in England mehr oder weniger zu thun pflegt. Die durchgeführte Vorstellung einer solchen Zufallswelt muß den Menschen zunächst graulich machen. Bei Kindern sollte man das niemals thun. Auch sollte man ein ernsthaftes Spiel nicht zum Kinderspiel herabwürdigen. Für Mündige und solche, die es werden wollen, ist jedoch ein solches Spiel der Vorstellung sehr lehrreich.

In dem angeführten Kinderbuche ist freilich die Vorstellung des Zufalls nicht völlig zu Ende geführt; ja unser Vorstellungsvermögen, würde hierzu vielleicht auch gar nicht ausreichen. In jener Zufallswelt war das Naturgesetz, wie wir uns desselben bewußt werden, nicht gänzlich verschwunden, sondern nur teilweise aufgehoben gedacht. Trieben wir aber den Begriff einer Zufallswelt aufs äußerste, so würden wir eben an die Grenze unseres Vorstellungsvermögens kommen, wir würden nur mit unseren Gedanken gleichsam noch mathematisch weiter rechnen können. Wir würden nur noch von Atomen reden und uns diese als im Spiel regellosester Willkür begriffen vorzustellen versuchen. Insofern es uns nun gelingt, uns eine solche Welt des absoluten Zufalls als der Welt, in der wir leben, zu Grunde liegend zu denken, würden wir das, was uns als das Naturgesetz unserer Welt erscheint, durch welches sich die unendliche Vielheit der Atome für uns zur Einheit zusammenschließt, ebenso wie die Atome selbst als ein Werk dieser absolut souveränen Zufälligkeit erkennen. In diesem Sinne wäre dann auch der Satz Drummonds: „Das Übernatürliche ist natürlich" gerade umzukehren in den folgenden: „Das Natürliche ist übernatürlich". Drücken wir aber dieselbe Sache etwas anders aus, so könnte man sagen: Die Notwendigkeit ist das Werk der Freiheit. In diesem Gedanken wird denn auch die oben angeführte Zentralposition der Religion nur um so uneinnehmbarer, je freudiger alle übrigen sogenannten Positionen an die strahlende Wissenschaft, die selbst ja schließlich auch nur ein Werk der ewigen Freiheit ist, rückhaltlos preisgegeben werden. Denn das ist gegenüber dem Wissen das Spezifische des in sich fertigen und vollendeten Glaubens, daß er ganz unmittelbar in der Freiheit lebt. Und wenn der Verfasser sagt (S. 27): „Ist es einmal erwiesen, daß das Übernatürliche natürlich ist, so dürfte sogar der Skeptizismus als unwissenschaftlich betrachtet werden", so müßten wir ihm auch diesen Nachsatz umkehren und sagen: wenn das Natürliche übernatürlich ist, so würde sogar der Skeptizismus zum solidesten Fundament der Wissenschaft, denn ebenso wie wir die Freiheit in der Form der absoluten Zufälligkeit[1]) ergreifen, so auch in der Form des radikalen Zweifels.

---

[1]) Genau genommen ist Zufälligkeit der richtige Korrelativbegriff zu Notwendigkeit, während der Begriff Freiheit seinen Gegensatz hat in demjenigen des Zwanges.

Drummond hat seine in der Einleitung dargelegte „Methode“, die im wesentlichen darin besteht, daß er die Naturwissenschaft mit der landläufigen Theologie auszusöhnen versucht, in den nachfolgenden elf Abhandlungen an den bedeutendsten biologischen Problemen exemplifiziert. Wir können ihm auf diesem Wege hier nicht weiter nachgehen, so anregend auch seine Betrachtungen und namentlich zu Widerspruch reizend dieselben sind. Das jedoch können wir nicht unterdrücken, daß seine „Methode“ uns als eine durchaus unzulängliche erscheint. Er will die naturwissenschaftliche Weltbetrachtung mit der theologischen ausgleichen, verfehlt aber, vorher schon den Unterschied derselben scharf zu erfassen, und der vermeintliche „Ausgleich“ geschieht dann auch nur entweder auf Kosten eines der beiden Gegensätze oder durch eine unklare Vermischung beider. Dadurch, so könnte es scheinen, sinkt Drummonds Gedankenarbeit zur Wertlosigkeit herab. Im Gegenteil! Ist man nur im Besitz der Mittel, sich seine Sätze mundgerecht zu machen, dieselben gelegentlich auch durch einfache Umkehrung richtig zu stellen und dadurch zu neuen Einsichten zu gelangen oder sich in schon gewonnenen zu befestigen, so ist in dem Maße als dies gelingt, der Wert seiner Gedankenreihen offenbar ein großer, um so mehr, wenn der Verfasser selbst, scheinbar unbewußt, auf eine derartige Korrektur hindeutet. Das thut er auch z. B. am Schluß der Einleitung. Da er das Naturgesetz, so führt er aus, in der Geisteswelt nachweisen wolle und zu diesem Zweck die Identität des ersteren mit dem Gesetze der Geisteswelt behauptet habe, so möchte seinen vorhergehenden Auseinandersetzungen zufolge der Schein erweckt worden sein, als seien die Gesetze der Geisteswelt nach dem Muster der Naturgesetze gestaltet. Nun sei aber gerade das Gegenteil der Fall. „Die Naturgesetze als Gesetze dieser unserer kleinen Welt zu verherrlichen, heißt das Weltall von einem kleinlichen Gesichtspunkte aus anschauen. Das Gesetz ist groß, nicht etwa weil die Erscheinungswelt groß ist, sondern weil diese verschwindenden Linien die Zugänge zur ewigen Ordnung sind.“ Auf die genauere Klarlegung dieser Gedanken verzichtet er indes und überläßt sie den Verfassern des in England mit Recht sehr hoch geschätzten Werkes: „The Unseen Universe“,[1]) welches allerdings wohl ungleich bedeutender ist als diese Arbeit Drummonds und auf welches dieser sich des öfteren bezieht.

Genaueres erfahren wir auf diese Weise nicht; es sind eben nur unbestimmte Andeutungen. Anführen möchten wir aber zum Schluß noch folgenden Satz aus jenem Werke, welchen der Verfasser sich zu eigen macht (S. 45): „Es ist weniger ehrerbietig, das Weltall als einen unbegrenzten, zu Gott hinaufführenden Zugang zu betrachten, als es für einen beschränkten von einer undurchdringlichen Mauer begrenzten Raum zu halten, welche, wenn wir nur durch sie eindringen könnten, uns sofort in die Gegenwart des Ewigen zulassen würde.“ Wenn hier nun die erstere Verhaltungsmaßregel — offenbar diejenige, nach welcher Drum-

[1]) Dieses höchst bedeutsame Werk ist zwar anonym erschienen; es ist aber ein durchaus öffentliches Geheimnis, daß es von den Professoren Steward und Tait verfaßt ist. (Der Herausgeber.)

mond als Naturforscher sich richten müßte — als die weniger ehrerbietige bezeichnet wird, so dürfte es andererseits als ein sehr großes Maß von Übermut erscheinen, wenn wir auf Grund der letzteren Betrachtungsweise uns vermessen wollten, jene undurchdringliche Mauer gar zu überspringen, um uns in die ersehnte Gegenwart des Ewigen zu versetzen, weil wir ja doch auf jenem unbegrenzten Zugange zu „Gott" bei der Unendlichkeit des Weges ans Ziel überall nicht gelangen können. Wollen wir aber in unserer augenblicklichen irdischen Beschränktheit nun einmal nicht geschieden sein von „Gott", so bleibt uns doch wohl kaum etwas anderes übrig, als uns ein Herz zu fassen zu jenem Maß von Übermut, oder sagen wir lieber zu jenem Übermaß von Mut, mit welchem wir dann alle Schranken und so auch jene undurchdringliche Mauer kühn überspringen. In der That das allergrößte Wagniß! Wem es aber gelingt, dem wird zuteil, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben"!"



Geistige Heilungen.

Von

Gerard B. Finch.[1]

„Die Welt ist meine Vorstellung.“ Als Schopenhauer diesen Satz seinem Hauptwerke voran stellte, kam er wohl der Wahrheit sehr nahe. Mit der Zeit hat nun diese Weltanschauung zwar im höheren Geistesleben Europas vielfach Boden gefaßt, ist aber doch hier als ein Lehrsatz noch niemals über den Rahmen philosophischer Betrachtungen hinaus zur Anwendung gekommen. — „Mein Körper ist meine Vorstellung“, so lautet jetzt das Axiom einer Schule amerikanischer Denker; diese aber bringen diesen ihren Grundsatz auch in ihrer ärztlichen Praxis wirklich zur Anwendung. Die Lehre selbst ist alt — wir finden sie schon bei Plato —, aber ihre systematische Anwendung zur Heilung von Krankheiten dürfte wohl ausschließlich erst eine Blüte unseres Zeitalters sein.

Die „Mind Curers“, „Metaphysical Healers“ oder „Christian Scientists“, wie sich die verschiedenen Schulen dieses Heilverfahrens nennen, sind nichts weniger als eine Genossenschaft von hochgelehrten Männern; sie gleichen in dieser Beziehung viel eher den galiläischen Fischern, welche einst zu Verkündigern einer neuen weltumspannenden Lehre berufen wurden. Auch

---

[1]) Herr Finch, welcher Privat-Dozent an der Universität zu Cambridge ist, benutzte im vorigen Jahre eine geschäftliche Reise nach den Vereinigten Staaten, um sich dort zugleich mit diesen merkwürdigen Schulen „geistiger Heilungen“ persönlich bekannt zu machen, über die in englischer Sprache bereits eine ziemlich umfassende Litteratur vorliegt und die auch in den angesehensten Londoner Zeitschriften eingehend besprochen worden sind. Herr Finch hatte die Güte uns nachstehenden Bericht über die Ergebnisse seiner Nachforschungen einzusenden. — Ganz besonders interessant sind die verschiedenen Arten, wie diese „Ärzte“ sich selbst aktiv und ihre Patienten passiv suggestionsfähig machen. Die unleugbaren Thatsachen solcher Heilungen, wie sie ja auch in Deutschland von jeher stattgehabt haben und besonders von Pfarrer Blumhardt in Boll bei Göppingen (Württemberg), wie früher von dem Vater so jetzt von dem Sohne, mit großem Erfolge ausgeführt werden, führen in der That bei ruhiger Beobachtung und ernster Überlegung, je mehr um desto tiefer, hinein in die Geheimnisse der Mystik. (Der Herausgeber)

entdeckten sie jenen Lehrsatz nicht infolge metaphysischer Untersuchungen, sondern fanden ihn auf induktivem Wege in der Schule der Erfahrung.

Nach der Lehre Platos sind die materiellen Dinge, welche wir mit unseren Augen oder anderen Sinnesorganen wahrnehmen, nichts anderes als Ausstrahlungen des göttlichen Gedankens; nach der Lehre der Christian Scientists ist der menschliche Körper nur die materielle Darstellung dessen, was sie den „niederen, intellektuellen Geist des Menschen" nennen, oder den „natürlichen, fleischlichen Geist", wie es im neuen Testamente heißt. Die Leidenschaften aber und Irrtümer dieses Geistes oder dieser menschlichen Bewußtseinsstufe stellen sich in Krankheiten und Gebrechen äußerlich dar. Welch großen Einfluß die uns im wachen Zustande zum Bewußtsein kommenden Gedanken und Einbildungen auf die Besserung oder Verschlimmerung von Krankheiten haben, ist allgemein bekannt; so gut wie die Einbildung eine Krankheit hervorrufen kann, so muß sie auch gleichermaßen imstande sein, dieselbe zu beseitigen. Ist nun aber dieser Grundsatz auch im wissenschaftlichen Sinne einer praktischen Nutzanwendung fähig?

Schon vor mehr als 40 Jahren unternahm Dr. Fahnestock regelmäßige Experimente zum Nachweis des Einflusses, den der menschliche Geist, getragen von dessen geübtem Willen, auf Krankheiten ausübt, und in seinem Werke über „Statuvolismus"[1]) beschreibt er eine lange Reihe von Krankheitsfällen, welche er auf Grund der Hypothese, daß dieselben der Beeinflussung durch den Willen unterworfen seien, mit dem günstigsten Erfolge behandelt hat. Er lehrte seine Patienten sich selbst in einen Zustand künstlichen Somnambulismus zu versetzen, welchen er eben Statuvolismus nannte, und machte die Erfahrung, daß dieselben, während sie sich in diesem Zustande befanden, die Kraft besaßen, „nach ihrem Willen Schmerzen hervorzurufen oder angenehme Empfindungen zu erregen, und daß, wenn sie sich fest vorstellten oder vornahmen, jetzt gleich oder in späterer Zeit an irgend einem Körperteile Schmerz zu empfinden oder von einer Krankheit befallen zu werden, dieser Schmerz oder diese Krankheit unfehlbar zu der bestimmten Zeit und an dem angegebenen Teile sich fühlbar machte und so lange anhielt, bis der Geist durch einen neuen eigenen Willens-Akt oder auch durch fremde Willens-Beeinflussung die Änderung dieses Zustandes bewirkte."[2]) — Dr. Fahnestock machte nun diese eigentümliche geistige Kraft seiner Kranken, während sie sich in diesem Zustande befanden, für dieselben nutzbar, indem er sie veranlaßte sich vorzunehmen, daß sie gesund sein wollten; auf diese Weise wurden Schmerzen, üble Gewohnheiten und Krankheiten wie durch Zauberkraft vermittelst eines bloßen Willens-Aktes thatsächlich beseitigt. Es war dabei jedoch zur

---

[1]) Die 2. Auflage dieses Werkes erschien 1871 in Chicago. Eine deutsche Übersetzung des vom Verfasser selbst herausgegebenen Auszuges ist bei Oswald Mutze in Leipzig erschienen. — Neuerdings befassen sich mit dem „Statuvolismus" in Amerika besonders Dr. John J. Rivera in Brooklyn, N. Y. und Dr. D. A. Hiller (1011 Sutter Str.) in Sua Francisco, Cal.

[2]) Dies ist auch der Inbegriff der Forschungsergebnisse, welche die Nancy-Schule der französischen Hypnotisten unter dem Gesichtspunkte der „Suggestion" zusammengefaßt hat. Bei Fahnestock finden sich dieselben in ihren Grundzügen schon vor Jahrzehnten ausgesprochen.

Heilung einer Krankheit keineswegs genügend, daß der Patient sich nur in den Zustand des Statuvolismus versetzte; wenn er geheilt werden wollte, mußte er auch in diesem Zustande den festen Vorsatz fassen, daß ihn die Krankheit oder der Schmerz nicht mehr belästigen solle, wenn er aus diesem Zustande wieder erwache. Wir sehen hier also die Heilung von Krankheiten von dem Geisteszustande des Kranken nicht nur beeinflußt, sondern sogar ausschließlich von demselben abhängig gemacht.

Jene vorerwähnten Vertreter des geistigen Heilverfahrens scheinen indessen ihre Kunst nicht in Dr. Fahnestocks Schule erlernt zu haben; denn ihre Behandlungs-Arten sind von der seinigen durchaus verschieden. Von Wichtigkeit ist aber die Thatsache, daß die diesen verschiedenartigen Methoden zu Grunde liegenden Anschauungen doch in vielen Punkten mit einander übereinzustimmen scheinen. Die geistigen Heilungen sollen auf einem bestimmten Geisteszustande beruhen, da nach dieser Ansicht der Gedanke die einzige allmächtige Kraft im Weltall ist. Die Krankheit wird durch unrichtiges Denken verursacht, durch richtiges Denken wird daher die Gesundheit wieder hergestellt werden. In diesem Sinne schreibt u. a. Mrs. Stuart in Boston:

„Furcht ist nur zu häufig die Quelle von Krankheiten; so kann ein Kind, welches in der Furcht vor den Schrecknissen der Hölle großgezogen wird, unter Umständen schon allein deswegen als Mann an chronischem Rheumatismus leiden. Man beseitige diese Furcht und ersetze sie durch Vertrauen auf einen Gott, der die Liebe ist, und die Krankheit wird verschwinden." Demzufolge richtet auch Mrs. Stuart in jedem einzelnen Krankheitsfalle, in welchem sie zu Rate gezogen wird, ihr Hauptaugenmerk darauf, von welchem Irrtume oder welcher Leidenschaft der Geist des Kranken beherrscht ist. Krankheit ist lediglich eine unrichtige Vorstellung des natürlichen Geistes; vertreibt man diese Wahnvorstellung durch richtiges Denken, so wird der Leidende von seiner Krankheit befreit werden. — „Aber kannst du auch einem kranken Geiste Hilfe bringen?" läßt Shakespeare eine seiner Personen fragen. Mrs. Stuart beantwortet diese Frage mit einem zuversichtlichen „Ja"; und sie weist auf eine Menge solcher Kranken hin, welche durch Anwendung ihres philosophischen Verfahrens zu vollständiger Gesundheit wieder hergestellt worden sind.

Die Behandlungsart der Mrs. Stuart ist jedoch nicht die einzige für solche „kranken Geister"; diese können auch auf andere Weise Hilfe finden. Die Behandlungsweise, wie sie von derjenigen Schule angewendet wird, zu welcher Dr. Forrest Gould in Boston gehört, führt uns gerades Wegs in das Gebiet des Okkultismus hinein. Seinen Verfahrem liegt folgende Anschauung zu Grunde: ein Gedanke, welcher sich im Geiste eines Menschen völlig klar darstellt, kann stillschweigend auch dem Geiste einer anderen Person eingeprägt werden; man kann bewirken, daß dieser Gedanke in dem Geiste jener anderen Person gerade so entsteht, als wenn er auf dem Wege eigenen Denkens in demselben aufgetaucht wäre. Die irrigen Gedanken — sagt er —, welche den Geist eines kranken Menschen beherrschen, können bekämpft und durch die richtigeren überwunden werden, welche sich im Geiste dessen, der die Heilung leitet, darstellen. Die Furcht

vor der Krankheit, der Gedanke des Krankseins, kann aus dem Geiste des Patienten entfernt werden, indem man ihm die Eingebung macht, daß er sich selbst vorstellt, wie und daß er wieder vollständig gesund ist; diese Vorstellung wird die Gestalt der sicheren Hoffnung, die Krankheit zu überwinden, annehmen und wird eine rasche Wiederherstellung der Gesundheit zur Folge haben.

Dies ist nun freilich keine leichte Aufgabe für den, der diese Heilkunst ausübt. Wenn der Gedanke die Macht besitzt, sein Ebenbild zu erzeugen, so muß man sehr auf seiner Hut sein, auch nicht den leisesten Schatten eines Gedankens zu hegen, welcher gar von nachteiligem Einflusse auf den Kranken sein könnte. Vor allem ist es von der größten Wichtigkeit, daß die krankhaften Vorstellungen des letzteren nicht den Geist des Heilwirkenden beeinflussen; denn in diesem Falle würde nur das Übel verschlimmert werden. Die Idee, durch welche die Krankheit des Patienten hervorgerufen wurde, würde durch eine ähnliche von seiten des die Heilwirkung Beabsichtigenden verstärkt werden. Der letztere muß daher sorgfältig und sicher seine Gedanken beherrschen; er muß wie Dr. Gould sich selbst ausdrückt: „seine Gedanken fest im Zaume halten".

Das Verfahren bei diesen geistigen Heilungen ist folgendes: Wenn ein Kranker bei einem dieser Heilwirkenden Hilfe sucht, läßt dieser ihn auf einem Stuhle seitwärts, nicht vor, sondern neben sich Platz nehmen. Dies geschieht, damit der Heilung Wirkende es vermeiden kann, den Kranken anzusehen, und es wird jenem dadurch erleichtert, sich selbst dem Patienten gegenüber in die erforderliche Geistesverfassung zu versetzen. Sodann giebt der Kranke eine Beschreibung seiner Leiden und Beschwerden; und damit beginnt zugleich die erste Thätigkeitsstufe des Heilwirkenden. Während jener redet, hört dieser ihm nicht zu, sondern sagt geistig bei sich selbst (denkt) etwa folgendes, wie wenn er mit dem Kranken spräche: „Du bist nicht krank; du bist ein geistiges Wesen, und wenn du dich sehen könntest, wie du bist, als dein wirkliches, unsterbliches Selbst, so würdest du dort keine Krankheit finden. Die Krankheit, welche du zu haben behauptest, entspringt einer irrigen, unrichtigen Vorstellung deines natürlichen sinnlichen Geistes. Befreie dich von diesem Wahn; stelle dir nur für einen Augenblick klar vor, daß dein eigentliches Leben und Denken nicht deiner leiblichen Erscheinung angehöre; vergegenwärtige dir nur ein einziges Mal, daß dieselben eins sind mit Gott, dem all-einen Geiste, und du wirst fortan gesund sein." — Gedanken wie diese wiederholt der Heilwirkende still für sich, aber mit der festen Überzeugung ihrer Wahrheit, während der ganzen Zeit, daß der Kranke seine Leiden schildert; und zwar thut er dies aus dem doppelten Grunde, um einerseits die krankhaften Vorstellungen des Patienten zu entkräften, und andererseits vor allem zu verhindern, daß dieselben in seinem eigenen Geiste Eingang finden.

Sobald nun der Kranke seine Klagen geendet, und sein Herz gründlich ausgeschüttet hat, nehmen seine Gedanken von selbst eine andere Richtung an; er erwartet jetzt etwas von seiten des Arztes. Dadurch wird

er für dessen Beeinflussung empfänglich. Allerdings ist er schon von vornherein darauf aufmerksam gemacht worden, daß er keine Antwort in Worten zu erwarten habe, nun aber beginnt die zweite Thätigkeitsstufe des Heilverfahrens. Dr. Gould besitzt eine sehr starke und lebhafte Phantasie; er vermag sich vor seinem geistigen Auge irgend ein Bild, das er gerade zu sehen wünscht, völlig klar und deutlich vorzustellen. So denkt er sich dann im Geiste das Bild seines Patienten als von der eben beschriebenen Krankheit vollständig befreit; er malt sich den Menschen in vollkommener Gesundheit aus; er sieht ihn vor sich, wie er seinen täglichen Berufs-Geschäften nachgeht und sich seines Lebens unbehindert freut. Dieses geistige Bild des Kranken, wie er sich in bester Gesundheit befindet, wird nun auf diesen übertragen; es taucht so leise und allmählich, aber doch mit solcher Gewißheit in seinem Geiste auf, daß es ihm vorkommt, als sei es ganz von selbst in seinem Inneren entstanden, und die Wirkung desselben auf seinen Körper fängt sofort an sich bemerkbar zu machen. Wird er nicht unmittelbar geheilt, so beginnt doch schon die Besserung, und nach zwei oder drei solcher Behandlungen kann die Heilung eine vollständige sein.

Während nun so Dr. Gould auf seine Kranken durch stille Gedanken-Übertragung wirkt, sucht Mrs. Stuart den Geist ihrer Patienten durch Zuspruch und Auseinandersetzungen aller Art zu beeinflussen, teils durch philosophische Darlegung der Richtigkeit ihrer metaphysischen Ansichten, teils durch Nachweise der praktischen Wirksamkeit dieser Theorien. Alle beide aber können bereits eine ganz beträchtliche Anzahl von Personen namhaft machen, welche durch ihre jeweiligen Methoden Heilung gefunden haben.

Außer diesen beiden ist nun noch ein drittes Heilverfahren dieser Art zu beschreiben. Als Typus für dieses mag Mrs. May in New York angeführt werden, eine Dame von zierlicher Gestalt mit feinen, liebenswürdigen Gesichtszügen und freundlichen, sympathischen Augen. Würde sie von jemandem um Vernunftsgründe für die Art ihres Heilverfahrens oder um theoretische Auseinandersetzung der Wirkung desselben gefragt, so würde sie ganz unumwunden eingestehen, daß sie davon nichts wisse und verstehe, und daß diese Heilwirkung ihr eigenes Fassungsvermögen übersteige. Ihre Methode unterscheidet sich von der des Dr. Gould darin, daß auf der zweiten Stufe des Verfahrens, wenn dieser sich vor seinem geistigen Auge das Bild des zu vollkommener Gesundheit wiederhergestellten Patienten ausmalt, sie dann nur den anfänglich dargestellten Gedankengang, daß der anscheinenden Krankheit keine wahre Wirklichkeit zu Grunde liege, fortspinnt. Sie läßt dabei im stillen sich selbst etwa folgende Behandlung angedeihen; und dieses ganze Verfahren erinnert lebhaft an die Schulung der indischen Yogis:

„Denke an die Eigenschaften Gottes, des Unendlichen, des Ewigen, des erhabenen „Ich bin", der der Anfang und das Ende ist, der selbst ohne Gestalt und ohne Geschlecht, doch die Quelle alles Seins, Gott, der mein Heil ist und der Heilung wirkt!

Richte all dein Sein und Denken nur auf Gott, auf Ihn, durch den und in dem alles ist, was da ist. Nichts ist, was in Ihm nicht seinen Grund und Ursprung hätte. Alles geht von Ihm gut und vollkommen aus, und für Ihn ist alles auch gut und harmonisch!

Im Stillesein und im Vertrauen sei meine Stärke!

Gott ist der unendliche, ewige, unsterbliche Geist; in diesem Geiste lebe ich als ein vollendeter Gedanke, als ein vollkommen fertiges Werk. Nichts kann zu dem Vollkommenen hinzugefügt, nichts von ihm abgenommen werden. In Gott habe ich mein Leben, Weben und mein Dasein. Nichts vermag mich je von Gott zu scheiden, denn es ist allein sein Leben, seine Wahrheit, sein Wesen und sein Denken, welche in mir wirken, durch mich schaffen und sich offenbaren. Ich bin ein vollkommenes, geistiges Wesen; so stehe ich vor Gott, daß der Glanz seiner Herrlichkeit dieses Haus seines Gedankens fülle. Ich, ein Tempel des lebendigen Gottes, ich bin Eins mit Gott!"

In dieser Weise erhebt sie ihre Gedanken, bis sie sich mit vollster Überzeugung sagen kann: „Nichts vermag mich von der Gottheit zu trennen; durch mich offenbart sie ihre Allmacht!" Dann denkt sie sich ihren Patienten in denselben Zustand versetzt und sagt zu ihm in ihrem Inneren:

„Du bist ein Gedanke des unendlichen Geistes. Auch du lebst, webst und hast dein ganzes Dasein nur in Gott. Nichts kann von Ihm dich trennen, denn allein sein Leben, seine Wahrheit, seine Liebe, sein Gedanke und sein Wesen sind es, welche in dir wirken, du bist ein vollkommenes geistiges Wesen und von deinem Körper völlig unabhängig. Du bist ein einheitliches Ganze, bist nicht ein Teil, auch nicht in Teile geschieden. Gesundheit ist die Harmonie des ganzen Wesens in dem eigentlichsten Sinne: Harmonie des Körpers in all seinen Teilen, Harmonie des Geistes mit dem Körper, Harmonie beider mit den Umständen und den Verhältnissen, in denen sie geboren sind. Du bist dem göttlichen Gesetze unterworfen, und nach diesem Gesetz müssen wir alle unser „Eins-Sein" mit Gott verwirklichen, uns selbst in dem ewigen, unendlichen Geiste finden. Sind wir nun aber geistige Wesen, aus dem Einen Geiste entstanden, so sind wir auch nicht unser sterblicher Leib, sondern sind von diesem frei und unabhängig."

Der Zweck dieser inneren Sammlung und „stillen Behandlung" ist nach Angabe von Mrs. May der, sie in den Stand zu setzen, in ihrem eigenen Bewußtsein den erhabenen Gedanken in seiner ganzen Größe und Wirklichkeit aufzurichten, daß der leidende „Kranke" neben ihr eine reine Seele und als solche Eins ist mit allen reinen Seelen, die in ihrer Gesamtheit das sind, was die Mystik „Christus" nennt, der Logos.[1]) Und glückt es ihr auch nur für einen Augenblick, sich ganz klar vorzustellen, daß der Kranke und sie selbst in dieser allumfassenden Seelengemeinschaft Eins sind, so ist ihr Bemühen sofort von Erfolg gekrönt, der Kranke ist geheilt.

Dieses ganze Verfahren scheint zu der Annahme zu berechtigen, daß Mrs. May vermittelst desselben im stande ist, sich in den Zustand ihres übersinnlichen Bewußtseins zu erheben und in sich selbst sowie in ihren

---

[1]) Vergl. hierzu u. a. Röm. 13, 14; I. Kor. 12, 27; II. Kor. 5, 17; Gal. 2, 20; 3, 27 u. 28. (Der Herausgeber.)

Patienten bestimmte Kräfte des transscendentalen Subjektes in Thätigkeit zu setzen, welche mit schöpferischer Kraft auf den Körper einwirken.[1])

Mag nun aber auch die richtige philosophische Erklärung dieser Vorgänge sein, welche sie wolle, die Thatsachen sind jedenfalls wahr. Die Heilungen, welche von den in dieser Weise wirkenden „Ärzten“ in Amerika ausgeführt wurden, sind zu zahlreich und zu gut bezeugt, um geleugnet werden zu können; und sie verdienen in der That die Beachtung aller ernsten Philosophen. Vor allem sind sie von ganz besonderer Wichtigkeit für die Forschungen und Gedankengänge jener deutschen Pioniere des befreienden Gedankens, welche sich um diese Zeitschrift scharen. — „Der Gedanke — sagt die Qabalah — ist die Quelle alles Daseins.“

---

[1]) Dies ist offenbar der Fall. Alle Suggestion beruht ja nur darauf, daß die eigene Seele des Beeinflußten bildend oder umbildend und heilend auf ihren Körper oder den Charakter ihrer äußeren Persönlichkeit einwirkt. Die hier geschilderten drei verschiedenen Schulen scheinen aber darin übereinzustimmen, daß sie die Heilung ausführen, ohne auch nur den leisesten Anfang einer Hypnose bei ihren Kranken hervorzurufen und ohne all und jede mesmerische oder magnetische Beeinflussung; ferner darin, daß sie, um ohne dieses in ihrer Weise wirken zu können, sich sebst annähernd auf die höchste für uns heutigen Menschen erreichbare Bewußtseinsstufe, auf die der allumfassenden Seelen-Einheit, erheben. Auf dieser Stufe müssen dann bei allen Dreien Vorstellung und Wille sich mit vollem Ernste auf die Wiederherstellung des Kranken zu vollständiger Gesundheit richten. Dies ist selbstverständlich nur dann möglich, wenn der die Heilung Wirkende von tiefer, echter Menschenliebe und in jedem besonderen Falle auch speziell von warmer Teilnahme und innigem Mitgefühl für den Leidenden erfüllt ist. Wer solche Heilung im Hinblick auf etwaigen Gewinn oder Belohnung, die er selbst dadurch erlangen könnte, unternehmen wollte, würde sicherlich keinen Erfolg erzielen. — Von diesen drei Schulen scheint die der Mrs. May am abstraktesten zu wirken, da sie nur sich selbst still im Geiste die Heilung des Kranken vordemonstriert; und wenn wir recht unterrichtet sind, wirkt in ähnlicher Weise, und zwar in der Form eines stillen Gebetes, auch meistens Pfarrer Blumhardt in Bad Boll. Dr. Gould unterstützt seine innere Geistesthätigkeit schon durch einen mehr äußerlich wirkenden Akt der Willensmagie, durch Vorstellungsübertragung. Mrs. Stuart endlich greift sogar für die Unterstützung ihrer Wirksamkeit zum gesprochenen Worte. Ob in letzterem Falle die Schwierigkeit, von dem äußersinnlichen Verstande des Patienten begriffen zu werden, nicht die Intensität und Kraftwirkung des übersinnlichen Zustandes in dem Heilwirkenden beeinträchtigt, mag fraglich sein. Eine gewisse Sympathie auch von seiten des Kranken mit dem Heilwirkenden wird sicherlich vorhanden sein müssen; und wo dazu dann noch ein geistiges oder seelisches Verständnis des Patienten für die Gedanken und die Stimmung des Heilwirkenden gegeben ist, fördert auch wohl das gesprochene Wort den Vorgang solcher „geistigen Heilung“. (Der Herausgeber.)





Die Seelenlehre der Qabalah.

Von

Carl zu Leiningen.

2. Die Seele im Tode.

Der Tod des Menschen ist nach der Qabalah der Übergang zu einer neuen Existenzform. Da der Mensch zur endlichen Wiedervereinigung mit Gott bestimmt ist, diese Vereinigung aber in seinem gegenwärtigen Zustand, wegen der grobstofflichen Materie seines Körpers, nicht erlangen kann, so muß dieser, wie auch alles geistige Wesen im Menschen eine Läuterung durchmachen, um den notwendigen Grad der Vergeistigung zu erreichen, welchen das neue Leben bedingt. — Die Qalabah unterscheidet zwei Ursachen, durch welche der Tod eintreten kann: die erste besteht darin, daß die Gottheit den fortgesetzten Einfluß auf die Neschamah und den Ruach entweder allmählich vermindert, oder plötzlich aufhebt, wodurch in dem Nephesch die Kraft erlischt, den materiellen Leib zu beleben, infolge dessen dann dieser abstirbt. Im Sinne des Sohar kann man diese Weise „den Tod von oben, oder von innen heraus" nennen. Diesem entgegengesetzt ist die zweite Ursache des Todes, welche man mit „Tod von unten, oder von außen herein" bezeichnet, denn hier wird der Leib, als die unterste, äußerste Existenzform, durch irgend welche Störung oder Verletzung desorganisiert, so daß er die Fähigkeit verliert, einerseits den Einfluß von oben gehörig aufzunehmen, andererseits auch Nephesch, Ruach und Neschamah zu erregen und zu sich herabzuziehen. — Wie nun jede der drei Seinsstufen im Menschen den dem Grade ihrer Vergeistigung entsprechenden Wirkungskreis und besondern Sitz im menschlichen Körper hat, und alle drei sich zu verschiedenen Perioden mit demselben bei Lebzeiten [1]) verbunden haben, so verlassen sie auch den sterbenden Menschen zu verschiedenen Momenten in umgekehrter Reihenfolge, so daß der Prozeß des Sterbens sich über eine viel längere Zeitdauer erstreckt, als gewöhnlich angenommen wird.

Die Neschamah, welche ihren Sitz im Gehirn hat und als das höhere geistige Leben sich zuletzt, und zwar erst in den Jahren der Mannbarkeit,

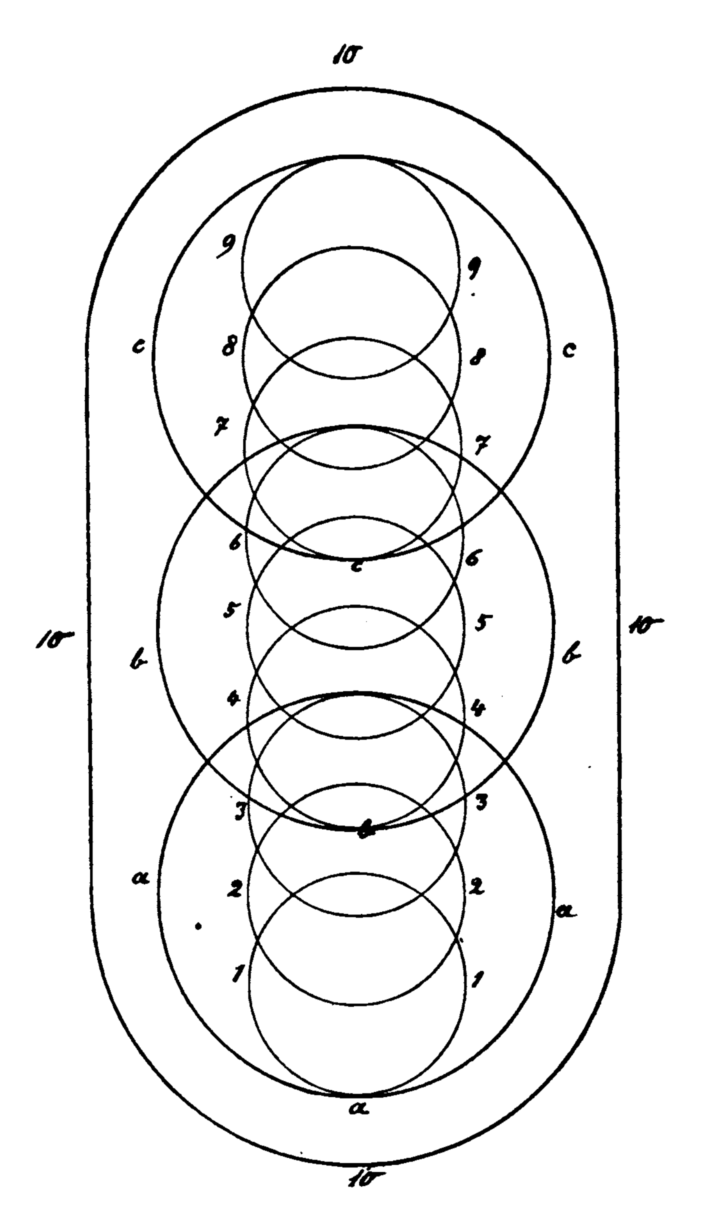
[1]) Die weitere Erklärung, wie sich die geistigen Prinzipien mit der Materie beim Akt der Zeugung verbinden, worüber die Qalabah eine ausführliche Lehre aufstellt, gehört nicht hierher.

mit dem leiblichen Stoff vermählt, verläßt denselben zuerst, und zwar gewöhnlich schon vor dem Eintritt des Augenblicks, den wir mit „Tod" bezeichnen. Sie hinterläßt in ihrer Merkabah[1]) nur eine Beleuchtung; denn die Persönlichkeit des Menschen kann, wie es im Esarah Maimoroth heißt, auch ohne die bestimmte Anwesenheit der Neschamah bestehen. Noch vor dem Zeitpunkte, in welchem der Mensch für unsere Augen stirbt, wird sein Wesen durch einen höhern Ruach vermehrt, wodurch er schaut, was ihm im Leben verborgen geblieben; oft durchdringt sein Auge hellsehend den Raum, und er erblickt seine verstorbenen Freunde und Verwandten. Unmittelbar vor dem Eintritt des kritischen Augenblicks breitet sich der Ruach durch alle Glieder des Leibes aus und nimmt Abschied von denselben; dadurch entsteht eine Erschütterung in ihnen; der Todeskampf — welcher oft so schwer wird. Dann aber zieht sich sein ganzes geistiges Wesen ins Herz zurück und verbirgt sich daselbst vor den Masikim (bösen Geistern), welche über den Leib hereinstürmen, wie die verfolgte Taube in ihr Nest sich flüchtet. Die Trennung des Ruach vom Körper ist die schwerste, denn der Ruach, oder das Seelenleben schwebt, wie der Ez-ha-Chaiim sagt, zwischen dem höhern Geistigen, Unendlichen (Neschamah) und dem niedern Leiblichen, Konkreten (Nephesch), neigt sich bald zum einen, bald zum andern und macht als das Organ des Willens die eigentliche Persönlichkeit des Menschen aus. Sein Sitz ist im Herzen; denn dieses bildet die Wurzel des ganzen Lebens, es ist der מלך (Melekh, König), der Centralpunkt, das verbindende Mittelglied zwischen dem Gehirn und der Leber;[2]) wie daher von diesem Organe die Lebensthätigkeit ursprünglich ausgegangen, so endigt dieselbe auch wieder in ihm; denn im Augenblick des Todes entflieht der Ruach, und zwar geht er, wie der Talmud lehrt, aus dem Herzen durch den Mund als letzter Hauch heraus. Der Talmud unterscheidet 900 verschiedene Arten zu sterben, welche mehr oder weniger schmerzlich sind. Die leichteste derselben besteht in dem sogenanten „Kuß"; die schwerste ist jene, bei welcher es dem Sterbenden vorkommt, als wenn ihm durch den Hals ein dicker haarichter Strick gezogen würde. Mit dem Scheiden des Ruach ist der Mensch für unsere Augen gestorben, obgleich das Nephesch noch in ihm wohnt. Dieses, als das leibliche Leben der Konkretheit, ist die Seele des elementarischen Lebens im Menschen und hat seinen Sitz in der Leber. Das Nephesch, als die tiefste geistige Potenz, besitzt noch sehr viel Affinität und daher auch große Anziehung zum Körper. Es trennt sich zuletzt von demselben, wie es sich auch zuerst mit ihm verbunden hatte; wenn daher auch die Masikim unmittelbar nach dem

---

[1]) Merkabah heißt eigentlich Wagen; es ist somit darunter das Organ, Instrument oder Vehikel zu verstehen, durch welches die Neschamah wirkt.

[2]) So sagt die Qabalah: „In dem Worte מֹלך (König) steht das Herz als Mittelpunkt zwischen Gehirn und Leber", was auf die Buchstabenmystik zurückzuführen ist, da מֹוח (Gehirn) durch den Anfangsbuchstaben des Wortes מֹלך; כבד (Leber) durch dessen Endbuchstaben, endlich לב (Herz) durch das ל in der Mitte ausgedrückt wird. (Der Buchstabe כ wird am Ende des Wortes ך geschrieben.)



Das Weltall und der Mensch,
in ihren verschiedenen Bestandteilen symbolisch dargestellt nach den Anschauungen der Qabalah.

Scheiden des Ruach von dem Körper Besitz ergreifen (sich, wie Loriah sagt, 15 Ellen hoch über denselben aufthürmen) und das Nephesch infolge dessen mit der zunehmenden Zersetzung des Körpers aus demselben heraustreten muß, so weilt es doch noch längere Zeit um ihn und trauert über seinen Verlust. Der Regel nach erhebt es sich erst beim Eintritt der vollständigen Verwesung aus dem Bereiche des irdischen Seins.

Diese im Tode erfolgte Scheidung des Menschen ist jedoch keine vollständige Trennung; denn was einmal eins gewesen ist, kann nicht absolut von einander geschieden werden, sondern bleibt immer in Beziehung zu einander. So besteht auch eine gewisse Verbindung zwischen dem Nephesch und seinem auch schon verwesten Leibe fort. Denn wenn auch dieser als das materielle, äußere Gefäß mit seinen physischen Lebenskräften vergehen muß, so bleibt doch etwas von dem geistigen Prinzip des Nephesch, als unzerstörbar, im Grabe zurück und versenkt sich, wie der Sohar sagt, in die Knochen, daher die Qabalah vom „Hauch der Knochen" und „Knochengeist" spricht. — Dieses innere, unzerstörbare Wesen des stofflichen Leibes, welches dessen vollständige Form und Gestalt hat, bildet den Habal de Garmin, was wir etwa mit „Auferstehungsleib" (als ätherischer Lichtleib gedacht) übersetzen können.

Wenn sich nun die einzelnen Teile des Menschen im Tode von einander trennen, geht ein jeder derselben in diejenige Sphäre, zu der er seiner Natur und Beschaffenheit nach gezogen und durch die ihm verwandten Wesen, welche sich schon bei seinem Sterben einfinden, begleitet wird. — Wie im ganzen Weltall alles in allem nach ein und demselben Systeme entsteht, wirkt und vergeht, wie das Kleine im Großen sich wiederfindet, und die gleichen Gesetze von der niedrigsten Kreatur bis zur höchsten Potenz geistigen Seins gelten, so teilt sich das gesamte All, welches die Qabalah Aziluth nennt, allmählich vom gröbst stofflichen zur Vergeistigung — zur Einheit — sich emporhebend, in die Welten: Asiah, Jezirah und Briah, welche den drei Grundteilen des Menschen, dem Nephesch, Ruach und Neschamah entsprechen. — Asiah ist die Welt in der wir uns bewegen; doch ist das, was wir von derselben mit unsern leiblichen Augen sehen können, nur ihre unterste, materiellste Sphäre, wie wir auch vom Menschen nur dessen unterste, materiellste Seinsstufe: seinen Körper, mit unsern sinnlichen Organen wahrzunehmen imstande sind. — Die beistehende Zeichnung ist infolge dessen eine schematische Darstellung sowohl des Menschen wie des Weltalls, da nach den Anschauungen der Qalabah Mikrokosmus und Makrokosmus durchaus analog gestaltet sind, der Mensch also das Ebenbild des sich im Weltall darstellenden Gottes ist. Somit bezeichnet der Kreis *a a a* die Welt Asiah und 1, 2, 3 deren Sphären ganz entsprechend dem Nephesch; *b, b, b* bedeutet die Welt Jezirah analog dem Ruach und 4, 5, 6 deren Potenzen. Endlich versinnbildet der Kreis *c, c, c* die Welt Briah, deren Sphären 7, 8, 9 sich wie jene der Neschamah zur höchsten Potenz des geistigen Lebens erheben. Der Umkreis 10 aber stellt das All, Aziluth, vor, sowie er auch die vollständige menschliche Natur versinnbildet.

Wie die drei verschiedenen Welten den drei Seinsstufen im Menschen ihrer Natur, oder dem Grade ihrer Vergeistigung nach entsprechen, so bilden sie auch die verschiedenen Aufenthaltsorte für diese. Der Körper, als die materiellste Existenzform des Menschen, bleibt in der untersten Sphäre der Welt Asiah, im Grabe zurück; nur der „Hauch der Knochen" ist in ihm versenkt, und bildet wie schon oben erwähnt, den Habal de Garmin. Dieser befindet sich im Grabe in einem dunkeln Schlummerzustand, der für die Gerechten ein sanfter Schlaf ist, worauf man verschiedene Stellen im Daniel, in den Psalmen und im Jesajas bezieht. Da nun der Habal de Garmin im Grabe eine Art dunkeler Empfindung hat, so können die Schlafenden auf alle mögliche Weise beunruhigt werden. Deswegen war es den Juden verboten, Personen, die einander im Leben Feinde gewesen, neben einander zu begraben, oder Heilige neben Verbrecher zu legen. Im Gegenteil pflegte man die Personen, welche sich geliebt, zusammen zu beerdigen, weil auch im Tode dieselbe Anziehung zwischen ihnen besteht. Die größte Störung für die Schlafenden ist die Beschwörung; denn wenn auch im übrigen das Nephesch das Grab schon verlassen hat, so bleibt doch immer der „Knochengeist" im Körper zurück und kann heraufbeschworen werden; dies berührt dann aber stets das Nephesch, den Ruach und die Neschamah widrig, denn, halten diese sich auch an verschiedenen Orten auf, so bleiben sie doch immer mit einander in gewisser Beziehung, so daß eines fühlt, was dem andern widerfährt. Daher gebietet auch die heilige Schrift (5. Mose 18, 11), daß man nicht die Toten fragen soll. Wie wir nun mit unsern materiellen Sinnen nur den untersten Kreis, die tiefste Sphäre der Welt Asiah wahrnehmen können, so ist auch für unser materielles Auge nur der Körper des Menschen sichtbar, welcher nach dem Tode zunächst noch im Bereiche der Sinnenwelt bleibt; die höhern Kreise der Asiah sind für uns nicht mehr wahrnehmbar, und in analoger Weise entzieht sich auch schon der Habal de Garmin unserer Wahrnehmung; daher der Sohar sagt: „Wäre unsern Augen die Erlaubnis gegeben, so würden sie in der Nacht, wo der Schabbath angeht, oder an Neumonden und Festen die Diuknim (Gestalten) auf den Gräbern schauen, die den Herrn loben und preisen".

Die höhern Kreise der Welt Asiah bilden den Aufenthaltsort des Nephesch. Der Ez-ha-Chaiim bezeichnet diesen Ort als das unterste Gan Eden,[1]) „welches innerhalb der Welt Asiah südlich von dem heiligen Lande, über dem Äquator liegt." — Die zweite Seinsstufe im Menschen, der Ruach, findet den dem Grade seiner Geistigkeit entsprechenden Aufenthalt in der Welt Jezirah. Denn wie der Ruach die eigentliche Persönlichkeit des Menschen ausmacht und demnach der Träger und Sitz des Willens ist, mithin in demselben die treibende, bildende Kraft des Menschen liegt, so ist auch die Welt Jezirah, wie schon ihr hebräischer

---

[1]) Gan Eden heißt Garten der Wonne; im Thalmud und in der Qabalah wird er auch nach dem Hohenlied 4, 13 Pardes, der Lustgarten genannt, woraus das deutsche „Paradies" gemacht worden ist.



Name sagt, der mundus formationis. — Der Neschamah endlich entspricht die Welt Briah, welche der Sohar „die Welt des göttlichen Thrones" nennt, und die den höchsten Grad der Geistigkeit in sich begreift.

Im gleichen Maße wie Nephesch, Ruach und Neschamah keine für sich getrennte Existenzformen bilden, sondern allmählich sich vergeistigend in einander übergehen, so greifen auch die Sphären der verschiedenen Welten in einander ein, indem sie vom tiefsten materiellsten Kreis der Welt Asiah, der unserem Sinne wahrnehmbar, sich zur höchsten immatriellsten Potenz der Welt Briah erheben. Hierdurch wird es klar werden, daß, wenn auch Nephesch, Ruach und Neschamah in den entsprechenden Welten ihren Aufenthalt finden, sie doch in steter Verbindung nur ein Ganzes ausmachen. Diese innige Beziehung der getrennten Teile zu einander wird besonders durch die „Zelem" ermöglicht.

Unter Zelem versteht die Qabalah das Abbild, Gewand, in welchem die verschiedenen Seinsstufen des Menschen existieren, und durch welches sie wirken. Nephesch, Ruach und Neschamah haben, wenn auch mit dem Tode ihr äußeres leibliches Gefäß zerstört wird, trotzdem eine gewisse Gestaltung, die der leiblichen Erscheinung des ursprünglichen Menschen entspricht. Diese Gestaltung, durch welche jeder Teil in seiner Welt fortlebt und wirkt, ist aber nur durch die Zelem möglich; so heißt es in Psalm 39, 7: „Sie gehen daher wie im Zelem (Schemen)". Nach Loriah teilt sich das Zelem, nach Analogie mit der ganzen menschlichen Natur, in drei Teile: in ein inneres Geistlicht und zwei Makifim oder umkreisende Lichter. Jedes Zelem und dessen Makifim entspricht in seiner Natur der Eigenart oder dem Grade der Vergeistigung jener Seinsstufe, zu welcher es gehört. Dem Nephesch, dem Ruach, und auch der Neschamah werden nur durch ihre Zelem die Wirksamkeit nach außen ermöglicht. Auf denselben beruht die ganze Lebensexistenz des Menschen auf Erden, denn der ganze Influx von oben auf das Gemüts-Leben und die innern Gefühle des Menschen geschieht mittelst dieser Zelem, indem dieselben entweder gestärkt oder geschwächt werden. Auch der Prozeß des Sterbens geht einzig und allein in den einzelnen Zelem vor, da ja Nephesch, Ruach und Neschamah sich im Tode nicht verändern. So sagt die Qabalah, daß 30 Tage vor dem Tode des Menschen im Zelem der Neschamah zuerst sich die Makifim zurückzuziehen, dann nach und nach auch die vom Zelem des Ruach und Nephesch; darunter ist zu verstehen, daß sie in ihrer Kraft zu wirken aufhören, doch greifen sie, wie die Mischnath Chasidim sagt, im Augenblick, in dem der Ruach entflieht, alle wieder in den Lebensprozeß ein, „um den Geschmack des Todes zu kosten". Die Zelem sind jedoch als bloß magisch wirkende Wesen zu denken, weswegen auch das Zelem des Nephesch nicht unmittelbar in die Welt unserer äußern sinnlichen Wahrnehmung einwirken kann. Was wir also bei einer Erscheinung von Verstorbenen sehen, ist entweder ihr Habal de Garmin, oder die feinen Luft- oder Ätherstoffe der Welt Asiah, in welche sich das Zelem des Nephesch kleidet, um unsern leiblichen Sinnen wahrnehmbar zu werden. Dies gilt für alle Arten von geistigen Er-

scheinungen, seien sie nun Engel oder verstorbene Menschen oder Satanim; das Zelem selbst können wir mit unsern Augen nie wahrnehmen und sehen daher nur ein Gebilde, das aus den feinen „Dünsten" unserer äußern Welt zusammengezogen, zu einer Gestalt geformt ist, welche augenblicklich wieder zerfließen kann. —

So verschieden das Leben des Menschen auf Erden gewesen ist, so verschieden ist sein Los nach dem Tode in den andern Welten; denn je nachdem er hienieden durch Übertretung der göttlichen Gebote gesündigt hat, muß er auch im Jenseits gereinigt und gezüchtigt werden. In dieser Beziehung heißt es daher im Sohar: „Die Schönheit des Zelem der Frommen richtet sich nach den guten Werken, welche sie auf Erden verrichtet haben" und ferner: „Die Sünde macht das Zelem des Nephesch schmutzig". Auch Loriah sagt: „Bei dem Frommen sind die Zelem rein und klar, bei dem Sünder aber trüb und dunkel". — So hat daher für jede einzelne Seinsstufe des Menschen jede Welt ihr Gan Eden (Paradies), ihren Nahar Dinur (Feuerstrom zur Reinigung der Seelen) und ihr Gei Hinam[1]) (Ort der Qual zur Bestrafung), woraus auch die christliche Anschauung von Himmel, Fegfeuer und Hölle entstanden ist. — Es ist indessen nicht unsere Absicht, hier auf die Lehren der Qalabah über die Zustände und namentlich die Qualen der Menschenseelen nach dem Tode weiter einzugehen. Eine recht anschauliche Darstellung derselben giebt ja bekanntlich Dante in seiner Divina Commedia.

[1]) Gei Hinam ist eigentlich der Name eines Ortes, der bei Jerusalem liegt, wo ehemals die Kinder dem Moloch geopfert wurden; die Qalabah versteht unter diesem Namen den Ort der Verdammnis.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Zum zweiten Gesicht bei den Westfalen.

Aus einem nachträglichen Berichte des Dr. Kuhlenbeck in Osnabrück.[1])

I. Der Gutsverwalter Ellermann zu Barenau (Kirchspiel Engter unweit Osnabrück), den ich vor kurzem wegen angeblicher persönlicher Erfahrungen auf dem Gebiete des zweiten Gesichts interpellierte, ist bereit, nachfolgende persönliche Erlebnisse eidlich zu bekräftigen und hat gegen deren öffentliche Verbreitung unter Nennung seines Namens nichts einzuwenden:

1. Vor 19 Jahren (1868 oder 1869), als Ellermann noch in einem anderen, übrigens gleichfalls zum Gutsbezirk gehörigen Hause wohnte, habe sein Bruder August (welcher seit längeren Jahren nach Amerika ausgewandert ist) eines Morgens sehr früh, unmittelbar nach dem Aufstehen, auf Ellermanns Diele einen offenen Sarg mit einer Frauenleiche erblickt, darüber entsetzt das Haus verlassen und es der in der Nachbarschaft, in Ellermanns Leibzucht, wohnenden Mutter sofort mitgeteilt. Diese sowie der Bruder August haben dann das Gesicht lange verschwiegen und es ihm erst mitgeteilt, als er einige Jahre später sein jetziges neues Haus bezog. Jenes früher von ihm bewohnte Haus ist dann von einem Neubauer Gaußmann gemietet und geraume Zeit nach dessen Einzug ist diesem die Ehefrau gestorben. Sein damals noch anwesender Bruder August beteuerte sodann, daß er jene Leichenvision genau

[1]) Vergl. hierzu die „Sphinx" 1887, III Band, S. 16, 81, 172, 271 und 335. — Dieser Bericht ist der Psychologischen Gesellschaft zu München eingereicht und in deren Sitzungen vom 24. und 30. Juni besprochen worden. Das Nachstehende ist nur ein Auszug aus demselben. Die längere Diskussion über die vielfachen Mitteilungen und Erörterungen des Herrn Dr. Kuhlenbeck über diesen Gegenstand können wir hier des beschränkten Raumes wegen nicht wiedergeben. Es wurden dabei dieselben von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet und u. a. wurde auch dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß es so selten gelinge, solche als „zweites Gesicht" angegebenen Aussagen rechtzeitig und unzweifelhaft in solcher Weise festzustellen, daß dieselben allen Anforderungen wissenschaftlicher Kritik Genüge leisteten und doch keinerlei Erklärung innerhalb des Bereiches normaler Sinneswahrnehmung und Verstandesthätigkeit zuließen. (Der Herausgeber.)



an derselben Stelle gehabt habe, an welcher vor dem Begräbnis der Frau Gaußmann deren Leiche ausgestellt wurde.

2. Von Hörensagen erzählte Ellermann mir mehrere Vorspuke von einem ehemaligen Seher Pruß aus Venne, dessen häufige Gesichte sich meistens bestätigt hätten. — Auffällig war mir dabei, daß er demselben zwei Gesichte zuschrieb, die mir von anderer Seite als Vorgesichte des Holzschuhmachers Mehring berichtet sind, nämlich einmal den Fall 16 meiner Berichte (Sphinx III, 81), sodann den nachstehenden Fall 4, betreffend Bau einer Schule auf dem Knoll bei Venne. Soll man hierin eine Bestätigung dieser Gesichte selbst durch einen anderen Seher oder nur eine Bestätigung des Gerüchts über diese Vorgesichte selbst mit Verwechselung der Urheber finden? Jedenfalls zeugt es dafür, wie allgemein unsere protestantische Landbevölkerung, die sonst keineswegs ein allzu tiefes Bildungsniveau besitzt, sich noch für die „Vorgeschichten" interessiert.

* * *

II. Der Müller Riepe zu Krebsburg, der Heuerling und Holzschuhmacher Mehring zu Haaren bei Ostercappeln uud der Heuerling Welker ebendaselbst hatten unter einander Verkehr und tauschten ihre Erlebnisse auf übersinnlichem Gebiete, besonders ihre Wahrnehmungen von „zweitem Gesicht" gegenseitig aus. Jetzt sind alle drei verstorben, und es ist nicht mehr genau festzustellen, von wem jede einzelne der nachstehend aufgeführten Vorhersagen herrührte. Diese selbst aber werden unter der Landbevölkerung jener Gegend als feststehende Thatsachen berichtet, sowohl die „eingetroffenen" als auch die ausstehenden „Gesichte". Dieselben mögen hier wenigstens als kulturgeschichtliche Arabesken zu meinen früheren Mitteilungen registriert werden:

1. Die jetzt vorhandene Landstraße von Ostercappeln nach Hunteburg soll beträchtliche Zeit vor ihrem Bau gesehen worden sein.

2. Es ward vorhergesagt, eine genau bezeichnete Stelle dieser Landstraße in der Nähe des Leimsicks solle zwecks Umlegung aufgerissen werden, ehe jedoch diese kleine Strecke wieder fertig werde, solle ein Krieg eintreten. Dies traf ein und zwar 1866.

3. Die jetzt jene Gegend durchschneidende Eisenbahn soll vorhergesagt worden sein, als man noch gar keine Dampfbahn kannte, und zwar in der Weise, daß ein Weg durch den Berg gelegt werde, auf welchem Wagen ohne Pferde fahren würden.

4. Es soll vorhergesagt worden sein, bei Auf-dem-Knolle werde ein Haus gebaut werden, in welchem ganz kleine Leute ein- und ausgehen. Jetzt steht dort die Schwagstorfer Schule.

5. Es sollten Kanonen längs der Ostercappeler Landstraße beim Haarener Kruge und Dübbers Heide aufgefahren werden, deren Mündung nach Süden gerichtet sein werde; aus diesen Geschützen aber werde nicht gefeuert, auch seien wenig oder gar keine Leute bei denselben. — Dies traf ein beim Durchmarsch der Preußen zum schleswig-holsteinischem Kriege. Die Kanonen standen nachts an der besagten Stelle und waren schwach bewacht; die Mannschaften waren in Schwagstorf einquartiert.

6. Es wurde vorhergesagt, an der Ostercappeler Landstraße würden Pfähle aufgerichtet und oben an diesen eine Leine entlang gezogen; übrigens kämen diese Pfähle nach einiger Zeit wieder fort. — Dies traf ein. Eine Telegraphenleitung wurde anfangs an der Landstraße entlang geführt, aber später dort wieder beseitigt und an die Eisenbahn verlegt.

7. Eine letzte Aussage, welche auf Mehring zurückgeführt wird, lautet: Es wird ein großer Krieg kommen, in welchem zuerst eine Truppenbewegung nach Norden stattfindet, dann aber zurückflutend sich bei Ostercappeln zu einer Schlacht entwickeln wird. Die blaue Uniform wird anfänglich vorherrschen, später aber auch andere, namentlich weiße Uniform damit verbunden sein; hannoversche Uniform ist gar nicht dabei. Der Ostercappeler Berg wird von der Nordseite (Schwagstorf und Felsen) gestürmt. Um den steilen Berg (bei Heiligenhäuschen) zu erklimmen, spannt man 36 Pferde vor eine Kanone. Der untere Teil von Ostercappeln nebst der Kirche wird demoliert.

Seitdem Hannover preußisch geworden ist, sind die hannoverschen Uniformen allerdings verschwunden. Im übrigen ist dies „Gesicht" bisher noch nicht eingetroffen.

Osnabrück, 22. Mai 1887. **Ludwig Kuhlenbeck**, Dr. jur.

Die Geisterphotographien des Herrn Eglinton,

als Falsifikate betrachtet.

Über diesen Gegenstand geht uns nachfolgende Zuschrift des bekannten Astronomen Dr. Hermann J. Klein in Köln, welcher u. a. die Zeitschrift „Gaea" herausgiebt, zu. Wir sind, wie schon im Augusthefte ausgeführt, durchaus nicht in der Lage, für die Echtheit der von Herrn Aksákof obwohl in bestem Glauben und vollster Überzeugung gelieferten Photographien einzutreten. Die Anhaltspunkte für die Wahrscheinlikeit einer stattgehabten Täuschung sind fast überwältigend. Indessen müssen wir doch darauf hinweisen, daß Herr Dr. Klein Staatsrat Aksákofs „Vertrauensseligkeit" gegen Herrn Eglinton wohl zu hart beurteilt, da nun einmal für alle spiritistischen Manifestationen ein Experimentalkreis von besonders geeigneten, sympathischen Personen als unerläßliche Voraussetzung gilt. Dieser Vorbedingung glaubte Herr Aksákof sich fügen zu müssen, sogut wie man elektrische Experimente nur in trockner Luft anzustellen versuchen wird. — Die Einsendung des Herrn Dr. Klein ist folgende:

Im Augustheft dieses Jahrgangs der „Sphinx" teilt der Herausgeber einen Bericht des Herrn Aksákof mit, in welchem derselbe über die Erfolge der „transscendentalen Photographie" mit Eglinton referiert. Wenn irgend etwas in diesem Berichte überzeugend ist, so ist es die Vertrauensseligkeit, mit der Herr Aksákof dem Herrn Eglinton und Genossen gegenübergetreten ist. Weit entfernt, Herrn Aksákof eine bewußte Täuschung zuschreiben zu wollen, muß man um so eindringlicher darauf bestehen, daß er das Opfer einer Täuschung geworden ist, und zwar einer sehr plumpen Täuschung. Schon das ganze Verhalten des Herrn Aksákof

dem Medium Eglinton gegenüber, zeigt, wie wenig der übrigens hochgeachtete Staatsrat der Mann ist, als Autorität in einer Angelegenheit von dieser Art und Wichtigkeit genommen werden zu können. S. 118 der „Sphinx" heißt es: „Als Herr Eglinton 1886 in St. Petersburg war, erzählte er Herrn Aksákof von einem Privatkreise in London, welcher Erfolge in „transscendentaler Photographie" erzielt habe. Infolge dessen begab dieser sich im Juni v. J. nach London, machte dort die Bekanntschaft dieses Kreises und hielt mit demselben zweimal wöchentlich Sitzungen. Die Namen der Teilnehmer werden nicht genannt, die Hauptpersönlichkeit des Kreises aber als ein wohlhabender und völlig unabhängig lebender Grundeigentümer beschrieben. Außer diesen wirkten dessen Frau und ein Hausfreund (als Herr N. bezeichnet) mit. Als Medium diente Herr Eglinton.

Hätte Herr Aksákof sich vorher recht besonnen, so würde er sich die Reise nach London und die Mystifikation, die ihm dort bereitet wurde, erspart haben. Er würde sich nämlich habe sagen müssen: Wenn es Herr Eglinton ist, durch dessen mediumistische Kraft Geister auf einer Photographie erscheinen, so können die Versuche gleich hier in Petersburg gemacht worden, wo Herr Eglinton ist; wenn aber der Privatkreis in London, d. h. der als Photograph wirkende Freund des Herrn Eglinton und dessen Camera unbedingte Erfordernisse sind, so ist es nicht Herr Eglinton durch dessen mediumistische Kraft die Geisterphotographie zu, stande kommt. Ein Drittes giebt es nicht. Statt auch nur den Versuch zu machen,[1]) den Herrn Eglinton zu einer Sitzung behufs photographischer Geisteraufnahme in Petersburg zu bewegen, ein Versuch, der sicherlich kein Resultat gegeben hätte, reist Herr Aksákof in unerklärlichem Vertrauen nach London, um Vorgängen beizuwohnen, die er nur mit Unrecht „Experimente" nennt. Herr Aksákof wenigstens hat nicht experimentiert, sondern mit ihm ist experimentiert worden; man hat seinen Namen mißbraucht, um einem faulen Schwindel ein möglichst großes Relief zu geben. Herr Aksákof hat sich zur Konstatierung, daß kein Betrug vorlag, darauf beschränkt, selbst die Platten zu kaufen und dieselben zu zeichnen, während der Hausherr die Kassette allein in Händen hatte und Herr Aksákof in seinem alle zulässigen Grenzen übersteigenden Vertrauen gar nicht daran dachte, diese Kassette zu untersuchen. Dieser Hausherr samt seinem Hausfreunde, waren aber die intimen Genossen des Herrn Eglinton, welchem letzteren die Bilder nur gelangen, wenn er in London mit den ersteren zusammen arbeitete! Wahrlich, man kann es keinem Naturforscher verdenken, wenn er Beweise dieser Art ablehnt. Und nun zu den famosen Geisterphotographien.

Auf Tafel I sehen wir ein Gesicht mit enormem, schwarzem Barte, und den Körper bis etwa zur Brust herab von einem weißen Gewande umhüllt. Diese Gestalt steht auf dem Kopfe. Letzteres ist merkwürdig und — zugleich verdächtig. Jeder, der mit der photographischen Technik etwas vertraut ist, wird sogleich erkennen, daß die Gestalt nur deshalb auf dem Kopf steht, weil — die Platte, auf der sie sich vorher schon

[1]) Diesen Versuch hat Herr Aksákof allerdings gemacht, er ist ihm aber freilich nicht gelungen. **Hübbe-Schleiden.**

befand, in der Eile verkehrt in die Kassette gesteckt wurde! Man braucht nicht anzunehmen, die Geister gingen bisweilen auf dem Kopfe; es genügt der eben erwähnte Irrtum im Einstecken der Platte, um dies Ergebnis hervorzubringen. Man möchte fast sagen, es gehöre einige Unverfrorenheit dazu, um angesichts dieses offenbaren Mißgriffs des Herrn an der Kassette eine solche Photographie, die der unwiderleglichste Beweis des Betruges ist[1]), dem Herrn Aksákof als Beweis für eine Transscendental-Aufnahme zu präsentieren. Um auch dem Laien zu beweisen, daß es sich hier nur um einen ganz gemeinen Betrug handelt, dessen Opfer Herr Aksákof geworden ist, sei zunächst darauf hingewiesen, daß der auf dem Kopfe stehende „Geist" links durchscheinend ist, nämlich da, wo sein Gewand über die Thürumrahmung hinwegstreicht, ebenso da, wo der Kopf sich auf das Bein Eglintons projiziert, d. h., man sieht dieses Bein durch ihn hindurch. Müßte dies nun nicht auch bei der Partie um die Stirne, die Nase und die Wangen des Geistes der Fall sein, wenn dieser Geist überall gleichmäßig für das Licht durchgängig wäre? Mit andern Worten: Müßte nicht der Kopf des Geistes da, wo er sich auf den dunklen Rock Eglintons projiziert, fast oder völlig unsichtbar werden, wenn die Photographie echt wäre? Auch das ist merkwürdig, daß während das Gewand links vor der Thürspalte durchsichtig ist, dasselbe an der andern Seite vor dem Gesichte Eglintons absolut undurchsichtig ist. Bei Geistern könnte man wohl annehmen, daß sie durchscheinend sind, aber dann ebensowohl rechts wie links; warum das bei dem hier photographierten Geist nicht der Fall ist, weiß ein jeder praktische Photograph! Ebenso gut weiß jeder Photograph, weshalb der Geist einen so auffällig schwarzen Bart zeigt, eine Schwärze, die bei irdischen Bärten wohl nicht gefunden wird. Aber noch mehr! Dreht man Tafel I herum und betrachtet den Geisterkopf, so sieht man, daß er von seiner Rechten her erleuchtet ist, betrachtet man dann das Bild Eglintons, so sieht man, daß dieses von links her beleuchtet wird. Hieraus folgt, daß der Geist, falls er echt gewesen wäre, wahrhaft und wirklich hätte auf dem Kopfe stehen resp. schweben müssen. Ich kenne so ziemlich die ganze neuere spiritistische Litteratur, aber ein auf dem Kopf stehender Geist ist mir darin noch nicht vorgekommen, das Verdienst, einen solchen eingeführt zu haben, gebührt den Herren Eglinton und Kompanie. Noch wunderbarer ist es, daß der Geist auf der Photographie so völlig flach und platt erscheint, während Herr Eglinton mit der bekannten Vergrößerung der unteren Extremitäten, hier der über einander geschlagenen Beine, er-

---

[1]) Hierin kann ich dem geehrten Herrn Einsender doch nicht so unbedingt zustimmen. Die Thatsache, daß der „Geisterkopf" verkehrt auf dem Bilde erscheint, wird wohl an und für sich noch nicht als Beweis eines Betruges gelten können; denn wenn die behauptete unmittelbare Projektion oder Objektivierung von Gedankenbildern überhaupt möglich sein sollte, so kann sie natürlich ebenso gut umgekehrt wie aufrecht geschehen. Und stände diese „Geistergestalt" aufrecht, so würde Herr Dr. Klein dieselbe deswegen wohl schwerlich als echt zulassen. Die übrigen Gründe für die Wahrscheinlichkeit einer Unechtheit der sämtlichen mit Herrn Eglinton zu Wege gebrachten „Geisterphotographien" sind allerdings sehr gewichtige **Hübbe-Schleiden**.

scheint. Der „Geist“ hätte offenbar zwischen Eglinton und dem Zuschauer sein und demzufolge sein Kopf erheblich viel größer erscheinen müssen, als derjenige Eglintons, wenn dieser Geist wirklich vorhanden gewesen wäre. Auch nimmt dieser Geist offenbar durchaus keine Notiz von Herrn Eglinton; er steht nicht neben ihm und steht nicht hinter ihm, er bekümmert sich gar nicht um ihn, steht in keinem Bezug zu ihm, sondern verdeckt ihn nur gerade so wie es sein muß, wenn die Sache Schwindel ist.

Meiner Ansicht nach ist das in Tafel I gegebene Experiment von ähnlicher Qualität, wie die Experimente Slades, der in Hamburg mit größter Unverfrorenheit eine Tafel, die er selbst vorher auf einer Seite beschrieben hatte, benutzen wollte, um zu beweisen, daß er Geisterschriften hervorbringen könne und der bei ähnlichem Verfahren in Nordamerika als gemeiner Schwindler entlarvt wurde. Herr Aksákof ist zweifellos ein ehrenwerter und ehrlicher Mann, aber nach allem, was ich von ihm gelesen habe, fehlt ihm doch sehr viel zu einem wirklichen Forscher auf dem heiklen Felde der spiritistischen Erscheinungen. Wie unverantwortlich leichtsinnig gerade auf diesem Gebiete gehandelt wird, beweist ein mir genauer bekannt gewordener Fall in Mainz. Vor mehreren Jahren erschien in einem Leipziger spiritistischen Blatte ein großartig aufgebauschter Bericht über eine spiritistische Sitzung in Mainz, bei der Geister aus dem Harem des türkischen Sultans erschienen und ein anderer Geist Wein herbeischaffte. Der Herausgeber der betreffenden Zeitschrift war aber nur gefoppt worden, denn als ich mich an Ort und Stelle wandte, um selbst Erkundigungen über diesen wunderbaren Vorgang einzuziehen, wurde von den Veranstaltern desselben eingestanden, daß man sich mit dem leichtgläubigen Herrn Doktor aus Leipzig nur einen Spaß gemacht habe. Der Geist aus dem Harem, war die Dienstmagd des Hauses und der Wein wurde nicht von einem Geist beschafft, sondern von einem Hausknechte. Den ganzen Spaß hat der Herr Spiritist für bare Münze genommen, und das Ganze wird vielleicht dereinst als wunderbarer Vorgang zitiert werden, denn widerrufen wurde es in der betreffenden Zeitschrift nicht, trotzdem die wahren Thatsachen dorthin gemeldet wurden. Ich habe guten Grund zu der Annahme, daß die moderne Naturwissenschaft in ihrer Ablehnung aller sogen. spiritistischen Erscheinungen entschieden viel zu weit geht; allein Leute wie Slade und Eglinton sind keine Gewährsmänner für den ernsten Forscher, und allem gegenüber, wobei diese Leute ihre Hand im Spiele haben, hat der Naturforscher durchaus recht, sich völlig ablehnend zu verhalten.

Köln 1887, August 10. **Dr. Klein.**

Zu diesem Gegenstande macht uns übrigens der bekannte Londoner Rechtsgelehrte C. C. Massey, — wohl der scharfsinnigste Verteidiger des Spiritismus — darauf aufmerksam, daß er all dieselben Bedenken gegen die mediumistische Echtheit dieser Photographien, welche wir von einem deutschen Interessenten unserer Bewegung im Augustheft (S. 124 f.) anführten, schon in Nr. 331 des „Light“ (vom 7. Mai 1887, S. 204) vorgebracht habe, daß er indessen trotzdem nach wie vor persönlich die

Echtheit der Photographien für wahrscheinlich halte. — Zugleich bietet uns Herr Massey folgenden Erklärungsversuch für die allen öffentlichen Medien so allgemein vorgeworfene taschenspielerische Veranstaltung ihrer „magischen" Kunststücke. Wenn nämlich die (übersinnlich) wirkende Kraft des Mediums zu schwach ist, um sich materiell zu projizieren (Ätherleib), so wird sie sich in der gleichen Richtung des beabsichtigten Zweckes durch Verwendung des organischen Körpers des Mediums (Zellenleib) geltend machen. Nachweislich ist der echt mediumistische Zustand (Trance, Ekstase) nichts anderes als Hypnose und man könnte bei solcher unvollkommenen Wirkung der mediumistischen Kraft den Zustand des Mediums wohl dem bei der Ausführung posthypnotischer Suggestionen gleichstellen. In dem einen wie in dem anderen Falle hat das Medium während der Handlung sogut wie gar kein Bewußtsein und nachher selten eine Erinnerung von derselben, kann also auch nicht sittlich für dieselbe verantwortlich gehalten werden. — Diese geistreiche Erklärung mag ja gelegenlich vielleicht zutreffen, nämlich in all den Fällen, wo die fehlschlagende Manipulation dann auch nicht betrügerisch verborgen wird, sondern sich gleich als eine mißlungene übersinnliche Manipulation kennzeichnet. Die meisten Fälle aber, welche den öffentlichen Medien zur Last gelegt werden, dürften doch dadurch kaum befriedigend zu erklären sein, so auch namentlich nicht die etwaige betrügerische Veranstaltung dieser Photographien für Herrn Akſákof.[1]) Über diese äußert sich der soeben wieder erwähnte Skeptiker wie folgt:

Ich hege jetzt nicht mehr den geringsten Zweifel, daß diese Photographien unecht sind. Auch Herrn Masseys gute Meinung von der Ehrlichkeit des dunklen Hausherrn vermag ich nicht zu teilen. Ich halte ihn bestimmt für einen Mitbetrüger Eglintons.

Was zunächst Eglintons Mediumität anbetrifft, so bin ich von derselben nach allem, was an authentischem Material über ihn gesammelt ist (in „Twixt two Worlds" und sonst) überzeugt; eben so entschieden aber kann ich nach dem, was gegenteilig festgestellt ist (besonders von der S. P. R. im Juniheft 1886 des Journals und im Vol. IV Part XI der Proceedings) an der starken Neigung Eglintons mit Taschenspielerkünsten „nachzuhelfen", nicht mehr zweifeln. Vergegenwärtigt man sich nun seine Lage Herrn Akſákof gegenüber, der, durch Dr. Eduard von Hartmanns Forderung einer Photographie des Phantoms mit dem Medium veranlaßt, auf dieses Experimentum crucis brannte, so ist das gerade eine derjenigen Situationen, in welchen Medien am ersten sich zu betrügerischer Nachhilfe getrieben fühlen werden. Als Herr Akſákof Eglinton in St. Petersburg seinen Wunsch mitteilte, wird dieser sich bewußt gewesen sein, daß er ihn kaum erfüllen konnte. Da half der Londoner Freund aus, der wohl schon vorher Versuche in betrügerischer Photographie gemacht hatte, zu welchem Zwecke, das mag dahingestellt bleiben. Es lassen sich aber verschiedene Zwecke denken, wenn es ihm glückte, hervorragende Personen zu täuschen

[1]) Für die Unechtheit auch der anderen in unserm Augustheft nicht erwähnten Photographien der Herren Akſákof und Eglinton liegt eine Fülle von Anhaltspunkten vor. Wir gehen indessen hier einstweilen nicht auf dieselben ein. — Ferner ist uns eine sehr umfassende Einsendung zugegangen, welche sich eingehend mit dem Nachweis der betrügerischen Veranstaltung dieser Photographien beschäftigt. Wir glauben auch diese zurückhalten zu können, da unsere Leser wohl einstweilen von der Unechtheit dieser „Geistesphotographien" schon hinreichend überzeugt sein werden. H.-S.

Sehen wir uns nun diesen Gentleman etwas näher an. Empfohlen durch Eglinton, muß er verdächtig erscheinen. Sein Anerbieten, seinen Namen unter Umständen zu nennen, scheint, wie mir aus persönlicher näherer Nachfrage hervorgeht, nur für den Fall eines glücklichen Erfolges der veranstalteten Täuschung gemacht worden zu sein. Da dieser nun nicht eingetreten, so bleibt er verborgen und weiß auch warum. Aksákof beschreibt ihn als einen Mann von unabhängiger Stellung; auch das wird Täuschung sein. Dieser Herr selbst ließ durch dritte Hand in Nr. 322 des Light (vom 5. März 1887 S. 98) in Abrede stellen, daß er weder, wie Aksákof angegeben, ein nobleman, noch ein Gloucestershire landowner, noch auch ein wealthy man sei; aber seinen Namen hat er nicht genannt, trotzdem Massey ihm dies doch so dringend nahe gelegt hatte. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß Eglinton ohne seine Mithilfe betrügen konnte, oder er ohne Eglintons und des ungenannten dritten Herrn N. Mithilfe. Damit fällt auch das Bedenken weg, daß das Eindringen eines von Eglinton engagierten Helfershelfers hätte Schwierigkeiten haben können.

Zunächst ist hierzu auf die Ähnlichkeit des umgekehrten Kopfes auf der angeblichen „Transscendental-Photographie" und der als „Phantom" photographierten Gestalt aufmerksam zu machen. Vielleicht rührt diese daher, daß bei Anfertigung der Fälschungsplatte dieselbe Person als Modell gesessen hat, welche später den weißgekleideten „Geist" schauspielerte. Möglicherweise ist übrigens dieser große oder vielmehr lange „Geist" nicht bloß deshalb so undeutlich geworden, weil er sich bewegte, sondern weil er absichtlich durch unscharfe Einstellung unkenntlich gemacht werden sollte, damit man diesen Helfershelfer trotz seines falschen schwarzen Bartes in der Photographie nicht gar zu leicht und sicher wiedererkennen sollte.

Die ganze Sache mag etwa so gelaufen sein. Eglinton wird schon früher mit dem unbekannten Hausherrn künstliche „Geisterphotographien" zu machen versucht haben, vielleicht schon mit der Absicht, später auch einmal mit der photographischen Mediumschaft seinem Ruhme frischen Glanz und dem Spiritismus eine neue Stütze zu verleihen. Da tritt in St. Petersburg Aksákofs lebhaftes Verlangen nach solchen Photographien an ihn hinan. Eglinton sagt nun zu seinem Freunde: „Jetzt mußt du mir helfen; denn bring ich das für den Russen fertig, so trägt mir das einen zweiten Triumphzug durch die höchsten und allerhöchsten Gesellschaftskreise Rußlands ein, bei dem es Rubeln und Diamanten regnet. Hierfür sorgen dann schon meine Spirits." — Diese oder andere derartige Motivierung auf Grundlage des rohen Egoismus läßt sich mindestens sehr wohl denken, und wer weiß, was die dankenswerten Detektivdienste der Society for Psychical Research mit der Zeit noch alles an das Licht bringen mögen! Die Herren werden schwerlich ruhen, bis sie auch diesen Ehrenmann ausfindig gemacht und durchschaut haben werden.

Daß uns die hier versuchte Motivierung befriedige, können wir nicht sagen. Dagegen, daß Eglinton sich einen Helfershelfer für diese Experimente gekauft habe, spricht der Umstand, daß ein solcher Mitschuldiger seiner „Betrügereien" dann voraussichtlich für den Rest seines Lebens die unerträglichsten Erpressungen an ihm üben würde; solcher Complice mußte dann schon etwa selbst ein „künstliches Medium" sein. Ferner aber scheinen doch auch die Motive, welche den unbekannten Hauseigentümer bewogen haben sollten, Eglinton bei einem so raffinierten „Betruge" zu unterstützen, wohl nicht so leicht erklärbar. Oder glaubt man etwa annehmen zu können, daß spiritistischer Fanatismus irgend jemanden zum Mitschuldigen eines solchen Betruges machen könnte?! Freilich brachte man die gleiche Motivierung ja vielfach vor für die behauptete Unechtheit aller „theosophischen Phänomene"!

H. S.

Hypnotismus im 16. Jahrhundert.

Der berühmte Botaniker Petrus Andreas **Matthiolus**, Leibarzt Kaiser Maximilians II, erzählt folgendes von einigen Zauberern[1]: „Sie mischten eine Wurzel in Pulvergestalt mit Wein und ließen einen der Anwesenden einen Finger hineintauchen und an demselben wie zum Versuchen lecken. Sowie er den Finger zum Mund gebracht hatte, biß er nicht ohne Schmerz und Geschrei hinein. Der Zauberer sprach ihm nun tröstlich zu, bestrich ihm die Adern der Schläfe und der Handwurzeln mit einer Salbe und forderte ihn dann auf, eine Münze aufzuheben, welche er an die Erde geworfen hatte. Der Mensch leistete Folge und konnte sich nicht wieder erheben; durch die Macht der Salbe wie verrückt geworden, fing er zu schwimmen an wie einer, der im Wasser zu ertrinken fürchtet, und rief dabei um Hilfe. Dann richtete ihn der Zauberer auf, und der Bezauberte verfolgte ihn so lang, bis er durch die Anstrengung oder den Nachlaß der Wirkung des Giftes wieder zu Sinnen kam. Dann begann er wie ein dem Schiffbruch Entronnener Haare und Kleider auszuringen, rieb die Arme und schneuzte die Nase ohne Unterlaß."

Wer erkennt hier nicht allbekannte hypnotische Experimente, welche Matthiolus und vielleicht auch die sogenannten „Zauberer" der Kraft des Pulvers und der Salbe zuschrieben. Daß der Hypnotisierte, nicht, wie Matthiolus meint, wieder in normalen Zustand gekommen war, als er mit der Verfolgung aufhörte, geht aus dem Text hervor; die Suggestion war nur durch eine andere ersetzt worden. Es mag sein, daß die Salbe oder der Trank die Empfänglichkeit für die hypnotische Beeinflussung erhöhte, aber als unzweifelhaft erscheint mir, daß nicht der narkotische Giftstoff, sondern die hypnotische Suggestion die Handlung beeinflußte oder hervorrief. Dasselbe geht auch aus folgender Stelle bei Joh. Bapt. **Porta** hervor,[2]) obschon auch dieser Naturforscher obige Ansicht des Matthiolus teilt:

„Ich hatte einen Freund, welcher — so oft es ihm beliebte — vor Zuschauern einen Menschen so beeinflussen konnte, daß er sich in einen Vogel oder ein beliebiges anderes Tier verwandelt glaubte oder allen möglichen andern Unsinn trieb. Denn als derselbe von einer gewissen Arznei genossen hatte, glaubte er sich in einen Fisch verwandelt, schwamm mit ausgebreiteten Armen auf dem Fußboden hin und her und tauchte unter; ein anderer glaubte sich in eine Gans verwandelt, rupfte mit dem Mund Kräuter ab und pickte mit demselben auf die Erde wie die Gans mit dem Schnabel, dann erhob er ein Gänsegeschnatter und bewegte die (imaginären) Flügel. — Wieder ein anderer Mann warf sich nach dem Genuß eines Medikamentes auf die Erde und bewegte wie ein Ertrinkender Arme und Beine, um dem Tod zu entrinnen. Als die Kraft des Medikamentes nachließ, stieg er wie aus dem Meer empor und wand wie ein Schiffbrüchiger Haare und Kleider aus, worauf er endlich wie nach überwundener großer Arbeit und Gefahr tief aufatmete. Dieses und noch anderes dem Blick Angenehmeres weiß ein Kundiger zu thun; hier genügt es, den Modus angedeutet zu haben."

Auch ein Fall der Tierhypnose liegt aus dem 16. Jahrhundert vor. **Delrio**[3]) zitiert aus **Grillandus** Folgendes: „Auch ich sah einst kurz vor der

---

[1]) **Matthiolus** in der Vorred. seines Commentar. in Dioscorindem, Opp. omn. Basil. 1589, Fol.

[2]) Magia naturalis. Neapol. 1587, Fol., Lib. VIII, cap. 2.

[3]) **Delrio**: „Disquisitiones magicae Lib. II p. m. 136 nach **Grillandus** Tractat. de sortileg.



Inthronisation Hadrians VI zu Rom einen sehr berühmten griechischen Magier, welcher allein durch Worte die Kräfte eines ungeheuer starken in einem Stall zu St. Sylvester gehaltenen Stier derartig gebannt hatte, daß er dem — so zu sagen — Gefesselten und Gedemütigten ein ganz dünnes aber durch magische Kraft gefestigtes Schnürchen zwischen den Hörnern befestigte und den so gebundenen Stier mitten in der Nacht an einen beliebigen, vier bis fünf Meilen entfernten Ort führte. Über zweihundert Menschen waren Zeuge dieses Vorfalls." — Auch der Wildbann, Schlangenbann 2c., dürften auf Hypnose zurückzuführen sein, die in vielen Fällen durch Töne hervorgebracht wird, so durch schrille Pfeifentöne, monotonen Gesang und Gemurmel, Wetzen des Stahles und ähnliche in kürzerer oder längerer Zeit angreifende oder einschläfernde Geräusche. Ganz besonders aber zeigt sich von Alters her ein greller, stechender Blick bei der Tierhypnose wirksam. Wier hatte dies instinktmäßig erkannt und erzählt über seine diesbezüglichen Erlebnisse[1]): „Auch ich habe Leute gesehen, welche durch Worte das Wild in seinem Lauf aufhielten und es das Geschoß zu erwarten zwangen; auch kannte ich Leute, bei deren plötzlichem Anblick das häßliche Rattengeschmeiß an beliebigem Ort wie angedonnert und betäubt still hielt und sich nicht vom Fleck bewegte (mögen sie dies nun allein durch den Blick oder durch Bezauberung bewirkt haben), bis es mit ausgestreckter Hand ergriffen und erwürgt wurde."

Beiläufig sei bemerkt, daß Kieser in seinem bekannten Archiv die Worte Suetons: Coenante Vespasiano, bos arator decusso jugo triclinium irrupit ac fugatis ministris quasi repente defessus procidit ad ipsius decumbentis pedes cervicemque submisit, auf einen vom Kaiser ausgehenden magnetischen Bann, also auf Hypnose bezieht. Ebenso wird die Sage des Rattenfängers von Hameln wohl auf eine derartige Beeinflussung zurückzuführen sein. Derselbe soll am 26. August 1284 mittels seiner Pfeife alle Ratten der Stadt und der Umgegend in die Weser gelockt haben; als dann aber die Hameler den ihm dafür versprochenen Lohn nicht bezahlten, soll er eine andere Weise geblasen haben, worauf ihm sogleich alle Kinder nach dem Kuppelberge in der Nähe der Stadt gefolgt seien. Wenn dieser Sage überhaupt irgend ein thatsächlicher Vorgang zu Grunde gelegen haben sollte, so wird man in demselben offenbar eine Anwendung des Hypnotismus vermuten müssen.

Auch im 16. Jahrhundert, sogut wie heutzutage und zu allen Zeiten, diente die Hypnose verbrecherischen Zwecken; so erzählt die Herzogin Anna von Coburg Folgendes über ihr Verhältnis zu dem berüchtigten Zauberer Hieronymus Scotus[2]): „Sie habe mit Scotto mancherlei Unterhaltung gepflogen, und es habe derselbe unter anderm auch versprochen, daß er ihr lehren wolle, fruchtbar zu werden. Sie sei also zu ihm auf sein Zimmer gegangen, wo er ihre Hand ergriffen und dieselbe auf ein aus Pappe geschnittenes Kreuz, welches mit Charakteren bezeichnet und mit einem Draht belegt gewesen sei, gelegt habe. Da habe er etliche unverständliche Worte gesprochen, von denen sie nur die Benennung der heil. Dreifaltigkeit verstanden habe. Da habe der Draht sich um ihre Finger geschlossen. Sie sei dann ihrer nicht mächtig gewesen, habe in seiner

[1]) Joh. Wier: De praestigiis daemomum, Basil. 1568. 8. Lib. II cap. 1.

[2]) Vgl. die im ersten Band der Vulpiusschen „Kuriositäten der Vor- und Nachwelt" (Weimar 1811 ff.) abgedruckten Aktenstücke.



Umarmung gegen ihre Pflicht gehandelt und sich von ihm bereden lassen, sich neben ihrem Herrn in Liebe zu ihm zu halten." — Augenscheinlich ist der magische Apparat nur die geheimnisvoll erscheinende Hülle des Hypnotisierens.

Carl Kiesewetter.

Erklärung

in Sachen Du Prel wider Wolfgang Kirchbach.

Von Herrn Kirchbach erhalten wir noch folgende „Erklärung" zu der im Septemberheft (IV, 21 S. 212 ff.) abgedruckten Humoreske des Freiherrn Dr. Du Prel eingesandt und bringen dieselbe hiermit gerne zur Kenntnis unserer Leser:

Im Anschluß an die Satire Du Prels „Ich armer Thor" sieht sich der Unterzeichnete zu der sachlichen Berichtigung genötigt, daß er sich bei dem ihm überdies von früher her persönlich bekannten Baron Du Prel mit der ausdrücklichen Mitteilung einführte, er habe eine längere Arbeit gegen Du Prels „Philosophie der Mystik" und seine Auffassung des Spiritismus verfaßt und fertig daliegen. Der Aufsatz in „Vom Fels zum Meer" war vor der von Du Prel geschilderten Unterredung geschrieben und Baron Du Prel wußte davon. Darnach würde Scherz und Ernst der Satire zu berichtigen sein. Daß man einen persönlich bekannten Mann vorbereitet auf eine öffentliche Gegnerschaft dürfte jedermann für loyal ansehen. —

Wolfgang Kirchbach.

Professor Voit über den Vegetarismus.

Experimental-Untersuchung an einem Vegetarianer.

Aus dem „Neuen Münchener Tageblatt" ist in viele andere Zeitungen und Zeitschriften nachfolgende Notiz übergegangen und u. a. auch im Julihefte der „Thalysia, Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweise", zum Abdruck gelangt:

Über die Kost eines Vegetarianers hielt Herr Obermedizinalrat Dr. von Voit einen Vortrag in der Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft,[1]) in welchem er die höchst interessante Mitteilung machte, daß im vergangenen Winter auf Anregung des bekannten vegetarianischen Schriftstellers und Dichters Dr. Aderholdt in Paris ein nur von Obst und Brot lebender Vegetarianer zur experimentellen Untersuchung gestellt wurde (der erste Fall dieser Art). Das Versuchsobjekt, ein in München arbeitender Tapezierergehilfe aus Wien, ließ sich im physiologischen Institute mehrere Wochen unter strenger Aufsicht internieren und verschmähte trotz der damaligen strengen Kälte im Winterausgange vorigen Jahres jede Feuerung, arbeitete und schlief Tag und Nacht bei geöffneten Fenstern und nahm außer der sogleich anzugebenden Kost (von welcher er schon seit 3 Jahren lebte) nur ein einziges Mal etwas Trinkwasser zu sich. Sein Körpergewicht erhielt sich auf gleicher Höhe.

[1]) Es liegt hierüber bereits ein authentisches, von Prof. Voit selbst verfaßtes Referat über diesen Vortrag in Form eines separat gedruckten Berichtes an die Akademie vor. Dieser gipfelt in dem Satze: „Die im hiesigen physiologischen Institute ausgeführten Versuche haben ergeben, daß es ganz gut möglich wäre, mit Vegetabilien allein, wenn man sie richtig auswählt, einen kräftigen Arbeiter zu ernähren". — Eine ausführliche Abhandlung über dieses Thema soll demnächst in der „Zeitschrift für Biologie" erscheinen. Eine wertvolle Besprechung dieser Untersuchungen vom Standpunkte der praktischen Erfahrung aus findet sich auch im Julihefte der „Vegetarischen Rundschau" von Dr. med. A. Winckler (bei Max Breitkreuz, Berlin 1887).

Das exakt wissenschaftlich durchgeführte Experiment ergab, daß die gewählte Kost von durchschnittlich täglich 1 Pfd. (genau 569 Gr.) Schwarzbrot, 2 Pfd. (genau 1212 Gr.) Obst und 21 Gramm Öl zwar dem Manne vollständig genügende Ernährung bot, aber trotz ihrer Einfachheit noch zu luxuriös gewesen ist, weil sie einen unnötigen Überschuß an Stärkemehl bot, wie aus der Analyse der Exkremente in zwei fünftägigen und einer viertägigen Periode hervorging. Besser kommen nach den Ausführungen des Gelehrten die kochenden Vegetarianer weg. Diesen stellt er geradezu ein glänzendes Zeugnis aus, indem er nachweist, daß sie in ihrem Weißbrot aus Weizen, ihren zubereiteten Maccaroni und ihrem zubereiteten Reis bessere Nahrung genießen, als sie Fleisch und Ei bieten; selbst ihre „Spätzle" stehen noch auf gleicher Höhe mit Fleisch und Ei, da sie dem Körper gerade so viel Nahrungsstoff und gerade so wenig Abgang bieten. Weniger günstig stellt sich der Mais, dann erst folgen die Erbsen, welche aber immer noch mit guter Vollmilch auf einer Stufe stehen. Als menschliche Nahrung nicht zu empfehlen sind: Entrahmte Milch, Wirsing, gelbe Rüben, Kartoffeln und Schwarzbrot, die vom menschlichen Organismus in zu geringem Prozentsatze ausgenützt werden können und deshalb auch von den richtigen Vegetarianern verworfen werden. Interessant ist, wie Herr Prof. Voit über die Bestrebungen der Vegetarianer im allgemeinen urteilt, indem er u. a. ausführte: „Die Bestrebungen der Vegetarianer haben recht viel Gutes gehabt. Sie haben ein unbestrittenes Verdienst, den zu reichlichen Konsum der animalischen Kost bekämpft und durch das Experiment an ihrem Körper der Pflanzenkost zur Anerkennung ihres Wertes auch in wissenschaftlichen Kreisen verholfen zu haben. Man kann außerdem noch sagen, daß die Bekämpfung des Alkoholmißbrauches und der Unmäßigkeit im Genusse überhaupt den Vegetarianern wohl zu gute geschrieben werden muß." Der wichtigste Ausspruch des Herrn Professors ist wörtlich folgender: „Die jetzigen Lehren der Wissenschaft stehen nicht mehr, wie manche meinen, im Widerspruch mit den meisten Lehren des Vegetarismus, und es steht vollkommen fest, daß eine richtige Ernährung des Menschen mit Vegetabilien allein möglich ist, wenn sie dermalen auch noch Schwierigkeiten bereitet." Durch diese Anerkennung aus dem Munde einer unbestrittenen Autorität auf dem Gebiete der Ernährung hat die Wissenschaft dem Vegetarianismus förmlich den Auftrag erteilt, die eben erwähnten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, was bei den heutigen, auf beinahe ausschließliche Fleischkost hinarbeitenden Einrichtungen für die Vegetarianer allein eine zu schwierige Aufgabe sein dürfte, so lange es ihnen nicht gelingt, weitere Kreise für ihre Bestrebungen in Thätigkeit zu setzen.

Dieser bedeutsame Wechsel der Anschauung bei unserm hervorragendsten Physiologen im Fache der Ernährungsfrage wird gewiß manche unserer Leser interessieren. Wir glauben, daß es nur vorteilhaft wirken könnte, wenn diese Anschauungen möglichst verbreitet würden und wenn möglichst viele Menschen es versuchen möchten, diese Thatsachen in verständiger Weise an sich zu erproben und sich davon zu überzeugen, einen wie starken psychischen Einfluß die vegetarische Ernährung hat. Dazu gehört vor allem freilich die Mäßigkeit; denn schlimmer als die ungünstige Qualität der Nahrungsmittel wirkt jedenfalls die Massenhaftigkeit, in welcher heute, und oft gerade von Vegetarianern, Nahrung sowie Getränke genossen werden. Die Furcht zu verhungern und der künstlich erzeugte Durst sind gegenwärtig zwei nicht unwesentliche Hindernisse unserer geistigen Kultur-Entwickelung. Für einen Irrtum vieler Vegetarianer aber müssen

wir es halten, daß die vegetarische Lebensweise ein Mittel zum Zweck der sittlich-geistigen Entwickelung sei; jene ist vielmehr nur die Wirkung und der naturgemäße Ausdruck für diese. Wer eine gewisse Stufe dieser Entwickelung noch nicht erreicht hat, wird nach kurzem Versuche einer vegetarischen Lebensweise doch durch die ganz andere Richtung seiner leiblichen und seelischen Bedürfnisse veranlaßt werden, wieder zur gemischten Kost zurückzukehren. Für ihn ist eben der Vegetarismus noch nicht die „naturgemäße Lebensweise"; derselbe ist seiner Natur noch nicht gemäß. Ein wirklicher Vegetarianer, der nicht bloß ein „Gemüseheiliger" oder „Magenvegetarier", sondern ein Vertreter der Geistesrichtung dieser Bewegung ist, sollte sich bewußt sein, daß dieses geistige Streben und diese sittlichen Vorzüge das allein Wesentliche für ihn sind. Für die verhältnismäßig geringere Zahl dieser aber, welche sich schon über ein gewisses Niveau des selbstischen, materiellen Denkens und Strebens erhoben haben, ist eine besondere Lebensweise nicht Ursache ihrer Entwickelung, sondern deren selbstverständliche Voraussetzung; für sie ist solche Lebensführung einzig und allein „naturgemäß". W. D.

Die Wunder der Mystik.

Als ich vor einem Jahre in dieser Zeitschrift einen Aufsatz über den „Begriff des Wunders" veröffentlichte, war mir eine Abhandlung unbekannt, die ungefähr zur selben Zeit in den „Theologischen Studien und Kritiken"[1]) erschien und denselben Gegenstand in größerer Ausführlichkeit behandelt. Erst neuerdings ist mir diese, insbesondere durch das darin zusammengestellte Material wertvolle Studie bekannt geworden und hat mich veranlaßt, die Frage noch einmal einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, wobei ich diesmal besonders die ethnologischen und psychologischen Gesichtspunkte berücksichtigte. Hierüber an anderer Stelle. Für die Leser der „Sphinx" mag es jedoch von Interesse sein, einige Stellen aus der genannten Arbeit (Wunder und Naturgesetz. Von Paul Gloatz.) kennen zu lernen, die sich auf die Phänomene der Mystik beziehen.

Gleich zu Anfang bemerkt der Verfasser, daß die Frage der Korrelation von Wunder und Naturgesetz durch den sog. Spiritismus zu einer brennenden geworden sei und daß zu allen Zeiten die mystischen Erscheinungen die Nahrung des Wunderglaubens gebildet hatten. Die lange Reihe von Belegstellen lese man bei Gloatz selbst nach; neu war mir, daß selbst Baco (Augm. scient. IV, 3) der anima in se reducta atque collecta eine divinatio naturalis zuschreibt und eine faszinierende Einwirkung angestrengter Imagination auf den Geist eines anderen, sowie dadurch auch auf dessen Leib für möglich hält. Nicht ohne Interesse ist ferner, was Hufeland (Auszug und Anzeige der Schrift des Leibmedikus Stieglitz über den tierischen Magnetismus, Berlin 1816) als Resultat seiner mit anderen gelehrten Ärzten angestellten Beobachtungen über den sog. animalischen Magnetismus mitteilt (S. 93 f.): „Es existiert

[1]) Jahrgang 1886, drittes Heft. Gotha, F. A. Perthes.

eine, bis jetzt in dieser Form nicht bekannte Einwirkung eines lebendigen Individuums auf ein anderes, wodurch in letzterem eigentümliche, in dieser Kausalverbindung bis jetzt noch nicht bekannte Erscheinungen des Nervensystems hervorgebracht werden. Diese Erscheinungen erreichen zuweilen eine Höhe, die ganz jenen krankhaften Nervenzustand darstellt, den wir bisher Somnambulismus und Katalepsis nannten, und der auch ganz ohne magnetische Einwirkung, allein durch innere krankhafte Veränderungen des Organismus hervorgebracht werden kann. Der einzige Unterschied ist, daß sie beim Magnetismus durch bestimmte Einwirkung von außen (bestimmtes Streichen u. s. w.) und nach Willkür hervorgebracht und aufgehoben werden können. Dieser ist also nur die äußere Bedingung, nicht das Wesen dieses Zustandes, der vielmehr im Nervensystem und in den Gesetzen des Organismus seinen eigentlichen Grund hat. Die Phantasie nimmt an den magnetischen Erscheinungen großen Anteil, wird dadurch aufgeregt und vermag die Erscheinungen mannigfach zu erhöhen und zu modifizieren. Doch lassen sich nicht alle Erscheinungen aus ihr allein erklären, sondern es scheint ein physisches Agens dabei wirksam, das nicht zu den gewöhnlichen physischen Agentien gehört, die sich durch physische und chemische Agentien darstellen lassen, sondern nur in der Sphäre des Lebens zu existieren, eine Lebensatmosphäre des lebendigen Organismus zu sein scheint, die auch nur auf Lebendiges wirken kann; daher sein Dasein sowohl, als die Rezeptivität dafür äußerst bedingt durch individuelle und gegenseitige Verhältnisse (auf ähnliche Art wie der flüchtige Ansteckungsstoff). Dieser Zustand kann auch in Krankheiten, besonders nervöser Art, ein großes Heilmittel, aber auch schädlich werden und ist seiner Natur nach nicht geeignet zu einem allgemeinen Heilmittel.

Aus der Betrachtung über die Wunder des anglo-amerikanischen Spiritismus, welche Gloatz anstellt, läßt sich nichts hervorheben, was nicht den Lesern der „Sphinx" bekannt wäre. Interessant ist daher die Entwickelung seiner eigenen Ansicht über das Wunder, aus der ich nur zwei Stellen zitieren möchte, ohne mich auf die prinzipiellen Unterschiede einzulassen, die zwischen dem Verfasser und mir bestehen. „Gott wirkt auch die Wunder als komplizierte Erscheinungen mittels der allgemeinen Naturkräfte und aus den in ihnen liegenden Möglichkeiten und Bedingungen, aus denen sie aber so wenig allein zu erklären sind wie die höheren Naturstufen und der Mensch mit seinen Einwirkungen auf die Natur; sie können nach Analogie dieser letzteren durch einen Schluß a minori ad maius nach Gottes Willen von höheren Geistern vollbracht gedacht werden, aber auch unmittelbar von ihm selbst, dem Schöpfer — — —, freilich immer mit Schonung des Ganzen, aus der Möglichkeit der allgemeinsten Prinzipien, aus der ewigen Weltidee heraus, die auch seinen Erziehungsplan enthält; und schon in der Schöpfung ist wohlbedacht, angelegt und vorbereitet das, was er an entscheidenden Wendepunkten der Geschichte weiter thun will, freilich selbst auch der menschlichen Freiheit Raum lassend und seine Möglichkeiten ihren Möglichkeiten anpassend." — — — „Die meisten Wunder der Heilsgeschichte hat Gott aber durch Menschen vollbracht — — —; je höher ihre Individualität, geistige Kraft und weltgeschichtliche Bedeutung, um so eigenartiger und bedeutender konnte sich auch ihr Handeln auf die Natur gestalten und außerordentliche Wirkungen mit Gottes Hilfe im bewußten Vertrauen auf ihn zur Bestätigung ihrer göttlichen Sendung hervorbringen, von denen wir an den Entdeckungen und Erfindungen genialer Naturforscher, an den idealen Werken großer Künstler, an den mystischen Erscheinungen der Ekstase, des Somnambulismus und Spiritismus sehr mannigfaltige, abgestufte Analoga haben."

Max Dessoir.

Was ist ein Wunder?

Wäre nicht ein „Wunder“ einfach eine Verletzung der Naturgesetze? fragen einige. Diesen antworte ich durch die neue Frage: Was sind denn die Naturgesetze? Für mich wäre es vielleicht keine Verletzung dieser Gesetze, wenn jemand von den Toten auferstünde, sondern eine Bestätigung derselben; es wäre dies vielleicht ein weit tiefer begründetes Naturgesetz, in dessen Erkenntnis wir erst jetzt eindringen, und das vermöge einer geistigen Kraft wirkt, die aber so wie alle übrigen Kräfte sich uns nur in materiellen Wirkungen bemerkbar machen kann. **Thomas Carlyle.**



Professor von Nußbaum über organischen Magnetismus.

Gewerbefreiheit der Heilpraxis.

Weshalb kann ein Mensch sich selbst nicht kitzeln?

In der neuesten (13.) Ausgabe seines Heftes „Magnetische Heilungen“ teilt der Heilmesmerist Philipp Walburg Kramer[1]) mit, daß der berühmte Münchener Chirurg und Generalstabsarzt, Geheimrat von Nußbaum, in einem Briefe an ihn u. a. schreibt:

„Sie wissen, daß ich nicht zu jenen Skeptikern zähle, welche das Kind mit dem Bade ausschütten. Ich weiß ganz gut, daß der Magnetismus eine große Kraft in sich birgt. Ich sah in meinem 27-jährigen praktischen Leben viele staunenswerte Einwirkungen.“

In seinem verdienstvollen Werke „Hausapotheke“ (S. 97) sagte Professor Dr. v. Nußbaum weiter:

Man kann schon in wenigen Minuten ein ganz sichtbares, ja geradezu staunenswertes Resultat erlangen. Die Wirkung der meisten Salben ist nur die des Reibens. Nervösen Leuten ist oft eine gewisse Hand besonders angenehm. Hier sind zweifellos magnetische und elektrische Verhältnisse im Spiel. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß jedem Menschen die Berührung gewisser Personen sympathischer ist als die anderer, daß überhaupt die Berührung einer fremden Hand einen eigentümlichen Effekt hervorruft. Die Hand der liebenden Mutter übt oft auf das Köpfchen des kranken Kindes eine ganz deutliche beruhigende Wirkung aus. Wir dürfen das, was wir heutzutage noch nicht erklären können, deshalb doch nicht leugnen.“

Im letzten Maihefte der „Sphinx“ (S. 343) teilte Dr. du Prel mit, Prof. v. Nußbaum habe jüngst im Kolleg gesagt: „Der Magnetismus ist die Medizin der Zukunft“. Den Wortlaut des von ihm Gesagten berichtigt dieser nunmehr im „Düsseldorfer Generalanzeiger“ folgendermaßen:

Im tierischen Magnetismus liegt eine große Kraft. Sie dürfen nicht alles, was Sie davon hören, für Betrug und Charlatanerie halten u. s. w.

In einem andern Briefe an Herrn Kramer (Anfang September 1885) sagt derselbe weiter:

„In meinen Schriften und Vorlesungen lasse ich dem Magnetismus seine Ehre, aber den Schwindel, welche viele damit treiben, kann ich nicht loben. Ich bin über-

---

[1]) Derselbe erhält gegenwärtig drei heilmesmerische Stationen in Verbindung mit seinem Sohne und Herrn Cormin, und zwar in Frankfurt a M. (Mauerweg 22, an Bethmanns Park), in Wiesbaden (Luisenplatz 6) und in Düsseldorf (Sternstraße 20a). Jene Hefte sind von Herrn Kramer gratis zu beziehen.



zeugt, daß Sie selbst oft die gleichen Gedanken haben über das Entwürdigende, was alles unter dem Namen Magnetismus getrieben wird. Würde derselbe in seinen gerechtfertigten Schranken bleiben, so könnte ihm keine Fakultät der Welt ihre Achtung versagen; aber so, wie er häufig betrieben wird, ist dies unmöglich."

„Damit bin ich einverstanden," fügt Herr Kramer dieser Mitteilung hinzu. — In demselben Hefte wendet dieser sich aber zugleich mit einer gewissen Bitterkeit gegen die Petition deutscher Ärzte an den Reichstag um Aufhebung der Gewerbefreiheit für die Heilpraxis, welche gegenwärtig, namentlich in Berliner Blättern, soviel Staub aufwirbelt. Er sagt dazu u. a.:

„Die Spitze dieses ärztlichen Komplotts ist gegen alles Naturheilverfahren, namentlich gegen den Heilmagnetismus und die mit demselben nahe verwandte Massage gerichtet. Obschon der Heilmagnetismus gar nicht erlernt werden kann, sondern beim Operator eine angeborene Heilkraft als erste Bedingung unabweislich erfordert, so wollen doch die Ärzte allein das Vorrecht haben zu kurieren, um allen Kranken die Arzneigifte in den schädlichen allopathischen Dosen aufzudrängen. Die Kaiserin Augusta ist bekanntlich nicht durch ihre gelehrten Ärzte, sondern durch eine einfache sogenannte Streichfrau aus Breslau hergestellt worden. Dieser Frau und ihren Kolleginnen soll nun das Handwerk gelegt werden. Ebenso allen „gefährlichen" Heilmagnetiseuren, welche wegen ihrer zahlreichen Heilerfolge, die durch Polizeiverhöre bestätigt sind, in der That den Geldbeutel der Ärzte mit Gefahr bedrohen. Das leidende Publikum soll sich geduldig fügen müssen, u. s. w.

Wir würden eine solche Beschränkung der Gewerbefreiheit für einen Unverstand und eine Ungerechtigkeit halten und glauben auch nicht, daß der Reichstag eine solche Bestimmung genehmigen wird. Im Prinzipe aber halten wir eine gründliche ärztliche Vorbildung für jede Ausübung einer Heilpraxis für sehr wünschenswert. Mögen den Studenten der Medizin auch allerhand parteiische und unverständige Anschauungen und Vorurteile eingeprägt werden, so scheint uns doch der einzige Weg, richtigere Ansichten bei den medizinischen Fakultäten zur Geltung zu bringen, der zu sein, daß diejenigen, welche es besser wissen, die Wirksamkeit anderer als der amtlich anerkannten Heilmethoden erfahren haben und sich einer lebendigen Naturheilkraft in sich selbst bewußt sind, in die Kreise der ärztlichen Wissenschaft eindringen und dann ihre Kollegen eines besseren belehren. Überdies ist es ja selbstverständlich, daß gründliche medizinische Kenntnisse von großem Wert für einen jeden sein müssen, welcher sich der Heilkunst widmet.

H. S.

Mesmerische Schriften.

Pflanz und Timmler.

Es ist in dieser Zeitschrift viel die Rede vom Hypnotismus, aber wenig vom Mesmerismus, — in welchen ja zwei ganz verschiedene Kraftpotenzen der Seele zum Ausdruck kommen. Nur ein englisches Buch von weiter tragender Bedeutung über „organischen Magnetismus" war uns hier vor kurzem zu besprechen gestattet. Daß in den meisten der hauptsächlichsten Städte Deutschlands, Berlin, München, Dresden, Leipzig, Frankfurt, Düsseldorf, Freiburg, Regensburg u. a. seit dem vorigen Jahr-

hundert bis auf die Gegenwart fast ohne Unterbrechung Mesmeristen segensreich gewirkt haben, wird den meisten Lesern bekannt sein, weniger dagegen vielleicht, daß auch die deutsche Litteratur auf diesem Gebiete übersinnlicher Thätigkeit selbst in neuester Zeit noch ab und an thätig war und ist.

Denjenigen, welche mit diesem Gegenstande noch wenig vertraut sind, können wir u. a. eine kleine Schrift von Pflanz[1]) empfehlen, welche in anschaulichster und anregendster Erzählung ein warmes Interesse für die Thätigkeit eines Mesmeristen zu wecken versteht. Diese Schrift ist unter dem Titel „der Wunder-Doktor" erschienen und mit dem bekannten Profilbilde Mesmers ausgestattet; indessen stellt dieselbe nichts weniger als die mühsame Lebensgeschichte dieses viel umher gehetzten Kulturpioniers dar, sondern schildert uns die menschenliebende Wirksamkeit eines stillen, unbekannten Adepten dieser Heilkunst der Lebenskraft.[2]) Dabei giebt der Verfasser teils in seiner Erzählung selbst, teils in Anmerkungen wertvolle Hinweise, welche für den Unerfahrenen auf diesem Gebiete lehrreich sein können. Die angegebenen Thatsachen und Anweisungen können wir als wesentlich richtig bezeichnen, nicht ganz dagegen können wir mit allen Anschauungen und Erklärungen übereinstimmen; doch können diese ja kaum für irgend einen unserer Leser schädlich sein, weil in der „Sphinx" so vielfach auch andere Ansichten zur Darstellung gelangen.

Das Gleiche müssen wir von einer andern Schrift[3]) sagen, welche der im vorigen Jahre verstorbene Arzt Dr. Timmler in Altenburg (im Selbstverlage, jetzt in Händen seines Sohnes, des dortigen Apothekers) herausgegeben hat. Obwohl wir nicht allen Anschauungen dieses Buches zustimmen können, so hat dasselbe doch für diejenigen, welche mit den Thatsachen des Mesmerismus noch wenig vertraut sind, unzweifelhaften Wert. Dasselbe geht allerdings in ganz andrer Weise als die erstgenannte Schrift vor. Es hält sich im wesentlichen von allen Phantasiegebilden fern und giebt nur eine große Fülle von nackten, wissenschaftlich berichteten Thatsachen aus der lebenslangen ärztlichen Praxis des Verfassers. Die berichteten Fälle sind in 3 Kategorien getheilt: solche eines hellsehenden Zustandes mit günstigem Ausgange (51), solche eines hellsehenden Zustandes mit ungünstigem Ausgange (4), und 185 Krankheitsfälle ohne hellsehenden Zustand mit günstigem Ausgange, von letzteren ist allerdings der größere Teil nur summarisch zusammengezogen angeführt.

Wir können dem Verfasser beipflichten, wenn er für die Anwendung des Mesmerismus bei dem Arzte einen gesunden Körper, bei dem Behandelten aber einen kranken erfordert, also den Mißbrauch des Lebens-

---

[1]) J. A. Pflanz. Der Wunder-Doktor. Mit Dr. Mesmers Porträt (127 S.) Reutlingen 1873 bei Enßlin und Laiblin.

[2]) Bis zu gewissem Grade mag der Verfasser darin seine eigene Thätigkeit dargestellt haben, da er seiner Zeit vielfach segensreich durch seine mesmerische Behandlung Kranker wirkte; leider ist er vor einigen Jahren gestorben.

[3]) Dr. med. Julius Eduard Timmler. Die Heilkraft des Lebensmagnetismus und dessen Beweiskraft für die Unsterblichkeit der Seele. 4. Auflage (268 S.) Altenburg 1883.

magnetismus zu Schaustellungen grundsätzlich ausschließen möchte. Wir stimmen ihm ferner bei, wenn er für die aktive sowie passive Wirksamkeit des Mesmerismus ein sittlich reines und edles Wollen fordert. Sehr entschieden aber müssen wir gegen jede dogmatisch-religiöse (also intolerante) Färbung solcher Heilwirksamkeit protestieren. Es scheint uns ein noch weit bedenklicherer und widerwärtigerer Mißbrauch dieser Kraft, wenn man sie benutzt, um Menschen zu irgend einem dogmatischen Bekenntnis und damit meistens entweder zu Heuchlern oder zu Unverständigen zu stempeln, wenn man also wie Dr. Timmler es jedesmal that, seine Patienten, ehe er sie in mesmerische Behandlung nahm, auf ihre Glaubensartikel katechisierte und sie nicht behandelte, wenn sie dies Examen nicht befriedigend bestanden.

Wir können dem Verfasser ferner auch nicht folgen, wenn er meint, daß die Wirkung des Lebensmagnetismus das Dasein eines Gottes und die Unsterblichkeit der Seele beweise; und den Ausführungen dieses vermeintlichen Beweises widmet er sogar einige 70 Seiten. Wenn man auch beide Thatsachen nicht im mindesten bezweifelt, so handelt es sich doch bei deren Nachweis nur darum: was „Gott“ sei oder genannt werden könne, und was im Menschen „unsterblich“ sei. Das aber gerade der Magnetismus des menschlichen Körpers, die persönliche Lebenskraft nicht „unsterblich“ ist, das liegt doch auf der Hand, ja das Wort selbst ergiebt doch schon den gegenteiligen Begriff. Ob die Seele eines Menschen nach dem Tode fortbesteht oder nicht: Lebensmagnetismus kann sie nur vermittelst eines lebenden Körpers zur Wirksamkeit bringen. Mit dem Tode eines Organismus verschwindet dessen mesmerische Kraft und derselbe vermag nicht mehr als Medium zur Äußerung einer solchen zu dienen. Für die Lösung der Frage aber: Was ist das „Unsterbliche“, die „Seele“ im Menschen? kann uns der Mesmerismus nur unmittelbar insofern dienlich sein, als er künstlich den Somnambulismus erzeugt, und dieser uns ein übersinnliches Bewußtsein im Menschen erkennen läßt, welches unabhängig von der lebenden Persönlichkeit des Menschen zu sein scheint und damit wenigstens auf eine Fortdauer jenes Bewußtseins nach dem Tode dieser Persönlichkeit schließen läßt, aber damit freilich immer noch nicht auf eine ewige Unsterblichkeit.

Es ist ein zwar sehr weit verbreiteter, aber trotzdem nicht minder sinnwidriger Irrtum, zu glauben, daß die Seele nach dem Tode auch nur um ein Haarbreit der Ewigkeit näher sei als vor dem Tode des Zellenleibes. Für die übersinnlichen Bewußtseinszustände und Daseinsstufen mögen die Maße des Raumes und der Zeit sehr wohl ganz andere sein als die unseres tageswachen Bewußtseins im materiellen Leben. Alles aber, was noch Gestalt und Unterschiedlichkeit hat, und sei es auch noch so sehr „ätherisch“ oder „göttlich“ gedacht, steht innerhalb irgend welcher Begriffe von Raum, Zeit und Kausalität; es ist wandelbar, und wie es einen Anfang nahm, so muß es einmal auch ein Ende haben, sei dies selbst erst in ungezählten Milliarden von Jahrtausenden. Das Unsterbliche und Unveränderliche kann nur völlig unpersönlich sein und muß als

solches aller Möglichkeit jeder Anschauung bar sein. Dies ist allein das Ewige.

W. D.



Welt-Seelen-Vereinigung.

Diejenigen unserer Leser, welche etwa an dem Experiment der Seelen-Vereinigung Anteil genommen haben sollten, welche das in Salem (Oregon) erscheinende Monatsblatt „The World's Advance Thought" für die Freunde unserer Kulturbewegung in allen Ländern der Welt auf den 30. August d. J. ausgeschrieben hatte und welche wir im letzten Augusthefte (S. 143 f.) erwähnten, wird es interessieren zu erfahren, daß dieses Blatt einstweilen über die ebenfalls damals für die Ver.-Staaten angesetzte „Nationale Seelen-Vereinigung" vom 27. Juni begeisterte Berichte aus allen Teilen des Landes bringt. Wir können hier nicht wohl näher auf dieselben eingehen, wollen jedoch bemerken, daß dasselbe Blatt nunmehr künftighin auf den 27. eines jeden Monats, beginnend vom 27. September, Seelen-Vereinigungen der Menschheit angesetzt hat. Die Zeit ist wieder dieselbe halbe Stunde, in Salem und San Franzisko um 12 Uhr Mittags anfangend. In seinem Augusthefte giebt das genannte Blatt eine längere Liste der astronomischen Berechnung dieses Zeitpunktes für die sämtlichen Hauptorte auf der Erde. Wir führen von diesen hier nur folgende an:

Berlin	$9._{09}$ Abends	London	$8._{11}$ Abends
Bern	$8._{41}$ „	Paris	$8._{19}$ „
Frankfurt	$8._{43}$ „	Wien	$9._{21}$ „

Als Zweck dieser Seelen-Vereinigungen giebt das Blatt an: Durch Einheit des Strebens und Zusammenwirken der Gedanken die Erkenntnis der Wahrheit und Verbreitung der Friedfertigkeit im Kreise der gesamten Menschheit zu fördern.

Als Bedingung der erfolgreichen Teilnahme an diesem Streben wird bezeichnet: die Seele vergesse möglichst vollständig ihr persönliches Selbst und gehe in den Geist der Liebe auf, der die Welt durchdringt; der Wille richte sich mit ganzer Kraft auf die allseitige Verwirklichung von Recht und Wahrheit.

W. D.



Das Übersinnliche im Menschen.

Die Stimme des Gewissens ist so zart, daß es leicht ist, sie zu ersticken; aber sie ist so klar, daß es unmöglich ist, sie mißzuverstehen.

Madame de Staël.

Das Naturgesetz hört keine Entschuldigungen.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck von Th. Hofmann in Gera.

SPHINX

IV, 23. November 1887.

Die Hallucination des „Unbewußten".

Von

Hellenbach.

Als die Indier ihren Brahma-Begriff mit der Existenz der materiellen Welt nicht recht in Einklang zu bringen vermochten, gelangten sie schließlich zur Verleugnung der letzteren. Sie argumentierten folgerichtig: „Ist die Welt aus Brahma hervorgegangen und kehrt sie in ihn wieder zurück, so ist sie eine Hallucination des Brahma." Diesen Idealismus vom reinsten Wasser nannten sie die Lehre des „Mimansa" (d. i. Forschung). Dieser Ansicht trat ein indischer Leibnitz oder Cartesius entgegen, namens Kapila, welcher für die Existenz der materiellen Welt und des „Ich" eintrat; er gründete das System der Sankhja (d. i. Erwägung); er widersetzte sich der orthodoxen Lehre und der Priesterherrschaft und inaugurierte den Skepticismus und Rationalismus an den Ufern des Ganges, lange bevor es ein historisches Europa gab. Nun erschien Buddha (d. i. der Erleuchtete) auf dem Schauplatze, welcher zum Unterschiede von den Lehren der Brahmanen nicht durch die Leiden des Körpers, sondern durch Vertiefung und Entsagung in das Nichts, in die Nirvana, einzugehen hoffte. Die Ursache der menschlichen Leiden ist ihm die Geburt, aus dieser fließt die individuelle Existenz, aus dieser die Vorstellung; und die Ursache der Vorstellung ist nach ihm — das „existierende Nichtwissen", wahrscheinlich als das Ins-Leben-treten der Nirvana zu verstehen. (Siehe Burnouf S. 460—509.) Da haben wir also eine Philosophie des Unbewußten vor Jahrtausenden. Duncker hat ganz Recht in seiner „Geschichte des Altertums", daß dieser Standpunkt der Verbreitung des Buddhismus keinen Vorschub geleistet habe, wohl aber der praktische Teil seiner Lehre, wie die Aufhebung der Kasten u. s. w.

Bemerkenswert ist nun, daß nach keinem dieser Systeme die Individualität nur auf das menschliche Leben beschränkt wird; es ist auch

ganz natürlich, daß die unbeschränkte Macht des Brahma eine Verlängerung der Individuation und eine Verschiedenheit der Daseinsweisen nicht ausschließt. Brahma wird zum Baume, zum Krokodill, zum Menschen, und es kann niemand beweisen, daß sich Brahma nicht auch in mythologischen Gottheiten darstellen könnte.

Auf gleiche Weise, wie die indischen, sind auch die anderen geoffenbarten Religionen unbeirrt neben einander stehen geblieben, jedoch immer mit Aufrechthaltung einer Fortdauer des Lebens nach dem Tode. Zoroaster spricht mit Ahuramasda, Moses mit Jehova, Christus mit seinem Gott-Vater und Mohammed mit Gabriel. So verschieden die Resultate dieser Offenbarungen sind, so fanden sie doch ihre Anhänger, woraus man den Schluß ziehen darf, daß sich der unpersönliche Brahma und der persönliche Jehova, sowie der Theismus und Atheismus erfahrungsmäßig der menschlichen Beurteilung entziehen. Es ist ein undankbares Unternehmen, an das metaphysische Problem des Welträtsels heranzutreten; ich werde es wenigstens nie versuchen, etwa die Westminster-Abtei in meine Arme zu schließen, denn ich weiß, daß diese zu kurz sind. Hingegen ist hervorzuheben, daß alle diese Glaubenslehren in Asien und Europa und fast alle philosophischen Systeme an eine das Leben überdauernde Existenz glaubten und daran festhielten, nur der modernen Aufklärung war es vorbehalten, diese außer Kurs zu setzen. Der Glaube an göttliche Vorsehung und Fortdauer wurde zum crimen laesae sacrosanctae rationis, dessen sich niemand schuldig machen durfte, falls er nicht aus der Liste der Gebildeten gestrichen werden wollte, trotz der Ermahnung eines Kant, daß die Existenz und Nichtexistenz eines Gottes gleich unerweislich seien, trotz seines Glaubens an eine Fortdauer. Es ist notwendig, dies hervorzuheben, denn ein solcher Druck ist nicht ohne Einfluß auf den Ideengang der Menschen. Unter Ludwig XIV gab es fast keine Republikaner und zur Schreckenszeit nur wenige Legitimisten in Frankreich.

Es war also in der Epoche der höchsten Aufklärung, als Schopenhauer — laut Aussage seiner Biographen — den Gedanken erfaßte, eine neue Weltanschauung zu gründen, und siehe da, er verfiel auf die älteste! Er verbesserte sie und verschlechterte sie auch in mancher Beziehung. Die teleologische Natur so zahlloser Wesen ließ ihn mit Recht den Materialismus verwerfen, an einen Jehova durfte er nicht appellieren, da dies keine Erklärung und überdies „du mauvais genre“ gewesen wäre, ein anderes Leben war gleichfalls ausgeschlossen, denn der Mensch galt für die vollkommenste und höchste Stufe der Entwickelung, über welcher nur ein Gott oder Nichts stehen durfte. Seine Weltseele war nicht Brahma, sondern der „Wille“, die phänomenale Welt wurde zur Hallucination des „Willens“, und zwar im Wege zahlreicher, von ihr nicht abgetrennter, nur scheinbarer Individuen. In der That sind unsere Organe Produkte und Diener eines Willens; wir haben als Auge eine camera obscura, wir besitzen im Gehirn eine Hallucinations-Maschine, um uns eine begrenzte Vorstellung einer Welt zu bilden. Nun ist es aber

durch gar nichts bewiesen, daß diese Vorstellung gerade die der Weltseele, und nicht die eines von ihr abgetrennten Subjektes sei, was übrigens Schopenhauer später zugestand, vielleicht, daß ihm eine Thatsache zu Augen oder Ohren gekommen ist, welche auf Ausdehnung der Individuation hinwies. Was nun von den Trägern der Vorstellung gilt, muß notwendig auch von den einwirkenden Kräften gelten. Blau und grün sind keine Realitäten, wohl aber muß ein Grund verhanden sein, daß uns der Himmel blau und das Laub grün erscheint.

Aus dieser Hallucination der Weltseele nach modernen Mustern schuf Hartmann eine neue Variante. Er setzte an die Stelle des Brahma-Willens einen Begriff, und zwar einen negativen, das „Unbewußte", welcher den Vorteil hat, daß er das Phänomenale, als das Bewußte, von dem großen Reste, dem Unbewußten, scharf abtrennt; der ganze übrige Rest verfällt der Nirvana. So anfechtbar und unbefriedigend diese Metaphysik der Mehrzahl erscheinen mag, so steht sie doch einer verlängerten Individuation nicht im Wege. So wie sich die Bäume durch längere Perioden frisch belauben, so kann auch das Subjekt in uns längere Phasen durchlaufen, bis es an den Endpunkt seiner Entwickelung gelangt. Wo und wann dieser erreicht wird — das wissen wir nicht! Die indisch-Schopenhauersche Philosophie ist aber in ihrem Rechte, wenn sie die Weltvorstellung als einen durch unsere Sinnesbeschaffenheit bedingten Schwindel erkennt. Demzufolge sind Sinneswahrnehmung, Vision, Hallucination, deren Übertragung und der Traum dem Resultate nach dasselbe, sie unterscheiden sich nur durch die Verschiedenheit der Veranlassung. Wenn ich einen Kopf sehe, so ist es in allen Formen ein Kopf; die Nebenumstände und Folgen entscheiden erst, zu welcher Kategorie die Vorstellung gehört. Wenn mir ein lebender Mensch einen Gegenstand zuwirft, so habe ich denselben Sinneseindruck, wie wenn derselbe Gegenstand auf mich zufliegt, und außer mir niemand im Zimmer ist. Es möge ein Beispiel zeigen, wie vielerlei Erklärungen ein und dieselbe Thatsache zuläßt, je nach den Nebenumständen.

Hartmann und ich lustwandeln im Walde und ich sehe einen Reiter im vollen Laufe in etwas größerer Entfernung vorbeisprengen; ich frage Hartmann, ob er ihn gesehen, was er bejaht. Würde ich nun behaupten, daß es meinerseits eine Hallucination gewesen, die auf ihn übertragen wurde, so könnte gegen die Möglichkeit derselben gar nichts, gegen die Wahrscheinlichkeit sehr viel eingewendet werden. Wenn ich nun behaupten würde, daß ich Pferd und Reiter kenne und erkannt habe, daß aber beide meines Wissens auf 40 Meilen Entfernung seien, so bliebe wieder die Einwendung, daß es ähnliche Pferde und Menschen giebt, oder daß beide nicht auf 40 Meilen Entfernung, sondern in nächster Nähe sich befinden. Angenommen aber, es träfe drei Tage darauf die Nachricht ein, Pferd und Reiter seien gestürzt und haben das Genick gebrochen, so würde sich die Wahrscheinlichkeit einer Vision zu meinen Gunsten erhöhen. Der orthodoxe Materialist würde dieses Zusammentreffen für „Zufall" halten, und irgend ein Spiritist vielleicht glauben, daß die Seele meines

verunglückten Freundes auf der Pferdeseele uns etwas vorgeritten habe. Man sieht, wie schwer es ist, einen wirklichen Sinneseindruck von einem scheinbaren zu unterscheiden, wenigstens in einzelnen Fällen. Eine Erklärung wird um so schwieriger, wenn man mit der Hallucinationsübertragung so verschwenderisch umgeht wie Hartmann, da die Entscheidung von vielen Nebenumständen abhängt. Angenommen nun, die Vision sei als solche zugegeben, und ebenso ein kausaler Zusammenhang des Todes mit derselben, so entsteht weiter die Frage, habe ich vermöge meiner somnambulen Beschaffenheit das Unglück gesehen, empfunden; oder hat mein verunglückter Freund auf mich gewirkt? Um diesen subtilen Unterschied deutlich zu machen, wollen wir die Frage so stellen: Hatte ich ein transscendentales Fernrohr, oder erhielt ich ein transscendentales Telegramm? Wenn eine Hallucination durch Thatsachen erhärtet ist, so liegt ihr eine äußere Einwirkung ebenso zu Grunde, als wenn die Retina durch Lichtstrahlen oder mein Ohr durch Luftwellen getroffen wird. Würde jemand ein Haus brennen sehen, welches nachträglich wirklich in Brand gerät, und würde dieses Gesicht auf mich übertragen werden, so entsteht noch immer die Frage: Hat er in mir die Vorstellung erzeugt (Hypnose) oder hat er mich in jenen Zustand versetzt, daß ich für die Einwirkung gleich ihm empfänglich wurde (Somnambulismus)? Die Natur und der Vorgang dieser Einwirkung ist nicht in allen Fällen festzustellen, am allerwenigsten, wenn man den Standpunkt Hartmanns im Julihefte[1]) einnimmt.

Subjektive Visionen sind allerdings übertragbar, das habe ich stets anerkannt, aber immer nur mit dem Vorbehalte, daß dies für polarisationsfähige Individuen Geltung habe. Goethe berichtet von seinem Großvater, daß er ein Seher war, und daß auch andere in seiner Gegenwart sahen, er sagt aber nicht, daß alle, oder auch nur, daß er selbst einmal gesehen hätte, obschon Goethe nicht ganz frei von transscendentalem Schauen war. Er hätte es gewiß erwähnt, wenn es auch nur einmal geschehen wäre. Hartmann weiß nicht, daß ich alle in der Mystik empfohlenen narkotischen Mittel und sonstigen Vorschriften vergebens versucht, daß trotz Hansens und meiner eigenen Anstrengung in Wien mit mir gar nichts zu beginnen war, daß ich sehr viele Stunden vor und hinter den Visionären und auch in das Wasser schaute, als sie darin Visionen hatten — alles umsonst! Das Sehen durch Hallucinationsübertragung bleibt immer eine seltene Ausnahme, ist nie Regel; die Erzeugung einer Wahnvorstellung bei einem Hypnotisierten ist übrigens gar keine Hallucinationsübertragung, sondern sie wird durch einen Willensakt hervorgerufen, das sind zwei wohl zu unterscheidende Vorgänge. Bei Materialisationssitzungen handelt er sich aber nicht um das zweite Gesicht, noch dessen Übertragung auf einzelne Individuen, auch um keine Hypnose, sondern um die Frage, ob die von allen gleichartig wahrgenommenen Gestalten durch das Medium hervorgerufene Wahnvorstellungen oder Hallucinationsübertragungen sind.

---

[1]) Vgl. „Sphinx" IV, 19. S. 8 ff.

Bei hypnotisierten Individuen, wo wir es zuverlässig mit Wahnvorstellungen zu thun haben, treten Bewußtlosigkeit, Nichterinnerung ꝛc. ein; dort wo diese Symptome nicht eintreten, sind die Wahnvorstellungen durchaus nicht sichergestellt; sie werden von mir bestritten, sie müßten erst bewiesen werden, bevor sie als Begründung dienen könnten. Es ist ferner nicht richtig, daß ein Neu-Eintretender in einem Zirkel keine Gestalten sieht. Ein solcher taugt selten zu einer Kettenbildung, er ist wie eine schlechte Flasche in der Batterie; in Materialisationssitzungen aber, wo andere Kräfte thätig sind und keine Ketten gebildet werden, haben sehr viele Neueintretende glänzende Erfolge erlebt. Hartmanns Einteilung der Medien ist überhaupt nur teilweise richtig. Hartmann giebt selbst zu, daß, wenn Formen photographiert werden oder gar plastische Eindrücke hinterlassen, doch solche Formen vorhanden sein müssen; nach ihm dürfen es keine anderen sein, als die des Mediums, warum — ist nicht abzusehen. Daß sie es sein können, wenn das Medium nicht fungiert (schläft), gebe ich zu; daß dadurch die ätherischen Formen für alle Menschen dann aber erwiesen sind, wird wohl nicht abzustreiten und deren Vernichtung nach dem Tode nicht zu erweisen sein. Die von mir aufgestellte Behauptung, daß bei wachenden, sich bewegenden Medien ein Austreten des Meta-Organismus unzulässig sei, widerlegt Hartmann abermals durch den Hinweis, daß es Sitzungen giebt, wo das Medium nicht schläft und sein Meta-Organismus wirke. Das ist ja eben erst zu beweisen, daß es wirke; dies ist also nur eine petitio principii. Wenn ich jemand ein Gewehr als historische Rarität zeigen würde mit der Bemerkung, es sei das Gewehr Karls des Großen gewesen, so kann ich den Einwurf, daß es zu seiner Zeit keine Gewehre gab, doch nicht mit dem Argumente widerlegen, daß es damals Gewehre geben mußte, weil dies der Hinterlader Karls des Großen war; ich werde mein Heil in den verloren gegangenen Erfindungen — wie dem Dampfschiffe unter Philipp II von Spanien und den frühen Erfindungen der Chinesen — oder wo immer suchen müssen, nicht aber aus meiner Voraussetzung den Beweis schöpfen können.

Die Motive der Verteidigung einer Ansicht sind dem Autor imme am besten bekannt; er täuscht sich über dieselben manchmal selbst, noch öfter aber täuschen sich die anderen. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß man annimmt, der Urheber einer Ansicht verteidige dieselbe nach besten Kräften. Ich habe bis jetzt Hartmann immer einen objektiven Standpunkt zuerkannt. Nach seinem letzten Aufsatze wäre ich aber berechtigt, meine Ansicht zu ändern, denn dieser entspricht nicht einer sachlichen Analyse der möglichen Erklärungen, sondern hat weit mehr den Charakter der Satzschrift eines Anwaltes, welcher die Zugeständnisse sich aneignet, das Wesentliche (die Fußabdrücke) übergeht und sich gerade dessen schuldig macht, was er anderen vorwirft. Hartmann sagt:

„Es sei geboten, sich nicht durch den Herzenswunsch nach Bewährung anderswo mitgebrachter Hypothesen und Theorien fortreißen zu lassen. Die wissenschaftliche Unbefangenheit der Untersuchung darf weder durch den Glauben an die Realität einer vierten Dimension noch durch den Meta-Organismus getrübt werden."

Einer solchen Sprache gegenüber wäre es jedermann gestattet zu sagen, daß eine objektive Beurteilung und wissenschaftliche Unbefangenheit nicht durch den mitgebrachten Glauben an die Realität des „Unbewußten" getrübt werden darf. Ich habe wahrlich keine Herzenswünsche in Bezug auf den Meta-Organismus. Der Gedanke ist nicht meine Erfindung, er ist alt; den Namen gebe ich nunmehr selbst auf; weil mir die Erfahrung einen bestimmteren erlaubt. Ich glaube allerdings an eine Fortdauer, doch dies thaten schon Sokrates und Plato, Luther und Kant, Kepler und Newton; dieser Glaube ist kein Wunsch mehr. Die Brahmanen und Buddhisten hatten keinen Herzenswunsch, ihre individuelle Existenz fortzusetzen, sie strebten nach Vernichtung derselben, aber an der Existenz der Pitris halten sie noch heute fest. Wenn vollends die „besonneneren Verteidiger des Spiritismus" seine Hallucinationsübertragung durch das Medium für die richtige halten sollen oder müssen, so ist diese Äußerung für den Standpunkt Hartmanns sehr gefährlich. Ich habe beispielsweise nach eingehenden Sitzungen mit der Fowler die Frage noch nicht für spruchreif erklärt, auch nach den Sitzungen mit Slade mir noch kein Urteil erlaubt, sondern ausdrücklich erklärt, daß ich mir „eine eigene, bestimmte und klare Ansicht darüber auszusprechen erst dann gestatten werde, wenn ich mit 10 verschiedenen Medien 100 Sitzungen gehalten haben werde".[1] Ich habe mich also Jahre lang „besonnen" und viel „untersucht" und gewiß über den Gegenstand nicht weniger gelesen als Hartmann. Nun ist es mir nicht bekannt, daß er mehrjährige Untersuchungen gepflogen, und auch nicht wahrscheinlich, denn sonst hätte er nicht Anforderungen gestellt, die längst erfüllt und überboten sind. Hare, Wallace, Crookes, Zöllner, Aksakof, Buttlerow, Männer, welche viel untersucht und sich mitunter lange „besonnen" haben, weisen die Hypothese der Hallucinationsübertragung zurück; wenn ich also auch keine genügenden Erfahrungen selbst gesammelt hätte, so würde ich doch nicht einen Augenblick im Schwanken sein, auf welcher Seite die größere Kompetenz anzunehmen sei, weil diesen Forschern gegenüber die Anhänger der Hallucinationsübertragung, was Erfahrung und Zahl betrifft, gar nicht in Betracht kommen können.

Hartmann und ich haben aber wahrlich keine Ursache, uns wie zwei Advokaten herumzubalgen, da ja unser Standpunkt ein klar präcisierbarer und gar nicht unvereinbarlicher ist. Die Individualität des Subjektes in uns kann nach vorn und rückwärts verlängert und in verschiedenen Erscheinungsformen gedacht werden, ob es mit der individuellen Zersplitterung eines Brahma seine Richtigkeit hat oder nicht. Die Erfahrung sagt uns, daß menschliche Formen, Thätigkeiten und Sprachen uns auf rätselhafte Weise direkt und indirekt entgegentreten; die Erfahrung sagt aber auch, daß sich von Menschen im todesähnlichen Zustande ein ätherischer Körper manchmal abtrenne, wir haben also, was die Formen betrifft,

[1] Vergl. meinen „Offenen Brief an meine Freunde: Mr. Slades Aufenthalt in Wien" bei J. C. Fischer u Co., Wien 1878, S. 40.

bereits die Option zwischen den wirkenden Kräften lebender und nicht lebender Menschen. Jede der beiden Annahmen provociert die andere. Die Erfahrung sagt uns ferner, daß es Träume, Hallucinationen und deren Übertragung, ferner oktroyierte Wahnvorstellung giebt, die alle gleichfalls zu berücksichtigen sein werden. Die Erfahrung giebt uns Fälle an die Hand, wo einzelne dieser Möglichkeiten unzulässig sind, und wieder andere, wo sie notwendig werden; es giebt auch Fälle, welche zweifelhaft bleiben. Alle Fälle über einen und denselben dieser Leisten schlagen zu wollen — ist eben nicht möglich. Ich habe gegen gar keine dieser Erklärungen eine Aversion, weil jede ihre Berechtigung in einzelnen Fällen hat, und durch die Erfahrung sicher gestellt ist. Ich bin kein Gegner der Hartmannschen Übertragungstheorie; ich erkenne sie ja an, aber schließe sie für gewisse Kategorien von Erscheinungen als unzureichend aus, und es hat dies bis jetzt noch jeder gethan, der viel untersucht und sich lange besonnen hat; denn im Beginne ist die Mehrzahl obiger Forscher gleichfalls von den physischen Kräften des Mediums ausgegangen, und am Schlusse ihrer Laufbahn mußten sie der Erfahrung gegenüber kapitulieren! Dessen braucht sich niemand zu schämen, denn der ganze Fortschritt der Menschheit beruht auf der Skepsis und den ununterbrochenen Zurechtweisungen, welche uns die Erfahrung zu teil werden läßt. Die Skepsis überträgt mit Recht einen Teil dieser Erscheinungen auf die psychischen Kräfte des lebenden Menschen, welche letztere durch den verschiedenen Grad der Spaltung in phänomenales und transscendentales Empfinden, Schauen, Hören, Wollen und Handeln zustande kommen, bis einst die vollkommene Spaltung, der Tod, eintritt. Dieser muß die Seele durchaus nicht in Brahmas Schoß führen, weil es ebenso gut nach einem längeren Entwickelungsprozesse oder gar nicht stattfinden kann. So wie die Träume Hallucinationen des lebenden Menschen, so könnte unser Dasein ein Traum des intelligiblen Subjektes sein, daher die Weltseele nur etwas zurückgeschoben werden müßte, im Sinne der indischen Philosophie. Die Möglichkeit einer längeren Individuation kann also in keinem Falle bestritten werden, ihre Thatsächlichkeit wird von der erdrückenden Mehrzahl der Menschheit angenommen, selbst unter Anwendung des Satzes: vota ponderantur et non numerantur. Nachdem die Fortdauer des Lebens im individualistischen Sinne also eine mindestens ebenso berechtigte Annahme ist, als irgend eine andere; nachdem, ganz abgesehen von spiritistischen Sitzungen, die historischen Spukphänomene seit jeher Verstorbenen zugeschrieben wurden, weil sie sich als solche manifestierten; nachdem es zu allen Zeiten Medien gab, welche die Manifestationen ausnahmslos den Pitris zuschrieben; nachdem es unzweifelhaft spiritistische Sitzungen im indischen und russischen Asien, zur römischen Kaiserzeit und unter den Wilden Amerikas immer auf nekromantischer Grundlage gegeben hat: so kann es wahrlich nicht überraschen, daß man auf diese Thatsachen in erster Linie den Maßstab der individualistischen Anschauung legte, da sie den Anspruch erheben kann, die älteste, allgemeinste und natürlichste zu sein. Erst wenn deren Unmöglichkeit erwiesen sein wird,

kann man zu der so gezwungenen Hypothese der Hallucination für alle Fälle greifen. Der Mangel der Skepsis ist für den Fortschritt ebenso verhängnisvoll als deren Übermaß. Als Herodot von den Goldschätzen im Norden Indiens berichtete, welche von hunde-großen Ameisen bewacht würden, hielt man dies für Fabeln. Als man viel später die Umgebung Thibets kennen lernte, entdeckte man dort sonst nirgends vertretene gefleckte Faultiere, welche in Gold führenden Sandwüsten zu wühlen pflegen. Auf gleiche Weise habe ich sehr viele Zweige der Mystik a priori verworfen, und die Erfahrung hat mich belehrt, daß überall subtractis subtrahendis ein Rest der Wahrheit übrig bleibt. Diese Reste sind so groß, daß mein Leben gar nicht ausreicht, sie zu verwerten! Nach meinen Erfahrungen ist an der Existenz menschlicher Formen imponderabler oder ätherischer Natur nicht mehr zu zweifeln, und alle Systeme werden dieser Thatsache Rechnung tragen müssen, oder aber an dem Widerspruche mit der Erfahrung zu Grunde gehen!



Psychologische Gesellschaft zu München.

Mitteilung in der Sitzung vom 7. Juli 1887.

Mediumistische Erlebnisse in London,

mitgeteilt und besprochen in der

Psychologischen Gesellschaft.

Die nicht zu leugnende Thatsache, daß besonders derjenige Zweig des Okkultismus, welcher den präsumptiven Verkehr mit übersinnlichen Wesen umfaßt und gemeinhin „Spiritismus" genannt wird, trotz des von professionellen Betrügern und Industrierittern damit getriebenen Schwindels von Tag zu Tage mehr Anhänger unter den gebildeten Klassen gewinnt, müßte schon für sich allein einen vorurteilslosen Beobachter, der Interesse an dem Auf- und Abwogen menschlicher Geistesströmungen nimmt, Grund genug zu ernster Prüfung sein, selbst wenn diese ganze Bewegung nur als eine Geistesepidemie aufzufassen sein sollte, obwohl dieselbe nun schon etwa 14 Millionen Menschen im Bereich der europäischen Kultur umfaßt und bei vielen andern Völkern von jeher bis auf die Gegenwart anerkannt war und ist. Die überwiegende Mehrzahl dieser Personen behauptet, sich durch eigene Erfahrungen und Beobachtungen, namentlich durch viele mit Privatpersonen angestellte Versuche die Überzeugung von der Realität einer außersinnlichen Welt verschafft zu haben. — Wenn nun auch nicht geleugnet werden kann, daß Betrug und Selbsttäuschung, ungenaue Beobachtung und ungenügende Erinnerung bei vielen Berichten eine große Rolle spielen, so dürfte es doch äußerst schwierig,

---

Während die Psychologische Gesellschaft mehr die experimentelle und kritische Untersuchung der übersinnlichen Vorgänge bezweckt, hält die „Sphinx" es für die eine ihrer Aufgaben, ihren Lesern möglichst gut beglaubigte Berichte von Augenzeugen jener unerklärten Erscheinungen zur eigenen Beurteilung vorzulegen. Die nachfolgenden an die Psychologische Gesellschaft gelangten Mitteilungen entziehen sich einer direkten kritischen Untersuchung im Sinne der Gesellschaft, wurden aber zum Zwecke allgemeinerer Anregung in derselben am 7. Juli 1887 zum Vortrag und zur Besprechung gebracht. In dem gleichen Sinne wurden die hier wiedergegebenen Ausführungen der „Sphinx" zur Veröffentlichung überlassen, jedoch nicht ohne besonders zu betonen, daß die Gesellschaft als solche sich eines endgültigen Urteils über das Verhandelte enthalten und der Berichterstatterin die volle Verantwortung für das Vorgebrachte zuschieben müsse. — Hinsichtlich der wünschenswerten Anregung schließen wir uns ganz den Ansichten der Gesellschaft an. Solche Vorgänge selbst zu erleben, ist vielleicht nicht jedermanns Interesse und Bedürfnis. Wer aber an der Wirkung magischer Kräfte zweifelt, der überzeuge sich davon durch allmähliche experimentelle Entwickelung in seinen eigenen Privatkreisen. (Der Herausgeber.)

man möchte sagen, unmöglich sein, durch diese menschlichen Schwächen alle, auch die unter den strengsten Bedingungen angestellten Versuche zu erklären, oder gar jemandem, der subjektiv überzeugt wurde, seine Ansicht zu widerlegen. — Über die Möglichkeit einer solchen Überzeugung, wie sie, nach den zahlreichen Berichten zu schließen, täglich vorkommt, wird man entweder durch eigene Versuche zu einem Urteil gelangen oder aber dadurch, daß man sich ganz in die Lage der Berichterstatter hineindenkt.

Für eine solche Überzeugungsweise ist der vorliegende Bricht geradezu typisch und dürfte eben deswegen für viele, gleichermaßen vorurteilslos prüfende Leser interessant sein. Ob sich aber der Inhalt dieser Mitteilungen mit den thatsächlichen Vorgängen völlig deckt oder ob Irrtümer in der Beobachtung oder Berichterstattung mit untergelaufen sind, darüber läßt sich hier kein Urteil fällen; vielmehr soll es unsere Aufgabe sein, unter der Voraussetzung, daß die Erlebnisse so wahrheitsgetreu und vollständig als möglich wiedergegeben sind, zu untersuchen, ob die Dame ein Recht hat, auf Grund ihrer Erlebnisse sich für die Realität von Erscheinungen auszusprechen, die sie bisher für unmöglich hielt. Wir können also nicht fragen, ob wir dieselben Eindrücke erhalten haben würden, wenn wir in der Lage unserer Referentin gewesen wären, sondern lediglich, wie wir uns diesen Eindrücken gegenüber verhalten haben würden, ob sie uns dasselbe gelehrt hätten wie jener Dame. Um überhaupt ein Urteil zu ermöglichen, werden wir uns folgende 4 Fragen bei den berichteten Wahrnehmungen in jedem einzelnen Falle beantworten müssen:

I. Legt der Inhalt Zeugnis ab für übersinnliche Vorgänge überhaupt?

II. Beweist der Inhalt des Berichtes, wenn Frage I bejaht wird, übersinnliche Gedankenübertragung oder Hellsehen?

III. Sind die mitgeteilten physikalischen Phänomene ausreichend, um die Annahme außersinnlicher Lebewesen zu rechtfertigen?

IV. Sind diese Wesen, falls ihnen Realität zugestanden wird, identisch mit den Verstorbenen?

Die Berichterstatterin, Fräulein Karoline Prieger, ist mehreren Mitgliedern der Psychologischen Gesellschaft als eine durchaus zuverlässige und glaubwürdige Persönlichkeit bekannt. Sie ist 30 Jahre alt und lebte bis zum Frühjahr 87 in München mit der uns gleichfalls bekannten und ebenso angesehenen Familie Betheley zusammen. Bis zu ihrer Londoner Reise, die sie im Juni 1887 antrat, um dort diese ihr befreundete Familie zu besuchen, verhielt Frl. Prieger sich gegen deren spiritistischen Glauben völlig ablehnend und gesteht selbst zu, daß sie manchmal in Bezug hierauf an der geistigen Zurechnungsfähigkeit ihrer Freunde gezweifelt habe. Übrigens ist der Schreiber dieses in der Lage, die Nüchternheit ihres Urteils, sowie ihre frühere skeptische Abneigung gegen alles Übersinnliche aus eignen Gesprächen mit ihr bestätigen zu können. — Frl. Prieger schildert ihre Erlebnisse, wie folgt:

Mittwoch, den 8. Juni 1887: Kurz nach meiner Ankunft in London führte mich die mir seit Jahren eng befreundete Familie Betheley (bestehend aus Vater, Mutter und erwachsener Tochter) zu dem gegenwärtig

noch weniger bekannten Medium Mrs. Walker, die neben ihren Berufsgeschäften — ich glaube, sie ist Schneiderin, — einige ihrer freien Abende dazu verwendet, sich durch Entwicklung und Ausbildung ihrer medialen Anlage einen Nebenverdienst zu verschaffen. Frau Walker ist eine etwa 45 Jahre alte Witwe und macht einen ärmlichen, aber treuherzigen Eindruck. — Ich durchmusterte bei meinem Eintritt ihre einfache Behausung. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, hat nur eine Thür, sowie ein Fenster und liegt im Souterain. — In mehreren Stühlen, einem Sopha, einem schweren Tisch und einigen Ornamenten bestand die ganze Einrichtung desselben. Auf dem Tische lagen zwei Fächer, auf welche mit Balmainscher (selbstleuchtender) Farbe bestrichenes Papier geklebt war. Wir schlossen nun die Fenstervorhänge; absolutes Dunkel trat aber erst später ein, weil die Sitzung schon um 8 Uhr abends begann. Außer uns nahm an derselben eine mir fremde, anscheinend den besseren Ständen angehörige Dame teil, welche Betheleys schon bei einer anderen Sitzung kennen gelernt hatten. Das Medium wurde von ihr und Mr. Betheley fest an den Händen gehalten. — Alsbald erfolgten Klopftöne von solcher Stärke, daß ich sie trotz meiner Schwerhörigkeit deutlich vernehmen konnte. Sobald wir uns mit der unsichtbaren Intelligenz in Verbindung gesetzt hatten, bekam ich Gelegenheit, jene Phase der Mediumschaft zu beobachten, welche die Spiritisten Sprechmediumschaft nennen.

Da meine Kenntnis der englischen Sprache es mir ermöglicht, die Dialekte zu unterscheiden, so erkannte ich in der veränderten Stimme und Ausdrucksweise des Mediums den Niggerdialekt. Angeblich sprach jetzt durch das Medium zu uns ein Negerkind. Alles das hätte mich nun nicht im geringsten aus der Fassung gebracht; aber wer beschreibt mein Erstaunen, als diese Intelligenz in ihrer kindlichen Ausdrucksweise mir das Aussehen meines verstorbenen Vaters richtig schildert! Woher konnte die Frau wissen, daß dessen Vorname „Ernst" war, daß er von hoher Statur gewesen, einen blonden Bart, eine Glatze und eine auffallende Nase hatte? — Meine Freunde versichern mich, niemals mit Frau Walker vorher irgendwie über meine Person gesprochen oder auch nur in ihrer Gegenwart meiner erwähnt zu haben. — „Mein Vater stehe neben mir, winke und freue sich, mich zu sehen," wurde mir nun mitgeteilt. Und in dem nämlichen Augenblick erhob sich einer der mit selbstleuchtendem Papier versehenen Fächer vom Tisch und neigte sich, wie zur Begrüßung, 3mal gegen mich hin. — Meine Verwunderung wuchs noch mehr, als nun auch noch eine zutreffende Beschreibung meiner verstorbenen Schwester hinzugefügt wurde, die, wie es hieß, auch zugegen sei. — Das Medium nannte sie „Twistel". Sie wurde „Gustel" gerufen und besaß, genau der gegebenen Schilderung entsprechend, kurzes blondes Haar, eine etwas breite Nase, war nicht schön, aber durch ihre Liebenswürdigkeit sehr anziehend. Ich selbst könnte sie nicht mit prägnanten Merkmalen schärfer charakterisieren. Wie zur Bestätigung ihrer Anwesenheit verspürte ich kurze Zeit die Berührung einer Hand im Gesicht. — Schon in früheren Sitzungen wollten Betheleys ein Trippeln, wie wenn ein Kind im Zimmer

umherlaufe, gehört haben. — Betheleys verloren ein Kind im Alter von einem Jahr. Herr Betheley glaubte, zumal ihm das Medium versicherte, sein Kind sei zugegen, dieses Trippeln als ein Zeichen der Anwesenheit dieses verstorbenen Kindes auffassen zu dürfen. Auch an diesem Abend hörten wir dasselbe Geräusch. Herr Betheley richtete nun die Bitte an sein angebliches Kind, es möge Blumen von den auf der äußeren Fensterbank stehenden Blumenstöcken, die also durch Scheiben vom Zimmer getrennt waren, herbeibringen. Als wir nach kurzer Zeit wiederum die Schritte hörten, wurden uns frische blühende Geranien auf die Hände und in den Schoß gelegt. Nachträglich stellte sich heraus, daß die Blumen von den außenstehenden Pflanzen abgepflückt waren. Auf Wunsch reichte mir dann das Kind seine Hand, und ich fühlte nun wenige Sekunden ein kleines kühles Händchen in meinen Fingern ruhen. Ebenso küßte es auf Bitten die Eltern und die Schwester und setzte sich sogar auf das Knie des Vaters. Wir ersuchten es noch, uns Muscheln vom Kamingesims und von der Fensterbank herbeizutragen, was auch geschah. Täppisch, wie so ein kleiner Weltbürger ist, zwischendurch fallend und stolpernd, kam das Kind heran, — ließ aber unterwegs in seiner Ungeschicklichkeit einige Muscheln zu Boden fallen. — Während dieser sämtlichen Vorgänge nun hoben sich die zwei mit selbstleuchtendem Papier versehenen Fächer wiederholt in die Luft, schwirrten wie Vögel herum, stießen bald an die Decke und an den Spiegel, bald fielen sie aus der Höhe zu Boden, um dann aber von neuem sich in Bewegung zu setzen und das alte Spiel zu wiederholen. Die selbstleuchtende Farbe ermöglichte es uns, dieses merkwürdige Schauspiel mit den Augen zu verfolgen. Die Kontrolle der, wie mir versichert wurde, von allen gegenseitig festgehaltenen Hände lieferte mir den Beweis, daß bei all diesen für mich höchst überraschenden Erscheinungen niemand von uns den Tisch verließ. Außerdem hörten wir das Medium mit wenigen Unterbrechungen von seinem Platze aus sprechen.

Alsdann verließen wir, nachdem dieser Kreis gelöst war, den Tisch und setzten uns frei im Halbkreise zusammen, wiederum einander die Hände reichend. An der offenen Seite des Kreises saß das Medium, neben ihr die oben genannte Dame, an der anderen Herr Betheley. Das Sprechen hörte auf und Frau Walker schien in Schlaf zu verfallen. Ich erblickte jetzt (ebenso wie auch die andern Anwesenden) zu meinem größten Erstaunen bald hier bald dort — oft an verschiedenen Stellen zugleich — aufflackernde Lichter, weiße Wolkenmassen und Nebelballen, aus denen sich Gestalten zu formen schienen. Allein zu Weiterem kam es an diesem Abende noch nicht. Wir gaben, weil, wie es schien, das Medium schon erschöpft war, für heute die Sitzung auf und versammelten uns wieder am

14. Juni, abends 8 Uhr, bei derselben Frau Walker zu weiteren Versuchen. An denselben nahmen außer uns noch 7 fremde Personen teil, unter diesen ein schottischer Kaufmann Herr Hill, der sich anfangs sehr ungläubig verhielt, dann aber, nachdem er mit uns näher bekannt geworden, auch auf unsere Veranlassung an anderen Sitzungen sich beteiligte. Die Bedingungen waren die gleichen, wie die zu der vorigen

Sitzung. Angeblich sprach wieder das Negerkind durch den Mund des Mediums; heute beschäftigte es sich vorzugsweise mit dem neuen Gaste, indem es diesen Schottländer zunächst eindringlich warnte vor einer Teilnahme an dem in den nächsten Tagen zu Ehren des Regierungs-Jubiläums der Königin stattfindenden Festzuge; es werde ihm, wenn er ausgehe an diesem Tage, ein Unglück zustoßen. Herr Hill mußte schließlich versprechen, daß er folgen werde, was er auch trotz seines Zweifels an der Richtigkeit dieser Prophezeiung that. — Sodann beschrieb ihm die kontrollierende Intelligenz sein Schlafgemach (in Edinburg) bis in alle Einzelheiten und schilderte selbst Kleinigkeiten genau, — wie z. B. die darin befindlichen Nippsachen und Elfenbeinfiguren; so daß ihm wohl über die Echtheit dieser übersinnlichen Wahrnehmung kein Zweifel blieb. Ferner erhielt er über eine bisher unaufgeklärte, verwickelte Familienangelegenheit einen so ungeahnten, aber auch für ihn so beweiskräftigen Aufschluß.[1]) In ähnlicher Weise fand ein Verkehr mit den übrigen Anwesenden statt, den ich hier der Kürze wegen übergehe, um meine Erlebnisse

am 22. Juni 87 in der letzten Sitzung mit Frau Walker, der ich beiwohnte, mitzuteilen, welche wiederum abends 8 Uhr in Gegenwart der Familie Betheley und der oben genannten Dame unter denselben Bedingungen und Umständen wie die früheren stattfand. In dieser Sitzung wurden die Hände des Mediums von Herrn Betheley und mir selbst festgehalten. — Die Tischbewegungen, das Klopfen und Trommeln wurde in derselben so stark, wie ich es vorher noch nicht gehört hatte. Berührungen und Fächerbewegungen fanden statt wie früher. An diesem Abend beschrieb mir das „kontrollierende" Negerkind meine Wohnung mit einer auffallenden Genauigkeit und Anschaulichkeit. „Dieselbe befinde sich in München bei der Kreuzungsstelle zweier Straßen, in einem großen Gebäude, von dem man vorn und hinten eine schöne Aussicht auf Gärten habe, die Wohnung selbst liege im I. Stock rechter Hand und enthalte ein nach hinten gelegenes Zimmer mit zwei Betten und zwei nach der Straße zu liegende Zimmer, im ersten links befänden sich ein Klavier vorn in der rechten Ecke am Fenster, ferner ein Sopha, ein Schreibtisch, ein runder Tisch, an jeder Sophaseite ein kleines Pfeilerschränkchen, Teppiche, Bilder und viele Kleinigkeiten. In diesem Zimmer werde viel musiziert, — und außer Klavier auch Violine gespielt; dort sei ich glücklich und zufrieden. Herrn Betheleys Tochter komme aus diesem Hause und würde gern dahin zurückkehren. Ich aber müsse bald über das Meer reisen u. s. w." Die sämtlichen Angaben entsprechen der Wahrheit genau, und weil es mir ganz unmöglich erscheint, daß jene Frau, die nicht einmal meinen Namen kennt, sondern mich stets die deutsche Lady nennt, diese nur wenigen Menschen bekannten Einzelheiten, sowie die über meine verstorbenen Verwandten, und ebenso die Mitteilungen über die Verhältnisse des Herrn Hill und all der vielen anderen ihr fremden Leute auf irgend eine betrügerische Weise erfahren haben konnte,

---

[1]) Herr Hill wohnt in London im Hotel Metropole und ist imstande, die obigen Mitteilungen zu bestätigen.

so bekenne ich, vollständig von der Echtheit ihrer übersinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit überzeugt zu sein.

Um auch in dieser Sitzung die Gelegenheit zur Materialisation zu bieten, setzten wir uns wieder in einen Halbkreis zusammen; das an der einen offenen Seite sitzende Medium wurde an einer Hand von der fremden Dame gehalten. — Zuerst fanden wieder Nebel und Wolkenbildungen wie in der vorigen Sitzung statt. Plötzlich sah ich ganz in meiner Nähe sich aus einem Nebel einen selbstleuchtenden Kopf bilden, der sich mir von verschiedenen Seiten zeigen zu wollen schien. Wohl 10mal wurden die Anstrengungen solcher leuchtenden Formbildung wiederholt, bis ich plötzlich mächtig ergriffen das ernste Antlitz meines Vaters deutlich erkannte. In meiner Erregung fragte ich deutsch: „Papa, bist du's?“ Er schien mir, wie wenn die Freude des Wiedersehens sein Gesicht verklärte, antwortend neigte er dreimal das Haupt und verschwand. Wiederum versuchte man in meiner Nähe die Materialisation eines Kopfes; Nase und Kinn sah ich deutlich, um die Stirn war ein weißes Tuch geschluugen und über dem Kopf nahm ich ein helles Licht wahr, das seinen Schein auf das Gesicht warf. Eine innere Stimme sagte mir: „Es ist deine Mutter“; allein der Kopf war nicht deutlich genug ausgeprägt, um mir die Gewißheit dieser Vermutung zu geben. Auch die übrigen Anwesenden bestätigten meine Wahrnehmungen. — Dagegen erschien in der Nähe der oben genannten Dame allen sichtbar die volle Gestalt eines Clowns in gestreiftem Gewand.

Die mitgeteilten Erlebnisse nun lassen in mir keinen Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen und haben mich, sowie auch die übrigen Teilnehmer, voll und ganz überzeugt, daß Mrs. Walker, welche von Sitzung zu Sitzung an medialer Kraft gewinnt, noch dazu berufen ist, den höchsten Anforderungen, die man an physikalische Mediumschaft stellen kann, mit der Zeit zu genügen. — Sollten sich Interessenten finden, welche mit ihr in Deutschland oder London zu experimentieren wünschen, so sei sie ihnen bestens empfohlen, zumal sie in ihrem Benehmen einfach und anspruchslos und in ihren Forderungen bescheiden ist.

Am 10. Juni 4 Uhr nachmittags bot sich mir Gelegenheit, den Mediumismus bei einer anderen Person zu beobachten und meine übrigen derartigen Erfahrungen durch neue bestätigt zu sehen. Um diese Zeit war nämlich von der Familie Betheley mit dem Medium Husk eine Sitzung verabredet. Herr Hurst ist ein blinder Mann (ein Starschleier bedeckt die Linsen seiner beiden Augen). Er ist Vater mehrerer Kinder und mag etwa 40 Jahre alt sein; er sowohl wie seine Frau machten auf mich einen günstigen Eindruck. — Vor der Sitzung zeigte uns Herr Husk, stets geführt von seiner Frau, die ganze, äußerst einfach eingerichtete Wohnung und bat, alles nach Belieben zu durchstöbern. — Im Sitzungszimmer befanden sich ein Tisch von mittlerer Größe, ein kleiner Bücherschrank mehrere Bücherrepositorien, Stühle und Bilder.

Wir stellten vollständiges Dunkel her, setzten uns um den Tisch und legten unsere Hände zur Kette zusammen. Außer Betheleys und mir

nahm nur der oben genannte Herr Hill an dieser Sitzung teil. Herr Husk wurde auf der einen Seite von Herrn Betheley, auf der anderen von seiner Frau an den Händen gehalten. Auf dem Tische lagen zwei Papiersprachrohre, zwei Bogen selbstleuchtendes Papier und eine Leier. Ferner hatte man eine etwa 70 cm lange und dem entsprechend hohe Spieldose daneben hingestellt, welche wegen ihres Gewichtes von einem Menschen allein kaum gehoben werden kann.

Die Phänomene ließen nicht auf sich warten. Das Medium stöhnte wiederholt merklich und zuckte zusammen; alsbald begann ein wahrer Hexensabbath: Klopftöne von gewaltiger Stärke, donnerartige Schläge, ungestüme Bewegungen des schweren Tisches machten die Einleitung; dann setzte sich die mit selbstleuchtendem Papier beklebte Leier in Bewegung und ließ Melodien hören, welche der musikalischen Übung des Spielers alle Ehre machten. Sie schwebte im Zimmer umher, stieß bald hier, bald dort an — und manchmal schien es mir, nachdem ich die Töne noch aus der Ferne schwach gehört und das daran befestigte Papier mit den Augen verfolgt hatte, als ob die Leier ganz aus dem Zimmer verschwunden sei, um dann aber immer wieder vor unseren Augen aufzutauchen und den Lärm der jetzt von unbekannter Hand aufgezogenen Spieldose zu verstärken. — Dazu ließ sich die direkte Stimme des Urhebers dieses Geisterkonzerts, welcher auf den Namen Christoffer hört — bald aus dieser, bald aus jener Ecke des Zimmers, bald über meinem Kopfe, bald vor meinem Ohr vernehmen. Frl. Betheley, welche, unmittelbar neben der Spieldose sitzend, am meisten von dem Lärm derselben zu leiden hatte, beklagte sich, weil sie die Worte des Sprechers nicht verstehe. Wir hörten dann, wie die Spieldose abgestellt und erhoben ward; — nach ganz kurzer Zeit ließ sie aus einer entfernten Ecke des Zimmers ihre Weisen wieder ertönen. Die Leier, welche inzwischen ihr wunderliches Spiel fortgesetzt hatte, wurde mir plötzlich auf den Kopf gestellt mit der Frage, ob ich die Musik auch gut hören könne. Ich bejahte, fügte aber die Bitte hinzu, doch einmal ein deutsches Lied ertönen zu lassen. In dem englischen Musikstück plötzlich abbrechend, spielte nun der unsichtbare Musikant die Melodie des deutschen Liedes: „Du, du liegst mir im Herzen". Auch während der im Folgenden zu beschreibenden Phänomene sorgte unser Freund Christoffer stets für eine gehörige musikalische Begleitung, die aber von jetzt an ebenso wenig, wie seine Reden, irgend eine Störung mehr veranlaßte. — Die Bewegungen des Tisches und das Klopfen hörten von dem Moment an auf, in dem die Bildung von Materialisationen begann. Es folgte ein Rascheln auf dem Tische, das selbstleuchtende Papier wurde erhoben, und, sprachlos vor Entsetzen, erblickte ich plötzlich den breitschultrigen Oberkörper einer Gestalt mit menschlichen Formen mitten auf dem Tische. Das Papier wie einen Sonnenschirm über den Kopf haltend, beleuchtete John King — so nannten ihn die Anwesenden — sein Gesicht. Wie gelähmt betrachtete ich mir diesen unheimlichen Gast aus einer anderen Welt; ein hoher weißer Turban bedeckte sein Haupt, dunkle, intensiv leuchtende Augen,

eine stark gebogene Nase und ein großer schwarzer Vollbart, in dem ich fast jedes einzelne Haar unterscheiden konnte, vervollständigten das mir unvergeßliche Bild. Nachdem er mit lauter, klangvoller Stimme auf Englisch: „Gott grüß Euch" gesprochen, wendete er sich im Tisch herum zu jedem einzelnen hin; als er bis auf wenige Centimeter auch mir sein Haupt ganz genähert hatte, fragte er, mich anstarrend, englisch: „Siehst du mich auch deutlich?" — Ich saß wie festgebannt, es war mir unmöglich, ein „Ja" über die Lippen zu bringen. Erst als nach wenigen Minuten die Gestalt verschwand, atmete ich auf. Dagegen hörten wir John Kings Stimme noch von Zeit zu Zeit uns durch das Sprachrohr Erläuterungen geben zu den weiteren Vorgängen — oft zugleich mit der des schlafenden Mediums. John King wird als Leiter des mediumistischen Kreises betrachtet.

Nach kurzer Zeit suchte sich eine zweite aber nicht sprechende Gestalt zu materialisieren, die Herr Betheley für seinen verstorbenen Bruder hielt. Dann erschien auf Bitten des Herrn Hill ein ihm nahestehender Verstorbener, ebenfalls, ohne zu sprechen, — desgl. ein in München verstorbener Musikschüler auf Wunsch des Frl. Betheley.

Diese sämtlichen Erscheinungen beleuchteten sich mit dem Papier und wurden von mir deutlich gesehen. Wiederum entwickelte sich ein anderes Bild, — diesesmal unmittelbar vor mir. Plötzlich erkannte ich meinen verstorbenen Onkel, sein dunkler Schnurrbart, seine große Nase benahmen mir jeden Zweifel; aber was in meinem Innern vorging, als derselbe, sein schmerzlich verzogenes Gesicht mir zuwendend, im Verschwinden flüsterte (deutsch): „Linchen, ich bin so müde", das wird nur ein Mensch nachempfinden können, der, wie ich, das Schicksal dieses Mannes kennt, welcher in der Blüte seiner Jahre durch eine Kugel seinem Leben ein Ziel setzte. John King schaltete hier die erläuternden Worte ein (englisch): „Wahrscheinlich erschien die Gestalt im Todesmoment, da er sich ja selbst ein Leid angethan". — Aber noch schmerzlichere Erinnerungen aus der Vergangenheit sollten mir jeden Zweifel über ein Fortleben nach dem Tode benehmen. Denn während ich noch, tief erschüttert durch den letzten Eindruck, alten, jetzt mit einem Schlage in mir lebendig gewordenen Erinnerungen nachhing, neigte sich mir wieder ein bleiches Antlitz zu. Mit Grausen erkannte ich einen jungen Kaufmann, der mir vor langer Zeit einmal sehr nahe stand, dann aber ebenfalls durch Erschießen sein irdisches Dasein abkürzte. Auch dieses Gesicht, mit einer Schußwunde auf der linken Wange war so schmerzlich verändert, wie ich es niemals während seines Lebens gesehen. Im Verschwinden sprach die Erscheinung seufzend meinen Vornamen aus. Wiederum erläuterte die tiefe Stimme John Kings (englisch): „Das ist Georg". Nunmehr entwickelten sich zwei uns allen unbekannte Gestalten, darauf die eines Mannes in höherem Alter, von der John King behauptete, sie sei der schon im Alter von 18 Jahren verstorbene Bruder des Herrn Hill, was dieser als eine Möglichkeit zugab. Mehrmals sahen wir auch hier und dort an verschiedenen Stellen des Zimmers den Kopf John Kings materialisiert auftauchen,

indem er jedesmal von einem eigenartigen über die Stirn gehaltenen Licht beleuchtet wurde. Zum Schluß erschien er uns hoch in der Zimmerecke, schwebte, sich stets beleuchtend, schräg auf den Tisch herunter, wünschte hier jedem einzelnen „Gute Nacht" und verschwand.

Das war für mich wohl die denkwürdigste Sitzung, die ich in London erlebte, mein Skeptizismus war damit zerstört, nicht nur, weil ich weiß, daß es ganz unmöglich ist, den Charakter und das Aussehen Verstorbener künstlich (oder betrügerisch) so getreu wiederzugeben, sondern auch, weil ein ganz bestimmtes, aber undefinierbares Gefühl in mir mit einer absoluten Sicherheit für die Echtheit dieser Erscheinungen eintritt — ein Gefühl, welches stärker ist, als alle Gegengründe, die der Verstand zur Wiederlegung aufbieten kann. Ich wage die Behauptung auszusprechen, daß jeder, selbst der stärkste Zweifler überzeugt werden muß, wenn er gleiches erlebt. Sonntag, den 19. Juni, nahm ich wiederum an einer Sitzung bei dem Medium Husk teil. Da aber bei derselben 16 bis 17 mir größtenteils unbekannte Personen zugegen waren und sich nichts ereignete, was für mich von ähnlicher Beweiskraft wäre, wie die Erlebnisse des letzterwähnten Nachmittags, so erwähne ich nur, daß der Verlauf dieser Sitzung sich nur wenig von dem der bisherigen unterschied. Auch dieses Mal wurden zahlreiche Materialisationen von den Zeugen als Verstorbene wiedererkannt und angeredet, wozu Christoffer die musikalische Begleitung lieferte.

Meine letzte Sitzung mit Herrn Husk fand am Dienstag, den 21. Juni, statt — und zwar nachmittags 3 Uhr wiederum in seiner Wohnung — in Gegenwart der Familie Betheley und des Herrn Hill. Der Platz des Mediums zwar zwischen mir und seiner Frau. Die Vorgänge nahmen an diesem Tage einen viel ruhigeren Verlauf. Man hatte die Zimmerecke durch einen Vorhang getrennt, um die Materialisierung ganzer Gestalten zu erzielen. Und in der That sahen wir bald nach Beginn der Sitzung ein Phantom von menschlicher Größe, sich selbst beleuchtend durch ein über den Kopf gehaltenes Licht, aus dem Vorhang hervortreten, wobei der Vorhang zurückgeschlagen wurde. Diese Gestalt verschwand aber sehr bald wieder. Ich habe die Gesichtszüge nicht deutlich genug erkannt, um hier von denselben eine Beschreibung zu geben. John King, der wiederum das Ganze leitete, rief uns plötzlich aus irgend einer Ecke des Zimmers englisch zu: „Ich sehe eine Figur hinter Herrn Hills Stuhl stehen; dieselbe hat sich ertränkt." Der neben mir sitzende Herr Hill erwiderte: „Ich kenne niemand, der sich ertränkte," worauf John King erklärte: „Die Erscheinung betrifft die deutsche Dame." — Meine jüngere Schwester fand vor einigen Jahren in den Wellen ihren Tod; und wiederum wurde durch dieses Erlebnis eine schmerzliche Erinnerung in mir wach. Die Beschreibung der übrigen Phänomene der Lichter, Klopftöne, Berührungen u. s. w., welche ich wahrnahm, — würden nur eine Wiederholung früherer Mitteilungen sein.

Ich gehe daher gleich zu der Sitzung über, die ich am Montag, den 20. Juni, nachmittags 4 Uhr in der Wohnung des Herrn Eglin-

ton mit diesem hatte. Außer mir nahm nur die Familie Betheley teil. Ein einfacher Klapptisch, wie solche zum Kartenspielen benützt werden, war der einzige sichtbare Apparat, den Eglinton für seine Versuche benötigte. Gerade die vielfachen Gerüchte, die sich über dessen betrügerisch dargestellten Mediumnismus vor meiner Abreise in München verbreiteten, veranlaßten mich, hier ganz besonders vorsichtig zu Werke zu gehen. Deswegen kaufte ich mir eine schwere Schiefertafel, die auf der einen Seite von Natur 2 große weiße Flecken hatte und nahm sie mit in die Sitzung. Eglinton forderte mich auf, eine Frage auf die Tafel zu schreiben. Ich that dies, jedoch in einer solchen Haltung, daß niemand die Frage lesen konnte (deutsch): „Ist meine Mutter hier im Verein mit meiner Schwester und sind sie glücklich?" Darauf legte ich die Tafel mit der beschriebenen Seite nach unten auf die Tischplatte und darunter ein winziges Schieferstückchen. Eglinton reichte nun — ohne irgend welche Manipulationen mit der Tafel vorzunehmen und diese ganz auf dem Flecke liegen lassend, auf den ich sie hingelegt, — Mr. Betheley und mir seine Hände, die wir fest je mit einer der unsrigen umklammerten. Erst nach Bildung dieser Kette legte er die von mir gehaltene Hand auf die Tafel. Ich hörte alsbald ein Gekritzel, und als ich die Tafel umdrehte, las ich folgende Antwort (englisch): „Hier ist niemand, der diese Sprache versteht." Ich schrieb dieselbe Frage französisch nieder, und erhielt auf die gleiche Weise zur Antwort (englisch): „Schreiben Sie englisch, wenn Sie können." — Ich wiederholte meine Frage in englischer Sprache, worauf mir — unter denselben Bedingungen — folgende Antwort zu teil wurde (englisch):

„Wir können Sie versichern, daß Ihre Mutter und Schwester oft bei Ihnen sind, und daß sie sich glücklich fühlen, sollten Sie wissen. Ihre Mutter befindet sich jetzt hier und ist mehr als froh, zu wissen, daß Sie nun an diese Wahrheit glauben." —

Es folgten dann schriftliche Mitteilungen an die Familie Betheley unter gleichen Prüfungsbedingungen, auf anderen Tafeln, die ich der Kürze halber hier übergehe. Ich war schon zufrieden mit dem, was ich erlebt hatte, freute mich aber doch, als durch heftige Tischbewegungen mir angezeigt wurde, man wolle mir noch eine Mitteilung machen. — Ich löschte die Schrift aus und legte meine Tafel, aber ohne sie Herrn Eglinton auch nur einen Augenblick in die Hand zu geben, wiederum unter seine von mir gehaltene Hand und unter die Tafel ein Stückchen Schieferstift. Sobald die Kette geschlossen war, hörte ich, mein Ohr an die Tafel legend, ein eifriges Gekritzel. Zweimal erhob während des Schreibens Eglinton seine Hand, worauf die Thätigkeit sofort unterbrochen wurde. Das Geräusch des Schreibens auf der Tafel begann aber sogleich wieder mit der Berührung der Tafel durch seine Hand. An den entsprechenden Stellen finden sich in der so erlangten Schrift deutliche Unterbrechungen. Nach ganz kurzer Zeit gaben drei Klopflaute das Zeichen, daß die Botschaft beendet sei. Die Tafel war wie ich mit Erstaunen bemerkte, von oben bis unten mit 25 Zeilen eng beschrieben, selbst die Ränder waren benutzt. Die Mitteilung lautete zuerst in Englisch:

Ihre Mutter ist hier und schickt Ihnen folgende Botschaft, die ich versucht habe niederzuschreiben. Ernest.

Dann folgte in deutscher Sprache:

Ich bin so froh, daß ich die Kraft besitze, dies zu schreiben auf diese Weise und ich bin gewiß, daß Du es gerne hast. Ich komme mit vielen unserer Geliebten und wir wollen versuchen, Dich zu trösten mit unserer Gegenwart. Das „bessere Land" ist nicht so fern, daß wir Dich nicht von unserem ferneren Fortbestehen unterrichten könnten; hätte ich die Kraft, so würde ich mehr schreiben, auch will ich Herrn Eglinton nicht zu sehr ermüden.

Hieran schlossen sich folgende mit anderen Schriftzügen in englischer Sprache geschriebenen Worte:

Wir lassen diese Thatsache für sich selbst sprechen, wir sind gewiß, nachdem Sie selbst Zeuge davon waren, daß Sie die Existenz (auf dem Rande der Tafel) einer Geisterwelt nicht länger bezweifeln können. Joey.

Diese Mitteilung meiner Mutter gab mir viel zu denken. Eglinton konnte doch unmöglich wissen, daß mein Unglaube ihr viel Kummer verursacht hatte und daß sie noch auf ihrem Totenbette mir von dem Wiedersehen in einem „besseren Lande" — (ein Ausdruck, den sie oft gebrauchte) gesprochen. Und nun las ich dieses mir unvergeßliche Wort meiner teuren Mutter hier auf der Tafel, wo es außerdem noch, wie ein Erkennungszeichen in Anführungsstriche eingeschlossen war. — Mag man gegen Eglinton einwenden, was man will, ich bin hier mit meinem Wissen zu Ende und muß, zumal ich auch nicht eine einzige verdächtige Handbewegung oder auffallende Handlung trotz scharfer Aufmerksamkeit wahrnahm, an die Echtheit auch dieses mir ganz unerklärlichen Phänomenes glauben.

So ablehnend ich mich früher gegen alles Übersinnliche, vor allem gegen jeden Geisterglauben, verhalten habe, heute bekenne ich mich als besiegt durch die Überzeugungskraft dieser sämtlichen Erfahrungen und muß es begreiflich finden, daß der stärkste Skeptizismus durch ein einziges gelungenes und echtes Experiment mehr erschüttert wird, als durch das Lesen einer ganzen Bibliothek. Daher halte ich auch nur den für berechtigt, meine Mitteilungen zu kritisieren, welcher selbst gesehen und geprüft hat. Wem es aber um die Erforschung der Wahrheit zu thun ist, der möge die Reise nach London oder Versuche im Privatkreise nicht scheuen. Er wird seine Mühe belohnt.

* * *

Wenn wir jetzt im Sinne der Einleitung zur Beantwortung der dort gestellten Fragen übergehen, so müssen wir die erste Frage, ob diese Erfahrungen des Fräulein Prieger für übersinnliche, d. h. nach keinem bis jetzt in unserer Sinnenwelt anerkannten Gesetze erklärbare Vorgänge genügendes Zeugnis ablegen, wohl bejahen. Denn es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß diese sämtlichen drei Medien auf irgend eine betrügerische Weise von der ganzen Vergangenheit unserer Berichterstatterin Kenntnis bekommen konnten.

Die zweite Frage, ob hier ein Hellsehen oder Gedankenübertragung vorliegt, läßt sich nur dahin beantworten, daß eines von beiden stattge-

funden haben muß. Denn die genauen Beschreibungen der Wohnungen in München und Edinburg, die Schilderungen ihrer Verwandten und die charakteristischen Äußerungen John Kings sprechen eher für das erstere (ein Hellsehen) als für das letztere, zumal Fräulein Prieger versichert, erst durch die Äußerungen an die Ereignisse aus ihrer Vergangenheit u. s. w. erinnert worden zu sein.

Etwas anderes nun ist es mit der Echtheit der physikalischen Phänomene. Seit geschickte Taschenspieler einen großen Teil der medialen Leistungen nachmachen, seitdem fast alle öffentlichen Medien auf offenbaren Betrügereien ertappt wurden, und seit die hypnotischen Experimente uns den Beweis geliefert haben, daß das Medium in der Hypnose (denn nichts anderes ist der sogenannte „Trance"-Zustand) auch unbewußt Handlungen vornehmen kann, deren es sich nach dem Erwachen durchaus nicht erinnert, kann man nicht vorsichtig genug bei Beantwortung einer solchen Frage sein. Nun müssen wir allerdings gestehen, daß es uns nicht gut möglich erscheint, durch bloße Kunststücke scheinbar nahe Verwandte auferstehen zu lassen, Personen, von denen doch durch ganz besondere Eigenheiten und Umstände deren Identität in einem Grade zu erkennen gegeben wurde, welcher für die Beobachterin die größte Beweiskraft hat. Und ihr die Urteilsfähigkeit in dem Wiedererkennen ihrer eigenen Verwandten abzusprechen, liegt nicht der mindeste Grund vor, da an ihrer völligen geistigen Gesundheit sowie überdies auch an ihrem vorherigen Skeptizismus nicht zu zweifeln ist. Gegen bloße Halluzination spricht die Beleuchtung der Gestalten durch das aufgehobene Papier und andere bleibende Veränderungen, wie der Blumenapport u. s. w. Wir können also der Berichterstatterin gewiß nicht Unrecht geben, wenn sie, dieser Bezugnahme auf die schmerzlichsten Erinnerungen ihrer Vergangenheit vereint mit so starken sinnlichen Eindrücken nachgebend, sich für überzeugt erklärt. Und wer könnte es ihr verdenken, daß, wenn die Erscheinungen in ihrer Realität zugegeben sind, sie dieselben ihrem äußeren Bilde und ihrem Charakter gemäß identifiziert mit den ihr nahestehenden Verstorbenen? Unser Schlußurteil wird also lauten: Die Berichterstatterin ist — vorausgesetzt, daß die in der Einleitung erwähnten Fehlerquellen ausgeschlossen sind — völlig berechtigt, sich so für die Echtheit dieser Vorgänge auszusprechen, wie sie es thut; und sie dürfte auch wohl mit der weiteren Behauptung Recht behalten, daß jeder andere in ihrer Lage zu ähnlichen Anschauungen gelangen wird. Denn sobald, wie hier, der sinnliche, oft durch nachweisbare physikalische Veränderungen erzeugte Eindruck sich vereinigt mit dem Appell an das Tiefste, was in der Menschenbrust lebt, an die Erinnerung und Liebe teurer Verstorbener, an noch nicht vernarbte, aber sicher vor der Welt geheim gehaltene Wunden, kurz an die stärksten gemütlichen Affekte, um den Menschen durch die ganze Fülle dieser zugleich von innen und außen kommenden Eindrücke zu überwältigen, da ist es zum mindesten begreiflich, wo nicht gar selbstverständlich, wenn ein Mensch, der solches erlebt, das Wiedersehen nach dem Tode für eine absolute Gewißheit hält.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Betrug und Verdacht
bei mediumistischen Manifestationen.*)

Von
Christian Reimers.

Langjährige, reiche Erfahrung hat mich mit „übersinnlichen" Thatsachen vertraut gemacht. Seitdem ich nun vor mehreren Jahren Europa verlassen habe, um meinen Wohnsitz in Australien aufzuschlagen, erscheinen mir manche wichtige Ereignisse unserer Kulturbewegung in einem etwas veränderten Lichte, und die vielfach sich kreuzenden Eindrücke, welche ich bei meinen experimentellen Beobachtungen empfing, hatten Zeit, sich teilweise (vielleicht in größerem Maße) zu trüben, teilweise aber auch zu klären.

Mein gegenwärtiges Augenmerk ist vornehmlich auf das arg mißverstandene Gebiet der sogenannten Entlarvungen und Betrügereien gerichtet; und, da solche befremdlichen Eingriffe sich gar häufig meiner Beobachtung geboten haben, so fühle ich mich fast verpflichtet, mein Bestes zu versuchen, der Situation ein weiteres Gesichtsfeld zu geben. In der Skala von indirekten zu direkten Manifestationen schleichen sich sehr viele verdachterregende Momente ein; doch will ich hier nur solche Erfahrungen heranziehen, welche mich selbst zur Zeit stutzig machten und zu größerer Vorsicht in Anordnung der Prüfungsmaßregeln, aber auch in Beurteilung der Gesinnung der Medien anregten.

Die ganze Reihe von Tischbewegungen mit Berührung der Hände bietet für starre Zweifler stets Angriffspunkte trotz der frappantesten

*) Man vergleiche zu diesem Artikel die Verhandlungen über die Objektivität sogenannter „Materialisationen" in den Juli- und Augustheften d. J. Näherliegend noch als diese Frage wird für Laien in mediumistischen Untersuchungen wohl das andere Bedenken sein: Beruhen all solche Darstellungen nicht etwa auf Trug und Täuschung? wobei dann allerdings ein Zweifel an der Objektivität derselben von vorneherein ganz ausgeschlossen wird. — Herr Reimers, welcher unter den deutschen Spiritisten als einer der erfahrensten gilt, hat die Güte gehabt, uns von Melbourne aus, diese kurz gedrängte Darlegung seiner jetzigen Anschauungen von der möglichen Echtheit der von ihm früher in Europa gesehenen Darstellungen dieser Art und seine Erklärung der entgegenstehenden Thatsachen einzusenden.

(Der Herausgeber.)

Kraftäußerungen, die auch ihn momentan überraschen. Nur die direkte Kundgebung einer Kraft, welche keinem der Anwesenden zugeschrieben werden kann, die unabhängige Bewegung und das Schweben des Tisches oder anderer Körper ohne Berührung, entwaffnet den Gegner, wo Zweifelsucht nicht die Bahn der Vernunft und Logik kreuzt. Ich erinnere mich aus der ersten Zeit meiner Erfahrungen, daß ich einigemal dem plötzlich stockenden Tisch heimlich über den Widerstand (Nagel oder Knubben im Fußboden) half, dann aber von so heftigen Bewegungen überrascht wurde, daß ich es fast für überflüssig hielt, ein Geständnis zu machen. Ich schloß damals, daß die Kraft sich zuerst flächenweise äußert, Hebungen und energische Stöße aber in der Steigerung sich einstellen. Zugleich gewann ich die Überzeugung, daß in den gewöhnlichen Tischrückversuchen ein gleiches Feld für Gläubige wie für Zweifler sich bietet — bis, wie gesagt, die selbständig wirkende, sozusagen befreite Kraft durch direkte Kundgebungen alle früheren äußersinnlichen Erklärungen unmöglich macht.

In Dunkelsitzungen fand ich oft krampfhafte Zuckungen des mir nahen Mediums mit Manifestationen korrespondierend, ohne daß meinem erregten Verdacht weiterer Anhalt geboten wurde. Meine öfter angewendete Methode, durch Fesselung des ganzen Zirkels, das Medium eingeschlossen, mittelst Eisendrahtes an den Tischrand Betrug von Bedeutung unmöglich zu machen, vernichtete ein für alle mal die Erklärung der Vorgänge als Taschenspielerwerk. Entlarvungen von wirklichem, wiederholbarem Betrug stempeln nicht etwa das Pseudo-Medium als besonders klug und geschickt, sondern blamieren den Zirkel als unfähig zu wissenschaftlichen Versuchen. Häufig beobachtete ich seltsame Bewegungen am Körper des Mediums, während gleichzeitig Klopftöne in entfernten Teilen meines eigenen, erleuchteten Zimmers ertönten. Ich hielt stets das Medium als Wurzel oder Mittelpunkt der Manifestationen für mehr oder weniger körperlich beteiligt an den Erscheinnngen, bis vollendete Entwicklung die letzte Spur von Verdacht beseitigte.

Meine schon früh gewonnene Ansicht, daß das Medium sich körperlich vollkommen frei und seine Blutzirkulation ungehindert fühlen muß (oder besser, gar nicht empfinden darf), ließ mich die plumpen Einschnürungen wie ägyptische Mumien bald verabscheuen und die Frage aufwerfen, ob das Medium nicht am besten bei nacktem Körper wirke. Die Frage erklärt meinen Zweifel, wo andere ihr Verdammungsurteil über das „ertappte" Medium aus dessen „Hemdärmeln" herleiteten. So wurde ein Materialisationsmedium, welches vorher „Gestalten" erscheinen ließ, während es selbst in einem Dampfbad-Kasten saß, der nur seinen Kopf frei ließ und den übrigen Körper unter Verschluß hielt, durch plötzliches Gasaufdrehen und Niederreißen der Scheidewand „entlarvt", weil es ohne Rock und Stiefel auf dem Stuhle saß! — Meine humanen Bedenken vermochten nichts gegen die Empörung; und das Ausbleiben gewünschter Erklärung seitens der „Geister", oder wie man die intelligente Kraft bezeichnen will, ließ mich in unbehaglicher Spannung, die

nur dadurch in etwas erträglich wurde, daß ich annahm, daß unsere Aufgabe, ein stupendes Rätsel zu lösen, nicht auf die geringste Andeutung von jener Kraft hoffen darf und soll.

In meinen eignen durchaus privaten Materialisationsexperimenten war dagegen Betrug durch Komödiespielen oder Verkleidung des Mediums vollständig unmöglich, und an geheime Einführung einer dritten Person in mein versiegeltes Zimmer war nicht zu denken. Das Medium war eine schwere korpulente Frau, die Erscheinung aber klein und zart, fast ein Kind zu nennen. Eine gelegentliche teilweise Materialisation (also mit fehlenden oder nur halb entwickelten Körperteilen) brachte vollends jeden Verdacht betrügerischer Täuschung zum Schweigen; und die gewonnenen Gypsabdrücke von Händen und Füßen ließen dem verzweifelten Zweifler nur den Angriff auf die Ehrlichkeit der Zeugen übrig.

Ich war kurz vor der sogenannten „Entlarvung" der Mrs. Corner in einer ihrer Sitzungen und warnte damals sofort vor einem Unfall, weil ich in jener Materialisation eine Mystifikation des Doppelgängers — oder ein Kunststück Unsichtbarer erkannte. Herr v. Buck spitzte die Ohren, als ich ihm von meinen Experimenten erzählte, allein mein Rat, sich auch nach anderen Quellen für weitere Aufklärung umzusehen, verhallte in dem Rausche des jugendlichen Triumphes, etwas Besonderes gethan zu haben, und es blieb in jener Verwirrung nur die Frage einigermaßen hervorstechend, ob Mrs. Corner sich ohne mysteriöse Hilfe der Fesseln entledigen konnte — in denen sie sicherlich nach unverpfuschter Sitzung wiedergefunden worden wäre, und zwar ohne das geringste Zeichen einer Störung der Fallschlingen. — So wurde damals das Werk jahrelanger sorgsamer Prüfungen bewährter Männer der Wissenschaft durch ein paar Heißsporne für lange Zeit gestört.

Die eklatantensten von allen „Entlarvungen", die Ertappung der berühmten Medien Williams und Rita in Holland, bei welcher die Häscher Perrücken, Bärte und anderes in den Reisetaschen der Medien fanden, erregte mein Erstaunen in höchstem Grade. Sofort nach der Rückkehr der „Entlarvten" nach London ließ mich deren Phantom „John King" an seinem Bart derart zupfen und fühlen, daß die nachgebende Haut und Kraft des Zupfens von einer wirklichen Materialisation überzeugen mußte; allein meine vorsichtigen Fragen, wie und wann die Gegenstände in die Reisetaschen kamen, fanden keine befriedigende Lösung. Der Umstand, daß die fatale Sitzung in einem Zirkel stattfand, in welchem ein Überkluger die Manifestationen, namentlich „John King", künstlich nachahmte, schien mir nicht den Fall genügend zu erklären. Dagegen glaube ich, daß man die Möglichkeit annehmen darf, daß Medien mit den sich geltend machenden übersinnlichen Intelligenzen das Übereinkommen treffen, in Fällen unzulänglicher Kraft durch leicht zu verbergende Mittel nachzuhelfen.

Die Wiener Entlarvung Bastians aber hat mir kaum mehr als ein Lächeln abgezwungen, nachdem ich die Wirkung der vermißten Schuhe an Bastians Füßen (die, weil neu, ihn drückten) bemessen. Ich erinnere,

daß ich einst in einem fremden Hause mir erlaubte, ein Schläfchen nach Tisch in einem Seitenzimmer zu halten, und die mir lästigen Stiefeln für die 10 bis 15 Minuten auszog. Wäre um die Zeit etwas Wertvolles im Hause vermißt worden, die Entdeckung meiner unbekleideten Füße hätte mir Unangenehmes bereiten können. Daß man an Bastian, nachdem man größere Figuren als er selbst dargestellt und verschieden gekleidete Gestalten gesehen, beim Ertappen doch kein geheimes Garderobenzimmer entdeckte, schien mir bedenklich, und der ganze Fall bestätigte schlagend meinen gewonnenen Schluß: daß zur Feststellung mediumistischer Begabung unzählbare strenge Experimente nötig sind, während den meisten zur Verdammung ein unerklärlicher Zufall ausreicht. Wenn die Wissenschaft mit Recht die Ansprüche der Phantasie aus ihren Untersuchungskammern bannt, so sollte ein Richter über den Charakter einer Person nicht an Strenge zurückstehen.

Unermüdliche Untersuchung aller neuen Thatsachen und sorgfältigste Beurteilung der bereits früher gewonnenen bleibt noch für lange Zeit unsere Aufgabe. In diesem Lichte erkenne ich mit Genugthuung, daß meine vernachlässigten Erfahrungen dennoch ihre Bestimmung erfüllen können; und wir dürfen auch nicht ermüden, die Entlarvung wissenschaftlicher Ansprüche und Autoritäten bei solcher Gelegenheit mit unter das kritische Auge zu bringen.

Vor allem erscheint mit aber der innige Zusammenhang zwischen den Manifestationen und dem Organismus des Mediums als ein Feld des interessantesten Studiums, welches nicht durch Gewaltmaßregeln, wie Insichtstellung des Mediums (gleichsam eine Bloßlegung der Wurzel behufs Beobachtung des Wachsens einer Pflanze), gekürzt werden darf. Ohne die kühne Hoffnung zu hegen, diesen Zusammenhang je ergründen zu können, habe ich doch das gelernt, daß jeder gewaltsame Eingriff in den Gang der Sitzung eine geheimnisvolle rasche Wiederherstellung der Ausgangssituation erzeugt. Wo solches nicht ganz gelingt, bleiben Spuren der arbeitenden Kraft zurück, welche die Phantasie der Zeugen erhitzen. Diese Rückbewegung vergleiche ich mit dem Zusammenschrumpfen einer festverschlossenen Blase am Boden einer Luftpumpe. Wird die Luft ausgepumpt, so gewinnt die in den Falten zurückgebliebene Luft die Kraft sich auszuspannen bis zum Platzen; die Blase fällt aber in die früheren Falten zurück, sobald die Luft wieder in den Behälter der Luftpumpe einströmt. Wenn vollkommene Passivität das Medium umgiebt, kann seine psychische Sphäre derart ausstrahlen, daß überraschende Phänomene möglich werden, muß aber bei geringstem Zuzug normaler Atmosphäre in entsprechender Weise wieder zurückfallen. Was ich öfter ausgesprochen, muß ich hier wiederholen: Würden sämtliche notorische Fälle von sogen. Entlarvungen wiederum neuer strenger Forschung unterzogen, wir würden wahrscheinlich erstaunen über das alsdann sich ergebende Minimum beweisbaren und wiederholbaren Betruges.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zöllners Zurechnungsfähigkeit
und die Seybert-Kommission.

Von

Hübbe-Schleiden.

Rezept, um einen „Gansbeerennarren" zu machen: — Man schäle sorgfältig seine Gansbeern (Stachelbeeren), beseitige die Kerne und wasche die Schalen, indem man dreimal reines Wasser nimmt, je sechs Stunden lang. Nachdem man das mit den Gansbeeren gethan hat, ist der Narr fertig.

Punch (Londoner Witzblatt).

Im Jahre 1883 starb in Pennsylvanien ein wohlhabender Herr, namens Heinrich Seybert, welcher der Universität zu Philadelphia kurz vor seinem Tode eine Schenkung von 60 000 $ (ca. 250 000 Mk.) machte, wovon die Kosten einer Professur der philosophischen Fakultät bestritten werden sollten; jedoch knüpfte er hieran die Bedingung:

„Daß die Universität eine Kommission niedersetze zur Untersuchung aller moralischen, religiösen und philosophischen Systeme, welche die Wahrheit darzustellen beanspruchten, vornehmlich aber zur Ergründung der übersinnlichen Weltanschauung des modernen Spiritismus."

Die Universität nahm diese Schenkung an und ernannte als solche Kommission sechs ihrer hervorragendsten Lehrkräfte. Diese kooptierten sich danach noch vier weitere Mitglieder. Der Rektor der Universität ist ex officio Vorsitzender der Kommission, Dr. Horace Howard Furneß jedoch ist der leitende Vorsitzende und Professor George S. Fullerton der Sekretär. Diese letzteren beiden Herren sind, wie es scheint, die thätigsten von allen Mitwirkenden. Seit 1885 nun hat sich diese Kommission mit der Untersuchung der Phänomene des Mediumismus beschäftigt und im Mai 1887 einstweilen einen vorläufigen Bericht abgeschlossen, der vor einiger Zeit im Drucke erschienen ist.[1] In diesem heißt es (S. 19):

Wir treffen überall auf Angaben von Thatsachen, für welche die Berichterstatter eine übersinnliche Erklärung als die einzige Lösung des Rätsels für möglich halten.

[1]) Preliminary Report of the commission appointed by the University of Pennsylvania to investigate Modern Spiritualism, in accordance with the request of the late Henry Seybert. Philadelphia bei J. B. Lippincott Comp. 1887 160. S., 1 $ gebunden; auch zu beziehen durch Joseph Harmeson, 10 Henrietta Str. London.

All solchen Berichten setzen wir zunächst die allgemeine Bemerkung entgegen, daß wir uns kein Urteil über Vorgänge erlauben, die wir nicht selbst beobachtet haben. Weiter aber machen wir darauf aufmerksam, daß Erfahrung uns gelehrt hat, wie schwer es bei dem besten Willen ist, einen genauen und vollständigen Bericht von der Wahrheit wunderbarer Thatsachen zu geben. Dabei liegt uns durchaus jede Absicht fern, den Spiritisten irgend eine absichtliche Entstellung der Wahrheit zur Last zu legen. Aus zwei Gründen aber scheint es uns wahrscheinlich, daß die Wunder, auf welche sich dieselben berufen, ungenau und ungenügend berichtet worden sind.

Der erste dieser Gründe findet sich in der Geistesverfassung dieser Beobachter. Wenn dieselben enthusiastisch erregt oder durch Gemütsbewegung eingenommen sind, so wird ihr Bericht stets dadurch beeinflußt und wichtige Einzelheiten übersehen werden.

Hinsichtlich des zweiten Grundes beachte man, wie schwer es überhaupt ist, einen wirklich genauen und vollständigen Bericht selbst von den allergewöhnlichsten und alltäglichsten Vorgängen zu geben. Diese Schwierigkeit steigert sich, wenn die betreffenden Vorgänge den Eindruck des Unerklärlichen und Wunderbaren hinterlassen. Wer vermag wohl ein Taschenspieler-Kunststück, dessen Art der Ausführung er nicht kennt, richtig zu beschreiben? Wer würde unter solchen Umständen z. B. zögern zu behaupten, er habe gesehen, daß der Taschenspieler eine Uhr, welche nie außer Sicht gekommen sei, in einem Mörser zerstoßen, oder ein Taschentuch vor seinen Augen verbrannt habe? Dennoch wissen wir, daß der Taschenspieler weder das eine noch das andere thut. Er wußte unsere Aufmerksamkeit ganz auf seine rechte Hand zu fesseln, während das eigentliche Kunststück mit der linken Hand ausgeführt wurde. Ein einziger ganz winzig kleiner Umstand entschlüpft unserer Beobachtung und wird ungenau oder gar nicht berichtet; und doch ist es gerade dieser winzig kleine Umstand, der das Kunststück wie ein Wunder erscheinen läßt. Sollte nicht bei den meisten mediumistischen Phänomenen dieses gerade so der Fall sein?

Die Kommission drückt (S. 13) ihr Bedauern darüber aus, daß sie keine Gelegenheit hatte, mit Privatmedien zu experimentieren. Dagegen haben diese Herren Sitzungen mit allen „öffentlichen Berufsmedien" veranstaltet, die sie hierfür zu irgend annehmbaren Preisen gewinnen konnten. Aber freilich war ja jedes dieser Medien schon von vorne herein mehr oder weniger mit Nachweisen oder wenigstens mit Verdacht der künstlichen, taschenspielerischen Veranstaltung seiner Vorstellungen belastet; und demgemäß gestaltete sich auch das Ergebnis dieses Berichtes. Die Kommission erklärt, ausnahmslos alle „mediumistischen" Vorgänge, welche sie beobachtet hat, als Betrug oder vielmehr taschenspielerische Veranstaltung ausgefunden zu haben; übrigens aber schließt sie ihren Bericht mit der Versicherung, daß, obwohl sie bisher keine einzige neue Thatsache habe entdecken können, sie ihre Untersuchungen unverdrossen fortsetzen werde, soweit sich dazu künftige Gelegenheit bieten sollte.

Angesichts der mit wahrhaft wissenschaftlicher Gründlichkeit unternommenen Sichtung reichhaltigen Materials über die angeblich mediumistischen Produktionen gewisser öffentlicher Berufsmedien in England, welche die Society for Psychical Research in London sich hat angelegen sein lassen, sind diese Untersuchungen der Seybert-Kommission wohl nicht ganz wertlos, ja können in mancher Hinsicht als Ergänzung zu dem experimentellen und sonstigen empirischen Material betrachtet werden, welches die Herren Massey, Hodgson, Davey und Lewis beschafft haben.

Dennoch ist ein sehr großer und wesentlicher Unterschied zwischen der Art des Vorgehens diesseits und jenseits des Ozeans. In London fing die S. P. R. damit an, Positives zu leisten und übersinnliche Thatsachen aller Art mit wissenschaftlicher Exaktheit als unzweifelhaft echt festzustellen, so Gedankenübertragung, Telepathie und auch einige sog. mediumistische Vorgänge. Danach ergab sich als weitere Notwendigkeit zur Förderung dieser Untersuchungen aus dem vor dem Publikum paradierten Material von angeblich gleicher Echtheit, soweit als irgend möglich, Täuschungen und Betrug auszuscheiden, um so der Wahrheit und Wirklichkeit mehr und mehr auf den Grund zu kommen. Die Seybert-Kommission dagegen nahm offenbar ihre Aufgabe von vorne herein nicht ernst, sondern hatte nur den Zweck im Auge, die Bedingung, welche an die Schenkung des Herrn Seybert geknüpft war, formell zu erfüllen. Um den Sinn und Geist zu charakterisieren, in welchem die Herren dieser Kommission sich ihrer Aufgabe unterzogen haben, wollen wir nur die eigene Schilderung des leitenden Vorsitzenden hier mitteilen, wie er sich von der Nichtigkeit des Mediumismus überzeugt zu haben angiebt:

Von einem „Medium" namens Caffray, der übrigens schon verschiedentlich als Betrüger entlarvt sein soll, hatte Dr. Furness sich sagen lassen, daß er selbst sich zu einem Medium entwickeln könnte; und Caffrey, der offenbar alle Hoffnung, hier mit Erfolg eine Täuschung ausführen zu können, aufgegeben hatte, machte sich den für ihn sehr einträglichen Scherz, ihm zu sagen, er müsse zu dem Ende Tag und Nacht ein von ihm magnetisiertes Stück Löschpapier unausgesetzt unter irgend einer Kopfbedeckung auf dem Kopfe tragen. Dieses magnetisierte Papier halte 24 Stunden vor und müsse dann durch frisches ersetzt werden. Solches Papier verkaufte Caffray ihm für einen Dollar (Mk. 4,20) das Stück, sowie außerdem für zwei Dollar auch eine von ihm magnetisierte, ganz gewöhnliche doppelte Schiefertafel, auf welcher angeblich durch die zu entwickelte Mediumschaft des Dr. Furness „direkte Schrift" entstehen sollte. Dieser erzählt nun in dem vorliegenden Berichte (S. 125—127) wie folgt:

Als ich diese Tafel von Caffray erhielt, hatte derselbe gerade kein Papier, das genügend magnetisiert sein sollte, vorrätig; er hatte einige Blätter halb fertig und versprach mir dieselben zuzusenden, sobald er dieselben hinreichend behandelt haben würde. Inzwischen setzte ich mich mit der Schiefertafel jeden Abend von ein viertel nach acht bis neun Uhr in vollständiger Dunkelheit hin und ließ meine Hände leicht auf der Tafel vor mir ruhen.

Nach drei oder vier Tagen kam das Papier an. Ich erklärte nun meiner Familie, daß ich fernerhin unausgesetzt meinen Hut auf dem Kopfe tragen würde, auch im Zimmer und bei den Mahlzeiten, daß sie aber daraus nicht zu folgern hätten, daß ich den Verstand verloren habe oder etwa zum Judentum übergetreten sei, sondern daß mein Benehmen lediglich im Lichte der reinen Flamme wissenschafftlicher Untersuchung zu betrachten sei. Im Stillen aber beschloß ich, noch denselben Morgen nach New-York hinüber zu fahren und Herrn Caffray zu ersuchen, daß er mir diese schwere Prüfung etwas erleichtern möge. Der „Hüter der Schwelle"[1]) schien einen seidenen Hut zu tragen und ich fürchtete, daß ich doch nie — nie an ihm vorbeikommen würde.

[1]) Eine Anspielung auf Bulwers Roman: „Zanoni". (Der Herausgeber.)

Das magnetisierte Papier handhabte ich mit Ehrfurcht. Es war dem äußeren Ansehen nach gewöhnliches weißes Löschpapier, und aus einigen schwachen Tintenflecken auf demselben hätte man schließen können, daß dasselbe gelegentlich schon einmal seinen eigentlichen Zwecke gedient hatte; aber hatte ich nicht einen Dollar das Stück dafür bezahlt? — Sicherlich, es mußte etwas Besonderes sein!

Als ich nun zur Eisenbahn ging, legte ich ein Stück davon auf meinen Kopf und setzte meinen Hut fest darüber. Ich war aber eben im Begriffe, in den Zug zu steigen und suchte nach einem Platz, als ich meine junge Freundin Fräulein W. bemerkte. Natürlich grüßte ich sofort, und sofort kam auch vor ihren erstaunten und verwirrten Blicken ein weißes Stück Löschpapier von meinem Kopfe heruntergeflattert. Ich fing es jedoch hastig auf und entsetzt, daß nun wohl schon aller Zauber gebrochen sei, und ich alle Aussicht auf Mediumschaft verwirkt habe, zog ich mich still in eine Ecke des Wagens zurück und legte mir dort ganz verstohlen den kostbaren Lappen wieder auf den Kopf. Aber entschieden mußte ich nun den Caffray unvorzüglich sprechen. — Glücklicherweise fand ich, als ich in New-York ankam, dieses hervorragende Medium zu Hause; und, mit meinem Hute auf dem Kopfe, trug ich ihm meine schrecklichen Befürchtungen vor. Er konnte doch selbst ein grimmiges Lachen nicht ganz unterdrücken, und gab mir zu meiner unaussprechlichen Freude die Erlaubnis, fernerhin das Papier um den Hals gehängt auf dem bloßen Leibe zu tragen.

Mit der kostbaren Schiefertafel saß ich dann jeden Abend genau zu derselben Stunde in der Dunkelheit. Ich ließ mich durch nichts in dieser Pflicht stören; auf kein Anliegen meiner Familie, keinen Besuch von Freunden, keine gesellschaftliche Einladung nahm ich Rücksicht. Nach drei Wochen untersuchte ich jedes Molekül der Tafel, um irgend ein geringes Anzeichen einer Zickzacklinie zu entdecken; aber die Oberfläche war durchaus unbefleckt, und in schwarzer Einförmigkeit starrte mich die Tafel an, sowie ich sie.

Dennoch setzte ich noch voll Hoffnung und Vertrauen dies Verfahren Tag für Tag, Woche für Woche fort. Sechs Wochen waren so verflossen; aber nicht ein Zick und nicht ein Zack war zu sehen. Caffray wurde unterdessen beschäftigt, eifrig Papier für mich zu magnetisieren. Ich ergänzte stets meinen Vorrat und beschloß, meine Versuche bis zur Vollendung von zwei Monaten auszudehnen. Ich ging aufs Land und auch dorthin nahm ich meine Schiefertafel, vorsichtig in doppelt gelegten schwarzen Muslin eingewickelt, mit mir. Tage und Wochen vergingen. Zwei Monate waren dahin. Die Tafel war immer noch so rein, wie sie in meinen Besitz kam. Ich wollte nun bis zu drei Monaten fortfahren. Brütet nicht eine Henne drei Wochen? Wenn aber eine Henne eine Woche sitzt, sollte ich dafür nicht einen Monat sitzen? Ist ein Medium nicht mehr wert als eine Henne?

„Mut!" rief mir Caffray zu mit jedem neuen Packen Löschpapier, den er mir sandte. Ich ging ins Seebad, meine Tafel immer mit mir. Nicht einen einzigen Abend brach ich die mir vorgeschriebene Regel. — Und so ging es weiter. Aus den drei Monaten wurden vier, wurden fünf, wurden sechs! Dann machte ich der Sache ein Ende — mit durchaus jungfräulicher Tafel.

Ich hatte, wie mir schien, genug Löschpapier verbraucht, um einen Sonnenflecken auszulöschen. Ich darf die Stunden, welche ich in der Dunkelheit vergeblich verbracht habe, gar nicht zählen. Mögen die Spiritisten fernerhin den Untersuchern Mangel an Eifer und Geduld vorwerfen bis „das Ossagebirge zur Warze wird", mir gilt das gleich; der Hals meiner Geduld ist gebrochen.

Diese Posse schließt der ehrenwerte Herr Professor dann mit einem Hinweis auf das Rezept, welches wir als Motto dieser Besprechung voran-

gestellt haben. Und eben dieses Motto charakterisiert treffend den ganzen Bericht dieser Kommission. Es fehlte derselben offenbar an all und jedem guten Willen, die Vorgänge des Mediumismus wirklich und ernstlich zu untersuchen; und wir gehen schwerlich weit fehl, wenn wir den Grund hierfür in der materialistischen Geistesrichtung dieser gelehrten Herren vermuten, welche die Möglichkeit übersinnlicher Thatsachen von vorne herein für ausgeschlossen und deshalb auch natürlich ein ernstes Suchen nach etwaiger Wahrheit in denselben für Thorheit hielten.

Daß eine Untersuchung des Mediumismus so gut wie aller anderen Gebiete des Okkultismus des eigenen Experimentes nicht entbehren kann, versteht sich von selbst; aber abgesehen davon, daß solches Vorgehen nie gelingen kann und wird, wenn man nicht mit ganzem Ernst und gutem Willen an dasselbe hinantritt, ist es doch selbstverständlich, daß man sich vorher mit den von andern erreichten Resultaten bekannt machen muß. Über die Thatsachen des Mediumismus liegen aber bereits ebenso viel wissenschaftliche Beobachtungen und exakte Berichte vor, wie nur für irgend welche andere allgemein anerkannte Thatsachen. An den bisherigen Erklärungsversuchen der festgestellten Thatsachen des Mediumismus mag allerdings ein neuer Beobachter und Forscher wohl kein Genüge finden; das Thatsachenmaterial als solches aber ist überwältigend. Daher nun macht es allein schon formell die Art der Lösung, mit welcher diese Kommission sich ihrer Aufgabe zu entledigen suchte, fast wertlos, daß sie dies vorhandene wissenschaftlich festgestellte Thatsachenmaterial gänzlich vernachlässigt, ja nicht einmal angeführt hat.

Eine einzige Ausnahme macht der Name Zöllners; aber dessen wird in solcher Weise gedacht, daß, wenn der vorliegende Bericht im übrigen noch so ernstlich gemeint wäre, die Leichtfertigkeit, mit der derselbe Zöllners Untersuchungen zu beseitigen trachtet, den Wert dieses Berichtes schwer beeinträchtigen müßte. Und eben dieser Umstand ist es, der allein uns veranlaßt, hier diesen Bericht einer Besprechung zu würdigen, zu der ohne diesen in demselben begangenen Mißgriff für uns gar kein zureichender Grund vorliegen würde.

Man könnte sich wundern, warum diese Herren, wenn sie übrigens ein Beispiel aus der Fülle wissenschaftlicher Berichte über mediumistische Thatsachen herausgreifen wollten, sich nicht lieber an ihre eigenen Landsleute und Kollegen hielten; indessen ist das unedle Motiv, welches bei diesem Vorgehen zu Grunde lag, nur allzu klar. Man zog einen Verstorbenen und unter diesen einen Angehörigen des fernen Auslandes vor, weil man diesen um so leichter ungestraft schlecht machen zu können glaubte. Daß dieser Beweggrund bewußt oder unbewußt wirkte, geht aus der ganzen Art hervor, wie Zöllner in diesem Seybert-Bericht angegriffen worden ist.

Es würde ohne Zweifel eine interessante und verdienstliche Aufgabe sein für jemanden, der mit einer gründlichen Kenntnis aller taschenspielerischen Kunstgriffe ausgerüstet ist, die sämtlichen bisher von Männern der Wissenschaft über mediumistische Phänomene vorliegenden Berichte vor-

zunehmen und nachzuweisen, wo und wie dieselben haben möglicherweise von den „Medien" getäuscht und betrogen worden sein können. Ein solches Verfahren an Zöllners Berichten zu üben, würde ganz besonders dankenswert sein und dürfte um so mehr Erfolg versprechen, als Zöllner selbst anerkanntermaßen mit taschenspielerischen Kniffen gänzlich unbekannt war. Irgend etwas der Art ist aber von seiten der Seybert-Kommission gar nicht versucht worden. Vielmehr hat nur deren Sekretär Professor Fullerton eine Reise über den Ozean nach Leipzig gemacht und die drei Professoren, welche bei Zöllners Experimenten mit dem Medium Slade zum Teil anwesend waren und von ihm als Zeugen genannt wurden, „interviewed", also Professor Wilhelm Weber in Göttingen und die Professoren Gustav Theodor Fechner und Wilhelm Scheibner in Leipzig. Teils durch mündliche Unterredung, teils durch schriftliche Anforderung hat er dabei aus diesen drei Herren Mitteilungen und Ansichten über die im vorigen Jahrzehnt stattgehabten Untersuchungen Zöllners herausgelockt, aus denen er nun in dem Seybert-Berichte auf künstliche Weise zu folgern sucht, daß Zöllner zur Zeit dieser Experimente in einer Geistesverfassung gewesen sei, welche ihn zur exakten Beobachtung und Beschreibung derselben unfähig machten. Kurz gesagt, behauptet Professor Fullerton, Zöllner sei unzurechnungsfähig gewesen.

Diese Schlußfolgerungen sowie das ganze Verfahren des Professor Fullerton sind in der That bodenlos, und es freut uns, hier der unangenehmen Aufgabe überhoben zu sein, uns mit denselben näher befassen zu müssen, da dies bereits in gründlichster Weise auf dem Gebiete der englischen Litteratur, dem ja auch dieser Bericht selbst angehört, besorgt ist. Wer daher Neigung empfindet diesen Seybert-Bericht zu lesen, sollte jedenfalls nicht verfehlen, auch die Entgegnung sich zu verschaffen, welche der hervorragende englische Rechtsgelehrte C. C. Massey gegen diese Angriffe Fullertons auf Zöllners Zurechnungsfähigkeit veröffentlicht[1]) und in denen er in unübertrefflich klarer und scharfsinniger Weise die unverantwortliche Leichtfertigkeit dieser Angriffe nachgewiesen hat.

Dieser Sachlage gegenüber habe ich es für meine Aufgabe gehalten, mich brieflich an die erwähnten drei Zeugen zu wenden und dieselben um ihr unumwundenes, deutsches Urteil über Zöllner und seine mediumistischen Experimente zu ersuchen. Dadurch habe ich mich überzeugt, daß keiner dieser Herren den Schlußfolgerungen des Professor Fullerton zustimmt. Von Professor Wilhelm Weber gesteht dieser das auch selbst zu und druckt (S. 110) dessen völlig uneingeschränktes Eintreten für Zöllner ab. Von den acht daselbst angegebenen Aussagepunkten Professor Webers mögen hier nur folgende zwei erwähnt werden:

4. Er könne als Zeuge für die Thatsachen, wie Zöllner sie beschrieben habe, eintreten, und er selbst hätte diese Vorgänge nicht besser beschreiben können, als sie in Zöllners Werken beschrieben seien.

[1]) Zöllner. An open letter to Professor George S. Fullerton. etc. etc. by C. C. Massey, of Lincoln's Jnn, London. Diese Schrift erschien zuerst als Beilage des „Light" Nr. 345, vom 13. August 1887 und ist in Sonderabzug von der Expedition 16 Craven Street, Charing Cross, London W. für Threepence zu beziehen.

8. Professor Zöllner war zur Zeit jener Experimente durchaus nicht in irgend einer Hinsicht in anormaler Geistesverfassung.

Eine neuere Aussage des Herrn Professor Weber ist mir nicht zugegangen und eine bestimmtere kann man sich schwerlich denken. — Herr Professor Fechner ferner schrieb mir von Leipzig am 29. August 1887:

Geehrtester Herr Doktor, wenn Herr Fullerton gesagt hat, daß „meiner Meinung nach Zöllner bei seiner Beobachtung der mediumistischen Phänomene mit Slade in einer Geistesverfassung gewesen, welche ihn zur wissenschaftlichen exakten Beobachtung derselben unfähig machte, und den autoritativen Wert seiner Berichte beeinträchtige oder gar aufhebe", so kann er das eigentlich nicht verantworten. Was ich ihm auf sein Befragen der Wahrheit gemäß gesagt habe, ist, daß Zöllner zur Zeit seiner Versuche sich schon in einem aufgeregten Zustande befunden hat, der sich nachmals bis zu seinem Ende mehr und mehr steigerte; und nun schiebt mir Fullerton den Schluß, den er selbst aus dieser Angabe zieht, als meine Meinung unter, ungeachtet ich nach meiner sicheren Erinnerung ihm selbst das Gegenteil als meine Meinung erklärt habe, daß ich nämlich nach meiner näheren Kenntnis von Zöllners Zustande zur Zeit jener Versuche und seiner Beobachtungsweise dabei keineswegs Anlaß gefunden, Mißtrauen in seine Beobachtungen zu setzen und ich die Zuverlässigkeit seiner Berichte um so weniger bezweifle, als sie von W. Weber und Scheibner kontrolliert seien. Daß nun Fullerton als Gegner des Spiritismus und ohne nähere Kenntnis der maßgebenden Sachlage jenen Schluß ziehen kann, ist ihm natürlich unverwehrt, nur als meine Meinung hätte er ihn nicht ausgeben sollen.

Da sie es wünschen, schicke ich Ihnen die Aufzeichnungen, die ich in meinem Tagebuche[1]) über Slades Versuche finde . . . . .

Hochachtungsvoll und ergebenst der Ihrige
G. Th. Fechner.

Daß Zöllners Gemütserregung sich bis zu seinem Ende in unglücklicher Weise steigerte, ist bekannt; ja man wird vielleicht sagen können, daß er infolge der gehässigen Verfolgungen und persönlichen Angriffe, welche er von den Gegnern seiner vielseitigen reformatorischen Bestrebungen und so auch von einer ganzen Meute gesinnungsloser Preßschreiber zu erdulden hatte, schließlich gemütskrank wurde. Von einer Geisteskrankheit aber konnte bei Zöllner überhaupt nicht die Rede sein und somit auch nicht von einer Beeinträchtigung seiner Fähigkeit zu beobachten und zu berichten. Diejenigen, welche diesen Unterschied der Gemüts- und der Geistesaffektion nicht auseinander zu halten wissen, vermögen den Fall Zöllners überhaupt nicht zu beurteilen. Überdies aber kommt hinzu, daß selbst die Gemütsüberreizung Zöllners doch erst nach seinem Eintreten für Slades mediumistische Experimente begann, da er ja erst infolge dieses Vorgehens jene persönlichen Anfeindungen zu erleiden hatte; und daß sich diese Gemütserregung bis zu einem bedenklichen Grade steigerte, geschah erst in späterer Zeit. Er lebte nach diesen Experimenten noch vier Jahre, bis zum April 1882.

In Veranlassung meiner Anfrage schrieb mir auch Herr Professor Dr. Wilhelm Scheibner am 30. August 1887; jedoch ist mir leider eine

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Professor Fechner werden wir demnächst einige Mitteilungen aus diesem Tagebuche bringen, welche von prinzipiellen Interesse sein dürften (Der Herausgeber.)

inhaltsvolle Mitteilung dieses Briefes nicht gestattet, da derselbe mit der Bemerkung schließt:

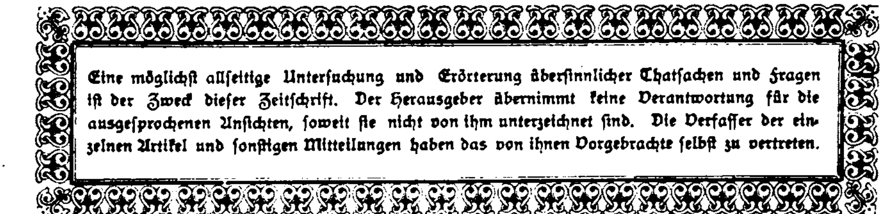
Von der Veröffentlichung meiner Erklärung zur Vindikation des Andenkens eines edlen Verstorbenen muß ich unter diesen Umständen absehen, kann auch nicht zugeben, daß, selbst wenn wir das Opfer einer raffinierten Täuschung gewesen sein sollten, dadurch ein Makel auf Zöllners Charakter oder das wissenschaftliche Interesse seiner Spekulationen über die vierte Dimension geworfen werde.

Hierin kann ich Herrn Professor Scheibner halbwegs beistimmen. Exakt beobachtende Forscher sind auch nur Menschen, und weder kann die Möglichkeit, daß ein solcher durch einen Taschenspieler, und nun gar durch einen heimlichen Betrüger, getäuscht werden könne, geleugnet werden, noch auch darin eine vollständige Beeinträchtigung des Wertes von Berichten über solche Experimente wie die Zöllnerschen gefunden werden, und zwar aus verschiedenen Gründen:

Den hauptsächlichsten Wert dieser Berichte Zöllners finde ich in dem moralischen Mute, welchen sie zum Ausdruck bringen. Wenn ein Mann der exakten Wissenschaft in unserer heutigen Zeit des Strebertums und des persönlichen Kampfes um das materielle Dasein und andere äußere Interessen, denen in der Regel alle Ideen und großen Ziele preisgegeben werden, den Mut seiner Überzeugung rückhaltlos für eine von der gesamten öffentlichen Meinung in all ihren Schattierungen verurteilte und ohne Untersuchung verspottete Erfahrung, die er selbst gemacht hat, eintritt, um der Wahrheit die Ehre zu geben, so verdient eine solche Handlung schon um ihres sittlichen Wertes willen hochgehalten zu werden.

Ferner aber, sollte Zöllner wirklich von Slade getäuscht worden sein, so können seine Berichte der Wissenschaft als ein lehrreiches Beispiel für die Unvollkommenheit selbst der exaktesten Beobachtungen und Berichte dienen. Alles in dieser phänomenalen Welt ist unvollkommen und nur *mehr oder weniger* wahr. Dennoch hat indes die Möglichkeit der Täuschung für die Feststellung wissenschaftlicher Wahrheiten ihre nicht einmal allzu weiten oder dehnbaren Grenzen; und hier eben ist es, wo die Frage der Zurechnungsfähigkeit Zöllners von Bedeutung wird. Genießen seine Beobachtungen und Berichte nicht das anerkannte Maß wissenschaftlicher Exaktheit, so sind sie ebenso wertlos wie die zahllos vorliegenden Berichte gutgläubiger aber im wissenschaftlichen Beobachten ungeübter Laien. Sind Zöllners mediumistische Untersuchungen aber wissenschaftlich exakt, so mag bei denselben Slade möglicherweise — wie es diesem ja nachgesagt wird — mit Taschenspieler-Kunststücken „nachgeholfen" haben: *alle* von Zöllner beobachteten und berichteten Vorgänge sind dann damit *doch* nicht zu erklären.

Einstweilen nun glaube ich Zöllners Beobachtungen und Berichte für wissenschaftlich *exakte* Leistungen halten zu dürfen. Was mir bis jetzt an Einwendungen gegen dieselben bekannt geworden ist, scheint mir nicht stichhaltig. Anders freilich ist es mit den Annahmen, Theorien und Hypothesen, welche Zöllner zur *Erklärung* der von ihm berichteten Vorgänge aufgestellt hat. *Diese* sind allerdings vielleicht in wesentlichen Teilen irrtümlich.



Der Dämon des Sokrates.

Von

Dr. Carl du Prel.

(Fortsetzung.)

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß alle Fälle von Ahnungen auf abgeschwächten Ferngesichten beruhen, die nur mit ihrem Gefühlswert über die Empfindungsschwelle treten, während die Vision unbewußt bleibt. Denn ein Motiv muß diesen Gefühlserregungen zu Grunde liegen, und es ist wohl kein anderes denkbar als eine Vision, wir müßten denn zur Inspiration greifen. Den Schein einer fremden Inspiration müssen allerdings Ahnungen selbst dann haben, wenn sie auf ein bloßes Angstgefühl beschränkt bleiben, weil eben das transscendentale Bewußtsein vom irdischen abgegrenzt ist. Eine Steigerung schon ist es, wenn, wie bei Sokrates, zum abhaltenden Gefühl in dramatischer Spaltung die innere Stimme hinzukommt, die gleich einer fremden vernommen wird. Bei noch höherer Steigerung nimmt der Abmahner plastische Gestalt an; dies scheint aber bei Sokrates niemals eingetreten zu sein, er hörte nur immer die Stimme, sein Dämonion kam aber nie zur Sichtbarkeit.

Das Dämonion des Sokrates ist also ein dramatisiertes Ahnen, eine abgeschwächte fernsehende Erkenntnis von der Unangemessenheit einer beabsichtigten Handlung; dieses transscendentale Fernsehen, ins Bewußtsein nur als Ahnung dringend, scheint aber immer erst dann eingetreten zu sein, wenn Sokrates im Begriffe war, die betreffende Handlung zu begehen.

Weder Sokrates noch seine Freunde suchten das Dämonion in der eigenen Seele des Sokrates; darin hatten sie insofern Recht, als die Seele mit dem Bewußtsein nicht zusammenfällt. In die normale Psychologie, die sich nur mit der Analyse des Bewußtseins beschäftigt, gehört das Dämonion nicht. Daß aber Sokrates und seine Freunde in ihrer Erklärung das transscendentale Subjekt übergingen und an eine göttliche Inspiration glaubten, dies liegt daran, daß überhaupt alle aus der transscendentalen Tiefe der Seele aufsteigenden Vorstellungen für Inspirationen

gehalten wurden. So z. B. von den Dichtern, denen es ohne Zweifel vollkommen Ernst war, wenn sie bei Beginn ihres Gesanges die Musen anriefen: „Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus"[1]) oder: „Sage mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes".[2]) — Maudsley sagt:

„Wenn die Gehirnthätigkeit eines Individuums eine wohlgeordnete ist und die gehörige Bildung erfahren hat, erscheinen die Resultate dieser verborgenen Thätigkeit indem sie plötzlich ins Bewußtsein auftauchen, oft wie Inspirationen; sie sind fremd und staunenerregend, wie es oft Träume sind, auch für den Geist, welcher sie selbstthätig hervorgebracht hat. Es war keine extravagante Phantasie, daß sie Platon als Reminiscenzen einer vorausgegangenen höheren Phantasie betrachtete. Platons Geist war ein Geist ersten Ranges, und die Resultate von dessen unbewußter Thätigkeit konnten ihm selbst, wenn sie blitzartig in seinem Bewußtsein erschienen, wohl als Intuitionen eines besseren, weit außerhalb des Bereiches des gegenwärtigen gelegenen Lebens erscheinen..... Große Schriftsteller und Künstler waren, wie bekannt, oft über ihre eigenen Schöpfungen erstaunt und konnten nicht begreifen, wie sie solches erdenken konnten."[3])

Diese Neigung zur Objektivierung der unbewußten Quelle muß natürlich noch größer sein bei transscendentalpsychologischen Funktionen, deren das Bewußtsein ganz unfähig ist. Daher objektivierte Sokrates die innere Stimme, und weil der Gehorsam gegen sie immer zu seinem Besten ausfiel, war er genötigt, ihr Kenntnis der Zukunft beizulegen, und hielt sie darum für göttlich. Dazu hätte er gar keine Veranlassung gehabt, wenn sie nicht aus dem Unbewußten gekommen wäre. Er wußte sein Bewußtsein passiv bei dem Vorgang, nicht aktiv; darum hielt er die Stimme für eine fremde Eingebung, ein subjektives Orakel, dessen Ursprung ihm aber verborgen war. Hegel kommt daher der Lösung des Problems sehr nahe, wenn er sagt: „Der Genius des Sokrates ist nicht Sokrates selbst, sondern ein Orakel, das aber zugleich nichts Äußerliches, sondern ein subjektives, sein Orakel istt Es hat die Gestalt von einem Wissen gehabt, das zugleich mit einer Bewußtlosigkei. verbunden ist."[4]) Dies ist aber nur zum Teil richtig. Das Wissen, das in diesem Vorgang bei Sokrates vorhanden war, bestand nur darin, daß ihn etwas abhielt; unbewußt war ihm die Quelle dieser Mahnung, der Grund, warum sie eintrat, und der Erfolg, den die Handlung, wenn ausgeführt, haben würde. Transscendental gewußt waren aber auch die letzteren Bestandteile.

In seiner Thätigkeit zeigte sich das Dämonion als ein Wesen, welches Wille und Erkenntnis, sogar der Zukunft, besaß und den Sokrates beherrschte. Was Sokrates eben thun wollte, das wollte das Dämonion nicht, und so konnte Sokrates es allerdings für ein ihm Fremdes ansehen, aus demselben Grunde, aus dem wir im Traum alles aus dem Unbewußten ins Bewußtsein Auftauchende objektivieren und sogar plastisch schauen. Diese Passivität des Bewußtseins berechtigt aber noch nicht,

---

[1]) Hom. Il. I, 1. — [2]) Hom. Od. I, 1.
[3]) Maudsley: Physiologie und Pathologie der Seele. 17.
[4]) Hegel: Gesch. d. Phil. II, 77.

den empfangenen Einfluß aus einer fremden Quelle abzuleiten; denn ganz der gleiche Vorgang einer passiven Empfängnis aus unbewußter Quelle kann auch zwischen zwei Personen eines einheitlichen Subjekts eintreten, dessen Bewußtseinshälften durch eine Empfindungsschwelle getrennt sind.

Plutarch sagt, daß die Reden der Genien nur bei solchen Menschen erschallen, deren Seele von keinen Leidenschaften beunruhigt werde; gewöhnlich gebe der Genius nur im Schlaf göttliche Dinge ein, dem Sokrates aber auch im Wachen, weil er befreit war von der in den meisten Menschen herrschenden Unruhe und dem Mangel an Harmonie.[1] Es ist nicht nötig, bei Sokrates einen besonders hohen Grad dieser Fähigkeit anzunehmen; denn wenn er auch, wie er selbst sagt, fast an jedem Tag seines Lebens die Stimme des Dämonions vernahm, so kommt dabei doch in Betracht, daß er, welcher die Vertiefung in die Selbsterkenntnis als die Hauptaufgabe des Menschen betrachtete, auf die Vorgänge seines Inneren große Aufmerksamkeit verwendete und für derartige Intuitionen, besonders da sie in dramatischer Form eintraten, sehr vernehmungsfähig sein mußte; sodann aber zeigt der Somnambulismus, daß solche transscendentalpsychologische Vorgänge in viel höherer Steigerung auftreten können. Formell ist diese Steigerung schon in den Träumen gegeben, da wir den Träger der Stimme in anschaulicher Gestalt vor uns sehen; materiell gesteigert ist das Dämonion, wenn es nicht bloß abhaltend, sondern antreibend und ebenfalls mit der Vision verbunden auftritt. So sprechen die Somnambulen mit ihrem Schutzgeiste, und den nötigen Grad philosophischer Besinnung, um zu erkennen, daß er nur ein objektivierter Teil ihrer eigenen Seele sei, dürfen wir bei ihnen um so weniger verlangen, als er ihnen anschaulich gegenübersteht.

Diese Unterhaltungen der Somnambulen mit ihren Schutzgeistern, die zwar nicht vom Standpunkt der Person, wohl aber des Subjekts als dramatisierte Monologe bezeichnet werden können, kommen sehr häufig vor. Die Somnambulen hypostasieren dabei ihre eigenen transscendentalen Vorstellungen und Erwägungen, wie wir unsere normalen im Traum hypostasieren. Oft aber tritt auch bei Somnambulen jene Abschwächung ein, wie bei Sokrates, daß sie nur eine innere Stimme vernehmen. Ein Magnetiseur, der sich viele Mühe gab, von seinen Somnambulen zu erfahren, wie sie ihre Informationen erlangten, frug einst eine unwissende Magd, und sie gab die Antwort: Ich hörte jemanden, der zu mir sprach. Eine zweite antwortete: Es kommt mir vor, als ob ich es sehe, oder höre.[2] Die merkwürdige Somnambule Julie, von dem Präsidenten Strombeck gefragt, wo eine von ihm geschriebene Aufzeichnung liege, und aus wie vielen Zeilen sie bestehe, gab ganz richtig das Schreibpult seiner Frau als Aufbewahrungsort an, und daß die Aufschreibung aus zwei Absätzen von $16^1/_2$ und $15^1/_2$ Zeilen bestehe. Wiewohl nun Strombeck selbst erst nachsehen mußte, könnte hier die Erklärung zur Not mit Ge-

[1]) Plut.: de gen. Socr.

[2]) Archives du magnétisme animal. V, 253.

dankenübertragung auskommen; aber auf die weitere Frage, woher sie das gewußt, entgegnete Julie: Eine Stimme sagt es mir. Wenn sie über die Beschaffenheit ihres Sehens in der Magengegend gefragt wurde, so erklärte sie es für ein Wissen oder eine Stimme, die es ihr dort sage. Manchmal trat auch die Vision eines Trägers der Stimme ein; sie sah dann „einen Körper" neben sich stehen, der zu ihr sprach. Er hatte keine bestimmte Gestalt, sie beschrieb ihn als weiße Wolke, die sich aus dem Boden erhebe und mit einer in ihr wiedertönenden Stimme rede. Sie unterredete sich mit diesem Körper, dessen Stimme bei herannahender Genesung für sie schwächer wurde, und von dem sie schließlich förmlichen Abschied nahm.[1]) Ähnliches haben die meisten Magnetiseure bestätigt, z. B. Dr. Billot.[2])

Auf diese Verwandtschaft des Sokratischen Dämonion mit den Schutzgeistern der Somnambulen hat schon Hegel aufmerksam gemacht: „Das Nähere in Ansehung des Dämoniums ist eine an den Somnambulismus, an die Gedoppeltheit des Bewußtseins hinneigende Form; und bei Sokrates scheint auch ausdrücklich etwas der Art, als magnetischer Zustand ist, sich gefunden zu haben, da er öfter in Starrsucht, Katalepsie, Verzückung verfallen sein soll."[3])

Dazu kommt, daß dieses dramatische Auseinandertreten des transscendentalen und des sinnlichen Bewußtseins bei den Somnambulen häufig in den wachen Zustand übergeht, so daß sie alsdann noch deutlicher an Sokrates erinnern. Der Arzt Deleuze sagt, daß die Somnambulen auch außerhalb ihrer Krise einen Instinkt bewahren, der sie wie durch eine innere Stimme von ihren Bedürfnissen unterrichte.[4]) Dr. Nick in Stuttgart, der seine Somnambule fragte, ob sie sich ihrer guten Gesinnungen und Entschlüsse auch im Wachen erinnern würde, erhielt die Antwort: „Nein! aber soviel habe sie durch ihre dreijährige Leidensperiode gewonnen, daß immer ein inneres Etwas sie warnen würde, wenn sie zu neuen Fehltritten Anreizung haben würde.[5]) Diese abgeschwächte Objektivierung des transscendentalen Bewußtseins, die nur einen inneren Drang, etwas zu unterlassen, ins Bewußtsein kommen läßt, war auch dem Johann Schmiedgall, dem Vater der Seherin von Prevorst, gegeben, der als schlichter, nüchterner Mann in kräftigster Gesundheit ein hohes Alter erreichte. Er hatte einer Witwe in Löwenstein nach dem Tode ihres Mannes die Handlung geführt, und nachdem sie durch seine Ratschläge und Dienste eine vermögliche Frau geworden, nahm er Abschied, um in Eßlingen eine Stelle anzutreten. Als er hinauswanderte befiel ihn eine drückende Angst, so daß er manchmal stehen bleiben mußte und schließlich umkehrte. In diesem Augenblick war alle Angst weggeflogen. Da er sich jedoch durchaus keiner Ursache bewußt war, warum er umkehren sollte, kehrte er wieder gegen Eßlingen um, mit dem festen Vorsatz, auf seine innere Stimme nicht zu hören. Bald stieg aber seine Angst aufs höchste, und das abhaltende Dämonion steigerte sich jetzt bis zur Vision eines Mannes, der ihm winkte, umzukehren. Er kehrte in das Haus der Witwe

---

[1]) Strombeck: Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus. 23. 55. 59. 60. 64—69. 95. 97. 131.

[2]) Billot: Recherches psychologiques. I, 45—52. 59. 65. 67.

[3]) Hegel: Gesch. d. Ph. II. 99 — [4]) Bibliothèque du magn. an. II, 241.

[5]) Kiefer: Archiv f. tier. Magnet. I, 2. 140.

zurück, blieb bei ihr, verzichtete auf seine Stelle in Eßlingen, bekam später die Tochter der Witwe zur Frau und blieb nun in Löwenstein bis in sein hohes Alter.[1])

Der somnambule Knabe Richard, über welchen interessante Berichte vorliegen[2]), spricht von seinem „Männchen", und auf die Frage, ob dasselbe auch außerhalb des Schlafes ihn beeinflusse, sagt er: „Ja, es warnt mich, soweit ihm die Macht gegeben ist. Etwas Unschickliches z. B., wenn es in meiner Nähe gesprochen würde, müßte ich überhören. Ebenso würde ich alles Unpassende in einem Buche, wenn es durch Zufall in meine Hände käme, ohne weiteres überschlagen müssen, ohne daß ich es selbst wüßte, warum."

Daß nun dieser abhaltende oder antreibende Genius in der That nur der ins sinnliche Bewußtsein tretende Niederschlag einer psychischen Funktion ist, die innerhalb des transscendentalen Bewußtseins, aus dem sie kommt, die gesteigerte Form des Hellsehens besitzt, das zeigt sich darin, daß der Genius manchmal auch als ein prophetischer vorkommt. So bei Cardanus. Ein bloß abhaltendes Dämonion ist im Grunde gar nicht denkbar; das Motiv kann zwar oberhalb der Empfindungsschwelle, im sinnlichen Bewußtsein, fehlen, unterhalb der Schwelle aber muß das Motiv vorhanden sein, es muß ferner erkannt werden, weil es nur als erkanntes zum Motiv werden kann, und es kann nur fernsehend erkannt werden, weil es in der Zukunft liegt. Ein Dämonion also, das an sich nur abhaltend wäre, käme einer Wirkung ohne Ursache gleich.

Daß Sokrates in der That somnambul veranlagt war, geht aus den Berichten deutlich hervor. Diese Anlage zeigt sich als ekstatischer Zustand, als Gedankenübertragung und als Fernsehen. In Platons Gastmahl heißt es von Sokrates: „Das ist so seine Art; bisweilen tritt er, wo er eben ist, bei Seite, und bleibt stehen. Er wird, denke ich, sogleich kommen; stört ihn also nicht, sondern laßt ihn." Bald darauf kommt nun Sokrates in der That herein und Agathon redet ihn an: „Hierher, Freund Sokrates, lagere dich neben mich, damit ich, mit dir zunächst in Berührung, auch von dem weisen Gedanken etwas genieße, der im Hofthor sich dir darbot; denn offenbar fandest du ihn auf und hältst ihn fest, vorher wärest du sonst wohl nicht von der Stelle gewichen." Sokrates erwachte also aus der Ekstase, wenn ihm der gesuchte Gedanke ins Bewußtsein trat. Später heißt es: „Auf einen Gedanken geratend, stand er vom Morgen an nachsinnend auf einer Stelle; und als es ihm nicht gelingen wollte, ließ er nicht ab, sondern blieb grübelnd stehen, und schon war es Mittag, und die Leute bemerkten es und verwundert machte einer den andern darauf aufmerksam, daß Sokrates vom frühen Morgen an, einem Gegenstande nachforschend, dastehe. Endlich aber brachten einige Jonier — es war nämlich im Sommer —, da es Abend war, nachdem sie zu Abend gegessen hatten, ihre Matten heraus, um teils im kühlen zu schlafen, teils ihn zu beobachten, ob er auch die Nacht über stehen bleiben werde. Er aber blieb stehen, bis der Morgen anbrach und die Sonne aufging; dann, nachdem er den Sonnengott betend begrüßt, entfernte er sich eilig."[3]) Dies geschah bei Sokrates häufig.[4])

Von seinem Fernsehen im Traum berichtet Sokrates selbst. Es war nämlich der Vollzug seines Todesurteils 30 Tage lang verschoben wor-

---

[1]) Kerner: Die Seherin von Prevorst. 9.

[2]) Bernhard Görwitz: Richards natürlich magnetischer Schlaf. — Dr. Hermann Görwitz: Idiosomnambulismus.

[3]) Platon: Gastmahl. 3. 36. — [4]) Aul. Gellius: noctes atticae. II, 1.

den, bis das athenische Staatsschiff, welches zum Tempel des Apollon nach Delos gesendet worden war, zurückgekehrt wäre. Innerhalb dieser Zeit durfte kein Todesurteil vollzogen werden.[1]) Da nun Kriton zum Sokrates ins Gefängnis kam, ihm anzukündigen, daß das Schiff noch heute anlangen würde, sprach Sokrates die Vermutung aus, daß es erst am folgenden Tag kommen würde, wie es auch geschah; er habe ein darauf bezügliches Traumgesicht gehabt: „Ein reizendes, schön gestaltetes Weib schien sich mir zu nahen, in weißen Gewändern, mich anzureden und zu mir zu sagen: „O Sokrates! wohl an dem dritten der Tage gelangst du zur scholligen Phtia!“ Es sind dieses Worte des Achilles, dessen Heimat Phtia war, und zu Sokrates gesprochen bedeuteten sie, daß er nach drei Tagen in seine wahre Heimat zurückkehren würde.[2])

Es ist eine von manchen Ärzten beobachtete Erscheinung, daß Somnambule einen sehr starken magnetischen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben. Daß Sokrates ihn willkürlich ausgeübt, wird nicht berichtet, er kommt aber bei ihm in der Form der Gedankenübertragung vor. Davon ist in Platons Theages die Rede. Die Echtheit des Theages wird nun zwar bestritten, und zwar von Steinhart eben wegen dieses an Magnetismus erinnernden Einflusses von Sokrates auf seine Schüler.[3]) Nun macht allerdings der Theages in der That nicht den Eindruck eines echten Werkes von Platon; es ist auch nicht meine Absicht für denselben einzutreten, nur möchte ich behaupten, daß die Unechtheit gerade aus diesen Merkmalen, die zum Dämonion sogar sehr gut passen, sich nicht folgern läßt. Es handelt sich hier nicht darum, ob Platon der Verfasser dieses Dialogs ist, sondern ob der Verfasser, mag er sein, wer er will, ins Gewicht fällt, und das ist wohl der Fall bei einem Autor, dessen Schrift so lange Zeit hindurch einem Platon zugeschrieben wurde, und von einigen noch zugeschrieben wird. Dort also sagt Sokrates: „Das habe ich dir aber erzählt, weil die Einwirkung dieses Dämonischen auch über den Umgang der mit mir Verkehrenden alles entscheidet. Vielen nämlich ist es entgegen und diese können von meinem Umgang keinen Nutzen ziehen, so daß es mir nicht möglich ist, mit ihnen zu verkehren. Vielen ferner ist es nicht hinderlich, sich an mich anzuschließen; dieses Anschließen bringt ihnen jedoch keinen Vorteil. Aber diejenigen, deren Umgang mit mir die Einwirkung des Dämonischen unterstützt, sie sind es, welche auch deine Aufmerksamkeit erregten; denn diese machen sogleich schnelle Fortschritte. Von diesen Fortschritte machenden haben wieder die einen einen sicheren und dauernden Gewinn, viele dagegen kommen zwar, so lange sie mit mir umgehen, in wundersamer Weise vorwärts, wenn sie sich aber von mir zurückziehen, dann zeichnen sie wieder durch nichts von dem ersten besten sich aus. So erging es einst dem Aristeides.“ Dieser Aristeides selbst spricht zu Sokrates: „Da will ich dir, lieber Sokrates, etwas bei den Göttern Unglaubliches, aber doch Wahres berichten. Ich lernte nämlich, wie du selbst weißt, nie etwas bei dir; ich machte aber Fortschritte, wenn ich nur in demselben Hause mit dir mich befand, nicht einmal in demselben Zimmer, doch größere in demselben Zimmer, und mir kam es vor, noch weit größere, wenn ich in demselben, während du sprachst, auf dich hinblickte, als wenn ich anderswohin sah; die bei weitem meisten

---

[1]) Xenophon: Memorabilien 4, 8, 2. — [2]) Platon: Kriton, 2.
[3]) Platons Werke. Übers. und erläutert von Müller und Steinhart. VI, 439.

und größten Fortschritte machte ich aber, wenn ich dir selbst zur Seite saß, dich bei der Hand hielt und mit dir in Berührung kam."[1])

Solche transscendentalpsychologische Merkmale dieses Dialogs können bezüglich der Unechtheit nichts entscheiden; denn auch das Dämonion ist von dieser Art. Übrigens heißt es auch in dem noch von keinem als unecht angezweifelten Theätet, wo Sokrates von seinen Schülern spricht: „Mit einigen von diesen, wenn sie, meines Umgangs bedürftig, wiederkommen und alles deshalb aufbieten, verbietet mir die göttliche Warnungsstimme, die sich mir vernehmen läßt, umzugehen; bei anderen aber gestattet sie es, und diese machen dann wieder Fortschritte."[2]) Da nun Sokrates in mehrfacher Hinsicht als somnambul veranlagt geschildert wird, ist es vorweg wahrscheinlich, daß auch sein Dämonion in diesem Sinne erklärt werden muß. Zunächst zeigt diese Hypothese einen Vorzug vor den bisherigen; denn das Altertum war zwar im Recht, eine mystische Erklärung zu versuchen, schoß aber über das Ziel hinaus, indem sie das Dämonion in einen Dämon verwandelte; die Neuzeit dagegen hat in ihrem Rationalismus überhaupt eine falsche Richtung eingeschlagen. Die somnambule Hypothese erscheint aber auch positiv wertvoll, weil sie das Dämonion nach allen seinen einzelnen Merkmalen umfaßt. Es verlohnt sich daher wohl, diese Hypothese nach allen Seiten zu beleuchten; denn das Dämonion kann geradezu bezeichnet werden als der in einem historischen Beispiel gegebene Schlüssel zur Erklärung des Menschenrätsels.

Wenn das transscendentale Bewußtsein die Grundlage und Voraussetzung des Dämonions ist, jenes aber jedem Menschen zugesprochen werden muß, so kann Sokrates nicht wohl als einzig in seiner Art dastehen. Die Beweglichkeit der Empfindungsschwelle, die transscendentales und sinnliches Bewußtsein trennt, kann nicht wohl ausschließlich auf den Traum beschränkt sein. Trotz aller phänomenalen Befangenheit, womit der normale Mensch in die sinnliche Ordnung der Dinge verfestigt und von seinem eigenen transscendentalen Bewußtsein abgeschnitten ist, muß doch die Möglichkeit auch im Wachen vorliegen, daß transscendentale Einflüsse, die Empfindungsschwelle überschreitend, vom Bewußtsein empfangen werden, die dann objektiviert und häufig als Inspirationen angesehen werden. Von diesem Standpunkt aus könnten alle Fälle von Ahnungen herangezogen werden, um diese somnambule Definition des Dämonion zu beweisen.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Platon: Theages. 12. — [2]) Platon: Theätet. 7.





Die altägyptische Seelenlehre.*)

Eine kulturgeschichtlich-vergleichende Studie

von

Franz Lambert.

Die Berichte, welche das erste Buch Mosis über die Schöpfung der Welt und die älteste Geschichte des Menschengeschlechtes liefert, sind nicht ausschließlich Eigentum der Juden, sondern finden sich bei fast allen Kulturvölkern semitischer und chamitischer Abstammung bereits in uralter Zeit, so bei den Babyloniern, Phöniziern und Ägyptern. Es werden in unseren Tagen an den Ufern des Euphrates ganze Bibliotheken von beschriebenen Thontafeln zu Tage befördert, welche von der Schöpfungsgeschichte, dem Paradiesesgarten mit dem Lebensbaume und der Schlange, der Sintflutsage Nachricht geben, und zwar mit einer Übereinstimmung in der Detallierung, daß ein notwendiger Zusammenhang mit den biblischen Erzählungen unmöglich ausgeschlossen werden kann. In Ägypten sind es weniger zahlreiche und deutliche Überreste, doch darf auch für das alte Pharaonenland die Kenntnis der Flutsage, des Gartens Eden und des Babelturmes als erwiesen betrachtet werden.

Diese merkwürdigen Übereinstimmungen weisen auf die gemeinsame asiatische Urheimat dieser Völker hin und auf die Verwandtschaft aller Nachkommen der Söhne Noahs, Sem, Cham und Japhet, die sich über die benachbarten Länder verbreiten mußten, weil die Heimat die allzu zahlreich Gewordenen nicht mehr zu fassen vermochte. Nach Genesis X, 6 sind die Söhne Chams: Kusch, Mizraim, Put und Kanaan. Diese wanderten nach Westen, und wir dürfen für die Nachkommen des Put und Kanaan die Bewohner des Landes **Punt** und **Keft** ansehen, die Araber und Phönizier, während Kusch am weitesten nach Süden gelangte und

---

*) Wir machen unsere Leser ganz besonders auf diese interessante Studie aufmerksam, da dieselbe verschiedentlich zu neuen Anschauungen führt, welche von den Ägyptologen bisher nicht erkannt wurden, so die Thatsache der **Siebenteilung** des Menschenwesens nach der ägyptischen Seelenlehre, die Vorstellung von der Natur und Bedeutung der **Uschabti** u. s. w. Erst auf Grundlage dieser Anschauungen wird es möglich den hier versuchten Nachweis eines Zusammenhanges der esoterischen Lehre bei den verschiedenen Völkern zu führen. (Der Herausgeber.)

der Stammvater der Äthiopier wurde, und Mizraim sich in Ägypten niederließ.

Die ältesten Abkömmlinge des Mizraim erkennen wir in Ägypten in den prähistorischen Hor-schasu, den Horusdienern, den Gründern der ältesten Stadt des Landes Anu (On der Bibel, Heliopolis der Klassiker), mit theokratischer Regierung, deren letzter Herrscher, Bytes, bis auf 4245 v. Chr. zurückreicht.[1]) Die Kultur dieser Hor-schasu muß schon in unvordenklichen Zeiten eine hochentwickelte gewesen sein; in den ältesten Schriften wird auf ihre Epoche als auf ein goldenes Zeitalter hingewiesen und ihr eine Dauer von Myriaden von Jahren zugesprochen, während eine Dauer von 4000 Jahren eine mäßige Schätzung der heutigen Gelehrten ist. Ihnen ist die Gaueinteilung des Landes, Einführung der Gesetze, Erfindung der Künste und Wissenschaften, des Papiers und der Schrift zuzuschreiben. Nach den Hor-schasu beginnt (etwa 4000 v. Chr.) die historische Zeit mit der Regierung von Königen, und wir finden schon unter der ersten Dynastie derselben in Ägypten eine ausgebildete Mythologie, die nur das Produkt langer theosophischer Spekulationen sein kann, mit Tempeln und Pyramiden, welche letztere wieder die Einbalsamierung der Leichen und somit die Lehre von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode voraussetzen. — War ein Keim aus der asiatischen Urheimat mitgebracht worden, aus welchem die Priester ihre esoterischen Lehren von Gott, der Welt und dem Menschen entwickelten?

Man könnte versucht sein, die jüdische Geheimlehre, die Qabalah, hier in Betracht zu ziehen, die so viele Übereinstimmung mit dem ägyptischen Emanationssystem der Priesterlehre aufweist, und vermuten, daß der Ursprung beider auf eine solche asiatische Quelle zurückzuführen sei.[2]) In der That greifen einige Qabalisten bezüglich der Entstehung ihrer Lehre bis auf Adam zurück; dagegen nennen andere den Abraham, wieder andere Moses als den ersten, dem die Lehre mitgeteilt worden sei, ganz zu schweigen von den neueren Forschern, von denen jeder zu einem anderen Resultate gelangt. — Ich möchte der Wahrscheinlichkeit, daß die Qabalah auf Moses zurückzuführen, demnach ägyptischen Ur

---

[1]) Lauth, „Aus Ägyptens Vorzeit", München 1881, S. 27.

[2]) Ich will hier nur den Paralellismus der neun Sephirot mit den neun großen Göttern erwähnen, welche letztere in den drei höchsten Triaden Ägyptens (Amun, Muth, Chosun — Ptah, Sochet, Imhotep — Osiris, Isis, Horus) zu finden sind, — die Zusammenfassung der Gottheiten durch Thot, als shotp nuteru, welcher somit der zehnten Sephira der Qabalah, der Erkenntnis, Harmonie entspricht, — die Hieroglyphe paut (Brugsch, Hierogl. Grammatik Nr. 345), in welcher der „qabalistische Baum" in ägyptischer Version erscheint, — die Emanation der Elemente aus dem Geiste Gottes in der Qabalah und den dreipersönlichen Gott der Ägypter Ra (das ätherische Feuer) Schu (die Luft) und Tafnut (Regen, Tau), — ferner das merkwürdige Resultat, welches man erhält, wenn man die Anfangsbuchstaben der eben angeführten neun großen Götter, nach dem Schema des Tetragrammes, zusammensetzt. Ich muß es bei diesen Beispielen, die sich in die hunderte vermehren ließen, bewenden lassen.

sprunges sei, vor allen anderen Theorien den Vorzug geben. Die jüdische Nation war als Nomadenfamilie von 70 Gliedern in Ägypten eingewandert (II. Moses 1, 5), und erst während ihres mehr als 400-jährigen Aufenthaltes daselbst das große Volk geworden, das nachmals durch das rote Meer zog. Moses selbst, in ägyptischer Weisheit erzogen und, wie auch sein Bruder Aharon-Levi, in die Geheimnisse der Priester eingeweiht,[1]) tritt gleich nach dem Auszuge als Gesetzgeber auf — mit ägyptischen Gesetzen. Die Hierarchie der Leviten, Lebensart und Verrichtungen derselben, die Bestimmungen über reine und unreine Tiere, die Einteilung der Stiftshütte mit dem Allerheiligsten, alles dieses, auch die zehn Gebote, von denen das vierte, mit derselben Verheißung bei den Ägyptern vorkommt, ist von Moses nach ägyptitchen Vorbildern bestimmt und zum Gesetze erhoben worden. Sollte dagegen Moses, die geheime Priesterweisheit selbst seinem Volke ganz und gar vorenthalten haben?

Hieran anknüpfend will ich im Nachfolgenden den Beweis zu liefern versuchen, daß die Vorstellung vom Menschenwesen, von seinem materiellsten, körperlichsten Prinzip, dem Leib, bis hinauf zu dem höchsten, dem transscendentalen Ich, dem Geist, wie in der jüdischen und sonstigen esoterischen Lehre, so auch wohl in der Priesterlehre der alten Ägypter die gleiche war, daß für alle Zwischenglieder der beiden Extreme, Körper und Geist sich Bezeichnungen im ägyptischen Totenbuche vorfinden, die für vollständig kongruent mit den Bezeichnungen der jüdischen und indischen Geheimlehren gehalten werden dürfen. — Zuförderst muß ich jedoch zum besseren Verständnis die altägytische Vorstellung von dem Schicksal des Menschen nach dem Tode schildern.

Dem griechischen Schriftsteller Stobäos verdanken wir die Überlieferung eines Fragmentes aus einer älteren hermetischen Schrift, die einen wichtigen Beitrag zur Seelenleere enthält. Es wird darin gelehrt, daß:

„Von einer Seele, der des Alls, alle diese Seelen stammen, welche sich, gleichsam verteilt, in der Welt umhertreiben. Diese Seelen erfahren viele Verwandlungen; die, welche jetzt kriechende Geschöpfe sind, verwandeln sich in Wassertiere; aus diesen Wassertieren werden Landtiere, aus diesen Vögel. Aus den Geschöpfen, die oben in der Luft leben, werden die Menschen. Als Menschen aber empfangen sie den Anfang der Unsterblichkeit, indem sie zu Dämonen werden und in den Chor der Götter gelangen.“[2])

Wir erkennen hier die Wanderung eines Ausflusses der Allseele durch die Tierleiber als Präexistenz einerseits und die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Menschen als Unsterblichkeit andererseits; die Begriffe Seelenwanderung und Unsterblichkeit sind streng aus einander zu halten. Auch die bis auf unsere Tage erhaltenen inschriftlichen Denkmäler des Pharaonenlandes trennen stets diese beiden Begriffe, und zwar so, daß die Unsterblichkeit als ein Zustand dargestellt wird, in welchem

[1]) Lauth, Moses Hosarsyphos, München 1879, Fol. 61 u. f.

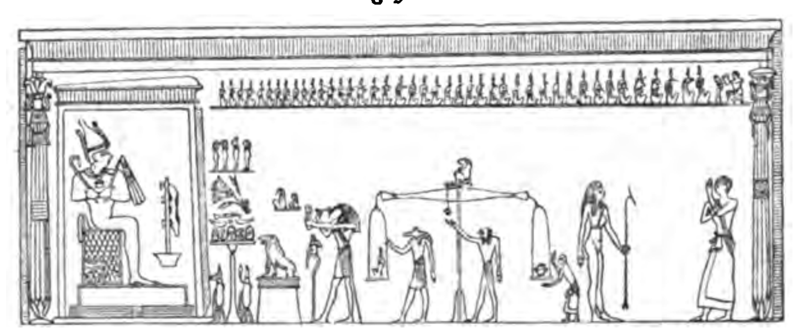
[2]) Stobäus: Eclog. phys. pg. 950—1000 auszüglich bei Reinisch: Denkmäler von Miramar, Wien 1867, S. 8.

die Seele, mit ihrem verklärten Leibe vereinigt, ein ewiges glückliches Dasein genießt, befreit von allen Leiden der irdischen Wesen, während die Seelenwanderung sich auf der Erde vollzieht, in einem steten Wechsel zwischen Tod und Wiederaufleben in einem neuen Körper besteht, wobei die Leiden in den irdischen Körpern, besonders der Schmerz des jedesmaligen Todes, von der Seele ertragen werden müssen. Hand in Hand mit dem göttlichen Ursprung der Seele geht dann die Lehre von einer Belohnung der Guten und einer Bestrafung der Bösen. So heißt es im ersten Kapitel des Totenbuches:[1])

„Da ich für fromm befunden wurde auf Erden und Sorge hatte vor dem Herrn der Götter, darum habe ich erreicht das Land der Wahrheit und Rechtfertigung. Ich erstehe als ein lebender Gott und strahle im Chor der Götter, welche im Himmel wohnen, denn ich bin von ihrem Stamm."

Der Glaube an „ein ewiges Leben der Gerechten und an einen zweiten Tod der Frevler", wie sich die Ägypter ausdrücken, setzt ein Gericht voraus, das nach dem Hinscheiden über den Verstorbenen gehalten wird. Dieses Totengericht wird vielfach bildlich dargestellt, wie es u. a. die Abbildung Figur I veranschaulicht. Im Saal der zweifachen Wahr-

Fig. I.



heit sitzt Osiris als Totenrichter auf dem Thron, Krummstab und Geißel in den Händen, auf dem Haupt die Federkrone, um den Hals eine Kette mit dem Abzeichen des Oberrichters, einem Täfelchen, welches die Wahrheit genannt wurde. Anbetend tritt der Verstorbene ein, ihn empfängt die Göttin der Wahrheit, Mat. In der Mitte des Saales steht eine Wage, auf deren eine Schale der Verstorbene sein Herz legt. Anubis, der schakalköpfige, legt eine Statuette der Göttin der Gerechtigkeit auf die andere Wagschale. Horus, der sperberköpfige, prüft das Gewicht, und Thot, der ibisköpfige Gott der Schreibkunst, verzeichnet das Resultat der Wägung auf einer Schreibtafel. Osiris spricht das Urteil.

Wurde das Herz zu leicht befunden, so mußte der Verstorbene zum zweitenmal sterben, d. h. sein Herz hat die dreitausendjährige Wanderung durch die verschiedenen Tierleiber, vom Schwein angefangen, von neuem durchzumachen, während die Seele unrettbar der Vernichtung

[1]) Die Ausgabe des Turiner Originals des Totenbuches von Lepsius liegt in deutscher Übersetzung noch nicht vollständig vor. Eine Übertragung ins Französische ist die von Paul Pierret.

durch die Höllengeister anheimfällt. Bei der Vollstreckung ihrer Strafe tritt in die Seele das transscendentale Wesen des Verdammten als rächender Dämon, erinnert sie an die Verachtung seines Rates, an die Verhöhnung seiner Bitten, züchtigt sie mit der Geißel ihrer Sünden und giebt sie dem Sturme und Wirbelwinde der heraufbeschworenen Elemente preis. Beständig zwischen Himmel und Erde hin und hergeworfen, ohne je ihrem Bannfluche zu entgehen, sucht die verurteilte Seele menschliche Körper heim, um sich in ihnen einzunisten, und sobald sie einen gefunden hat, martert sie diesen, belädt ihn mit Fluch und stürzt ihn in Mordthaten und Irrsinn.[1]) Wenn die Seele nach Jahrhunderten schließlich das Ziel ihrer Qualen erreicht, so fällt sie doch nur dem zweiten Tode anheim. In den 75 Abteilungen der Hölle, die in ihrer Einrichtung dem Gehenna oder Ghinam der Qabalah entspricht, werden die Seelen der Verdammten den qualvollsten Martern unterworfen. Sie werden in glühenden Kesseln gebraten, unter den fürchterlichsten Durstesqualen in kaltes Wasser geworfen, versuchen sie zu trinken, so wird das Wasser zu Feuer. Die Speisen, die sich den Hungernden darbieten, verwandeln sich in Schatten. Von roten Dämonen werden sie an Pfähle gebunden und mit Schwertern zerfleischt, mit den Füßen nach oben aufgehängt, ihnen das Herz aus dem Leibe gerissen u. s. w. — Die Darstellung dieser Qualen der Hölle scheint jedoch nur an die Adresse der großen Menge gerichtet gewesen zu sein, in der esoterischen Lehre dürften die Strafen für immaterielle Wesen doch anders gelautet haben. —

Hat der Verstorbene jedoch Gnade gefunden vor den Augen des Osiris, so harren seiner die Freuden des Paradieses, des Gefildes Aalu. Götter erscheinen an seinem Sterbebette, um die Seele in Empfang zu nehmen.

„Sie reinigen seinen Körper von allen Makeln, sie richten seine Beine ein und kräftigen seine Gelenke, sie bereiten seinen Körper zur Wiedergeburt vor."

Die Vorstelluug, daß am Sterbebette der Frommen Götter erscheinen, seine Seele in Empfang zu nehmen und vor Gefahren zu schützen, begegnet uns wieder im Gnostizismus. — So sagt St. Pachomius:

„Wenn jemand im Punkte ist zu sterben, dann kommen zu demselben vier Engel. Gott will durch sie bewirken, daß die Trennung der Seele vom Leibe eine schmerzlose sei. Einer dieser Engel steht zu Häupten, der andere zu Füßen des Hinscheidenden, und zwar in der Stellung vom Menschen, die den Körper mit Öl einreiben, bis sich die Seele vom Leibe trennt. Der dritte Engel hält in den Händen ein Tuch von nichtstofflicher Beschaffenheit, in das er die Seele aufnimmt, der vierte endlich singt Hymnen in einer dem Menschen unverständlichen Sprache: so geleiten sie die Seele zu den Sphärenwohnungen."[2])

Diese Vorstellung ist, wie so vieles im Gnostizismus, eine echt ägyptische. Zahl und Amt der Engel entsprechen genau denen der vier ägyptischen Totengenien.

Der Verstorbene, welcher bei der Wägung des Herzens von sich

---

[1]) G. Maspero: Geschichte der Morgenl. Völker, S. 40.

[2]) Vergl. Reinisch, Denkmäler von Miramar, 25.

sagen konnte, daß er die verschiedenen Sünden[3]) nicht begangen, und genügend gute Handlungen, die er im Leben verrichtet, zu seinem Herzen auf die Wage legen konnte, führt nun den Namen Osiris und kann seine Reise nach dem Paradiese antreten. Das Vermeiden böser und Verrichten guter Handlungen wurde jedoch nicht für genügend erachtet, um den Verstorbenen des direkten Eintrittes in das Paradies, der Genossenschaft der Götter, zu würdigen. Die guten und bösen Handlungen waren nach der Priesterlehre zunächst Ergebnis seiner Neigungen, also Handlungen, die ihren Grund im Herzen haben. Aber nicht nur das Herz sondern auch der Verstand mußte den Göttern ähnlich sein. Der Verstorbene mußte die Religionslehre kennen, die Namen der Götter wissen und in den Geheimnissen der Priesterlehre bewandert sein. Stand sein Wissen nicht auf dieser Höhe, so mußte er im Zwischenreich längere oder kürzere Zeit verweilen. Wir werden solchen Verstorbenen, den Uschabti, noch begegnen.

Im Westen wurde der Verstorbene begraben, und wie im Westen die Sonne als Osiris untergeht, dann um die untere Hemisphäre, ohne zu leuchten, durch das von Osiris beherrschte Reich Amenti, den dunkeln Hades, das Zwischenreich zieht, um anderen Tages als Morgensonne, Horus, im Osten wieder aufzuleuchten, so dachte man sich auch den Weg des Verstorbenen von der westlichen Grabregion nach Osten durch die untere Hemisphäre, Amenti, gehend, worauf er dann am Himmel, jetzt nicht mehr mit dem Namen Osiris, sondern als Horus gleich der Sonne erscheint.

Die Unterwelt Amenti ist zu denken als ein Land, dem oberen Land Ägypten etwa gleich mit einem unterirdischen Nil, Gauen und Städten, mit Äckern und Wiesen, jedoch dunkel, ohne leuchtende Sonne. Ebenso ist das Paradies, das Gefilde Aalu, welches der Verstorbene betritt, wenn er die Unterwelt verlassen hat, als ein ähnliches Land zu denken, jedoch mit Abänderungen, welche auf die, vor undenklichen Zeiten von den eingewanderden Ägyptern aus Asien mitgebrachten Paradies-Vorstellungen zurückzuführen sein dürften.

Die Überfahrt von der westlichen Grabesregion nach der unteren Hemisphäre macht der Verstorbene auf der Sonnenbarke des Osiris als dessen Gefährte. Sobald die Barke im verborgenen Lande anlegt, betritt er den „Weg, der unter der Erde ist". Auf diesem Wege nun begleiten wir unseren Osiris. Er ist noch immer als ein Verstorbener in Mumienform zu denken, er kann nicht sprechen, er ist ohne Erinnerung, ohne Atem und Lebenswärme. In der Region der Unterwelt, die den Namen Nutercherti hat, trifft er als deren Bewohner die vorhin erwähnten Uschabti. Ich halte diese für die noch nicht an Wissen vollendeten Verstorbenen, gewissermaßen die „armen Seelen des Fegfeuers". Auch sie sind, wie er, in Mumiengestalt ohne Sprache u. s. f. Der Verstorbene

[3]) Das Totenbuch führt deren 42 an. Dem entspricht auch die Zahl der Schöffen beim Totengericht. Auf diese 42 Sünden deutet auch in der beigegebenen Abbildung I die oben in derselben dargestellte Reihe von kleinen Figuren.

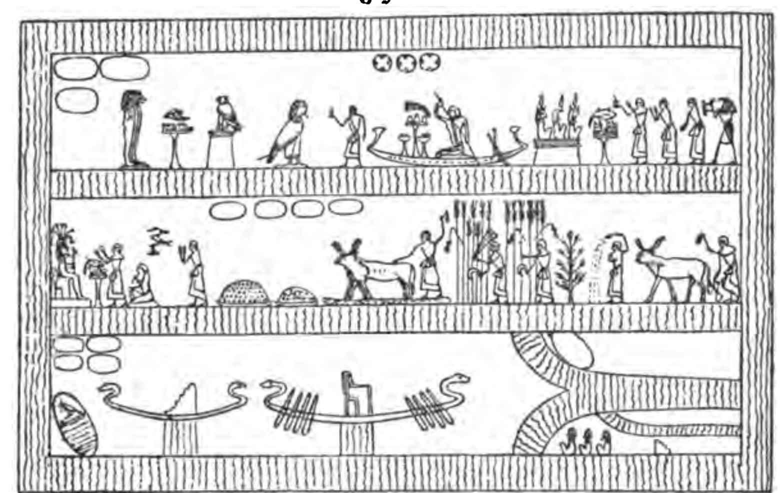
müßte nun eigentlich helfen, die Arbeiten dieses Gaues zu verrichten, „zu bebauen die Felder, zu füllen die Kanäle mit Wasser, zu führen den Sand des Westens nach dem Osten und umgekehrt“. Alles Arbeiten, welche die Uschabti ohne Gebrauch von Händen und Füßen verrichten, nur „vermöge der ihnen innewohnenden Fähigkeiten“, wie es auf den Texten der Uschabtifigurinen heißt. Ist er jedoch bereits geistig höher entwickelt, so genügte es, daß man den Vorstorbenen jene Figurinen mitgab, die oft in großer Menge bei den Mumien gefunden werden, und deren Inschrift besagt, daß der Verstorbene, dessen Name, gefolgt von dem seiner Mutter, fast stets darin bemerkt ist, „Licht ausgestrahlt“, das heißt, daß er bereits ein Geläuterter ist, und daß die Uschabti ihn für fähig erklären sollen, die besagten Arbeiten zu thun. Da aber, wie gesagt, die Uschabti noch stumm sind, und die Befähigung nicht aussprechen können, deshalb gerade ist dieselbe auf den Figurinen aufgeschrieben. Die anerkannte Befähigung genügt, der Verstorbene braucht sich nicht im Nutercherti aufzuhalten und kann seinen Weg fortsetzen. Er wandert nun im großen Zuge der Götter. Nach und nach erhält er seinen Mund, d. h. seine Sprache, seine Erinnerung, sein Herz und seine Seele zurück. Er bekämpft Krokodile und allerlei schlimmes Gewürm; er wird bedroht gebissen zu werden von dem, der das Gesicht nach hinten hat; er stößt den zurück, der den Esel verzehrt; er rettet sich vor der Gefahr Kot essen zu müssen, — Abenteuer, die zwar recht albern lauten, denen jedoch eine tiefere allegorische Bedeutung zu Grunde liegt. Er kommt auch an den Ort, wo die Gottlosen, die zweifach Toten sich befinden, und man zeigt ihm ihre Leiden und Qualen, gleichsam um ihm den Wert der himmlischen Freuden noch schätzbarer zu machen. Auch diese Vorstellung findet sich in der Qabalah wieder.

Es würde natürlich zu weit führen, alle Details des Zwischenreiches Amenti, wie auch des nun folgenden Paradieses hier ausführlich zu besprechen oder auch nur deren Namen anzuführen; auch würde es sehr schwer sein, einen Begriff von diesen Labyrinthen mit allen ihren Gängen, Hallen, Thoren, Städten und Gauen zu geben. In der That war das berühmte, von dem König Amenemha III erbaute Labyrinth nichts anderes, als eine steinerne Darstellung des Amenti.

An dem Paradies, das wir uns im Bereiche des Sonnengottes Ra, also am Himmel über uns vorzustellen haben, angekommen, tritt der Verstorbene ein, gefolgt von dem Gotte Thot. Nach den vorgeschriebenen Verbeugungen bringt er den dreimal drei großen Göttern ein Opfer dar. Dann besteigt er die Barke, um „auf dem Wasser des Friedens“ zu fahren, vorbei an Städten und Inseln, und gelangt endlich an den ihm angewiesenen Wohnort, wo er den Göttern der beiden Sonnenberge und dem Herrn des Himmels ein zweites Opfer darbringt. Dies Alles stellt die Abbildung Figur II dar. Wir sehen dort den Verstorbenen im Gefilde Aalu pflügen, säen und ernten. Das Getreide wird sieben Ellen hoch, die Ähren haben drei Ellen, die Halme vier. Vom Ertrage bringt er dem Hapi, dem Gotte der Fruchtbarkeit, ein Dankopfer dar für den reichen

Erntesegen. Auf der Reise dahin nimmt er in jedem himmlischen Gau die Gestalt und Eigenschaft des Gottes an, der dem Gau vorsteht. Er sproßt als ein reiner Lotus auf dem Wiesengrunde des Ra. Er nimmt die Gestalt des Ptah an, und genießt die Opfer, welche diesem Gotte dargebracht werden. Er erhebt sich in die Lüfte als Horussperber, verwandelt sich in den heiligen Phönix u. s. w.

Fig. II.



Der Aufenthalt im Gefilde Aalu soll aber kein ewig dauernder sein, sondern scheint nur ein Lohn zu sein für das menschlich Gute des Verstorbenen. Wie alle Seelen ein Ausfluß der All-Seelen sind, so müssen sie auch wieder zur All-Seele zurückkehren in den höchsten reinsten göttlichen Urzustand. Maspero[1]) sagt:

„Es giebt zwei Götterchöre, der eine schweift umher, der andere steht unbeweglich fest. Letzterer bildet die letzte Stufe in der verklärten Weihe der Seele. Auf dieser wurde sie ganz Vernunft" (richtiger: Dämon = chu). „sie sieht Gott von Angesicht zu Angesicht und versenkt sich in ihn."

Es erübrigt mir noch, einige Bemerkungen über das Totenbuch beizufügen. — Da dem lebenden Bewohner des schwarzen Landes, wenigstens dem Laien, die Geheimnisse der Priesterlehre streng vorenthalten wurden, der Verstorbene dieselben jedoch zu seinem Heile im Jenseits kennen mußte, so wurden dieselben auf einer Papyrusrolle niedergeschrieben, und diese nebst verschiedenen Amuletten und Talismanen dem Toten mit ins Grab gegeben. Diese Papyrus führen in der Wissenschaft seit Lepsius den Namen Totenbuch.[2]) In der Form und Redaktion, in der uns die erhaltenen Exemplare dieser Papyrus vorliegen, dürfte deren Entstehung wohl nicht über die 18. Dynastie zurückreichen. Einzelne Teile und

[1]) Maspero: Geschichte der Morgenl. Völker, S. 41.

[2]) Übrigens ward es auch für genügend erachtet, wenn die Kapitel des Totenbuches für den Verstorbenen gesprochen oder gebetet wurden.

Kapitel derselben waren jedoch bereits im alten Reiche, in der ersten und vierten Dynastie, bekannt. So heißt es z. B. ausdrücklich im 64. Kapitel:

„Dieses Kapitel wurde gefunden zu Hermopolis, auf einer Alabasterplatte, mit blauer Farbe geschrieben, zu Füßen des Gottes Thot, zur Zeit des Königs Menkara durch den Prinzen Hartatef, als er auf einer Reise begriffen war, um die Tempel zu besichtigen. Er trug den Stein in den königlichen Wagen, als er sah, was darauf geschrieben stand. O, großes Geheimnis! Er sah nicht mehr, er hörte nicht mehr, als er dies reine und heilige Kapitel las, er berührte kein Weib mehr und aß weder Fleisch noch Fisch."

Die ältesten Fragmente, die auf uns gekommen sind, finden sich auf Holzsärgen der 11. Dynastie. — Das Totenbuch wurde von den Priestern sorgfältig geheim gehalten. So heißt es am Schlusse des 162. Kapitels:

„Dieses Buch ist ein großes Geheimnis. Lasse es kein Menschenauge sehen; es wäre das eine große Sünde. Verbirg' sein Vorhandensein. Sein Name ist: ‚Buch von der verborgenen Wohnung." (Ferner Kapitel 133:) „Laß dieses Buch keines Menschen Antlitz schauen, studiere es geheim vor deinem Vater, vor deinem Sohne, denn wer es verwahrt, der ist ein reiner Geist vor Ra, und es verleiht ihm Macht vor dem Herrn der Götter, da die Götter ihn betrachten, wie einen ihres Gleichen, und die zweifach Toten schauen ihn liegend auf ihrem Antlitz, denn er wird betrachtet als ein Bote des Ra."

Der Grund der Geheimhaltung dürfte der sein, daß der Mensch nicht im Streben nach Reinigung des Herzens erlahmen, dann auch, daß er sich nicht über die Furcht vor dem letzten Gericht hinwegsetzen sollte, was bei der Kenntnis der geheimnisvollen Kapitel zu befürchten war. Ein weiterer Grund war wohl auch der, daß nicht Mißbrauch damit getrieben werde sollte. Es wird im Papyros Lee und Rollin von dem gottlosen Huy, dem Aufseher der Herden des Ramses, berichtet, welcher dergleichen Schriften aus der Hofbibliothek entwendete und dann mit denselben bösen Zauber versuchte.

Ich komme nun zu meinen Resultaten über die verschiedenen Bezeichnungen für die leiblichen, seelischen und geistigen inhärierenden Bestandteile des Menschen, wie sich solche in der hieroglyphischen Sprache, besonders im Totenbuche, vorfinden, und zu dem Beweise, daß diese mit den Bezeichnungen der Qabalah und des Esoterismus überhaupt übereinstimmen. Letzterer tritt uns in deutscher Darstellung zuerst mit dem Aufblühen der neueren Zeit bei den tonangebenden Männern des 16. und 17. Jahrhunderts, Agrippa, van Helmont und anderen entgegen,[1] findet sich aber wohl am weitestgehenden bei Paracelsus ausgeprägt.

Wie in andern esoterischen Lehren der Mensch als Monade in einer Siebenteilung sich darstellt, so auch in der ägyptischen Priesterlehre. Ich will diese Teile des menschlichen Wesens kurz die sieben Grundteile des Menschen nennen. —

Von dem untersten, materiellsten Grundteile, dem Körper, ägyptisch chat, hebräisch guf, bei Paracelsus „Elementarleib" ausgehend, finden

[1]) Vergl. hierzu u. a. auch im Augustheft 1886 der „Sphinx" (II, 2) S. 106.



wir als das zweite, das Leibesleben, ägyptisch anch, hebräisch coach ha guf, bei Paracelsus „der Archäus“ oder „die Mumia“. Dieses anch, Leben, wurde als Hauch und Lebenswärme (nifu und bas) gedacht, und da es durch den Tod dem Körper verloren geht, von dem Gott Anubis, dem Wiederbeleber, von neuem dem gerechten Verstorbenen verliehen. Die Abbildung III zeigt den Gott Anubis, die Hände wie zum Segnen über den auf der Bahre liegenden Leichnam ausbreitend.[1]) Infolge dessen zieht die Seele, in Gestalt eines Vogels mit Menschenkopf, mit dem Lebenszeichen und dem Zeichen des Hauches, dem Segel, versehen, in den Körper wieder ein. Dadurch wird aber der Verstorbene nicht ein anch, ein körperlich Lebender, sondern ein sahu, ein geistig Lebender. So sagt ein Text einer Votivtafel in Wien: „Es macht ihn zum sahu der Gott Anubis selbst.“ Bei einer der vorliegenden ähnlichen Abbildung lautet die Beischrift: „Die Seele, ihren Körper erblickend, vereinigt sich zu ihrem göttlichen sahu.“[2])

Fig. III.



Das dritte Grundteil, in der Qabalah Nephesch, bei Paracelsus der „siderische Mensch“, „Astralleib“ oder „Evestrum“ wird durch die Hieroglyphe Ka bezeichnet, welche zwei nach oben ausgebreitete Arme darstellt. Über den Ka ist von den Ägyptologen vielfach geschrieben und gestritten worden. Le Page Renouf[3]) und Maspero[4]) haben die Bedeutung als den Reflex des Menschen nach dem Tode, le double de l'homme, erklärt. Pierret[5]) widerspricht dem und findet in Ka, gerade im Gegenteil, die körperliche Substanz, die materielle Person, die Individualität des Leibes. Zieht man die esoterische und qabalistische Bezeichnung zu Rate, so findet man, daß beide Deutungen nicht unrichtig, aber auch nicht vollständig sind. Ka ist die Persönlichkeit des körperlichen Menschen und zugleich ein Doppelgänger stofflicherer Art, als der geistige Doppelgänger, welchen wir im sechsten Grundteil, dem Cheybi, kennen lernen. Ka ist auch die körperliche Erscheinung des Verstorbenen im Hades, dem Zwischenreich;[6]) er entspricht somit vollständig dem obersten Gliede im Zelem des Nephesch.[7])

---

[1]) Modern redend, möchte man sagen, der Anubis mesmerisiere den Leichnam. (Du Prel.)

[2]) Reinisch: Denkmäler, S. 110.

[3]) Transactions Soc. Bibl. Arch. Vol. VI, pg. 494.

[4]) Ebendaselbst Vol. VII, pg. 6.

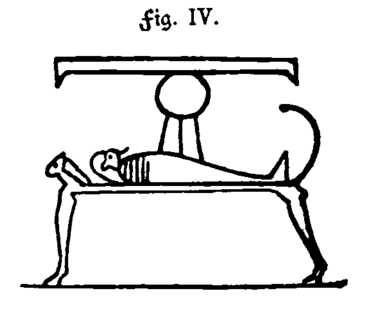
[5]) Paul Pierret: le livre des morts, pg. 316.

[6]) Man vergl. auch: S Birch, Trans. Soc. Bibl. Arch. Vol. VIII, pg. 148—149.

[7]) Vergl. hierzu Leiningen: „Die Seelenlehre der Qabalah“ im Oktoberheft der „Sphinx“ (IV, 22) S. 276.

Der Gebrauch der Ägypter, die Leiche auf das sorgfältigste vor Verwesung zu schützen, um dadurch dem Verstorbenen, wie es heißt, die Möglichkeit der astralen Erscheinung zu sichern, setzt voraus, daß in dem mumifizierten Körper etwas Immaterielles als zurückbleibend gedacht wurde, das, mit den höheren Grundteilen in Verbindnng tretend, die Erscheinung bewirkt. Es muß angenommen werden, daß den Ägyptern ein Ähnliches wie der Habal de garmin der Qabalah, der sich in die Knochen versenkende Zelem des Nephesch bekannt war. In der That finden wir im 154. Kapitel des Totenbuches die, wenn auch mystisch dunkel gehaltenen Bestätigungen dessen. Die Vignette, welche dieses Kapitel ziert, stellt den Sonnendiskus dar, der von dem baldachinartigen Himmelsgewölbe auf die Mumie herabsteigt, und von dem es im Texte heißt, daß er sich „in den Leib versenkt". Einige Zeilen weiter heißt es: „(Dieses ist) das Geheimnis von demjenigen Leben, welches das Ergebnis der Zerstörung des Lebens ist". Dieses Leben also, das Resultat des durch den Tod vernichteten anch, kann daher wohl für übereinstimmend mit dem Habal de garmin angesehen werden.

Fig. IV.



Der vierte Grundteil ist der Wille, das Gemüt, in der Qabalah Ruach, bei Paracelsus der „tierische Geist". Die Hieroglyphe dafür stellt das Herz dar, mit der Lautung hati und ab. Als der Sitz des Gemütes, des Ethischen im Menschen, sahen wir bereits das Herz auf der Wage im Totengericht; und es wurde dadurch darauf hingewiesen, daß nicht die Seele sondern das Herz, dessen Ausflüsse die guten und bösen Thaten, die Werke der Barmherzigkeit und die Gebete sind, bei der Wägung in Betracht kommt. Auch als Wille oder tierische Seele, finden wir hati im Totenbuch aufgefaßt. Im 26. Kapitel wird dem Verstorbenen sein Herz zurückgegeben, wodurch er die Herrschaft über seine Glieder zurückerhält, und zwar geschieht dies, wie es dort heißt, „zum Besten seines Ka," seines Astralleibes. Dieses „zum Besten seines Ka" ist insofern wichtig, als daraus zur Evidenz hervorgeht, daß der Ka, der Astralleib, als die körperliche Form des Verstorbenen in der Unterwelt gedacht wurde.

Das fünfte Grundteil ist die Seele, Neschamah, bei Paracelsus die „verständige Seele", die Trägerin der Vernunft, des Verstandes und des Gedächtnisses, hieroglyphisch dargestellt durch den Sperber mit Menschenkopf, bai oder ba. Horapollo lehrt, daß die Psyche, die Seele, ägyptisch bai hieß. Da nun aber das griechische Wort ψυχη verschiedene Bedeutung hatte, so Verstand (ratio), Gemüt (mens) und Leidenschaft (appetitus), dann Lebenskraft (spiritus vitalis), wir aber die letzteren bereits in hati ab und anch kennen gelernt haben, da ferner ba im Totenbuche nie im Sinne von Gemüt, Leidenschaft oder Lebenskraft gebraucht wird,

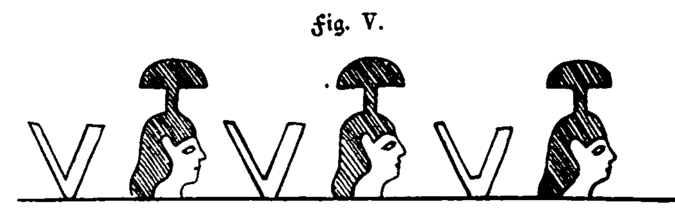
so bleibt uns für bai nur die Bedeutung Verstand (ratio) übrig, in welchem Sinne es auch vortrefflich mit zu dem Neschamah der Qabalah paßt.

Die Seele ist das oberste Glied unter den dreien, die den Zelem des Ruach ausmachen, und zugleich das unterste Glied im Zelem der Neschamah. Mit dem fünften Grundteil, Seele, schließt die Reihe der Bezeichnungen für die bewußte Person des Menschensubjektes und es beginnt die unbewußte, die transscendentale Person.

Das sechste Grundteil, in der Qabalah chaijah, bei Paracelsus „Geistseele", ist hieroglyphisch cheybi, der Schatten, geschrieben durch ein Zeichen, welches den Schattenspender, den Sonnenschirm darstellt (ungefähr in der Form der Palmblattfächer). Es entspricht den σκιαί und umbrae der klassischen Autoren und ist die Erscheinung des Verstorbenen, die von den Lebenden gesehen aber nicht angefühlt werden kann. Der cheybi wandelt täglich auf Erden umher, sieht seine Angehörigen und freut sich über die an das Grab gebrachten Opfergaben. Häufig kommt die Dualform cheybti vor, mit der Bedeutung der zweite Schatten, jedenfalls bezieht sich dies auf eine Unterscheidung von dem Astralleib Ka, der ja als Doppelgänger auch eine Art von Schatten ist.

Merkwürdig dürfte es sein, daß sehr häufig in den bildlichen Darstellungen der cheybi umgedreht, also das unterste zu oberst dargestellt wird. So zeigt die folgende Skizze einen Fries aus Karnak: Köpfe mit dem Zeichen cheybi bekrönt abwechselnd mit der Geißel, dem heute noch in Ägypten vielgebrauchten Kurbatsch.

Fig. V.

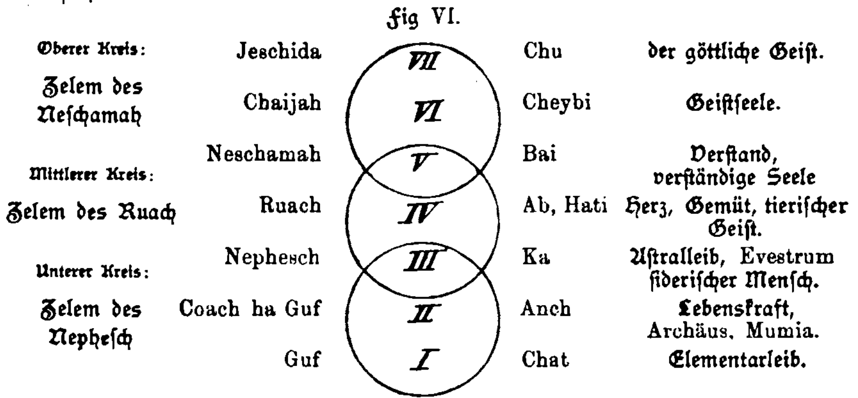


Das siebente Grundteil endlich ist der Geist, in den verwandten Lehren Jeschida und „der göttliche Gedanke" der deutschen Mystik oder bei Paracelsus der „Mensch des neuen Olymps", ägyptisch geschrieben durch die Hieroglyphe chu, deren Bedeutung: der Leuchtende, Strahlende ist. Es ist der „Geist" im höchsten Sinne des Begriffs. Mit cheybi und bai vereint bildet er die Wesenheit des verstorbenen Gerechten oder Verdammten (für welche beide der Ausdruck chu gebraucht wird, bei letzteren jedoch mit dem Zusatz moti, der zweifach Tote). Diese Wesenheit ist der gute oder böse Dämon, von dem bereits oben die Rede war.[1]) Identisch mit diesen drei obersten Grundteilen erscheinen mir auch die

[1]) Von den bösen Dämonen, den Besessenheitsgeistern, handelt ein magischer Papyrus in Leyden, welcher die Beschwörungsformeln angiebt, die gegen deren Einflüsse zu gebrauchen sind: W. Pleyte „Etude sur un rouleau magique du musée de Leyde Nr. 348."

δαίμονες, ἥρωες und ψυχαὶ ἄχραντοι in dem fälschlich dem Jamblichus zugeschriebenen de mysteriis liber zu sein. — Wir erhalten also folgende Übersicht:

Fig VI.



Eine Bestätigung für die richtige Aufeinanderfolge der einzelnen Prinzipien in der Zusammenstellung, in der ich dieselbe gegeben, findet sich im 92. Kapitel des Totenbuches, woselbst die Bezeichnungen für die geistig seelischen Grundteile in einer unzweifelhaft absichtlichen Reihenfolge angeführt sind, und zwar immer vom unteren Prinzip ausgehend, zum oberen fortschreitend. So heißt es: „Nicht werde meine Seele gefangen, nicht werde mein Schatten aufgehalten, damit ich den Weg bahne meinem ba, meinem cheybi und meinem chu." Dieses sind also die drei obersten Grundteile. Ferner erwähne ich die Stelle: „Der Weg der Bösen sei abgelenkt von meinem Ka, meinem ba und meinem chu". Hier sind also das 3., 5. und 7. Grundteil zusammengestellt, je das oberste Glied aus der körperlichen, der bewußtgeistigen und transscendental-geistigen Triade. Außerdem findet sich ein schlagender Beweis für die Richtigkeit meiner Aufstellung im Grabe des Nebunnef in Theben. Der Verstorbene ist dargestellt in: Anbetung der vier Totengenien Amsath, Hapi, Tiaumutef und Qebsonuf, welche vier stets in dieser typischen Reihenfolge auftreten. Amsath überreicht dem Verstorbenen seinen Ka, Hapi sein ab, Tiaumutef seine ba und Qebsonuf seinen cheybi.[1])

Es wird nach dem bisher Gesagten als höchst wahrscheinlich gelten müssen, daß sich wesentliche Teile der ägyptischen Seelenlehre mehr oder weniger unmittelbar über die späteren Kulturvölker verbreiteten. Daß Griechenland seine Kunst und Wissenschaft, auch zum Teil seine Gesetze, Staatsverfassung und Religionsgebräuche aus Ägypten bezogen, wird von den griechischen Schriftstellern selbst zur Genüge bezeugt. Schon Orpheus soll ein Schüler ägyptischer Priester gewesen sein, und die durch ihn gestifteten eleusinischen Geheimnisse erinnern an ägyptische Mysterien. Thales von Milet, der den Joniern eine Sonnenfinsternis genau voraussagte, was er wohl aus eigenem Studium nicht vermocht hätte, hatte Ägypten

[1]) S. Birch: „on the shade or shadow of the dead," in den Trans. Soc. Bibl. Arch. Vol. VIII, pg. 386.

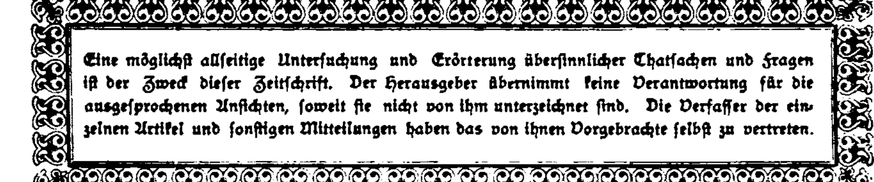
besucht. Pythagoras war mit den größten Anstrengungen in die esoterischen Lehren eingedrungen, indem er selbst ägyptischer Priester wurde. Er verdankte wohl den besten Teil seines Wissens dem Unterricht in den Tempeln. Nebenbei will ich seine Kenntnis der Tetragramme oder magischen Quadrate erwähnen, deren sich auch die Qabalisten bedienen. Solon, welchem die Hierogrammaten mitteilten, daß der Weltteil Atlantis vor 9000 Jahren vom Meere verschlungen worden sei, dasselbe verschollene Land, das auch in verschiedenen neueren Werken wieder ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden ist, Solon und ebenso Lykurg gaben Gesetze nach ägyptischen Vorbildern. Auch Platos ist nicht zu vergessen, der mit Weisheit und Philosophie dieses Landes durch seine Reisen dahin wohl vertraut wurde.

In den ersten Jahrhunderten des Christentums ward Ägypten, und speziell Alexandria, noch einmal der Glanzpunkt in der Geschichte der Gelehrsamkeit mit dem Aufblühen des Neuplatonismus und des Gnostizimus; und daß auch die deutschen Mystiker zur Zeit des Wendepunkts unserer Kulturentwickelung durch diese Vermittelung aus der alten Quelle ägyptischer Weisheit schöpften, wird ebenfalls nicht bezweifelt werden können. Ganz besonders hatte Paracelsus vermutlich eine Gelegenheit, unmittelbare Unterweisung in diesen esoterischen Lehren während seiner Orientreise und seiner längeren Gefangenschaft bei einem Tartarenfürsten zu genießen. Seitdem nun aber die Sprachforschung der letzten hundert Jahre uns mehr und mehr auch die Schätze altindischer Weisheit erschlossen hat, finden wir selbst in dieser einige charakteristische Züge, welche eine Verwandtschaft mit der ägyptischen Seelenlehre nicht wohl verkennen lassen; so die Anschauung einer Aufwärtsentwickelung der Lebewesen von den niedrigsten Gestaltungen durch unzählige Verkörperungen bis zum Menschen und zum Gotte, ferner die daran anknüpfende Lehre der Seelenwanderung und nicht minder die Einteilung des menschlichen Wesens in verschiedene Grundteile, deren Zahl allerdings je nach den verschiedenen Zeiten und Anschauungen verändert gerechnet wurde.

Ob nun vielleicht auch die Indier aus der ägyptischen Quelle esoterische Weisheit geschöpft haben und wann? Ob in frühester Zeit oder etwa erst um 1300 vor Chr., wo die Handelsverbindung beider Länder ihren Anfang genommen haben dürfte? Darüber läßt sich Bestimmtes nicht sagen. Soviel dürfte gewiß sein, daß die brahminischen Weisen einen großen Teil der ägyptischen Priesterweisheit bis zum heutigen Tage besitzen, wo es denjenigen Forschern des Westens, welche nach denselben begehren, allmählich mehr gelingt, in deren Wesen einzudringen. Freilich aber standen wohl nicht ohne Grund auf dem Standbilde der Göttin Neith zu Sais, welche die Hüterin der Geheimnisse war, die Worte geschrieben:

„Keiner lüftet jemals meinen Schleier".




Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Unsterblichkeit.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen!"
So singt der Dichter. — Und dies Dichterwort,
Es ist ein wahres, echtes Gotteswort,
Das seinen Weg zum Menschenherzen findet
Und ihm des Geist's Unsterblichkeit verkündet. —
Wenn wir's erfassen, könnten wir dann glauben,
Daß, wenn der Leib Ruine einst geworden,
Der Menschenleib zu Staub und Asche ward,
Mit ihm der Geist auch tod und der Vernichtung
Anheim gefallen sei?

Es lehren uns Natur und Wissenschaft,
Daß nichts vergeht, was einmal ward erschaffen;
Die Form nur ändert sich, das inn're Wesen
Bleibt wie es ist, und wie es stets gewesen.
Und wie des Menschen ird'sche Hülle
Die Form nur wechselt, aber nicht vergeht,
So auch der Geist. —

Wo nichts vergeht, kann auch der Geist nicht sterben,
Er kann, er wird, er muß ein ew'ges Leben erben;
Und wenn Millionen Jahre auch vergehn,
Der Geist, des Lebens Leben kann nicht untergehn.

Friedrich Gerhard.

Hellsehen.

Der verstorbene Professor A. De Morgan, ein brühmter Mathematiker und Logiker, erzählt in einem Briefe an einen Freund nachstehenden Vorfall, welcher als typisch gelten kann und der seiner Zeit in der englischen Presse mehrfach besprochen wurde. Er schreibt:

Mein lieber Heald! .... Da ich gerade von eigentümlichen Kräften rede, sagen Sie mir doch, was Sie von folgender Geschichte halten. Sie übertrifft alles, was ich noch erlebt habe.

Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, den Mesmerismus kennen zu lernen, und ich habe ihn sogar selbst schon bei anderen angewandt, um Schmerzen zu beseitigen, gegen die man vergeblich viele Medizinen gebraucht hatte und welche dann bloß durch Mesmerismus — von dem Augenblicke an, da er angewendet wurde — ohne jegliche Medizin gehoben wurden. Ich zweifle an den heilkräftigen Wirkungen dieses Mittels ebenso wenig, wie man Dinge bezweifelt, welche man Jahre hindurch fortwährend vor Augen hat. Doch hierum handelt es sich in diesem Falle nicht.

Ich habe schon oft von dem sogenannten „Hellsehen" gehört, ja ich habe sogar von meinen eigenen Familien-Angehörigen die Versicherung erhalten, daß dergleichen ihnen selbst vorgekommen sei; da ich jedoch keine direkte, persönliche Erfahrung dieser Art hatte, so glaubte ich diese Thatsache nicht zugeben zu können, bis ich sie selbst erlebte.

Eines Abends war ich in einem etwa eine (engl.) Meile von meiner eigenen Wohnung entfernt gelegenen Hause (in welches meine Frau bis zu jener Zeit noch niemals gekommen war) zu Tische geladen. Ich verließ die Gesellschaft ungefähr um $10^1/_2$ Uhr und kam um $^3/_4 11$ Uhr in meiner Wohnung an. Als ich in das Zimmer trat, empfing mich meine Frau mit den Worten: „Wir haben dich beobachtet," und erzählte mir dann, daß sie ein kleines Mädchen mesmerisiert habe, und daß dieses Kind in hellsehenden Zustand übergegangen sei. Sie hatte dieses Mädchen früher gegen epileptische Anfälle mesmerisch behandelt und völlig geheilt entlassen; schon damals hatte dasselbe öfter Beweise von Hellsehen gegeben, die mir erzählt worden waren. Während nun das Kind sich in magnetischem Schlafe befand, war ihr aufgetragen worden, mir nach dem Hause, in welchem ich mich befände, und das ihr nach Straße und Nummer aufgegeben wurde, nachzugehen. Als die Mutter des Mädchens den Namen der Straße nennen hörte, äußerte sie: „Dorthin wird sie den Weg nicht finden; sie war noch nie so weit von Camden Town fort". Dennoch gelangte das Mädchen im Augenblicke dorthin: „Klopfe an die Hausthür," sagte meine Frau. — „„Ich kann nicht — erwiderte das Kind — wir müssen durch ein Gartenthor hineingehen."" (Das Haus steht, für London etwas ganz Außergewöhnliches, in einem Garten, wovon aber meine Frau nichts wußte.) Nachdem sie dann das Kind veranlaßt hatte, einzutreten und an die Hausthür zu klopfen,[1]) sagte die Kleine, sie höre Stimmen im obern Stockwerke, und als man sie hinaufgehen hieß, rief sie aus: „„Welch sonderbares Haus! es hat drei Thüren"", wie sie sich ausdrückte. (Dies war auch richtig, ist aber nur in sehr großen Häusern üblich.) Man hieß sie nun in das Zimmer gehen, aus welchem die Stimmen kämen; darauf sagte sie: „„Nun sehe ich Herrn De Morgan, er hat aber einen hübschen Rock an, nicht den langen Rock, den er hier trägt; er spricht mit einem andern alten Herrn, und es ist auch noch ein anderer alter Herr zugegen, und es sind auch Damen da."" Diese Beschreibung der Gesellschaft war richtig mit der Abweichung etwa, daß der andere Herr nicht besonders alt war. „„Und nun — fuhr sie fort — ist eine Dame zu ihnen herangetreten und fängt mit Herrn De Morgan ein Gespräch an, und der alte Herr und Herr De Morgan zeigen jetzt auf Sie, und der alte Herr sieht mich an."" Es traf wirklich zu, daß ich um die Zeit, wenige Minuten nach 10 Uhr, mit dem Herrn, bei welchem ich zu Gaste war, über Mesmerismus sprach, und als ich ihm erzählte, wie meine Frau das kleine Mädchen behandle, oder vielmehr mir mitteilte, daß sie dasselbe behandle, da sagte er: „O, das muß meine Frau auch hören!" und er rief sie herbei, worauf diese aufstand und in der beschriebenen Weise zu uns herkam.

[1]) Es ist vielleicht nicht allen Lesern bekannt, daß man in England keine Hausglocken hat, sondern daß statt dessen an jeder Hausthür ein eiserner Klopfer angebracht ist, mit welchem man gegen die Thür hämmert, wenn man hineingelassen zu werden wünscht; und zwar klopfen Dienstboten einmal, der Postbote zweimal und Herrschaften dreimal. (Der Herausgeber.)

Das Mädchen fuhr nun fort das Zimmer zu beschreiben. Es gab an, daß sich in demselben zwei Pianinos befänden. Es war nämlich eines dort und ein Wandschrank mit einem Aufsatz, welchen das 12jährige Kind einer armen Tagelöhnersfrau wohl für ein Pianino halten konnte. Ferner gab sie an, daß dort zweierlei Vorhänge, rote und weiße, seien, und daß diese auf eine eigentümliche Art drappiert seien (alles buchstäblich wahr), sowie daß auf dem Tische Wein, Wasser und Bisquit ständen. Da meine Frau nun wußte, daß wir um ½7 Uhr gespeist hatten, und sie es für unmöglich hielt, daß irgend etwas anderes als Kaffee auf dem Tische stehen sollte, sagte sie: „Du meinst wohl Kaffee?" Das Mädchen aber blieb dabei: „„Wein und Bisquit."" Da meine Frau aber der Überzeugung war, es müsse doch Kaffee sein, so machte sie alle möglichen Versuche, das Kind zu überreden, und es zu veranlassen „Kaffee" zu sagen. Nichtsdestoweniger verharrte das Mädchen bei seiner Behauptung, es sei „„Wein, Wasser und Bisquit"", was auch vollkommen richtig war, denn auf dem Tische stand nicht einmal, was man gewöhnlich in der Gesellschaft unter der Bezeichnung „Wein und Bisquit" versteht, womit man also bestrichene Brötchen, Kuchen u. dergl. mehr meint, sondern es war wirklich nur Wein, Wasser und Bisquit.

Dieser ganze Vorfall hatte sich etwa bis 20 Minuten nach 10 Uhr hingezogen und wurde mir schon um ¾11 Uhr erzählt. Als ich merkte, welche Art von Geschichte ich zu hören bekommen sollte, sagte ich nichts als: „Teile mir alles mit, was du weißt, ich will dich nicht unterbrechen"; und ich kann Sie versichern, daß ich mich wohl gehütet habe, während der ganzen Erzählung auch nur eine einzige Silbe zu äußern. Als beispielsweise der Zwischenfall mit dem Wein, Wasser und Bisquit an die Reihe kam, sagte mir meine Frau, welche noch immer fest überzeugt war, daß es Kaffee gewesen sein müsse, wie fest das Kind bei seiner Aussage geblieben sei, äußerte sich eingehend über diesen „Mißgriff" und führte mehrere Beispiele von ähnlichen Fällen an, in welchen Hellsehende alles, mit Ausnahme eines einzigen Dinges, richtig gesehen hätten. Alles das hörte ich ohne jede Unterbrechung an. Daß aber dies alles, so wie es mir etwa 20 Minuten nach 10 Uhr begegnet war, so wie hier beschrieben, um ¾11 Uhr erzählt wurde, kann ich beschwören. Was die Vorhänge betrifft, so habe ich mich am folgenden Tage von der Richtigkeit der Aussage überzeugt, denn ich hatte sie zuvor nicht beachtet. Als meine Frau das betreffende Zimmer sah, bemerkte sie sogleich eine Thüre, welche sie in ihrer Erzählung vergessen, die das Kind aber richtig beschrieben hatte.

Alles dies ist kein Geheimnis; Sie können es nach Gutdünken jedermann erzählen und auch meinen Namen nennen. — Aber was halten Sie von der Sache? Sollte hier etwa auch die unfehlbare Theorie eines „zufälligen" Zusammentreffens als Erklärung ausreichen? Es giebt in der That Leute, welche sich einreden, daß all diese Einzelheiten, die Lage des Hauses im Garten, die Anzahl der Thüren auf dem Treppenabsatze, die zwei Herren außer mir, die Damen, die roten und weißen Vorhänge und deren eigentümliche Drappierung, die zwei sogenannten Pianinos, die Dame, welche zu mir und dem alten Herrn hintrat, während wir getrennt von der übrigen Gesellschaft standen, die Servierung von Wein, Wasser und Bisquits, die Richtigkeit des Ganzen und der Mangel jeder falschen Angabe, daß all diese Dinge selbstverständlicher Zufall sind, wenn die 12jährige Tochter einer armen Tagelöhnersfrau es versucht, einer Dame eingehend die Umgebung zu beschreiben, in welcher ihr Mann sich befindet, wenn er in einem Hause zu Gaste ist, in dem keine von den beiden jemals gewesen war. Ich habe seitdem verschiedene Dinge gesehen und noch mehr gehört; aber dies ist meine hauptsächlichste persönliche Erfahrung dieser Art.

Ihr aufrichtig ergebener

A. De Morgan.

Zu diesem Briefe bemerkt der Herausgeber des „Spectator", der bedeutendsten und ältesten englischen Wochenschrift, folgendes:

Der Gewährsmann für den vorliegenden Fall ist unanfechtbar, und die Thatsachen können durch „zufälliges Zusammentreffen" nicht erklärt werden. Sind aber solche Dinge möglich, so ist es ohne alle Frage sehr verständig, die Bedingungen zu erforschen, unter welchen sie vorkommen können. Und ein Hauptgrund, warum wir für den verstorbenen Professor De Morgan eine warme Verehrung hegen, liegt darin, daß sein echt wissenschaftlicher Geist so durchaus frei war von dem ängstlichen Haften an dem Herkömmlichen, und daß er den Mut hatte, irgend einer neuen Kategorie von Thatsachen nicht als etwas a priori Unmöglichem auszuweichen, wie schwer dieselben auch mit den alten Formeln und bekannten Gesetzen zu vereinbaren sein mochten.

W. F. B.

Hypnogene Narkotika.

In meinem Artikel über „Hypnotisches Hellsehen"[1] und einer „Kürzeren Bemerkung"[2] habe ich zuerst den Gedanken ausgesprochen, daß die Hexensalben und magischen Räucherungen als hypnogene Mittel zu betrachten sind, eine Ansicht, welcher auch Herr Geßmann beistimmt.[3] Gleichzeitig gab ich in den genannten Artikeln eine Reihe von Vorschriften zur Bereitung derartiger Salben und Räucherungen. Da es nun für Ärzte von Wert sein dürfte, möglichst viele diesbezügliche Vorschriften zu sammeln, so werde ich hier die hypnogenen Mittel angeben, welche Porta in seiner Magia naturalis anführt[4]; außerdem mögen hierzu aus noch zwei andern magischen Schriften eine Anzahl Räucherungen mitgeteilt werden.

Porta benutzte als Arzt seine „Hypnotica" genannten Mittel sowohl als Anästhetika wie auch zur Hervorrufung der Hypnose.[5] Als erstes „Hypnotikon" benutzte er eine Drachme Tollkirschen- oder Stechapfelrinde in Wein. Auch destillierte er auf nicht näher bezeichnete Weise ein Wasser aus diesen Pflanzen, mit welchem er bei innerlichem Gebrauche einen seiner Freunde in eine vier Tage anhaltende Betäubung versetzte, die ohne gesundheitlichen Schaden verlief. Auch verfertigte er einen der im 16. Jahrhundert so gebräuchlichen „Bisamknöpfe" zu genannten Zwecken aus Opium, Mandragora, Schierlingssaft, Bilsenkrautsamen und Moschus. Ferner destillierte er aus den genannten Narkoticis auf leider nicht angegebene Weise ein Wasser, welches in einem Bleigefäß bewahrt und an die Nase gebracht sofort einschläferte und nach dem Erwachen keine übeln Nachwehen hinterließ. Diese Mittel scheinen — wie gesagt — sowohl Anästhetika als Hypnotika gewesen zu sein.

Reine Hypnotika, welche die in dem in der Anmerkung zitierten Artikel genannten Zustände hervorriefen und „einen Menschen ohne Schaden

[1] Februarheft der „Sphinx" 1886, I 2, S. 130 ff.
[2] Märzheft der „Sphinx" 1886, I 3, S. 220.
[3] Geßmann: Magnetismus und Hypnotismus, Wien 1887, S. 109.
[4] Vergl. meine Bemerkung „Hypnotismus im 16. Jahrhundert", Oktoberheft 1887, IV 21, S. 286.
[5] Diese und die folgenden Vorschriften sind dem ersten und zweiten Kapitel des achten Buches der Magia naturalis Portas entnommen.

für seine Gesundheit einen Tag lang verrückt machten," waren die folgenden: Er ließ Mandragorawurzel mit Most vergären und gab den Wein nach zweimonatlichem Lagern. Der Trank machte für einen Tag den Tinker willenlos, und Porta sagt von dem Schauspiel: „multumque fuerit voluptuosum videre.“ Angeblich soll dieses Gebräu unschädlich gewesen sein. Einen gleichen Trank bereitete Porta aus Stechapfelsamen, welcher eine Nacht in Wein mazeriert worden war. Diese Dosis des Trankes war eine Drachme. Von einer Drachme trockener Tollkirschenwurzel sagt unser Autor: „quod homines dementat innoxie, ut nil jucundius sit tale spectaculum videre.“ Diese Wurzel und eine Essenz aus Mandragora, Stechapfel, Tollkirsche und Bilsenkraut, mit welcher Scheitel, Herzgrube und Gelenke eingerieben wurden, waren die Lieblingsmittel Portas bei seinen Experimenten.

Außer den von mir bereits mitgeteilten, führt Agrippa[1]) eine Reihe von Räucherungen an, welche sich durch die Beimischung von Blut und tierischen Stoffen als recht eigentliche Materialisationsräucherungen charakterisieren nach dem uralten nekromantischen Grundsatz, daß eben diese Stoffe zur Zitation resp. Formannahme menschlicher oder kosmischer Geister durchaus nötig seien.

Da diese Räucherungen nach den Planeten geordnet sind, erhellt, daß sie bei der Zitation kosmischer Geister — um auf die hier zu Grunde liegenden Anschauungen einzugehen — Verwendung fanden, denn bekanntlich teilte man in den mittelalterlichen Zauberbüchern, auf die ich in einer besonderen Studie zurückkommen werde, den Planeten gewisse Dämonenscharen zu. Agrippa sagt:

„Für die Sonne bereiten wir eine Räucherung aus Saffran, Ambra, Moschus, Aloeholz, Balsamholz, Lorbeeren, Gewürznelken, Myrrhen und Weihrauch. Dies Pulver wird sodann mit Adlergehirn oder dem Blute eines weißen Hahnes gemengt und Pillen oder Zeltchen daraus geformt."

„Für den Mond bereiten wir eine Räucherung aus dem Kopfe eines gedörrten Frosches, den Augen eines Stieres und dem Samen des weißen Mohnes mit Weihrauch und Kampfer, die mit Gänseblut vermengt werden."

„Für den Saturn nimmt man Samen des schwarzen Mohnes, Bilsenkrautsamen, Alraunwurzeln, Magnetstein und Myrrhen, die man mit dem Gehirn eines Katers oder Fledermausblut vermischt."

„Für den Jupiter nimmt man Eschensamen, Aloeholz, Storax, Benzoe, Lasurstein, Spitzen von Pfauenfedern. Dazu kommt Storch- oder Schwalbenblut oder Hirschgehirn."

„Für den Mars nehmen wir Wolfsmilch, Bdellium, Ammoniak (das Gummi), die Wurzeln von beiden Nießwurzgattungen, Magnetstein und ein wenig Schwefel. Alles wird mit Rabenblut, Menschenhirn und dem Hirn eines schwarzen Katers vermengt."

„Für die Venus bereiten wir ein Rauchwerk aus Moschus, Ambra, Aloeholz, roten Rosen und roten Korallen, welche Ingredienzen man mit Sperlingshirn und Taubenblut vermengt."

„Für den Merkur bereitet man eine Räucherung aus Mastix, Weihrauch, Gewürznelken, Fünffingerkraut und Achat, wozu noch Fuchs- oder Wieselgehirn und Elsterblut kommt."

[1]) Occulta Philosophia I, Cap. 34.

Noch erwähnen wir, daß im „Heptameron" des Petrus von Abano (1250—1316) die Anweisung gegeben wird, die den Tagesplaneten der Woche unterthänigen „Luftgeister" zu zitieren. Bei diesen Zitationen wurden folgende Rauchwerke angewendet: am Sonntag rotes Sandelholz, am Montag Aloe, am Dienstag Pfeffer, am Mittwoch Mastix, am Donnerstag Saffran, am Freitag Kostwurz, am Sonnabend Schwefel.

Da sowohl die Zauberbücher selbst als auch die verschiedenen geschichtlichen Berichte, wie z. B. der Benvenuto Cellinis, eine zu bestimmte Sprache über den Erfolg derartiger Operationen führen, so dürfte es eine Aufgabe der modernen transscendentalen Forschung sein, zu ergründen, ob und wie weit subjektive oder objektive übersinnliche Wahrnehmungen durch derartige Räucherungen, Salben und Droguen überhaupt zu erzielen sind.[1]) Bemerkt sei, daß es im „Heptameron" heißt: „Wenn alles nach Vorschrift bereitet ist, werden zahllose Gestalten der verschiedensten Art erscheinen, welche Pauken schlagen und verschiedene Musikinstrumente spielen, um die Gefährten des Meisters, gegen den sie selbst nichts vermögen, aus dem Kreise zu verscheuchen. Man wird sodann eine Menge Bogenschützen und schreckliche Tiere erblicken, die sich gebärden, als wollten sie die Gefährten verschlingen" — Damit vergleiche man die Erzählung Cellinis von der Geisterbeschwörung im Kolosseum.

Carl Kiesewetter.

Der Hypnotismus in Indien.

Es wird vielleicht unsere Leser interessieren, einmal etwas Näheres aus dem seltsamen Lebenslaufe des Mesmeristen Grigorowitsch zu erfahren, der seit einiger Zeit mit seiner Hypnotischen Klinik in Berlin so vielfach Aufsehen erregt. Es scheint in diesem Herrn ein ähnlicher Trieb zum rastlosen Umherwandern zu stecken, wie einst in Philipp Aureolus Bombast von Hohenheim (genannt: Theophrastus Paracelsus), dem medizinischen Reformator, welcher am Anfange der neueren Zeit die deutsch-redenden Länder durch seine mesmerischen und sonstigen Kuren in Erstaunen setzte. Wie dieser, so reist auch Grigorowitsch überall hin, wo man seiner bedarf; nur ist freilich solch' leichtfüßiges Reisen heutzutage besser zu bewerkstelligen als im 16. Jahrhundert. Ebenso wie Paracelsus ist auch Grigorowitsch nach dem fernen Orient gezogen, um sich das Wissen und Können der dortigen Weisen anzueignen und es nachher zu Nutz und Frommen unserer Landsleute zu verwerten.

Josef von Grigorowitsch[1]) wurde als Sohn eines höheren Offiziers zu Moskau geboren und von seinem Vater, der sieben ältere Söhne

[1]) Ich will hier einen verbreiteten Irrtum berichtigen, daß das Johanniskraut eine vorzügliche Materialisationsräucherung sei, während es doch allgemein Fuga Daemonum hieß. Nur eine einzige von mir in der „Sphinx" I 3, S. 220 mitgeteilte, mir zweifelhaft erscheinende Vorschrift nennt es als solche.

[2]) Herr Grigorowitsch wäre in Deutschland berechtigt, seinem Namen das ritterliche „von" beizufügen; da man aber dieses Wort in Rußland nicht zu führen pflegt, so sieht er auch hier davon ab. (Der Herausgeber.)

durch den Tod verloren hatte, für die Kirche bestimmt. In Riga, wohin sein Vater versetzt wurde, besuchte er das Gymnasium und studierte später Medizin auf der alten deutschen Universität Dorpat in Livland, da er sehr entschieden die Heilkunde dem geistlichen Studium vorzog.

Schon als Knabe machte er die Entdeckung, daß in seinen Augen eine besondere Kraft liegen müsse. Schulkameraden und Spielgefährten thaten oft, fast gegen ihren Willen, was er wünschte, wenn er seine Augen intensiv auf sie richtete, die Dienerschaft zwang er dadurch zum Gehorsam, ja sogar der Lehrer ließ den schon zur Züchtigung erhobenen Arm wieder sinken und kein Schlag traf den Knaben, der niemals bat oder weinte, sondern nur erblaßt im Schreck die Augen auf ihn richtete. — Der Vater, der den letzten seiner Söhne mit großer Zärtlichkeit liebte, ließ ihm in allem seinen freien Willen, so daß er nicht nur eine sehr glückliche Jugendzeit verlebte, sondern auch seinem Hange zur Träumerei und Mystik ungestört folgen konnte. Bücher, die dem Knaben in die Hände fielen, erweckten und befestigten in ihm die Neigung zu erforschen, was hinter dem scheinbaren Wesen der Dinge als das Wirkende und Wirkliche verborgen liege. Eine schwärmerische Liebe zur Natur verband sich in ihm mit der Sehnsucht, fremde Länder zu sehen, und vor allem zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Wunderlande Indien. Dort, wo die Natur noch rein und unverfälscht zu ihren Kindern redet, hoffte er die Lösung des großen Rätsels — Mensch — zu finden, über welches ihm die europäische Wissenschaft nur so ungenügenden Aufschluß geben konnte. So verließ er Freunde, Heimat und Studium, verließ den alten Vater, dem das Herz fast brach darüber, und zog hinaus nach Indien.

Sieben Jahre reiste er im Osten, hielt sich im Kaukasus und in der Türkei auf, blieb über ein Jahr in Persien, lernte Sprachen, Sitten und Gebräuche der Bewohner kennen, erlangte große Gunst beim Schach, der ihn u. a. mit dem Sonnen- und Löwenorden dekorierte und ihn für immer um sich zu sehen wünschte; und während der reichen Erlebnisse dieser bewegten Jahre fand er — wenn auch freilich nicht den Urgrund aller Dinge — so doch manches Geheimnis, welches unserer Rasse in den Fluten der Civilisation verloren ging.

In Indien, wo der Priester zugleich der Arzt ist, erwarb er sich im Umgange mit gelehrten Yogis deren medizinische Kenntnisse und legte dort den Grund zu dem Berufe, dem er sein Leben zu weihen beschlossen hatte, der Heilkunst. Über die schon oft erwähnte religiöse Ausübung dieser indischen Heiligen, daß sie sich auf längere Zeit lebendig begraben lassen,[1]) macht Herr Grigorowitsch uns folgende Mitteilung:

---

[1]) Vergl. hierzu James Braid: Observations on Trance or human hybernation (Edinburg 1850) übersetzt wiedergegeben in Professor Wilhelm Preyer: Der Hypnotismus (bei Gebr. Paetel, Berlin 1882, S. 41 ff.). Neuerdings ist besonders zu erwähnen Dr. Du Prels Abhandlung: Lebendig begrabene Fakire in „Über Land und Meer" 1885, Nr. 47, S. 1034. Dort finden sich auch die weiteren wissenschaftlichen Belege für diese merkwürdige Thatsache angegeben.



„Als ich damals in Indien reiste, vergaß ich die Heimat und Europa ganz. Deutschland existierte für mich damals nicht. Wäre ich als wissenschaftlicher Forscher zu diesen Leuten gekommen und hätten sie die geringste Absicht dieser Art bei mir bemerkt, sie hätten mir sorgfältig verborgen, was sie bei meiner Jugend aus Unbefangenheit weniger ängstlich vor mir behüteten. Hätte ich freilich damals geahnt, daß das, was ich hörte und sah, jemals für einen anderen als für mich selbst Wert haben könnte, so hätte ich Namen, Orte und Daten genau notiert, das Grab gemessen u. s. w. So aber ist das Einzige, was ich über einen Fall, welcher mir vorgekommen ist,[2]) heute noch anzugeben vermag, daß das Grab bei der Villa oder dem Palaste des Fürsten Radjah Bei etwa drei Meilen von Singapore liegt, daß das Begraben des Fakirs, der einer der ärmsten war, etwa im Juni 1879 stattfand und seine Auferstehung im September desselben Jahres. Er schläferte sich selbst ein, indem er seinen Blick auf seine Nasenspitze heftete. Dieser Fakir hatte im Volksmunde einen Ehrennamen, der auf deutsch etwa „Wolfsauge" bedeutet.

Es liegt auf der Hand, daß die Fakire nicht gleich beim ersten Versuch dieser Art auf einige Wochen sich in den dazu nötigen Zustand der Hypnose versetzen können. Ein solcher Yogi oder „Fakir" fängt seine Probe erst mit einigen Stunden an, dehnt dieselbe dann auf Wochen aus u. s. w. Als Vorbereitung hierzu genießt der Yogi gewisse, in besonderer Art kräftigende Speisen, „Esir" genannt, was mir ein arabisches Wort zu sein scheint. Diese Esirspeisen bestehen aus aromatischen Kräutern, welche dem Körper eine große Ausdauer und Festigkeit geben Solcher Kräuter giebt es im Orient sehr viele Arten; jeder Europäer, welcher Asien bereist, kann solche Kräuter leicht zu sehen und zu schmecken bekommen. In Indien ist die Natur unendlich viel reicher und kleidet die Erde mit kräftigeren Pflanzenarten als im armseligen Europa. Aber auch dort allein kommt das, was wir jetzt Mesmerismus oder Hypnotismus nennen, zu seiner richtigen Geltung.

Der Eingeweihte verrichtet damit anscheinend die größten Wunder; jedoch vermag dies nur der eigentliche, heilige Fakir. Diese wirken heute noch in Indien gerade so wie es ihre Vorfahren dort vor tausenden von Jahren und ebenso auch schon die Priester im ältesten Ägypten thaten.

Als ich am 25 Mai d. J. in Breslau mit Herrn Professor Haidenhain eine Unterredung hatte, erzählte ich ihm, was ich an erstaunlichen Leistungen dieser Art erlebt und mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Darauf erwiderte derselbe mir, die Indier seien die größten Betrüger der Welt, sie betrögen ihre eigenen Leute, am meisten aber die Europäer. Nun kann ich jedoch mit meinem eigenen Leben Zeugnis dafür ablegen, daß das nicht der Fall ist; denn alles, was ich nach ihrer Anleitung gethan habe, ist mir gelungen. Vor wenigen Jahren noch hat jeder in Europa über Mesmerismus und Hypnotismus gelacht und gespottet, jetzt aber ist man doch gezwungen, daran zu glauben. In Indien nun ist die Handhabung dieser Naturkraft eine ungleich wirksamere als hier, weil man dies als eine heilige Sache betrachtet und niemals, wie es hier geschieht, durch Scherze und Witze dem Gelächter preisgiebt. Dort beruht dieses Können auf einer heiligen Lehre, und man erkennt in demselben eine göttliche Urkraft. Nie anders als im strengsten Ernste bringt man dieselbe zur Anwendung, niemals zur müßigen Belustigung oder profanen Belehrung Neugieriger,

---

[2]) Über andere wunderbare, aber nicht durch Hypnotismus zu erklärende Vorgänge, welche Herr Grigorowitsch hat ausführen sehen, hat er uns gleichfalls Mitteilungen gemacht, und solche Thatsachen werden uns auch von anderer uns kompetenter Seite als unzweifelhafte Erlebnisse berichtet. Da indessen unsern Lesern die Vorkenntnisse fehlen werden, welche zur Einreihung solcher Thatsachen in das natürliche Walten der Kausalität erforderlich sind, so glauben wir diese Berichte nicht mitteilen zu sollen. Der Herausgeber.



sondern zu Heilzwecken und zum Segen der von Unkenntnis und Leiden erdrückten Menschheit."

Nach den uns von andern Seiten zugehenden Mitteilungen scheint es allerdings, daß Herr Grigorowitsch in ungewöhnlichem Grade diese natürliche Heilkraft besitzt, welche jedem lebenden Organismus, so lange er gesund und kräftig ist, in größerem oder geringerem Maße innewohnt; und es soll uns freuen, wenn es ihm noch recht lange möglich sein wird, diese seine Kraft zum Wohle seiner Mitmenschen zur Geltung zu bringen.

S. H.

Mantegazzas Indien.*)

Bei der Lektüre dieser Reisebeschreibung wurde ich zu wiederholten Malen an die Erlebnisse des bekannten Landschaftsmalers Eduard Hildebrandt erinnert, der in den Jahren 1863—1874 eine Reise um die Erde unternahm und dabei das Hauptgewicht auf den Besuch Südasiens legte. Nach seinen Tagebüchern gab Ernst Kossak in überaus anziehender Weise eine Beschreibung dieser Reise heraus, welche bald darauf in Buchform erschien. Zwar war der Zweck Hildebrandts auf seiner Reise ein rein künstlerischer, der Mantegazzas ein wissenschaftlicher, aber die Erfahrungen und Eindrücke beider stimmen in vielen Punkten überein. So sind die Bemerkungen beider über Land und Leute, das Klima und seine weitgehenden Einflüsse, die Sitten u. s. w. häufig dieselben. Für das Verständnis der großen geistigen Bewegung in Indien sind derartige Beobachtungen vielfach äußerst wertvoll; denn sie geben dem Leser ein Bild, das ihm den Besuch Indiens und die eigene Erfahrung einigermaßen ersetzt.

Abgesehen davon enthält das Buch eine interessante ethnologische Untersuchung über die Zusammengehörigkeit der indischen Völker. Mantegazza weicht in vielen Stücken von der bisherigen Auffassung ab, die als wichtiges Kriterium für die Zusammengehörigkeit verschiedener Völker die Sprache derselben benutzte. Nicht die Sprache, sondern der Körperbau ist ihm ausschlaggebend. Daher ist ihm die Lehre von der indogermanischen gemeinsamen Abstammung eine ethnologische Mythe; „der philologische Ursprung einer Sprache giebt uns noch nicht die genealogische Abstammung von Völkern". Nach seiner Meinung haben die Arier den Europäern viel mehr Wörter, Künste, Gewerbe und Religionen als Teile von ihrem Blute gegeben. Ähnliche Ansichten hat er über die Dravidas, die den Ariern vorangegangene indische Urbevölkerung, die nach ihm nicht ein zersplittertes Ganze, sondern eine Masse von einzelnen Völkern, die sich teilweise schon vereinigt haben, darstellen. Im Anschluß hieran beschreibt er ausführlich den Körperbau, die Lebensweise, das Temperament, die Kleidung der Hindus und ihre Litteratur, ihre Sitten und verweilt längere Zeit bei den eigentümlichen Gebräuchen, die bei der Verheiratung

*) Indien von Paul Mantegazza, übersetzt von H. Meister, Jena bei Hermann Costenoble, 1885.

angewandt werden. Äußerst anziehend ist die Beschreibung, welche er von der Krönung des Gaekwar von Baroda giebt, von der Pracht, dem Aufwand, der dabei getrieben wurde, den Schätzen, welche die anwesenden Fürsten und Großen an ihrer Kleidung zur Schau trugen, und dem eigentümlichen Geschmack, der bei der Auswahl und Anordnung der Festlichkeiten sich zeigt, aber von dem unseren recht bedeutend abweicht. Interessant sind ferner die Angaben über die so viel verherrlichten indischen Bajaderen, die außer ihren Augen jedoch wenig besitzen, was eines Europäers Herz zu fesseln vermöchte. Alles in allem, ein interessantes, inhaltreiches Buch, das Belehrung in angenehmer Form bietet.

H. Btz.

Therapeutische Verwertung der Hypnose in der Schweiz.

Das Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte (Nr. 16, 1887) teilt mit, daß in der Irrenanstalt „Burghölzli" bei Zürich seit dem 20. März dieses Jahres Versuche angestellt worden sind, den „Braidismus" (Hypnotismus) für die Therapie von Geisteskrankheiten zu verwerten. — Dr. Forel unterscheidet in seinem 41 Fälle umfassenden Bericht sieben Gruppen, bei denen er hypnotische Beeinflussung versuchte:

1. Geistig Gesunde (3 Fälle);
2. Intoxikationen des Zentralnevensystems (6 Fälle);
3. Intermissionen und Remissionen von Psychosen (4 Fälle);
4. Hysteria gravis (2 Fälle);
5. Angeborene Psychosen (3 Fälle);
6. Chronische, zum Teil unheilbare Psychosen (14 Fälle);
7. Akute Psychosen (9 Fälle).

Bei diesen 41 Personen mißlang die Hypnose nur 14mal vollständig, 27 Personen wurden beeinflußt, ohne daß sich üble Nachwirkungen des Hypnotismus zeigten. Besonders bemerkenswert sind die Erfolge Forels bei Alkoholikern. Er behandelte 5 Alkoholiker, von denen 4 bereits das Dilirium tremens überstanden hatten, durch täglich wiederholte Hypnosen, in denen er den Patienten energische Vorstellungen über ihre Handlungsweise machte und Abscheu vor geistigen Getränken einzuflößen suchte. 4 Kranke besserten sich wirklich und traten, sobald sie in Freiheit gesetzt waren, in den Mäßigkeitsverein; einer von ihnen wurde zugleich durch Hypnose von Eifersucht befreit. Der 5., welcher noch aus der Behandlung nicht entlassen ist, befindet sich auf dem Wege der Besserung. — Auf gleiche Weise gelang es, einen Arzt, der seit Jahren Morphinist war und bereits zweimal an Manie litt, in 6 Wochen herzustellen und nach dieser Zeit zu entlassen. Zunahme der Ernährung, Schlaf ohne Morphium und Beseitigung einer lästigen Trigeniums-Neuralgie waren Erfolge, die neben der gänzlichen Entwöhnung von Morphium erzielt wurden. Die übrigen mehr für Fachmänner interessanten Fälle möge man im Korrespondenzblatt selbst nachlesen. Damit ist wohl in den deutsch redenden Ländern der erste Anstoß gegeben für eine allge-

meinere therapeutische Verwendung und ein ernsteres Studium des Hypnotismus, als man ihn bei uns — im Gegensatz zu den auf diesem Gebiete so thätigen Franzosen — in den letzten Jahren zu teil werden ließ, ein Fortschritt, den wir freudig begrüßen dürfen. — **von Nosting.**

Zur Theorie der Hypnose.

Unter diesem Titel hat Herr Alexander Wernicke in Braunschweig in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" eine „Theorie" dargestellt[1]), aber eine sehr ungenügende und unvollständige. — Der Verfasser ist offenbar mit den Thatsachen der übersinnlichen Gedanken-Übertragung noch nicht bekannt, hat die grundlegenden Arbeiten der Londoner Society for Psychical Research (4 Bände Proceedings und 2 Bände Phantasms of the Living) noch nicht studiert und steht noch auf dem längst exakt-wissenschaftlich überwundenen Standpunkt, welchen Professor Preyer vor 2 Jahren einnahm. Herr Wernicke glaubt die Unmöglichkeit der Suggestion mentale dadurch beweisen zu können, daß er (ein menschlicher Vogel Strauß) sich auf Personen beruft, welche keine Erfahrung und exakt-geschulte Übung in diesen Experimenten haben, anstatt sich an diejenigen Männer zu wenden, welche diese Versuche exakt auszuführen imstande sind und deren Namen ihm aus der „Sphinx" bekannt sind. Überdies liegt seiner Arbeit der alte logische Fehler zugrunde — der Versuch eines Nachweises des Nichtseins einer Thatsache! **W. H.**

Telepathie und die materialistische Tagespresse.

Als typisch für die thörichte Stellungnahme der gewöhnlichen Tagespresse gegenüber den überall und jederzeit vorkommenden Thatsachen der Telepathie,[2]) mag hier einmal folgende Mitteilung aus dem „Hamburger Fremdenblatt" (Nr. 197, vom 24. August 1887, 2. Beilage) angeführt werden:

O. G. in L. — Danken freundlich für Ihre Zusendung. Es ist in Ihrem Falle aber doch so, daß Sie in einer sehr stürmischen Nacht fortwährend an Ihren Vater auf der See denken und sich nun vorstellen, daß Ihr Vater Schiffbruch leiden könnte. Zufällig ist, daß Sie um 2 Uhr nachts träumen, und daß Sie träumen, das Schiff sei in zwei Teile gegangen — was auch eintrifft. Einen inneren organischen Zusammenhang zwischen Ihrem Traume und dem Schiffbruch können wir nicht entdecken.

Die Engländer haben ein sehr treffendes Sprichwort, welches sich hier in beschämendster Weise bestätigt: „Niemand ist so blind, wie der, welcher nicht sehen will!" **H. S.**

---

[1]) Derselbe hat auch einen Separatabdruck dieses Aufsatzes veranstaltet.

[2]) Vergl. hierzu die im Augustheft der „Sphinx" (IV, 20 S. 139 ff.) angezeigte Schrift Edmund Gurneys „Telepathie", sowie desselben öfter erwähntes 2bändiges Werk Phantasms of the Living.

Zweites Gesicht oder instinktives Vorgefühl.

Ein Korrespondent des englischen Blattes „Science Gossip" (Wissenschaftliche Unterhaltung) berichtet von einem Paar Schwänen, welche gerade ihr Nest am Ufer eines Teiches vollendet hatten und doch kurz darauf, als ob sie Gefahr voraussähen, sich daran machten, ihren Nestbau um zwei Fuß höher anzulegen. Am folgenden Tage trat ein heftiger Gewitterregen ein, durch den eine außergewöhnliche Steigung des Wassers veranlaßt wurde. Diese Flut würde zweifellos das Nest hinweggeschwemmt haben, wenn die Vögel nicht die Vorsicht gehabt hätten, sich gegen dieses Ereignis zu sichern. **Light,** 353.

Wahrträume.

Aus Wien erhielten wir unter dem 18. Februar d. J. nachfolgende Zuschrift, welche für sich selbst reden mag: —

„Sind auch Träume selbst in der folgenden Form keine Seltenheit, so sind vielleicht doch neue Bestätigungen erwünscht.

„Während eines Nachmittagsschläfchens träumte ich von einer Art Bodenraum, in welchem ich auf übereinander gestürzten Kisten stand, mich an einem hölzernen Schlotte haltend, dessen eine Thür offen. Die im Traume erkannte Feuersgefahr bewog mich zu einer Untersuchung des Inneren des Schlottes. Soweit der Traum. Thatsache ist, daß ich einige Minuten brauchte, mich aus demselben und dem Schlafe zu rütteln, daß ich deutlich die Thüre im Nebenraume sich öffnen hörte und meine eintretende Schwester erzählte, daß in einem gänzlich getrennten Raume, von welchem sie soeben zurückkehre, alles berußt sei, da eines der Kaminthürchen offen gestanden habe. — Von den beiden möglichen Erklärungsarten ist mir aus verschiedenen wichtigen Gründen die wahrscheinlichere die des gleichzeitigen Traumes mit der entdeckten Unannehmlichkeit; es ist jedoch nicht absolut ausgeschlossen, daß bei der bekannten Schnelligkeit der Träumeentwickelung im Momente des Erwachens sich obiges Traumbild formierte.

„Präziser war folgender Traum, der auf untrüglichem Hellsehen beruhte. Es war am 16. November v. J., als ich ohne genügende äußere Veranlassung 12 Uhr 25 Minuten nachts erwachte und im halbwachen Zustande folgendes Gesicht hatte, nach welchem ich spät erst den Schlaf wiederfand. Ich sah mich in einen entfernten Raum des Gebäudes versetzt, sah dessen Deckenkonstruktion und eine rote Glut — Im Aufstehen begriffen (6 Uhr morgens), wurde ich durch die Meldung eines „Feuers" an dieses Traumgebilde erinnert und begab mich auch direkt in das durch das Gesicht bezeichnete Gemach, in welchem ich durch die Bretterfugen jene Glut sah. Das Gebälke selbst war erst wenige Tage vorher verschalt und das Feuer hatte sich nur glimmend von einer Zimmerecke 2 Meter weit ausgebreitet, trotzdem die Luft sowohl von oben wie unten nahezu hermetisch abgehalten gewesen. Allen praktischen Erfahrungen

nach konnte vom Beginn dieses Schadensfeuers bis zu seiner Entdeckung der oben bezeichnete Zeitraum verflossen sein.

Wien V, Kettenbrückengasse 9. **Joh. L. Schuster.**"[1])

Hebbels Ansicht vom Sterben.[2])

„Gestern Abend beim zu Bett gehen hatt' ich ein Gefühl, wie es mir sein würde, wenn ich meinen Körper verlassen müßte. An diesen wohlgestalteten Leib fühlt der Mensch sich so mannigfach durch Leid und Freude, durch Bedürfnis und Gewohnheit gefesselt, an diesem Leib, mit ihm und durch ihm hat sich das, was er sein Ich nennt, entwickelt, dieser Leib ist es, der ihn durch die nach allen Seiten aufgeschlossenen Sinne so innig mit der Natur verwebt." — — — — — „Nun denke man sich den Tod; ein einziger Augenblick zerreißt alle diese Fäden und alles, was an sie geknüpft ist: das Auge erlischt, das Ohr wird verschlossen, der Leib sinkt abgenutzt ins Grab und die Elemente teilen sich in ihn. Indes soll das Ich, das nur durch den Leib ein Bild von sich, nur durch die Sinne ein Bild von der Welt hatte, in neue Sphären, von denen es keine Vorstellung hat, zu neuer Thätigkeit, die es nicht begreift, eintreten: als eine reine Kraft kann es nur unter Verhältnissen und Beziehungen zu andern Kräften, nur wenn es Widerstand findet, wirken. Eine unvollkommene Maschine ist kein Hindernis, sondern ein Bedingnis geistiger Thätigkeit, es giebt keine Vermittelung zwischen Gott und den Menschen, als das Fleisch; also ein neues, dem alten, verlassenen analoges Medium ist nötig, und (hier kann man schaudern vor dem Augenblick des Übergangs) es entsteht jedenfalls ein leerer, wüster Zwischenraum, der kurz sein mag, der aber ein völliger Stillstand des Lebens, wahrer Tod ist, und eine zweite Geburt, mithin die Wiederholung des größten Wunders der Schöpfung, notwendig macht. (Fragen: ist eine Wirksamkeit des Geistes ohne Körper möglich? Zur Antwort müßten Physiologie une Psychologie, in letzter Entwickelung, führen.)"

M. D.

Eliphas Levi.

Die Mysterien der Magie.

Unter diesem Titel hat Arthur Edward Waite einen Auszug aus den Schriften von Alphonse Louis Constant, alias Eliphas Levi

---

[1]) Der Einsender, ein junger Landwirt, ist einem unserer Mitarbeiter als eine Vertrauen erweckende Persönlichkeit bekannt, und seine Aufrichtigkeit wird uns auch von anderer gewichtiger Seite bestätigt. Einem anderen Privatbriefe des Herrn Schuster vom Orte dieses Erlebnisses, Schloß Janusevec in Kroatien, unmittelbar darauf am 18. November 1886 geschrieben, entnehmen wir noch weitere Einzelheiten über den Thatbestand des Feuers am Morgen des 16. November v. J., woraus hervorgeht, daß über dessen Entwickelung allerdings wohl etwa 6 Stunden vergangen sein konnten. (Der Herausgeber.)

[2]) Friedrich Hebbels Tagebücher, mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg, Bd. I Berlin 1885, Bd. II 1887. Bd. I S. 66 f.

herausgegeben.[1]) Dieses interessante Werk teilt sich, nach einem kurzen Lebensabriß Louis Constants und einer allgemeinen Kritik seiner Schriften, in vier Teile. Der erste behandelt religiöse und philosophische Probleme und Hypothesen oder die gesamte Weltanschauung des Verfassers. Der zweite begreift die wissenschaftlichen Theorien, welche Eliphas Levi dem Gesamtgebiete der Magie zu Grunde legt. Der dritte erklärt, zur Vorbereitung auf die praktische Ausübung der Magie, die Lehre und die Gesetze des Geisterreichs, die Geheimnisse der Qabalah, der Totenerweckung und schwarzen Magie. Der vierte endlich handelt von der praktischen Handhabung und Ausübung der Magie, eingehend auf die Probleme des Steines der Weisen, des Universal-Elixirs, der Astrologie, des hermetischen „Tarot" u. s. w. Hieran schließt sich ein Epilog und ein Anhang, der sich auf einige Experimente Eliphas Levis bezieht, und unter anderen die Heraufbeschwörung des Apollonius von Tyana und Spukerscheinungen in Paris beschreibt. — Das Buch giebt einen klaren Überblick der Richtung, die Eliphas Levi verfolgte, und ist bündig und verständlich geschrieben; es dürfte daher wohl für den größeren Teil der Leser zweckentsprechender sein, als die Originalschriften Louis Constants selbst, der sehr weitläufig und mitunter unverständlich ist, auch sich zuweilen in seinen Untersuchungen und Urteilen widerspricht und deswegen ein mühesameres Studium erfordert.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf den Inhalt und Wert der Werke Constants einzugegen; einige allgemeine Bemerkungen aber seien uns gestattet. Die übersinnlichen Geheimnisse der Natur und das Gesamtgebiet der Magie kann nicht leicht ein Mensch dem andern lehren, einerseits weil der Weg zur Kenntnis dieser Geheimnisse für jeden Menschen verschieden ist, und ein jeder in dieser Beziehung eine seiner eigenen individuellen Natur entsprechende Entwickelung durchmachen muß, andererseits weil und insoweit derjenige, welcher noch im Jagen und Treiben des äußeren materiellen Lebens befangen ist, nicht auf der Höhe innerer Entwickelung steht, welche notwendig ist, um die Lehren des Weisen zu verstehen. Die erste Bedingung liegt daher in uns selbst; wir müssen unseren Willen auf das Geistige richten, und streben, unsere Vorurteile und Leidenschaften nach und nach abzulegen. Unsere Seele muß ruhig sein für den Empfang der Lehren, denn nur in der reinen ruhigen Quelle spiegelt sich das Licht als vollkommenes Bild klar wieder; jede Erregung trübt seinen Schein. Für den, der zur Erkenntnis jener verborgenen Wahrheiten berufen ist und der sein Inneres zu ihrem Empfange vorbereitet hat, findet sich, sobald er die nötige Reife erlangt, ganz von selbst ein Lehrer und Führer zu weiterem Fortschritte. Auch wird er manches dann in Schriften verstehen lernen, was ihm zuvor nur dunkel und unverständlich geschienen. Es ist daher aber in den Werken Constants ein erschöpfender Unterricht, eine vollständige Anwei-

[1]) The mysteries of magic, a digest of the writings of Éliphas Lévi. London bei George Redway 1886,

sung für magisches Wirken nicht für jeden zu finden, indes liegt der Grund einer Enttäuschung des Lesers nur in diesem selbst.

Wenn Eliphas Levi nun die Magie die höchste und erste Wissenschaft nennt und sagt, daß auf ihren Besitz das ganze Streben des Weisen gerichtet sein sollte, so können wir uns — wenigstens wenn man das Wort Magie im gewöhnlichen Sinne nimmt — hiermit nicht ganz einverstanden erklären. — Das erste und eigentliche Ziel des Weisen ist die Erweckung des geistigen Menschen in sich. Was hiermit gemeint ist, wird klarer werden, wenn wir bedenken, daß fast bei allen Menschen der Körper, also das Äußerlich-Physische, in ihrem geistig-materiellen Gesamtwesen vorherrscht, so daß sie von äußerlichen Mängeln und Einflüssen stets abhängig sind. Nur in wenigen Fällen von Ahnungen, Wahrträumen, Hellsehen und ähnlichen Erscheinungen bricht das Übersinnliche in ihnen für einen Augenblick hervor. In der Herbeiführung des umgekehrten Verhältnisses nun, in der vollständigen Herrschaft des Geistes über den Körper, im Prädominieren des Innern, Übersinnlichen, über das Äußere, Sinnlich-Materielle, besteht die erwähnte Erweckung des geistigen Menschen in uns; und das ist das Ziel, welches der Weise zu verfolgen hat. Bei jedem, der diesen Weg geht, werden sich magische Kräfte von selbst einstellen, allein das geschieht nur als notwendige Folge, und ist eher ein Hindernis für die geistige Entwickelung. Keiner aber, der *diese* erreicht hat, strebte nach Magie als Selbstzweck.

Wenn nun Eliphas Levi auch in dem Ziele, das ihm vorschwebte, einigermaßen irren mochte, und überdies seine Lehren manchem dunkel und unverständlich erscheinen werden, so sind ihm darum doch große Verdienste nicht abzusprechen. Einmal liegt ein solches in der edlen Erhabenheit seiner Philosophie der Moral, die uns lehrt, „die Freiheit der Wesen mit dem Zwange der Dinge" in harmonische Verbindung zu bringen und durch die Vereinigung der anscheinend einander entgegengesetzten Kräfte der Materie und des Geistes das Gleichgewicht des Lebens — die Unsterblichkeit — zu erringen. Ein weiteres großes Verdienst, welches Eliphas Levi zugesprochen werden muß, besteht in dem für unsere Zeit kühnen Versuch der Vereinbarung der Wissenschaft und Religion. Er weist nach, wie der Anfang alles Wissens auf der logischen Notwendigkeit des Glaubens beruht, und beide Hand in Hand, jedes in seiner Weise dasselbe Ziel: die Veredelung und Vervollkommnung der Menschheit anstreben sollen, und wie jede Wissenschaft, welche, sich stolz über alle Schranken des Glaubens hinwegsetzend, den Menschen unabhängig von einem höheren Sein, somit jeder wirklichen Verantwortlichkeit seiner Thaten bar erklärt, mit logischer Notwendigkeit zur tiefsten Entwürdigung der Menschheit führen muß.

Endlich belehren uns drittens die Werke Constants über die wahre Bedeutung des „großen Arcanum", welches einzig und allein auf der Kraft menschlichen Wollens beruht. Der Mensch ist der Herr der Schöpfung, und nur darum, weil unsere innere Kraft durch Generationen hindurch von den äußeren Sorgen und Interessen des materiellen

Lebens verdrängt, nach und nach geschwächt, immer mehr dem eigenen Bewußtsein sich entzog, haben wir die Herrschaft über die Sinnenwelt verloren. Die ganze Magie beruht auf der Willenskraft, und der Mensch, dem es gelingt, diese wieder zu ihrer ursprünglichen Macht zu erheben, wird über die Sinnenwelt herrschen. Darin liegt die große Gefahr des modernen Spiritismus, auf welche auch Eliphas Levi aufmerksam macht, daß jedes Medium sich passiv und willenlos den fremden Einflüssen hingiebt, welche auf es einwirken, ohne jede Kenntnis und Sicherheit der Folgen derselben zu besitzen. Der Adept hingegen, der seinen Willen geschult hat, macht sich auch diese Kräfte unterthan und beherrscht sie mit der Kraft seiner Seele. **Carl zu Leiningen.**

Licht und Erkenntnis.[1]

Der wohlmeinende Verfasser ersetzt hier an unrechtem Ort Logik durch Phantasie. Oder wie soll man anders das ungeschulte Denken nennen, welches folgende von ihm wiederholt betonte Stelle in Schellings „System des transscendentalen Idealismus"[2]): „Oder der sinnreiche Berkeley, der das Licht ein Gespräch der Seele mit Gott nennt" interpretiert: Der tiefe Denker, Bischof Berkeley, erklärte das Licht für die Ursache (sic!) des Gesprächs der Seele mit Gott" (S. VI)?! So resultiert dann ein „Zusammenhang der Dinge" mit folgenden Blüten: Stoff ist erscheinende, im Raum gebundene Kraft; Kraft ist eine bestimmte qualifizierte Licht-Substanz. Denn Licht wird Ursache jeder Erscheinung." — „Licht alles durchflutend, zersetzt die Stoffe, potenziert sich zum Geist, indem es sich als treibende Kraft mit der beharrenden, dunkeln unendlichen Kraft vermählt. Licht, durch die Kraft absorbiert, durch eine verbindende Kraft bestimmt, erscheint so als Form und Gedanken, als Vorstellung 2c. Einfach und wunderbar!" — „Licht bildet unsere Vorstellungsmassen, letztere aber das Ich, ergo ist das Ich potenzierte Lichtsubstanz; desgleichen der Geist und der Wille nach seinem Willenslicht strahlen. Aus dem geistigen Licht ohne Hitze bildet sich erst das physikalische Licht mit Hitze." — „Von diesem Standpunkt aus sind ernste (?!) Leser freundlich eingeladen, einen Gang durch folgende Thatsachen mitzumachen." — In der That, wer an solchen Sätzen Geschmack findet, dem wird die Durchlesung dieser Schrift allerdings einige Freude bereiten. — Auf die ersten 30 Seiten, in denen Verf. seine Philosophie entwickelt, folgen nun langstielige Excerpte aus bekannten Büchern, oft unterbrochen durch „eingeflochtene Bemerkungen", d. h. mit überflüssigen, unverständlichen, unartig-ausfallenden, ja ingrimmigen Redensarten gespickt trotz der „späteren Lebensjahre" des Verfassers. Diesem fehlt der biedere gute Wille nicht, wohl aber jene ganz besonders geartete „Licht-Substanz", nämlich die Kraft und das Können. Und wenn er auch sich schließlich für einen

[1]) Deren Verhältnis in psychischen Erscheinungen. Anonym. W. Friedrich, Leipzig. 1887. 160 S.

[2]) Tübingen, Cotta, 1800 (nicht 1880). S. 319.

„Frühsänger" hält, der dem Dämmerlicht, welches aus den psychischen Erscheinungen der menschlichen Natur strahlt, kühn entgegen jubelt" (S. 159), so hoffen wir doch mit ihm (S. VIII), „mögen fähigere Männer die Sache besser machen!" **Ferdinand Maack.**

Die Elegante Welt,

eine in den vornehmen Kreisen Wiens weitverbreitete „Illustrierte Wochen-Revue" [1]), hat seit einiger Zeit eine ständige Rubrik „Hypnotismus und Spiritismus" eingerichtet, deren Redaktion der unsern Lesern bekannte Schriftsteller und Hypnotist Gustav Gessmann übernommen hat. Wir können dies als ein bedeutsames Zeichen der Zeit bezeichnen. In Österreich, so scheint es fast, vermag die gebildete Welt sich eher über das Alltägliche zu erheben als in Deutschland. Diese hypnotisch-spiritistische Rubrik der „Eleganten Welt" wird übrigens mit höchst dankenswerter Umsicht und Geschicklichkeit redigiert. Jede Nummer bringt einen größeren Artikel, meist mit Abbildungen. Diesem folgt sodann eine Reihe kleinerer interessanter Mitteilungen über die wichtigsten Vorgänge und Thatsachen.

H. S.

Ähren.

Den Verehrern der Freiin Adelma von Vay wird es erwünscht sein zu erfahren, daß dieselbe wieder einen Band von 150 bis 200 Seiten in der Vorbereitung zum Druck fertig liegen hat und denselben unter obigem Titel herauszugeben gedenkt. Zufolge der uns in einem Prospekte mitgeteilten Inhaltsangabe wird dieses Buch sich mit allen Gegenständen beschäftigen, welche das feinsinnigere, tiefere Geistes- und Gemütsleben betreffen. Der Preis desselben soll 4 Mark oder 2 fl. 50 kr. betragen und wird an die Verfasserin selbst zu Gonobitz in Steiermark mittelst Postanweisung einzusenden sein. Sobald eine die Herstellungskosten deckende Summe gezeichnet ist, soll mit dem Drucke der Schrift begonnen und danach die bestellten Exemplare postfrei versandt werden. Der Reinertrag dieser Schrift ist, wie es diese Verfasserin stets zu thun pflegt, einem wohlthätigen Zwecke gewidmet. In diesem Falle gilt es die Kleidung und Ernährung armer Kinder.

H. S.

Das Wiedersehen nach dem Tode

wird, trotzdem die materialistische Strömung unserer Zeit schon bis in die höchsten und niedrigsten Schichten unserer Bevölkerung vorgedrungen ist, im Grunde doch nur von sehr wenigen Menschen ernstlich bezweifelt. Die religiösen Einflüsse, welche unsere Erziehung im frühesten Kindheitsalter ja vielfach auch noch in späteren Jahren beherrschen, haben bis heute das Anstürmen materialistischer Denkweise in unserm staatlichen und gesellschaftlichen Leben durchweg siegreich überdauert. Das, was hier schädigend einwirkt, ist im wesentlichen nur die Frivolität der Tagespresse und sonstiger auf den Augenblick berechneter Litteratur; und es ist nicht etwa die Beschäftigung mit wissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnis, welche die tieferen spiritualistischen Eindrücke der Jugend verwischt und ihre sittlichen Grundlagen

[1]) „Die Elegante Welt", Wien IV, Schwindgasse 5; Berlin NW., Unter den Linden 61. Abonnement vierteljährlich 10 Mk., einzelne Nrn. 85 Pf. — Diese Wochenschrift ist mit einem selten dagewesenen Luxus ausgestattet.

untergräbt. Tritt aber einmal der Ernst des Lebens, vor allem der Tod selbst, an die Menschen heran und sei es auch nur, daß er ihnen eine ihrem Herzen nahestehende, geliebte Persönlichkeit hinwegnimmt, dann erwacht doch in den meisten schon ganz von selbst eine sinnigere Geistesrichtung.

Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß unter dem Drucke materialistischer Oberflächlichkeit viele Menschen solchen feineren Gefühlen, wenn sie sich bei ihnen geltend machen, widerstehen und alle tieferen Intuitionen in sich unterdrücken. Wie nun aber die gesunde Natur stets sich selbst hilft, so hat auch unsere Zeit das entsprechende Heilmittel für diese Krankheit des Materialismus, die Gegenwirkung wider dieselbe, aus sich selbst erzeugt. Dieses Gegenmittel ist der Spiritismus im eigentlichsten und engsten Sinne des Wortes. Dieser ist speziell die Auffassung des „Übersinnlichen", welche dieses materialistische Zeitalter unserer überwiegend äußerlichen europäischen Kultur gezeitigt hat, und wer heutzutage an materialistischem Pessimismus erkrankt ist, für den mögen in der That diese mediumistischen Manifestationen, wie man sie in fast jedem Familienkreise leicht hervorrufen kann, wohl gerade dasjenige sein, dessen er zur Herstellung seines geistigen und sittlichen Gleichgewichtes bedarf.

Die Spiritisten sollten sich aber doch nicht wundern, daß die große Masse der spiritualistisch erzogenen und auf dem positiven Boden irgend einer religiösen Anschauung stehenden Menschen für die mediumistischen Thatsachen kein Bedürfnis hat. Diese Kreise leben vielmehr in dem richtigen Gefühle, daß es nicht die Bestimmung des Menschen ist — vor allem nicht mehr nach dem Tode — sich mit irdischen Dingen als Selbstzweck zu befassen.

Überdies wird ja durch den Nachweis eines Fortlebens des Menschen nach dem Tode die Frage der „Unsterblichkeit" keineswegs erledigt. Ewigkeit und Unsterblichkeit sind durchaus philosophische Begriffe; und nicht nur die Logik, sondern auch die religiöse „Mystik" aller Kulturvölker unter allen Menschenrassen und zu allen Zeiten hatten stets und haben heute noch eine durchaus andere Anschauung von der Unsterblichkeit des Menschenwesens und von dem Bestimmungsziel seiner „unendlichen" Entwickelung als diejenige Ansicht, welche meistens in den Kreisen der Spiritisten herrscht. Dabei widersprechen die Anschauungen der Mystik keineswegs den mediumistischen Thatsachen, sondern geben nur denselben eine teilweise andere Auslegung, als es die Spiritisten thun, welche diese Vorgänge einfach für das nehmen, als was die sich in denselben geltend machenden Intelligenzen sie darstellen. Jene Grundgedanken der Mystik aber ergeben sich zugleich als die letzte Quinteſſenz aller eigentlichen Philosophie und führen als solche ganz und gar über alles Hängen am „persönlichen" Bewußtsein hinaus; während alles Streben, welches auf ein „Wiedersehen nach dem Tode" hinausläuft — so berechtigt und natürlich es an sich sein mag — noch auf dem Boden des Schamanismus ruht. Dieser aber ist nicht das Endziel unserer übersinnlichen Entwickelung, sondern nur ein weit hinter uns liegender Ausgangspunkt, ein Gegenpol zu unserm geistigen Bestimmungsziel. W. D.

Noch einmal die Seelen-Vereinigungen.[1])

Von dem Herausgeber des im fernen Westen der Vereinigten Staaten erscheinenden Monatsblattes „The World's Advance Thonght" geht uns ein Schreiben zu, aus dessen Inhalt wir auf seinen Wunsch in Übersetzung einiges wiedergeben. Der Briefbogen trägt als Motto folgenden Sinnspruch:

---

[1]) Vergl. hierzu die kürzeren Bemerkungen in den August- und Oktoberheften dieses Bandes.

The good and the true do not perish;
the wisdom of the ages we inherit.

Salem (Oregon), 14. September 1887.

Wollen Sie mir in Ihrer Zeitschrift Raum gönnen, um diejenigen Ihrer Leser in der ganzen Welt, welche Anteil nehmen an den Seelen-Vereinigungen der Menschheit, die auf den 27. jedes Monats für jene halbe Stunde angesetzt sind, welche um 12 Uhr mittags hier in Salem, 8 Uhr 11 Min. abends in London und und 9 Uhr 9 Min. in Berlin beginnt, aufzufordern, daß sie ihren persönlichen Einfluß geltend machen, um die Zeitungen ihrer verschiedenen Gegenden auf diese Einrichtung aufmerksam zu machen. — Solche Hinweise sollten so gefaßt werden, daß sie die folgenden Punkte hervorheben:

1. Der Zweck dieser Seelen-Vereinigung ist, durch Konzentration der Gedanken und gemeinsame Anspannung der Willenskraft, allgemeinen Frieden und zunehmende Aufklärung über das Wesen und die Bestimmung der menschlichen Seele herbeizuführen.

2. Diese Seelen-Vereinigungen stehen durchaus im Einklang mit den Anschauungen aller religiösen Menschen, welche an die Wirksamkeit des Gebetes glauben; zugleich aber umfassen sie als ein metaphysisches Experiment den weitesten Gesichtskreis und passen sich in befriedigendster Weise den Anforderungen von Wissenschaft und Philosophie an. Für Forscher aller Art ist auch kaum eine bessere Methode zu erfinnen, um ihren Geist in der Konzentration ihrer Gedanken zu üben.

3. Bei dem Eingehen auf die Seelen-Vereinigungen muß der Geist sich aller selbstischen und persönlichen Rücksichten entäußern; der bewußte Wille muß ganz und gar auf den allgemeinen Zweck gerichtet werden, auf die Segnungen des Friedens und die geistige Erleuchtung der ganzen Menschheit.

.... Ihr ergebener **H. N. Maquire.**

Wir halten dieses Experiment für so interessant, seinen Zweck für so gut und haben hinreichend Zeugnis davon erhalten, daß feinsinnig angelegte Menschen aus dieser Schulung in geistiger Hingebung an ihre Mitmenschen unwillkürlich auch für ihre eigene Persönlichkeit Kräftigung und Erhebung gewonnen haben, daß wir nicht Anstand nehmen, die vorstehende Anregung des „World's Advance Thonght“ zu indossieren. Wir haben auch nichts dagegen einzuwenden, wenn diejenigen unserer Leser, welche über diese experimentelle Seelen-Vereinigung Mitteilungen in die Tagespresse bringen können oder wollen, damit einen Hinweis auf die „Sphinx“ als eine Vertreterin dieser Geistesrichtung im Bereiche des deutschen Kulturlebens verbinden wollen.

Günstig für die Ausführung dieses Experimentes ist, daß ein jeder ungestört und unbeachtet für sich allein an demselben teilnehmen kann; und besonders eigentümlich an dieser Übung ist, daß die objektive Wirksamkeit derselben wachsen soll im dirkten Verhältnisse zur Intensität ihrer subjektiven Innigkeit. **H. S.**

Lebensweisheit.

Kochst und ißest du wohl stets aus einem und demselben Topfe, ohne ihn zu reinigen? Warum lebst du denn so fromm und thust so vieles Gute, ohne jemals deinen Geist von den Einflüssen der Erscheinungswelt zu reinigen? **Vemana.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck von Th. Hofmann in Gera.

SPHINX

IV, 24. Dezember 1887.

Des goldenen Schnittes
unbewußte Anwendung in der altägyptischen Architektur und deren psychologische Bedeutung.[1])

Von

Xaver Pfeifer.

In dem ersten Hefte dieser Zeitschrift[2]) hat Carl du Prel auf den Zusammenhang der Proportion des goldenen Schnittes mit der Psychologie und Mystik aufmerksam gemacht und gezeigt, daß die Erscheinung jener Proportion im menschlichen Körper und in den Werken der menschlichen Kunst und Technik auf eine zweifache Identität hinweise, nämlich auf die Identität

1. des Gestaltungsprinzipes unseres Organismus mit dem Gestaltungsprinzip unserer Mechanismen (ich möchte lieber sagen: unserer Kunstprodukte),
2. dieses gemeinschaftlichen Gestaltungsprinzipes mit dem Unbewußten im menschlichen Geiste.

Der in diesen Sätzen von Du Prel ausgesprochene Zusammenhang des goldnen Schnittes mit dem Unbewußten und mit dem Organisationsprinzip im Menschen ist nach der Überzeugung des Verfassers gegenwärtigen Artikels allerdings vorhanden; aber für solche, die mit den Erscheinungsformen jener Proportion in Natur und Kunst nicht schon näher eingehend sich beschäftigt haben, dürfte jener Zusammenhang nicht ohne weiteres

---

[1]) Dieser Aufsatz ist veranlaßt durch die wiederholte Bezugnahme in der „Sphinx" auf die Proportion des goldenen Schnittes und ihre Bedeutung für die Seelenlehre, so Band I, S. 62, Band II, S. 65 und Band III, S. 63. Die in der Mathematik weniger beschlagenen Leser machen wir für das Verständnis dieses Artikels namentlich auf die letztere Bezugstelle im Januarhefte unseres III Bandes sowie auf die betreffende „Kürzere Bemerkung" in diesem Hefte aufmerksam. — Herr Professor Pfeifer ersucht uns übrigens ausdrücklich, zu erklären, daß dieser Beitrag nicht etwa als ein Zeichen seines Einverständnisses mit dem Inhalte der „Sphinx" in Bausch und Bogen anzunehmen sei. Dieser Bemerkung haben wir nur einen Hinweis auf unsere auf dem Umschlage jedes Heftes und über den einzelnen Artikeln abgedruckten Grundsätze hinzuzufügen. Auch wir selbst sind durchaus nicht mit allen Ausführungen, Ansichten und Stellungnahmen unserer Mitarbeiter einverstanden, sondern lassen einen jeden das von ihm Vorgetragene selbst vertreten. (D. Herausg.)

[2]) Vergl. Januarheft der „Sphinx" 1886, I, S. 2.

klar sein. Zur Darstellung dieses Zusammenhanges soll nun in diesem Artikel ein Beitrag geliefert werden, und zwar soll die Architektur des alten Sphinx-Landes, nämlich Ägyptens, Material hierzu liefern, denn die Bauwerke jenes Landes sind die ältesten Zeugen von der unbewußten Anwendung des goldenen Schnittes in der Kunst.

Es ist gerade die unbewußte Anwendung dieser Proportion für die Psychologie von Interesse, denn diese weist auf ein psychologisches Gesetz und auf die Identität des unbewußten und bewußten psychischen Prinzipes hin.

Bevor wir aber zum Nachweise der unbewußten Anwendung des goldenen Schnittes in der ägyptischen Architektur übergehen, mögen einige kurze Bemerkungen über die Bedeutung des unbewußten psychischen Prinzipes für die Kunst überhaupt gestattet sein.

Daß überhaupt im Gebiete der Kunstthätigkeit und auch des Kunstgenusses die unbewußte Vernunftmäßigkeit eine wichtige Rolle spielt, ist eine Wahrheit, welche im allgemeinen bereits anerkannt ist. Eine der größten gegenwärtig lebenden wissenschaftlichen Autoritäten, der Physiologe Helmholtz, hat jene Wahrheit in dem Vortrage über die physiologischen Ursachen der musikalischen Harmonie (gehalten zu Bonn 1857) wiederholt ausgesprochen. Er sagt unter anderem, daß Mathematik und Musik, trotz ihres sonstigen Gegensatzes, innig verbunden seien, „als wollten sie die geheime Konsequenz nachweisen, welche sich durch alle Thätigkeiten unseres Geistes hinzieht und die uns auch in den Offenbarungen des künstlerischen Genius unbewußte Äußerungen einer geheimnisvoll wirkenden Vernunftmäßigkeit ahnen läßt". Ferner sagt Helmholtz am Schlusse jenes Vortrages: „Die Ästhetik sucht das Wesen des Schönen in seiner unbewußten Vernunftmäßigkeit". Der genannte Physiolog hat das Walten der unbewußten Vernunftmäßigkeit speziell im Gebiete der Tonkunst nachgewiesen. Die größte Verwandtschaft mit der Tonkunst hat unter allen Künsten die Architektur. Fergusson sagt deshalb mit Bezug auf den großen Tempel in Karnak: „Hier oder an keinem Orte begreift die Seele, daß und wie die Baukunst eine versteinerte Musik sein kann und genannt werden darf".

Es wäre nicht schwer, das Zutreffen dieses Ausspruches von Fergusson bei dem bezeichneten Tempel und auch bei anderen mathematisch zu rechtfertigen, nämlich durch den Nachweis, daß gerade jene einfachen Zahlenverhältnisse, welche für die musikalische Harmonie maßgebend sind, auch in den Säulenordnungen der ägyptischen Tempel, besonders desjenigen von Karnak, herrschen. Da jedoch der eingehende Nachweis zuviel Raum fordern und überhaupt dies uns von dem eigentlichen Thema ablenken würde, möge für jetzt eine kurze Andeutung genügen. In der Musik ist eine der vollkommensten Konsonanzen die Quint, wobei die Schwingungszahlen der beiden Töne dieses Intervalles wie 2 : 3 sich verhalten. Dieses nämliche Zahlenverhältnis nun kommt auch in den Säulenordnungen ägyptischer Tempel sehr oft und in mannigfaltigen Abstufungen vor. Der einfachste Fall dieses Verhältnisses ist gegeben in einem der

kleineren Tempel von Karnak.[1]) In einem Saale dieses Tempels stehen 2×3 Säulen, nämlich in der Breite 2 neben-, in der Tiefe 3 nacheinander. Auf diesen Saal folgt ein kleinerer mit 4 Säulen. Die Anzahl der Säulen im kleinern verhält sich also zur Säulenzahl des größern wie $4:6=2:3$. Im Tempel von Ombos folgen 2 Sääle aufeinander, wovon der erste, größere 15, der zweite, kleinere 10 Säulen hat. Das Verhältnis ist wieder $2:3$, aber so, daß jedes Glied des Verhältnisses fünffach auftritt. Im großen Säulensaale des großen Tempels zu Karnak stehen im ganzen 134 Säulen, welche sich so verteilen, daß 12 Reihen, nämlich auf jeder Seite 6, welche durch die ganze Tiefe des Saales gehen, je 9 Säulen haben, was für beide Seiten 108 ausmacht. Dazu kommen noch 2 Reihen von je 6, und 3 von je 7 Säulen, welche letztere 4 Reihen aber nicht durch die ganze Tiefe sich erstrecken. Diese kürzeren Reihen nehmen die Mitte des Saales ein; die längeren sind in den Seitenflügeln. In den längeren Reihen finden wir nun wieder das Verhältnis $2:3$, aber so, daß jedes Glied des Verhältnisses dreifach genommen ist; denn in der Richtung der Breitenachse folgen auf jeder Seite je 6, in der Richtung der Tiefe aber je 9 Säulen auf einander. Da fernèr die Reihen mit den wenigsten Säulen je 6, jene aber, welche die meisten haben, je 9 aufweisen, so ist auch in dieser Beziehung wieder das Verhältnis $6:9=2:3$ gegeben. Allerdings kommen auch noch andere Zahlenverhältnisse in den Säulenstellungen ägyptischer Tempel vor, aber die meisten derselben sind wieder identisch mit den Zahlenverhältnissen musikalischer Konsonanzen. So kommt z. B. im großen Saale zu Karnak das Verhältnis $3:4$, welches in der Musik die Quart ist, in der Weise vor, daß beide Glieder zur zweiten Potenz erhoben sind, was dann das Verhältnis $9:16$ giebt, denn in der Tiefe des Saales stehen bei den seitlichen 12 Reihen je 9, in der Breite aber folgen im ganzen 16 Säulen in einer Reihe auf einander.

Aus den schon angegebenen Gründen will ich hier die arithmetisch-musikalische Gesetzmäßigkeit der ägyptischen Tempel nicht weiter verfolgen, sondern bemerke nur noch im allgemeinen, daß jenes musikalische Harmoniegesetz, gemäß welchem die durch kleine Zahlen ausdrückbaren Tonverhältnisse konsonierend und insofern bevorzugt sind, in analoger Weise auch bei den meisten ägyptischen Tempeln für die Zahlenverhältnisse der Säulenordnungen gilt, indem selbst dort, wo die absolute Anzahl der Säulen sehr groß ist, dennoch die Verhältniszahlen der Säulenstellungen klein und in den meisten Fällen mit den Verhältniszahlen der musikalischen Konsonanzen identisch sind. Von dieser Identität konnten freilich die Ägypter nichts wissen, da die musikalischen Verhältniszahlen damals, als jene Tempel entstanden, noch absolut unbekannt waren.

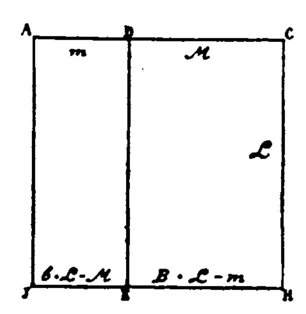
Mit der soeben nur kurz angedeuteten arithmetischen Gesetzmäßigkeit ägyptischer Tempel ist eine geometrische vereinigt, welche letztere aber ein anderes Gesetz befolgt, nämlich das Gesetz des goldenen Schnittes, dessen thatsächliche, aber unbewußte Befolgung in ägyptischen Tempeln

[1]) Bei Lepsius, Abt. I, Bl. 74, mit Z bezeichnet.

nun wenigstens an einigen Beispielen nachgewiesen werden soll. Bevor ich jedoch speziell die Proportion am Tempel von Karnak nachweise, dürfte noch eine allgemeine Bemerkung über die Grundrisse ägyptischer Tempel überhaupt am Platze sein.

Vor allem sind zwei Haupttypen von Grundrissen zu unterscheiden. Ein Typus ist dadurch charakterisiert, daß der ganze von den Tempelmauern umschlossene Raum die Form eines Rechteckes hat, welches in nur wenigen Fällen — bei kleineren Tempeln — ein Quadrat (oder nahezu ein Quadrat), in den bei weitem meisten Fällen ein längliches Rechteck ist. Ein zweiter Typus von Grundrissen zeigt die Eigentümlichkeit, daß in der Längenachse oder Tiefe des Grundrisses mehrere rechteckige Räume von verschiedener Breite und Tiefe auf einander folgen, wobei regelmäßig der dem Eingang nächste Raum der breiteste ist. Bei den Grundrissen des ersten Typus bleibt die Breite des von den Mauern umschlossenen Raumes in der ganzen Längenachse gleich; nur die Pylonen am Eingang treten bisweilen über die Linie der Umfassungsmauern beiderseits etwas hinaus.

Dieser erste Typus umfaßt aber noch zwei Formen, welche hinsichtlich ihrer Proportionen und ihres Verhaltens zum goldenen Schnitt sich spezifisch unterscheiden. Dieser Unterschied läßt sich präzis mathematisch formulieren, wenn wir die Langseite des Rechteckes mit L, die Breite oder Schmalseite mit B oder b bezeichnen, wenn wir sodann L nach dem goldenen Schnitte teilen und den kleineren Teil durch m, den größeren durch M bezeichnen, dann ist die erste Modifikation des ersten Typus charakterisiert durch die Formel $B = L - m$, die zweite aber durch die Formel $b = L - M$.[1]) Das



heißt mit Worten: Teilt man die Langseite nach dem goldenen Schnitte, so erhält man beim ersten Typus durch Abzug des Minor, beim zweiten durch Abzug des Major die Breite oder Schmalseite.

Die Tempel zu Karnak bieten Beispiele für diese beiden Grundrißformen, und zwar der große Tempel für die Grundrißform nach der Formel $B = L - m$. Zum Nachweise hierfür diene folgendes:

Jener Säulensaal, von welchem schon oben die Rede war, hat eine Vorhalle von noch kolossaleren Dimensionen als der Saal selbst. Beide Räume zusammen, einschließlich der massenhaften Pylonen und Mauern,

---

[1]) Vergl. hierzu auch die Konstruktionsfigur unter den „Kürzeren Bemerkungen" in diesem Hefte.

haben eine Gesamtlänge von 175 m. Teilt man diese Länge nach dem goldenen Schnitte und zieht den Minor ab, so bleibt für den Major eine Dimension von 108,15 m. Wenn also die Breite der Formel B = L — m entspricht, muß die Breite 108,15 m oder jedenfalls nur sehr wenig davon verschieden sein. Die ausgeführte Messung ergiebt für die Breite, einschließlich der Mauern, 108 m, was von 108,15 wirklich nicht bedeutend differiert.

Fast dasselbe Verhältnis erhalten wir, wenn wir die innere lichte Ausdehnung jener beiden Räume, der Vorhalle und der Säulenhalle, in der Richtung der Tiefe vergleichen. Die Tiefe der Vorhalle ist 84,75 m. Bei der Teilung nach dem goldenen Schnitt treffen auf den Major 52,375 m; nicht viel weniger, nämlich 52 m beträgt die Tiefe des Säulensaales. Nebenbei sei hier bemerkt, daß die Vorhalle allein einen viel größeren Innenraum, als der ganze Kölner Dom[1]) hat (über 80000 Quadratfuß, oder genauer 8559 Quadratmeter).

Aber auch die andere Grundrißform nach der Formel b = L — M finden wir in den Tempeln von Karnak repräsentiert, und zwar in zwei Tempelgrundrissen. Einer dieser Tempel ist an den Vorhof des großen Tempels so angebaut, daß die Vorhofmauer auf einer Seite durchbrochen ist und der angebaute Tempel eine Strecke weit in jenen Vorhof hinein sich ausdehnt. Dieser Tempel hat im Innern eine Länge von 178 preuß. Fuß = 55,865 m. Gemäß der Formel b = L — M berechnet sich die Breite auf 68 Fuß rund, oder 21,34 m, und ebenso viel beträgt die innere Breite. Dieselbe Formel ist auch anwendbar auf den Tempel des Chons (Chensu) zu Karnak. Die innere Länge mißt 65 m. Bei Anwendung der Formel b = L — M würden auf die Breite 24,828 m treffen. Die Messung ergiebt allerdings bloß 24,5 m, aber die Differenz ist verhältnismäßig nicht groß. — Bevor ich zu dem anderen Typus von Grundrissen, wobei Räume von verschiedener Breite in der Tiefe aufeinander folgen, übergehe, sei noch bemerkt, daß die Cella oder das Sanktuarium in seiner Grundrißform, das Mauerwerk eingerechnet, meistens nach der Formel B = L — m sich richtet.

Der zweite Haupttypus der ägyptischen Tempelgrundrisse hat das Eigentümliche, daß die vom ganzen Tempel eingeschlossene Fläche aus Rechtecken von verschiedener Breite, welche in der Längenachse des Baues aufeinanderfolgen, besteht, wobei der vorderste, dem Eingang nächste Raum der breiteste ist. Diesen Typus tragen an sich der große Tempel zu Dendera und der Tempel von Ombos; bei dem ersteren folgen zwei, bei dem letzteren drei rechteckige Abteilungen von verschiedener Breite in der Längenachse des Baues aufeinander. Die Proportion des goldenen Schnittes ist am schönsten ausgeführt im Grundriß des Tempels von Ombos, und zwar in der Weise, daß dieser Grundriß den beiden Formeln

---

[1]) Wir wollen hierzu auf eine interessante kleine Schrift Prof. Pfeifers aufmerksam machen, welche kürzlich erschienen ist: „Der Dom zu Köln, seine logisch-mathematische Gesetzmäßigkeit und sein Verhältnis zu den berühmtesten Bauwerken der Welt", bei Ferd. Schöningh, Paderborn 1888. (Der Herausgeber.)



B = L — m und b = L — M zugleich genügt. Vergleicht man die größte Breite, die am Eingang ist, und zwar die des Innenraumes, mit der ganzen Länge des Innenraumes aller drei Abteilungen, so entsprechen Breite und Länge der Formel B = L — m. Wenn aber die innere Breite der hintersten Partie des Grundrisses, welche die längste aber schmalste ist, mit der inneren Totallänge in Vergleich gebracht wird, so gilt die Formel b = L — M. Es lassen sich diese Verhältnisse auch noch anders in folgender Form ausdrücken: Wird die ganze innere Länge nach dem goldenen Schnitte geteilt, so ist der größere Teil gleich der größten, und der kleinere gleich der kleinsten inneren Breite. Es ist also das Verhältnis der Breite zur Länge in doppelter Hinsicht durch die Proportion bestimmt.

Die innere Gesamtlänge des Tempels von Ombos[1]) ist 51,8 m. Bei der Teilung nach dem goldenen Schnitt treffen auf den Major 32,012 m, auf den Minor 19,788 m. Nun beträgt die innere Breite des vorderen hypostylen Saales gerade 32 m; und die innere Breite der dritten und schmalsten Partie des Tempels mißt 19,75 m. Die erstere Dimension weicht von dem Major der Länge bloß um 12 mm, letztere vom Minor bloß um 38 mm ab, auch verhalten sich diese zwei Breiten wieder wie die zwei Teile des goldenen Schnittes. Bei dem Tempel des Chons zu Karnak ist die Abnahme der Dimension der Breite, welche im Grundriß des Tempels selbst nicht stattfindet, in den zwei Pylonenbauten, welche zu diesem Tempel gehören, ausgeführt. Der Tempel hatte nämlich vor seinem Eingang zwei durch eine Sphinxallee getrennte Pylonenbauten von verschiedener Breite; die Breite des größern am Beginne der Sphinxallee verhält sich zur Breite des kleinern am Tempeleingang wie Major zu Minor. —

Diese Nachweisungen ließen sich leicht noch vermehren; doch es ist jetzt noch zu zeigen, daß in den ägyptischen Tempeln die nachgewiesene Proportion nicht das Werk einer mathematischen Kenntnis und Konstruktion des goldenen Schnittes sein könne. Die alten Ägypter könnten in ihren Bauwerken die Proportion des goldenen Schnittes offenbar nur dann mit vollem Bewußtsein angewendet haben, wenn damals die mathematische Konstruktion dieser Proportion schon bekannt gewesen wäre. Daß aber dieses nicht der Fall war, dafür sprechen mehrere und starke Gründe, vor allem folgender: Euklides von Alexandria (um 300 v. Chr.), in dessen Geometrie die Konstruktion des goldenen Schnittes nachweisbar zuerst vorkommt, beweist die Richtigkeit derselben durch Anwendung des pythagoräischen Lehrsatzes, auch läßt sich bei jener Konstruktion der Beweis nur mit diesem Lehrsatz führen. Hieraus folgt, daß wenigstens diese Konstruktion des goldenen Schnittes vor der Entdeckung des pythagoräischen Satzes nicht bekannt sein konnte. Jene ägyptischen Bauten aber, worin die Proportion vielfach vorkommt, sind ungefähr tausend Jahre älter als Pythagoras und der von ihm entdeckte Lehrsatz. Es giebt nun allerdings noch eine andere Konstruktion des goldenen Schnittes, wobei man

[1]) Lepsius, Denkmäler. Abt. I, Bl. 102.

den pythagoräischen Satz nicht braucht; aber diese ist noch viel späteren Datums als jene, die mit dem Pythoräer zusammenhängt.

Ein zweiter Grund gegen die Annahme, daß die alten Ägypter die fragliche Proportion in ihrer mathematischen Entstehung und Eigenschaft schon gekannt hätten, läßt sich aus den geometrischen Figuren entnehmen, welche auf ägyptischen Monumenten und Kunstprodukten sich finden. W. Cantor[1]) bemerkt über jene Figuren, bei welchen die Kreislinie vorkommt: „Durch Durchmesser in gleiche Kreisausschnitte geteilte Kreise kommen vielfach vor. Wagenräder haben insbesondere seit Ramses II fast regelmäßig 6 Speichen. Eine Teilung des Kreises in 10 gleiche Teile durch 5 Durchmesser oder in 5 Teile durch 5 vom Mittelpunkte ausgehende Strahlen ist unserm darnach suchenden Auge nicht begegnet!" Die zuletzt erwähnte Thatsache, das Fehlen der Kreisteilung in 5 oder 10 gleiche Teile, spricht dafür, daß die alten Ägypter den goldenen Schnitt in seiner mathematischen Eigenschaft nicht kannten; denn um einen Kreis mathematisch genau in 5 oder 10 Teile zu teilen, ist die Bekanntschaft mit dem goldenen Schnitt nötig. Wenn also diese Kenntnis fehlte, so ist es sehr erklärlich, daß auch jene Kreisteilung fehlt, welche dieser Schnitt voraussetzt.

Ein Mathematiker, der sich speziell mit der Geschichte der Mathematik beschäftigt hat — es ist übrigens nicht Cantor gemeint — schrieb mir über diesen Punkt folgendes: „Ich glaube, daß man bei diesem Volke (den Ägyptern nämlich) von einer instinktiven Anwendung des goldenen Schnittes wird sprechen können, denn er ist nun einmal eine ästhetisch-architektonische Grundregel. Daß aber selbst noch zu Pythagoras' Zeiten alle Mittel fehlten, um den Schnitt geometrisch richtig ausführen zu können, das dürfte ebenso unbestritten sein."

In den nachgewiesenen historischen Thatsachen sind nun drei psychologisch bedeutsame Momente enthalten. Das erste ist die zeitliche Priorität der unbewußten Anwendung des goldenen Schnittes vor der bewußten mathematischen Konstruktion; das zweite Moment ist eine auffallende Frequenz des Auftretens jener Proportion in ägyptischen Tempeln; das dritte Moment ist die wesentliche Identität der architektonisch durchgeführten Proportion mit der mathematischen.

Die psychologische Bedeutung der Priorität der unbewußten Anwendung vor der bewußten Konstruktion jener Proportion liegt darin, daß diese Thatsache mit einem allgemeinen psychologischen Entwickelungsgesetze zusammenhängt, nämlich mit dem Gesetze, daß der Mensch überhaupt in seinen Thätigkeiten und Produktionen oft und lange gewisse Gesetze in unbewußter Weise befolgt und erst später die anfangs unbewußt befolgten Gesetze durch wissenschaftliche Forschung klar erkennt. Außer dem goldenen Schnitt gehören hierher namentlich die schon weiter oben erwähnten Gesetze der musikalischen Harmonie. Der goldene Schnitt ist insofern eine neue Bestätigung des psychologischen Fortschrittgesetzes vom Unbewußten zum Bewußten.

[1]) Geschichte der Mathematik I, 59.

Das zweite psychologisch bedeusame Moment in dem Auftreten des goldenen Schnittes bei ägyptischen Bauwerken ist die Frequenz. Hierbei muß ich bemerken, daß in diesem Artikel, um demselben nicht eine zu große Ausdehnung zu geben, nur ein kleiner Bruchteil der bei ägyptischen Tempeln nachweisbaren Erscheinungsweisen jener Proportion aufgeführt worden ist. Aus dieser Frequenz aber läßt sich jedenfalls soviel schließen, daß der ästhetische Sinn der Ägypter in Bezug auf diese Proportion nicht völlig indifferent war. Da nämlich der goldene Schnitt nur ein Spezialfall unter unendlich vielen möglichen Proportionen ist, so wäre unter Voraussetzung einer vollständigen Indifferenz die Wahrscheinlichkeit, daß gerade diese Proportion zur Verwirklichung komme, sehr gering, und jene Frequenz, die thatsächlich stattfindet, wäre unerklärlich. Diese Folgerung gilt übrigens auch dann, wenn man annehmen wollte, daß die Ägypter den goldenen Schnitt mit Bewußtsein und Absicht angewendet hätten, denn dann hätten sie diese Proportion mit Bewußtsein bevorzugt, wären also wieder nicht indifferent in betreff derselben gewesen. In jedem Falle, mag die frequente Anwendung bewußt oder unbewußt geschehen sein, ist dieselbe ein Beweis einer besonderen Inklination des ästhetischen resp. architektonischen Sinnes und Taktes zu dieser Proportion. Ob diese Inklination schon den Namen eines Gesetzes verdiene, diese Frage mag für jetzt dahin gestellt bleiben. Es wäre sonst eine weitläufige Erörterung des Begriffes „Gesetz" notwendig.

Als drittes psychologisch bedeutsames Moment wurde oben die Identität der Proportion, welche die ägyptische Architektur unbewußt darstellte, mit der mathematischen Proportion bezeichnet. Diese Identität steht in Zusammenhang mit einer allgemeineren Thatsache, daß nämlich zwischen Mathematik und Kunst überhaupt eine enge Verwandtschaft besteht. Diese Verwandtschaft hat Helmholtz in dem schon früher erwähnten Vortrage mit spezieller Beziehung auf die Musik hervorgehoben. Ein anderer Fachmann, der Mathematiker Hauck hat die Stellung der Mathematik zur Kunst und Wissenschaft zum Gegenstand eines eigenen Vortrages gemacht und in demselben besonders die Verknüpfung des mathematischen Geistes mit dem künstlerischen in dem Architekten Schinkel nachgewiesen. In Leonardi da Vinci war bekanntlich der mathematische Geist mit dem Genie des Malers vereinigt. Übrigens begegnen wir diesem Bunde der Mathematik und Kunst schon in der Person und Schule des Pythagoras, denn nebst der Philosophie waren Mathematik und Musik dessen Lieblingsbeschäftigungen. Das gemeinsame Element, welches diesen Bund der Mathematik und Kunst vermittelt, sind offenbar die Formen und Proportionen, womit sowohl der Mathematiker als Künstler zu thun haben, nur in verschiedener Weise, indem der Mathematiker die Formen und Proportionen, die der Künstler zum Teil unbewußt schafft, zum wissenschaftlichen Verständnis und Bewußtsein erhebt.

Aus jener innigen Verflechtung der Mathematik mit der Kunst, namentlich mit Musik und Baukunst, folgt nun zunächst dieses, daß die mathematische und künstlerische Thätigkeit nur zwei verschiedene Manifestationen eines



Nr. 18.

Lesen ohne Vermittlung der Augen.

(Zu Seite 390.)

und desselben psychischen Prinzipes, einer und derselben Seele sind. Da nun aber, wie wir gesehen haben, die Seele in ihrer künstlerischen Thätigkeit die Proportion des goldenen Schnittes anfangs unbewußt produziert, wogegen der mathematische Geist dieselbe Proportion mit klarem Bewußtsein konstruiert, so folgt aus der Identität des mathematischen und künstlerischen Prinzipes auch die Identität des Prinzipes der bewußten und der unbewußten gesetzmäßigen Thätigkeit. Das Prinzip, welches in der Mathematik bewußt, und das, welches in der Architektur unbewußt den goldenen Schnitt herstellt, ist offenbar ein und dasselbe. Es entspringen also jedenfalls zwei verschiedene Erscheinungsformen des goldenen Schnittes, die mathematische und künstlerische, aus einer und derselben Quelle, welche die menschliche Seele ist.

Da nun aber dieselbe Proportion auch im menschlichen Leibe und dessen Gliederungen sich findet, was schon Zeising und neuerdings wieder Bochenek, ein Maler in Berlin, nachgewiesen haben, so entsteht jetzt die Frage, ob auch diese dritte Erscheinungsweise des goldenen Schnittes, welche wir zum Unterschiede von den andern die organische nennen können, auf dieselbe Quelle zurückzuführen sei, wie die mathematische und künstlerische; oder mit andern Worten: es fragt sich, ob auch die Proportionen des menschlichen Leibes aus der Seele stammen.

Zur Beantwortung dieser Frage ist vor allem zu bemerken, daß natürlich dann, wenn die Identität der Seele mit dem Organisationsprinzip schon anderweitig festgestellt oder angenommen ist, hiermit auch die Antwort auf obige Frage entschieden ist, denn wenn dieselbe Seele, welche in Wissenschaft und Kunst sich manifestiert, auch das Organisationsprinzip des Leibes ist, dann versteht es sich, daß die Proportionen des Leibes ein Werk dieser Seele sind. Wenn aber jene Identität der Seele mit dem Organisationsprinzip nicht schon vorausgesetzt oder erwiesen ist, sondern erst bewiesen werden soll, dann fragt es sich, ob die Proportionen des Leibes und speziell jene des goldenen Schnittes ein Beweisgrund sein können für jene Identität. Meine Ansicht bezüglich der so formulierten Frage ist diese: Ein für sich allein-zureichender Beweisgrund für die Identität der Seele mit dem Organisationsprinzip des Leibes sind die Proportionen des menschlichen Leibes und speziell der goldene Schnitt nicht; aber man kann aus Erfahrungsthatsachen nachweisen, daß die bildende Thätigkeit der Seele, welche in der Kunst nach außen geht, in diesen äußeren Produktionen nicht aufgeht; daß vielmehr neben dieser nach außen gerichteten bildenden Wirksamkeit der Seele eine andere immanente einhergeht, welche letztere teils auf die eigene Seele, teils auf den eigenen Leib gerichtet ist. Es ist eine bekannte Thatsache, daß das geistige und sittliche Leben, der intellektuelle und moralische Charakter eines Menschen in dem Angesichte sich offenbaren und demselben einen Typus, worin die Seele sich spiegelt, aufdrücken. Alban Stolz hat diese Wahrheit in dem Buche „Spanisches" (S. 359) bei der Schilderung eines Porträts Newtons sehr treffend ausgesprochen, indem er sagt: „Er (Newton) ist dargestellt in langen weißen Haaren und sein Antlitz

ist voll des schönsten Geistes, es ist schon ganz durch edle Wissenschaft und Gottesfurcht vergeistigt". Wir sehen hieraus, daß die Seele durch die geistige und moralische Arbeit, welche sie während des irdischen Lebens im Leibe vollzieht, einen sozusagen idealisierenden Einfluß auf den Leib ausüben kann und ausübt, und wir können daraus einen Rückschluß machen auf jenen Einfluß, den die Seele auf die Ausgestaltung des Leibes haben muß während der Zeit, wo dieser erst im Mutterleibe sich ausbildet. Hat die Seele Einfluß auf den schon fertigen Leib, so wird sie wohl auch Einfluß haben auf den erst werdenden Leib.

Wir haben ferner früher uns überzeugt, daß die menschliche Seele in der Kunst auf unbewußte Weise mathematische Proportionen herstellt und daß diese unbewußte Mathematik der bewußten zeitlich vorangeht. Es sind aber Gründe vorhanden zu der Annahme, daß dieser unbewußten mathematischen Thätigkeit in der Kunst eine noch frühere, welche in die Zeit der embryonischen Entwickelung hinein fällt, vorangehe. Wie das Mathematische in der Kunst früher ist als in der Wissenschaft, so ist das Mathematische in der Natur wiederum früher als das in der Kunst. Die menschliche Seele aber ist ein Prinzip der Wissenschaft, der Kunst und auch der Natur; und zwar ist sie in erster Instanz ein Naturprinzip und erst in zweiter und dritter ein Prinzip von Werken der Kunst und Wissenschaft. Wir haben nun früher gesehen, daß die Seele, sofern sie Prinzip von Kunst und Wissenschaft ist, Proportionen und insbesondere jene des goldenen Schnittes, hervorbringt. Weshalb sollten wir uns nun sträuben gegen die Annahme, daß die Seele als Naturprinzip auch in Proportionen und speziell in jener Proportion sich manifestiere. Wenn diese Annahme gemacht wird, dann sind alle drei Erscheinungsformen jener Proportion, diejenige im menschlichen Leibe, jene in der menschlichen Kunst und jene in der mathematischen Wissenschaft, auf eine und dieselbe Quelle zurückgeführt — auf die Wirksamkeit der Menschenseele.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Methode des hypnotischen Verfahrens.

Von
Edgar Bérillon,[1]
Dr. med.

Heutzutage wird es bereits auch den schwerfälligsten und schlechtest unterrichteten Geistern klar geworden sein, daß die wissenschaftliche Erforschung des Hypnotismus, ganz im Gegensatz zu der Anziehungskraft, die dieser auf Neugierige und Sensationsbedürftige ausübt, auch ihre wirklich nützliche Seite hat.

Man hat bisher noch kein Verfahren von größerer Sicherheit und größerem Werte für psychologische Untersuchungen gefunden. Tagtäglich erweitert sich das Feld seiner Anwendung in der Klinik und Therapeutik. Das Studium des Hypnotismus hat uns sogar ermöglicht, für geistige und moralische Gebrechen die Grundzüge einer neuen Heilkunst festzulegen, und deren Leistungen werden nicht verfehlen, ihr eine gerechte Anerkennung zu erzwingen. Auf dem letzten naturwissenschaftlichen Kongresse zu Nancy ist sodann die hypnotische Suggestion von dem weiteren neuen Gesichtspunkte aus betrachtet worden, daß sie zu Zwecken der Kindererziehung empfohlen wurde. Hinsichtlich des schwierigen Problems der menschlichen Verantwortlichkeit aber hat sich der Hypnotismus der Aufmerksamkeit der Gerichtsärzte und Richter aufgedrängt. Demgemäß muß man jeden Augenblick gewärtig sein, die Thatsache der Suggestion, des bewußtlosen Handelns, des Somnambulismus u. s. w. vor Gericht verhandelt zu sehen. Nimmt man dazu die zahlreichen Vergehen gesetzwidriger Heilpraxis, durch welche ungelehrte Empiriker unter dem Namen des Hypnotismus und der Suggestion das Publikum ausbeuten, so wird man sich ein Bild machen können von der vielseitigen Möglichkeit wie eine gründliche Kenntnis des Hypnotismus nützlich werden kann.

---

[1]) Herr Dr. **Bérillon** ist als Arzt an der Salpêtrière in Paris thätig und zugleich Herausgeber der Revue de l'Hypnotisme. In dieser hat er auch zuerst den hier vorliegenden Aufsatz veröffentlicht. Wir benutzen diese Gelegenheit, wiederholt unsern Lesern das Abonnement dieser höchst verdienstlichen Monatsschrift (12 frs. jährlich, Adm.: Paris, 170 rue Saint-Antoine) zu empfehlen. (**Der Herausgeber.**)

Psychologen, Ärzte, Pädagogen, Richter, Advokaten und Philosophen [1]), für alle ist ein Studium des Hypnotismus wichtig. Wenn man nur die verschiedenen Fälle nimmt, welche innerhalb eines einzigen Jahres wissenschaftlich beobachtet werden, so wird man sich schon einen Begriff machen können von der reichen Ernte, die für uns auf diesem Felde neuer Wirksamkeit zu erwarten ist.

Es wäre eine Ungerechtigkeit, wollte man verkennen, daß wir es der von Professor Charcot auf diesem Gebiet angewandten exakten Methode verdanken, daß bereits so viele Unklarheiten auf demselben gehoben und so außerordentlich schnelle Fortschritte gemacht worden sind. Die hauptsächlichsten Grundlagen dieser Methode wurden zuerst in Dr. Paul Richers „Klinischen Untersuchungen über die große Hysterie" [2]) dargestellt; diese sind in Wahrheit ein Denkmal, das die Einführung des Hypnotismus in den Gesichtskreis amtlicher Untersuchungen bezeichnet. Man wird gut thun, wiederholt sich die in diesem Werke festgestellten Grundregeln zu vergegenwärtigen; kein Experimentator sollte je dieselben außer Acht lassen, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich weit ab von dem Ziele seiner Forschungen zu verirren. Diese Regeln sind folgende:

1. Man wähle für seine Experimente nur solche Versuchspersonen, deren physiologische und pathologische Verhältnisse einem vollständig bekannt sind.

2. Man unterwerfe die verschiedenen Gesichtspunkte seiner Experimente den strengsten Bedingungen genauer Feststellung.

3. Man schreite vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten voran.

4. Man sei sehr auf seiner Hut gegen Simulation (Verstellung und Erheuchelung von psychologischen Vorgängen), indem man überall und immer, ganz besonders aber bei allen psychischen Erscheinungen das denselben entsprechende und meist leicht zu erkennende physische Merkmal zu konstatieren sucht; dieses ist der Natur der Sache nach das einzige sichere Kriterium und der unentbehrliche Beweis für die Echtheit der beobachteten Thatsachen.

5. Man halte sich vor allem an die einfachen Fälle, d. h. an diejenigen, in welchem die verschiedenen Vorgänge am reinsten und am besten getrennt von einander auftreten.

6. Man suche der nosographischen Methode gemäß die verschiedenen Erscheinungen in ihrer natürlichen Reihenfolge festzustellen und auf diese Weise innerhalb des weiten Gebietes der Thatsachen, welche unter dem Namen des Hypnotismus zusammengefaßt werden, Unterabteilungen zu gewinnen.

Diese Regeln beziehen sich auf die so besonders charakteristischen Erscheinungsformen des Hypnotismus, welche man bei der krankhaften Entwickelung der großen Hysterie beobachtet und mit Recht als den „großen Hypnotismus" bezeichnet hat.

---

[1]) Hierzu hätten wohl u. a. auch noch die Künstler aufgeführt werden können. Man vergleiche hierzu das Programm der Psychol. Gesellschaft im Januarheft 1887 und den Bericht des telepathischen Sonderausschusses dieser Gesellschaft in diesem Hefte S. 384. (Der Herausgeber.)

[2]) Études cliniques sur la grande hystérie par le Dr. Paul Richer. 3. Aufl. Lecrossnier, Paris 1885.

Seitdem nun hat die Nancy-Schule ihre Untersuchungen auf eine große Anzahl von Versuchspersonen ausgedehnt, welche keineswegs hysterisch waren, und hat ferner der Suggestion eine hervorragende Rolle in der Herbeiführung der Erscheinungen des Somnambulismus eingeräumt. Hierdurch ist eine Erweiterung der Grundlagen jener methodischen Regeln durch Hinzufügung neuer Vorschriften nötig geworden. Diese Vorschriften finden sich so klar wie nur möglich in dem Werke des Professors Beaunis über den künstlichen Somnambulismus [1]) dargelegt:

1. Man schläfere niemals irgend eine Versuchsperson ohne deren ausdrückliche Zustimmung ein und immer nur in Gegenwart einer dritten verantwortlichen Persönlichkeit.

2. Man bringe vorher sicher in Erfahrung, ob die Versuchsperson nervösen Anfällen unterworfen ist und welcher Art diese Anfälle sind. Diese Vorsicht gebrauche man auch hinsichtlich etwaiger Störungen der Blutzirkulation; und wenn man nicht selbst Arzt ist, versuche man die Hypnotisation nicht, ohne vorher einen erfahrenen Arzt zu Rate gezogen zu haben.

3. Man beruhige die Versuchsperson vollständig darüber, daß die Hypnose keinerlei Gefahr für sie habe. Zeigt sie auch nur die geringste Besorgnis, so bestehe man nicht auf der Hypnotisation, sondern warte eine andere Gelegenheit für dieselbe ab.

4. Man mache niemandem geistige Eingebungen (Suggestionen) ohne dessen vorherige ausdrückliche Zustimmung.

5. Man vermeide jede traurige, schmerzliche, unangenehme oder gar schreckliche Eingebung.

Dies alles sind allerdings nicht die einzigen Gesichtspunkte, welche der Experimentator jederzeit vor seinem Geiste gegenwärtig haben sollte. So darf er niemals die Möglichkeit aus den Augen verlieren, daß die ersten Erscheinungen der Hypnose bei manchen Versuchspersonen nur die Entwickelung einer gewissen Fähigkeit zum Automatismus und zur Suggestibilität (Empfänglichkeit für geistige Beeinflussung) sind:

Man sei äußerst vorsichtig in Anwendung der Suggestion.

Das ist der sehr beherzigenswerte Rat, welchen Professor Bernheim giebt. Ebenso sollte man stets auf das sorgfältigste die große Leichtigkeit beachten, mit welcher sich die experimentale Entwickelung der Versuchspersonen gestaltet. Es ist selten, daß der Experimentator nicht schon von der ersten Sitzung an der Versuchsperson gewisse Gewohnheiten und ein besonderes Benehmen einprägt, welche dieselbe dann auf unbestimmte Zeit beibehalten wird.

Wenn ein Experimentator an diesen Regeln strenge festhält, dabei zugleich die physiologischen und ärztlichen Kenntnisse besitzt, die für solche wissenschaftliche Untersuchungen nötig, und ferner damit genügend Takt und Klugheit verbindet, wie sie in so delikater, heikler Angelegenheit ganz besonders unentbehrlich sind, so wird er vor allen Gefahren, welche man so oft dem Hypnotismus zuschreibt, sicher sein. Aber freilich wird man ebenso wenig ohne Vorbereitung und Schulung ein ärztlicher Hypnotist,

---

[1]) Le somnambulisme provoqué par Beaunis. Paris, Oktave Doin, 1886.

wie man ohne dieses etwa ein Augenarzt werden kann. Wir haben vielfach Gelegenheit gehabt, uns zu vergewissern, daß die meisten derjenigen, welche Mißerfolge und unglückliche Zufälle bei ihrem hypnotischen Verfahren erlebt haben, dies ausschließlich ihrem Mangel an richtiger Methode, ihrer Unerfahrenheit und ihrer Ungeschicklichkeit zu verdanken haben. Unter den Händen eines ungeschickten oder brutalen oder unwissenden Menschen ist natürlich die Anwendung des Hypnotismus ebenso gefährlich, wie es arzneiliche Gifte, Digitalis oder Opium sind.

Was die Simulation betrifft, deren Möglichkeit so oft hervorgehoben wird, um die Resultate der durch hypnotische Experimente gewonnenen Erfahrungen zu bestreiten, so stehen wir nicht an, zu erklären, daß unserer Ansicht nach ein Bedenken viel weniger in Bezug auf die Möglichkeit einer bewußten oder unbewußten Täuschung von seiten der Versuchsperson, die ja stets leicht herauszufinden ist, besteht, als vielmehr hinsichtlich vorgefaßter Anschauungen des Experimentators.

Zum Schlusse möchten wir hier auch noch hervorheben, daß es wohl gut wäre, wenn man nicht gar so schnell bereit wäre, als wissenschaftliche Errungenschaften eine große Anzahl von Thatsachen anzuführen, welche diese Bezeichnung doch keineswegs verdienen. Für den Hypnotismus, wie für jeden andern Zweig der Biologie, gilt das Wort eines unserer hervorragendsten Meister: „Wissenschaft ist nur da vorhanden, wo ein unauslöschliches Licht angezündet ist, das auch den wenigst Hellsehenden leuchtet."





Telepathische Experimente

des Sonderausschusses der Psychologischen Gesellschaft zu München,

mitgeteilt durch

Albert von Notzing.

Der am 5. Mai 1887 mit der Untersuchung transscendental-psychologischer Vorgänge in der Hypnose beauftragte Sonderausschuß ist nunmehr in der Lage, über eine Serie von 40 hypnotischen Sitzungen, an denen im ganzen 75 Zeugen[1]) teilnahmen, einen vorläufig abschließenden summarischen Bericht zu erstatten, dem später eine ausführliche Abhandlung über die „Gedankenübertragung" folgen wird. Als Hauptaufgabe dieser Untersuchung wurde die experimentelle Bestätigung einiger im Programm der psychologischen Gesellschaft aufgestellten Sätze angesehen. Es heißt daselbst:[2])

---

[1]) Unter diesen Zeugen befanden sich Professoren verschiedener Fakultäten, 15 Mediziner und Ärzte, Gelehrte und Künstler in großer Anzahl.

[2]) Seite 4—6; vergl. auch das Januarheft der „Sphinx" 1887 (III, 13).

„Durch die hypnotischen Versuche ist nun ein weiteres ergiebiges Gebiet zur Begründung einer Experimentalpsychologie erschlossen, und so läßt sich nun mit größerer Sicherheit erwarten, daß auch die Psychologie energischer als bisher jenen Aufschwung nehmen wird, den noch jeder Wissenszweig nahm, sobald er experimentell betrieben wurde. . . .

„Werden einmal diese Fähigkeiten der menschlichen Seele — wir können sie transscendental-psychologische Fähigkeiten nennen, weil sie in normalem Zustande latent bleiben — nach experimenteller Methode erforscht werden, dann wird auch der Gewinn davon ein bleibender sein, und man wird erkennen, daß diese Fähigkeiten unabhängig sind von den Sinnen und dem Organismus. Die Psychologie wird alsdann von der physiologischen Ankettung wieder befreit und der Seele wird die Würde einer selbständigen Substanz zugesprochen werden.

„Aus dem Vorstehenden geht schon hervor, daß das Studium der Psychologie für uns alle von höchstem Interesse ist. In erster Linie und abgesehen von unseren verschiedenen Berufen sind wir Menschen, und um Erforschung des Menschenrätsels handelt es sich. Insbesondere giebt es keinen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf, der nicht Vorteil aus der Erforschung dieses Gegenstandes ziehen könnte. . . .

„Der Künstler wird vielleicht leer auszugehen glauben, aber Gebärden und Mimik sind in hypnotischen und somnambulen Zuständen nicht nur dem Einfluß



Nr. 20.

Wütende Drohung,
durch Suggestion erzeugt.
(Zu Seite 390.)

fremder Ideen zugänglich, sondern alsdann auch im höchsten, im Wachen kaum erreichbaren Grade ausdrucksvoll, weil sie eben von innen herausgearbeitet werden, während das heutige Modell des Künstlers nur äußerem Befehle gehorcht, oder nur mechanisch in Position gesetzt wird."

Eine wirklich experimentelle Erforschung nun in wissenschaftlichem Geiste ist bei einer Privatperson, welche in geselligem Zirkel sich wohl allen Proben soweit unterwirft, daß Betrug als ausgeschlossen betrachtet werden kann, nur im beschränkten Sinne möglich, einmal, weil man auf den medizinischen Teil der Untersuchung fast ganz verzichten muß, dann aber auch, weil das für genauere Erforschung unbedingt erforderliche Instrumentarium im Privatkreise nicht vorhanden und auch so leicht nicht zu beschaffen ist. Deswegen konnte die Thätigkeit des Ausschusses eigentlich nur in einer möglichst exakten Feststellung transscendentalpsychologischer Thatsachen — soweit dieselben noch nicht allgemein anerkannt werden — bestehen. Somit unterließ man es, jene durch zahlreiche französische Forscher in neuerer Zeit gründlich untersuchte, für Medizin, Jurisprudenz und Pädagogik höchst wichtigen Eigentümlichkeiten der Hypnose hier zu berücksichtigen; nur für die künstlerische Verwertung derselben suchte man, weil der oben erwähnte Passus vielen Angriffen ausgesetzt war, bleibende Beweise beizubringen. Demnach lassen sich die Versuche, deren Zahl über 200 beträgt, wenn die etwa 15% betragenden Fehlversuche nicht mit gerechnet werden, in 3 Gruppen zusammenstellen:

1. Übersinnliche Eingebungen (in der Hypnose),
2. Versuche der Sinnesverlegung,
3. Photographische Experimente.

I. Übersinnliche Eingebungen.

Der überwiegend größere Teil derjenigen Personen, welche als Zeugen an den Versuchen teilnahmen, Gedanken und Willensimpulse ohne körperliche und ohne sinnliche Vermittelung auf die Hypnotisierte — die in allen Fällen das in den Berichten „Lina" genannte Mädchen war — zu übertragen, mußte sich als überzeugt bekennen. Welcher Art diese Versuche waren, und wie sie angestellt wurden, um beweisend zu sein, darüber ist in verschiedenen weit verbreiteten Zeitschriften[1]) berichtet, weswegen wir hier nicht weiter darauf eingehen. Wohl aber muß erwähnt werden, daß die in der letzten Hälfte jener Sitzungen angestellten Experimente, deren Zweck war, skeptische Theilnehmer zu überzeugen, sich wesentlich von den in jenen Berichten mitgeteilten dadurch unterscheiden, daß

1. im allgemeinen einfachere Befehle gegeben wurden,
2. dafür aber jede Andeutung und Nachhilfe peinlichst vermieden wurde.

Falls eine solche dennoch nötig war, betrachete man den Versuch als nicht beweisend und ersetzte ihn durch einen anderen. Eine eingehende Besprechung ist für den angekündigten Aufsatz vorbehalten.

[1]) Gegenwart, Nr. 17 (1887); — Allgemeine Zeitung, Nr. 108 u. 109 (1887); — Über Land und Meer, Nr. 35 (1887); — Universum, Heft III. (1887); — Schorers Familienblatt, Augustheft 1887; — Sphinx, Juniheft 1887; — Psychische Studien, Dezemberheft 1887; — Wiener Montagsrevue, Nr. 40 u. 41 (1887).

II. Versuche der Sinnesverlegung.

In der 33. Sitzung trat zu unserem Erstaunen spontan, wahrscheinlich hervorgerufen durch die systematische hypnotische Schulung, eine Art des Hellsehens oder abnormer Sinnesverlegung ein. Darunter ist die ohne den entsprechenden Sinn vermittelte Wahrnehmung von Eindrücken der Außenwelt zu verstehen, welche im Normalzustande dem Zentralorgan des Menschen nur durch die leiblichen Sinne zugeführt werden. In unserem Fall, also bei Frl. Lina, wird, sobald sie in die tieferen Stadien der Hypnose übergegangen ist, das Auge ersetzt durch jenen Teil der Kopfhaut, welcher der kindlichen großen Fontanelle, also dem Schnittpunkte der Sagittal- und Koronarnaht entsprechen würde.

Vielleicht gelingt es einmal mit Hilfe analoger Beobachtungen aus dem Tierreich, die Lösung dieses rätselhaften Vorganges zu finden, wofür die vielfach genauer studierte Reaktion der Haut gewisser Tiere auf Lichteffekte bei verdunkeltem Auge spricht, wie sie z. B. beim Frosch und Regenwurm vorkommen.[1]) Ferner rechtfertigen vergleichende anatomische und embryologische Forschungen die Behauptung, daß die Haut der Mutterboden aller Sehwerkzeuge ist.

Die Thatsache, um welche es sich hier handelt, erwies sich bei jedem zu ihrer Bestätigung vorgenommenen Versuche als unzweifelhaft. Die Versuche wurden folgendermaßen angestellt: Nachdem Frl. Lina in der Hypnose gewöhnlich ins lethargische Stadium übergegangen ist, wird ihr durch Worte befohlen, sich die Augen verbinden oder zuhalten zu lassen und dann mit der Kopfhaut zu lesen. Zwei derjenigen Personen, welche es zu überzeugen gilt, verbinden oder verdecken mit einem dicken Tuche (das sie selbst liefern) beide Augen der Schlafenden und tragen, neben ihr knieend oder stehend, während des ganzen Experimentes Sorge, daß keine Verschiebung des Tuches stattfindet und ein Herausschielen aus demselben unmöglich ist. Erst nachdem solche für den Ausschluß des bekannten Lichtsinnes absolut zwingenden Bedingungen getroffen sind, wird der Hypnotisierten ein von den Zeugen geliefertes und bis zu diesem Moment verborgenes Buch, dessen Inhalt übrigens allen Anwesenden unbekannt sein muß, um die Gedankenübertragung auszuschließen, in die Hände gegeben. Der Suggestion folgend, legt sie es, irgend eine Seite aufschlagend, die man oft noch, während das Buch schon über dem Kopfe sich befindet, umblättern kann, auf die oben bezeichnete Stelle und beginnt, das Buch langsam vorbeiziehend, die Worte zu lesen, welche zufällig sich gerade über jenem empfindlichen Stücke der Kopfhaut befinden. Der ganze Körper gerät hierbei in Zuckungen von verschiedener Stärke (klonische Krämpfe); sie beginnt schwer, zuweilen schmerzlich, zu stöhnen und spricht langsam skandierend die gelesenen Silben aus, welche dann ein Anwesender aufzeichnet. Gewöhnlich ermattet sie schon, sobald eine Zeile gelesen, das Buch entfällt ihren Händen und schwer atmend sinkt sie in den Stuhl zurück. In der Regel veranlaßt man sie dann noch einige Zeit zu schlafen — die

[1]) Vitus Gruber „über Sinneswahrnehmungen“.

man benützt, um durch Suggestion eine etwaige ungünstige Nachwirkung zu verhindern, was meistens gelingt. Allerdings giebt sie nach dem Erwachen an, jene Stelle des Kopfes als offen zu empfinden, und klagt über einen dort gefühlten mäßigen Druck. Übrigens bedient sie sich dieser ihrer Eigenschaft in der Hypnose, besonders im lethargischen Stadium, so lange die Augen geschlossen sind, direkt wie eines Auges. Sie mustert damit die Anwesenden, besieht damit bei Ausführung von Gedankenbefehlen die aufzufindenden Gegenstände, ja sie kniete schon nieder und legte den Kopf auf den Boden, um hier ein Kissen zu besehen.

Der Umstand, daß von ihr auf diese Weise großer Druck lieber und leichter gelesen wird als kleiner, spricht für die Mitwirkung materieller hindernder Faktoren bei diesem merkwürdigen Akt. Dagegen ist es unmöglich, diese Fähigkeit auf bloße Verfeinerung der Tastnerven, die ja bei Blinden zu außerordentlichen Leistungen fähig sind, zurückzuführen, weil glatte Flächen, z. B. Photographien und der Zeigerstand von Taschenuhren, durch das Glas hindurch erkannt werden. Als entscheidend für diese Frage muß das letzthin von uns angestellte Experiment des Lesens photographierter Schrift angesehen werden, welches trotz der absolut glatten Fläche ebenso gut gelang, wie die übrigen. Da die Schrift eigens zu diesem Zwecke von einem Mitgliede der Gesellschaft photographiert und von einem der Zeugen bis zum entscheidenden Momente in versiegeltem Briefumschlage verwahrt wurde — ohne daß irgend einem Teilnehmer der Inhalt derselben bekannt war —, so ist auch das Mitspielen irgend eines Zufalles oder ein Beobachtungsfehler bei dem Gelingen des Versuches auszuschließen. Dies Experiment fand statt in Gegenwart der Herren Hofrat Dr. Pfeiffer, Franz Lambert, Cand. med. Behm, Architekt Ritter v. Schmädel, Dr. Frhr. v. Bibra und Ferd. Frhr. v. Hornstein. Die Annahme daß Lichtstrahlen bei dieser ungewöhnlichen Art der Wahrnehmung durchaus erforderlich seien, erwies sich als nicht zutreffend, denn einerseits sind in den meisten Fällen die gesehenen Stellen mit der Haut in Berührung, anderseits konnten wir einmal das Lesen in absolutem Dunkel beobachten. Wenn auch vor der Hand irgend eine annehmbare Erklärung dieses Vorganges noch nicht möglich ist, so haben wir es hier doch mit einem zwar heute noch ins Gebiet der Mystik gerechneten Faktum zu thun, welches aber — ganz im Gegensatze zu den meisten transscendental-psychologischen Versuchen — wegen der Einfachheit in den Bedingungen seiner experimentellen Demonstration und seiner absoluten Zuverlässigkeit in Bezug auf das Resultat den berechtigten Anspruch auf die baldige Anerkennung und Untersuchung durch die offizielle Wissenschaft erheben darf.

III. Photographische Experimente.

In den tieferen Stadien der Hypnose, besonders im somnambulen, findet, wie bekannt, eine allgemeine Steigerung der ganzen Persönlichkeit, psychisch wie physisch, statt; Selbstbewußtsein und Wille dagegen sind ganz ausgeschaltet; jeder Reiz, der feinste übersinnliche, durch bloße geistige

Konzentration ausgeübte in der lethargischen und kataleptischen, der geringste sinnliche in der somnambulen Phase, ruft in der Hypnotisierten starke Reaktion hervor. Das Ballen der Faust erzeugt den heftigsten Zornausbruch, — die bloße Betrachtung eines Bildes veranlaßt die Schlafende, die auf demselben dargestellten Stellungen und Geberden mit einer auffallenden Treue und Schärfe nachzuahmen (imitation automatique), — Glockenläuten und Orgelklang ziehen die Somnambule unwiderstehlich auf die Kniee nieder, — inbrünstig versenkt sie sich ins Gebet, — der unvermittelte Übergang von ernster Kirchenmusik zum fröhlichen Walzertakt ruft in ihr sofort die entsprechende Stimmung und deren lebendigsten Ausdruck hervor, — sich erhebend aus der Gebetstellung wirbelt sie nun im rasenden Tanze umher, ihr Gesichtsausdruck würde jetzt der ausgelassensten Tänzerin würdig sein.[1]) Nicht der gewiegteste Schauspieler — geschweige denn irgend ein bezahltes Modell — wir können es frei behaupten — ist imstande, die eingegebenen oder spontan erzeugten Stimmungen in Mienenspiel und Gebärde mit so packender Naturwahrheit darzustellen, oder gar einige Zeit festzuhalten, wie es eben nur wegen des abnormen (medizinisch als neuromuskuläre Hyperexcitabilität bezeichneten) Erregungszustandes der ganzen Körpermuskulatur in der Hypnose und hier vielleicht auch nur bei besonders erregbaren Individuen möglich ist. — Es war bei unserer Versuchsperson nicht einmal nötig, durch Berührung irgend eine Stellung oder Haltung der Glieder zu erzwingen, sobald wir es versuchten, verdarb das „Gemachte" an der Stellung die Naturwahrheit der Darstellung. Schon die Suggestion durch Worte oder nachzuahmende Bilder — namentlich wenn sie mehrmals wiederholt wurde — genügte, um den gewünschten Ausdruck zu erzeugen — und der bloße Befehl reichte hin, ihn im geeigneten Moment für die photographische Aufnahme auf ihrem Gesicht festzubannen; dagegen blieb es allein dem Gefühl der Hypnotisierten überlassen, die eingegebene Idee von innen herauszuarbeiten und durch das Gebärdenspiel darzustellen.

Als gelungene Resultate in drei hypnotischen Sitzungen, welche vor einer Reihe von Zeugen in dem Atelier des Herrn Albert Keller (Ehrenmitgliedes der Kunstakademie zu München) unter dessen künstlerischer Beihilfe mit Frl. Lina gehalten wurden, liegen bis jetzt 20 Aufnahmen vor. — Leutnant Maximilian Höhn (Mitglied der psychologischen Gesellschaft) übernahm mit großem Geschick in dankenswerter Weise den photographischen Teil dieser Experimente. — Wir geben nachstehend eine Übersicht über die Darstellungen dieser Bilder und fügen zur annähernden Veranschaulichung ihres künstlerischen Wertes drei Exemplare derselben in stark verkleinerten und leider nur unvollkommenen Nachbildungen bei[2]):

---

[1]) Dieser Versuch wurde auf Veranlassung des Freiherrn Dr. Carl du Prel in einem der Ateliers des Herrn Professor Gabriel Max in dessen und einiger anderer Herren Gegenwart angestellt.

[2]) Die Redaktion der „Sphinx" hat übernommen, etwaige Bestellungen auf diese Bilder zu vermitteln. Von denselben sind die Nummern 1—15 in Kabinettformat und kosten das Stück 1 Mark 50 Pfg.; die Nrn. 16—21 sind in Viktoriaformat und

Nr. 1 **und** 2 zeigen das charakteristische Bild des lethargischen Stadiums, welches dem natürlichen Schlafe am nächsten kommt und in unserem Falle stets die Hypnose einleitet.

Nr. 3 **und** 4 stellen das Stadium der durch Suggestion hervorgerufenen Katalepsie dar, das eine mit geöffneten, das andere mit halbgeschlossenen Augen. Die wächserne Muskelstarre, welche jedes Glied in der gegebenen Stellung erhält, auf den Bildern in der gebeugten Haltung des linken Armes wiedergegeben, ermöglichte eine so scharfe photographische Wiedergabe, wie sie unter gleichen Verhältnissen im wachen Zustande nicht möglich wäre. Auf diesem, wie auf einigen der folgenden Bilder ist das moderne Kleid durch ein über die Brust gelegtes weißes Tuch verdeckt.

Alle übrigen Aufnahmen geben Momente aus dem somnambulen Stadium wieder.

In **Nr.** 5 **und** 6 ahmt die Hypnotisierte, einen Mantel an den Agraffen über den Kopf haltend, ein ihr gezeigtes Bild nach.

In **Nr.** 7 ist die Gebetstellung der Griechen dargestellt; hier sind die nach oben gekehrten Pupillen bei geöffneten Lidern bemerkenswert.

Nr. 8. Eine ähnliche Stellung mit echt somnambulem Gesichtsausdruck.

Nr. 9. Die Hypnotisierte im Gewande der griechischen Priesterin.

Auf den folgenden Bildern (ausgenommen Nr. 14) ist sie im gleichen Gewande aufgenommen.

Nr. 10 **und** 11. Inbrünstiges (durch Suggestion hervorgerufenes) Gebet mit verklärtem Gesichtsausdruck.

Nr. 12 **und** 13. Betrachtung eines antiken Kruges in verschiedenen Stellungen.

Nr. 14. Bei Vorzeigung des Kellerschen Bildes: „Auferweckung der Tochter des Jairus“ ahmt sie die Stellung und Gebärde der Auferweckten nach.

Nr. 15. Gruppenbild des Komitees.

Nr. 16. Großer somnambuler Kopf. Die Augen blicken in die Ferne.

Nr. 17. Gebärde einer Wahnsinnigen (Suggestion).

Nr. 18. Lesen eines auf den Kopf gehaltenen Buches bei halbgeöffneten Augen (Reproduktion hier beigegeben, S. 377).

Nr. 19. Dasselbe mit einer auf den Kopf gehaltenen Rolle.

Nr. 20. Wütende Drohung — Suggestion (Reproduktion hier beigegeben, S. 385).

Nr. 21. Verhaltener Groll — Suggestion (Reproduktion hier beigegeben, S. 409).

---

kosten jedes 4 Mark. Alle Bilder zusammen werden für 40 Mark abgegeben. Aufträge sollen so schnell als möglich ausgeführt werden, jedoch nur gegen vorherige Einsendung der Wertbeträge, welche per Postanweisung an Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München zu senden sind.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Dämon des Sokrates.

Von

Dr. Carl du Prel.

(Schluß.)

Beschränken wir uns in den historischen Beispielen selbst nur auf die gesteigerten Formen, so finden wir auch dann eine ganze Reihe von Menschen, die dem Sokrates an die Seite gestellt werden können. Von einem solchen Dämon ist die Rede bei Pythagoras, Hermes Trismegistus, Apollonius von Tyana, Numa Pompilius, Josephus Flavius, dem Redner Aristides, Marius, Oktavianus, dem älteren Scipio, Dio Cassius, Jamblichus, Plotinus, Porphyrius; in späterer Zeit finden wir den Genius, Schutzgeist oder spiritus familiaris bei Cardanus, Campanella, Synesius, Tritheim, Scaliger, Duncan Campbell, Böhme, Swedenborg, Savonarola, John Dee, Mahomet, Paracelsus, Tasso, der Jungfrau von Orleans, Pietro von Apone, Carrera zc. — und zwar werden uns von den meisten der angeführten Persönlichkeiten zugleich andere Fähigkeiten mitgeteilt, die mehr oder minder auf somnambule Anlagen schließen lassen. Bei vielen derselben nimmt der Genius eine über die Sokratische Form hinausgehende Steigerung an, indem es zur Vision des Genius kommt, der im übrigen je nach den herrschenden Anschauungen der Zeit individualisiert wird.

In der griechischen Philosophie ist es eine geläufige Vorstellung, daß die Seele des Menschen sein Dämon sei, z. B. bei Xenokrates.[1] Damit konnte aber nicht die mit dem irdischen Bewußtsein identische Seele gemeint sein, sondern mußte man ihr noch unbewußte transscendentale Fähigkeiten beilegen. Nach Menander steht jedem Menschen, wenn er geboren wird, ein Genius als wohlthätiger Mystagog des Lebens zur Seite.[2] Ähnlich spricht sich Pindar aus.[3] Dio Cassius behauptet, durch einen von ihm gesehenen weiblichen Genius zur Abfassung seines Geschichtswerkes aufgefordert worden zu sein, das nie untergehen werde; er hielt diesen Genius für die Beschirmerin seines Lebens.[4] Daß aber zeitweilig dieser Genius

[1] Aristoteles: Top. II, 6.
[2] Clem. Alexandr. Strom. 5. Ammianus Marcell. XXI, 14.
[3] Pind. Pyth. V, 130. — [4] Dio Cass. Rom. Hist. I, 72.

schon ganz richtig im Sinne der transscendentalen Psychologie gedeutet wurde, beweist eine Äußerung des Plinius, daß die Ansicht, der Dämon, bei Frauen Juno geheißen, sei der geistige Bestandteil des Menschen, einer Selbstvergötterung gleichkomme.[1])

Keiner von denen, die sich eines Genius rühmten, glaubte mit der vulgärrationalistischen Erklärung auskommen zu können; sie schwankten alle nur zwischen dem Dämon und dem transscendentalen Subjekt. Erst in unserer Zeit, der alle mystischen Kenntnisse abhanden gekommen sind, greift man zur rationalistischen Erklärung, und insbesondere die Ärzte, wenn sie einer transscendental erregten Vision begegnen, verwechseln sie in ihrer materialistischen Anschauung mit den krankhaften Visionen Irrsinniger.

Campanella sagt: „Wenn mir etwas Böses bevorsteht, so pflege ich entweder wachend oder schlafend eine Stimme zu hören, die ganz deutlich ruft: Campanella Campanella! Bisweilen höre ich auch andere Worte dabei, und ob ich gleich genau Acht gebe, so kann ich doch nichts sehen, oder merken, wer es sei; und gewiß, wenn es kein Engel ist, so muß es zum wenigsten ein Dämon oder Geist oder ein Genius sein, wie etwa dem Sokrates einer beistand."[2]) Von dem Jesuiten Carrera erzählt sein Biograph Orlandini: Mit seinem Schutzengel war er so innig und freundlich verbunden, daß er wie mit seinem intimsten Freunde mit ihm sprach; er wendete sich oft in zweifelhaften und bedenklichen Umständen an ihn, frug ihn oft, und erforschte seinen Rat, während ihm der Engel auf alles in bekannter und gewöhnlicher Sprache antwortete.[3]) Cardanus, der, wie er selbst sagt, in Ekstase verfiel, so oft er wollte, also willkürlich somnambul wurde, und dabei seine heftigen Gichtschmerzen nicht mehr fühlte, wurde in seinen Träumen gemahnt, so oft ihm etwas bevorstand. Er war im Zweifel darüber, ob er einen wirklichen Genius habe, oder ob nur seine Seele von solcher göttlicher Beschaffenheit wäre, infolge welcher er unsterblich wäre. Sein Sohn bezweifelte diesen Genius und fragte seinen Vater, ob nicht vielleicht seine heftig erregte Seele ihm weissage. Der Vater aber war zwar anfänglich selbst der Meinung, daß er nicht eigentlich einen Genius habe, änderte sie jedoch später.[4]) Wenn er sagt, daß dieser Genius ihn von mancher gefährlichen Krankheit geheilt habe, so ist darin der objektivierte Heilinstinkt der Somnambulen leicht zu erkennen. Tritheim, Fürstabt des Klosters in Spanheim sagt: „Da ich in diesem Jahre 1499 eines Tages bei mir gedachte, ob ich nicht einige den Menschen zur Zeit noch unbekannte Geheimnisse entdecken könnte, und die Sache lange bei mir erwogen hatte, so daß ich endlich glaubte, die Sache, wonach ich strebte, sei unmöglich, verfügte ich mich zu Bette und schämte mich einigermaßen, daß ich mich durch meine

---

[1]) Plinius: Hist. not. II, 5. 7.

[2]) Campanella: Atheismus triumphatus c. 2. De sensu rerum III, 10. Horst: Zauberbibliothek. V, 347. Arnold: Unparteiische Kirchen- u. Ketzer-Historie. III, 8. 44.

[3]) Orlandini: Hist. Societ. Jesu II, No. 66. Schindler: Das magische Geistesleben. 97. Ennemoser: Geschichte der Magie. 111.

[4]) Cardanus: de rer. var. VIII, 3. 43. 48. XVI, 93. De vita propria 47. Sphinx 1886. I, 5. 326.

Thorheit so weit habe verleiten lassen, eine unmögliche Sache zu übernehmen. In der Nacht stellte sich einer vor mich hin und ruft mich beim Namen. Tritheim, sagt er, glaubet nicht, daß ihr alle diese Gedanken umsonst gehabt! Obschon die Dinge, denen ihr nachforschet, weder euch noch einigen anderen Menschen zu finden möglich sind, so werden sie doch also werden. „So lehre mich denn, was ich thun muß, darinnen weiter zu kommen!" Hierauf eröffnete er mir das ganze Geheimnis und zeigte, daß nichts leichteres sei, als das. Gott ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede."[1])

Bei Bodinus kommt eine sonderbare Form der Warnung vor. Er sagt, daß er jemanden kenne — es wird vermutet, daß er von sich selbst spricht —, der seinen Schutzgeist sehe; wenn er etwas thun wolle, so gebe dieser ihm ein Zeichen durch Berührung des rechten Ohres, wenn die Handlung recht, des linken Ohres, wenn sie unrecht sei. Er verweist auf Hiob (33) und Jesaias (50), wo ebenfalls mystischen Einflüssen die Anregung des Ohres vorhergeht: Dominus vellicavit mihi aurem diluculo[2]) Ähnlich heißt es bei Virgil: Cynthius aurem vellit et admonet.[3])

Bei der Jungfrau von Orleans ist das Dämonion bis zur Vision gesteigert. In ihrem dramatisierten Fernsehen erschien ihr ein Engel, welcher sie seit ihrer Kindheit begleitete, und den sie den herrschenden Anschauungen entsprechend, für den Erzengel Michael hielt. Sie sagte voraus, daß sie Orleans entsetzen und dabei verwundet werden würde, daß sie die Engländer aus Frankreich vertreiben und den König in Rheims krönen würde. Wenn man nicht vorzieht, alle darüber vorhandenen historischen Berichte als Fabeln zu erklären, wie der oberflächliche Voltaire, so ist man genötigt, diese Jungfrau zu den merkwürdigsten Somnambulen zu zählen. Bei ihr ist das somnambule Bewußtsein nicht nur abhaltend, wie bei Sokrates, sondern antreibend, und wird von ihr in plastischer Gestalt nach außen verlegt. Im weiteren Sinne gehört vielleicht schon die den Ulysses leitende Minerva hierher, die Nymphe Egeria des Numa, der Engel, welcher den Tobias führt, der dem Zacharias und anderen Propheten erscheinende Engel; ferner jener, der dem Bileam in den Weg tritt, wobei — analog der Übertragbarkeit des second sight — sogar die Eselin erschrak[4].)

Auch alle jene Fälle wären wohl in diese Kategorie zu stellen, wo die Abmahnung durch den eigenen, plastisch geschauten Doppelgänger geschieht. Von Beispielen dieser Art ist in der bezüglichen Litteratur viel die Rede. Ich ziehe es vor, statt dieselben zu wiederholen, ein neues anzuführen, das ich dem mündlichen Berichte eines österreichischen Offiziers H. v. R. verdanke: Leutnant Ritter von Sch. kam in K. auf die Hauptwache, wo eben H. v. R. stationiert war, um diesen zu besuchen, entfernte sich nach einiger Zeit, kam jedoch bald zurück mit dem Ersuchen, die Nacht auf der Wache verbringen zu dürfen, um die Feldübung am anderen Morgen nicht zu verschlafen. Am Tage darauf, nach der Feldübung, kam er abermals auf die Hauptwache und erzählte nun seinem Kameraden den eigentlichen Grund seines gestrigen Verlangens. Er hatte beim Nach-

---

[1]) Schindler: Das magische Geistesleben. 98.

[2]) Bodinus: Daemonomania. I, 2. — [3]) Virgil: Idyll. VI, 3.

[4]) Kieser: Tellurismus. II, 59. 60.

hausegehen seinen eigenen Doppelgänger, in einen Mantel gehüllt, vor sich hergehend gesehen, und, da er eben seinen Hausschlüssel herauszog, um zu öffnen, beim Schein der Laterne ihm ins Gesicht gesehen und ihn deutlich erkannt. Infolge dessen trat er zurück, während der Doppelgänger ins Haus ging. Als dann vom Fenster seines Zimmers aus Licht auf die Straße fiel, kehrte er wieder auf die Hauptwache zurück. In dieser Nacht stürzte die Decke seines Zimmers über dem Bette ein.

Vom Standpunkt der monistischen Seelenlehre muß in solchen Erscheinungen des Doppelgängers die vollständigste und echteste Form des Dämonions anerkannt werden, weil hier auch die organisierende Funktion der Seele mitbeteiligt ist. Wo das nicht der Fall und das transscendentale Subjekt nur als denkendes thätig ist, da wird das Dämonion entweder nur undeutlich objektiviert, als abhaltende Ahnung oder als innere Stimme, wie bei Sokrates; oder die Objektivierung steigert sich bis zur Vision, deren Form von der Phantasie, insbesondere von der tief im Unbewußten wurzelnden religiösen Phantasie, besorgt wird.

Dies war eben der Fall bei der Jungfrau von Orleans. Ihre eigenen Worte sind: „Im Alter von 13 Jahren ließ sich mir im Garten meines Vaters zu Domremy eine Stimme hören. Sie war zur Rechten, von Seite der Kirche, und von einer großen Helligkeit begleitet. Im Anfang fürchtete ich mich, aber ich erkannte bald, daß es die Stimme eines Engels sei, welcher mich seitdem geleitet und mich gelehrt hat, mich gut zu betragen und die Kirche fleißig zu besuchen. Es war der heil. Michael. Auch sah ich die heil. Cäcilie und die heil. Margarete, welche mich anredeten, mich ermahnten, von Zeit zu Zeit zu beichten, und alle meine Handlungen leiteten. Ich unterscheide leicht an der Stimme, ob ein Engel, oder eine Heilige mit mir redet. Gewöhnlich, aber nicht immer, sind sie von einer Helle begleitet. Ihre Stimmen sind sanft und gut. Sie reden französisch und nicht englisch. Die Engel erscheinen mir mit natürlichen Köpfen. Ich habe sie gesehen und sehe sie mit meinen Augen." Fünf Jahre später, als sie das Vieh hütete, vernahm sie eine Stimme, die ihr eröffnete, Gott habe Mitleid mit dem französischen Volk, sie müsse gehen, um es zu erretten. „Seit jener Zeit habe ich nichts gethan, als im Gefolge der erhaltenen Offenbarungen und Erscheinungen, und selbst während meines ganzen Prozesses rede ich nur das, was mir eingegeben ist."[1]) Daß sie eine göttliche Sendung vollziehe, war nicht nur ihre eigene Meinung, sondern auch ihre Gegner betrachteten sie als ein großes Wunder, und der Feldherr Dünois bekannte, trotzdem sie ihm einst gedroht hatte, ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen, noch bis in sein Alter, daß er seine Siege über die Engländer unter ihrer Führung erfochten, und daß er von der Göttlichkeit ihrer Sendung überzeugt sei. Kurz, wenn man nicht seine Augen gegen die aktenmäßig vorliegenden Thatsachen absichtlich verschließt, muß man anerkennen, daß dieses unwissende Mädchen, das weder lesen, noch schreiben konnte, vom Standpunkt der normalen Psychologie nicht zu erklären ist. Ihre Aussage, daß sie den periodischen Veränderungen ihres Geschlechts nie unterworfen war, spricht nur um so mehr für somnambule Anlagen, die in Ahnungen, Ferngesichten und

[1]) Kiefer: Archiv. II, 3. 129. Delavergy: Notice de manuscripts de la bibl. du Roy. III.

im Dämonion sich kund gaben. Wenn sie die Stimme vernahm, war sie in solcher Freude, daß sie wünschte, immer in diesem Zustande zu sein; in solcher Weise rühmen aber fast alle Somnambulen ihren Zustand. Es war freilich auch ihr nicht erspart, von der modernen Aufklärung für verrückt erklärt zu werden;[1]) aber das ist eben die bequemste Weise, mit transscendentalpsychologischen Problemen fertig zu werden. Wenn es nur ein sinnliches Bewußtsein gäbe, so müßten alle Halluzinationen als krankhaft angesehen werden, wie es von den meisten Ärzten geschieht. Ein neuer Psychiatriker, Brierre de Boismont, weist an historischen Beispielen, darunter auch Sokrates und die Jungfrau von Orleans, nach, daß Halluzinationen mit Vernünftigkeit verbunden auftreten können;[2]) aber er unterläßt es, die logische Voraussetzung dieser Thatsache zu ziehen, die nur so lauten kann, daß Halluzinationen auch transscendental erregt werden können.

Es bestätigt sich auch an dem Beispiele dieser in einem Dorf aufgewachsenen und als Hirtenmädchen verwendeten Jeanne d'Arc, daß — wie Plutarch sagt — ein ruhiges und harmonisches Gemüt Voraussetzung des Dämonions sind. Lasaulx sagt geradezu: „Der göttliche Genius begleitet uns überall hin, und spricht zu uns als der Mystagog des Lebens; wir aber hören und beachten seine Stimme nur dann, wenn die Leidenschaft in uns schweigt und die Seele stille ist in sich selbst. Ich glaube bemerkt zu haben, daß alle ursprünglichen Menschen ein solches Dämonium in sich haben, und kein großer Mann ohne seinen Dämon gewesen ist, den Gott lenkt."[3]) Dr. Schwabe erzählt, daß auch Goethe, dessen Glaube an das Dämonische in Eckermann's Gesprächen einigemal erwähnt wird, in seinem Alter, da er der Mystik sehr zugeneigt wurde, einen Genius um sich zu haben glaubte, den er nicht nur manchmal neben sich Geräusch machen hörte, sondern einmal auch deutlich in Engelsgestalt sah; er sei aber so vorsichtig gewesen, darüber nur im Geheimen und zu erprobten Freunden zu sprechen.[4])

Die dem Sokrates und durch dessen Vermittelung auch anderen erteilten Abmahnungen waren immer nützlich, und wenn die Freunde ihm nicht folgten, hatten sie es zu bereuen. Daher nennt Sokrates sein Dämonion ein ihm verliehenes Wundergeschenk, das ihn sicher durchs Leben geleitet habe. Ganz anders bei der Jungfrau von Orleans, die dem Dämonion ebenso unbedingt folgte, wie Sokrates, aber, als sie ihre Mission allerdings glänzend ausgeführt hatte, auf dem Scheiterhaufen starb. Man könnte zwar sagen, daß auch Sokrates, wenigstens indirekt, durch die Art seiner Verteidigung, in den Tod geführt worden sei; aber dann würde eben das Schicksal beider in Widerspruch stehen mit dem von anderen, die sich eines Genius rühmten. Zur Auflösung dieses Widerspruches genügt aber vollkommen der Hinweis auf den Somnambulismus. Es zeigt sich bei den Somnambulen ein bis zum Antagonismus gesteigerter

[1]) Calmeil: de la folie. II, c. 2.
[2]) Brierre de Boismont: des hallucinations.
[3]) Lasaulx: Des Sokrates Lehre und Leben.
[4]) Carus Sterne: Naturgeschichte der Gespenster. 287.

Dualismus des transscendentalen und des sinnlichen Bewußtseins.[1]) Das transscendentale Subjekt hat andere Wünsche und andere Ziele, als die irdische Person. Es kann daher gar nicht vorausgesetzt werden, daß die Leitung durch ein Dämonion immer zum Besten der irdischen Person ausfallen sollte, auf deren Wohl es nur soweit abgesehen sein kann, als es übereinstimmt mit dem Wohl des transscendentalen Subjekts.

Wenn auch die verschiedenen Formen des Dämonions nur in jenen Fällen nachweisbar sind, wo der transscendentale Einfluß die Empfindungsschwelle überschreitet, so muß doch vorweg die Möglichkeit zugegeben werden, daß ein transscendentaler Einfluß uns in vielen Fällen leitet oder abhält, in welchen er zwar zu schwach ist, um bewußt zu werden, aber doch als unbewußter Wille wirkt. Wenn das zutreffen sollte, so wäre das transscendentale Subjekt in allerdings individuell verschiedenem Grade gleichsam der Regisseur unseres Lebensdramas, nur daß uns seine Thätigkeit in der Regel nicht zum Bewußtsein käme, und eben nur ausnahmsweise als antreibendes oder abhaltendes Dämonion bewußt würde. Da wir nun aber die psychologische Urform dieses Dämonions im Traume, als dramatische Spaltung des Ich, gefunden haben, so ist vorweg zu erwarten, daß wir dem zum Lebensregisseur gesteigerten Dämonion ebenfalls im Traum begegnen werden. Dies ist in der That der Fall.

In unseren Träumen finden wir uns in bestimmte Umgebungen, in bestimmte Verhältnisse zu Nebenmenschen, gestellt, welche Verhältnisse wir nicht als unser Werk erkennen, was sie doch sind. Unser Selbstbewußtsein im Traum erstreckt sich nur auf unser träumendes Ich. Die Handlungen dieses Ich sind nun aber, wie eben auch im Leben, durch die äußeren Verhältnisse teils unterstützt, teils uns gegen unseren Willen aufgenötigt, bestehen in einem Kompromiß zwischen unserem Willen und den Verhältnissen, oder sie werden geradezu von außen gehindert. Da nun aber die Traumbühne und das gesamte Traumpersonal nur durch eine dramatische Auseinanderlegung unseres eigenen Wesens zustande kommen, so muß dieses aus seiner unbewußten Region heraus offenbar auch den Verlauf des Traumes als Regisseur bestimmen, auch diejenigen Handlungen und Ereignisse, die den Willen unseres träumenden Ich durchkreuzen. Diese Folgerung ist ganz unvermeidlich, wenn wir nicht etwa unsere Träume aus zwei Bestandteilen zusammenrinnen lassen wollen, deren einen die aktive Traumphantasie lieferte, während der andere in der passiven Phantasie durch fremde Inspiration entstände.

Unsere Träume kommen demnach zustande: 1. in Bezug auf Bühne und Personal durch dramatische Spaltung des Ich; 2. in Bezug auf den Verlauf durch einen ganz im unbewußten Hintergrund stehenden Regisseur. Beide Bestandteile haben in unserem träumenden Wesen ihre gemeinschaftliche Wurzel. Da sich nun aber in Bezug auf den ersten Punkt bereits gezeigt hat, daß, was im Traum psychologisch wahr ist, auch metaphysisch wahr ist, indem hinter der vom sinnlichen Bewußtsein umfaßten irdischen

[1]) du Prel: Philosophie der Mystik. 420—442.

Erscheinungsform des Menschen noch ein transscendentales Subjekt anzunehmen ist, so sind wir offenbar zu der Ansicht berechtigt, daß auch der zweite Punkt aus dem Psychologischen des Traumes auf das Metaphysische sich übertragen und zur Erklärung des Menschenrätsels sich verwerten läßt. Demnach wäre unser Traumverlauf, wie unser Lebensverlauf durch einen im unbewußten Hintergrund unseres Wesens stehenden Regisseur, das transscendentale Subjekt, einheitlich und zielvoll geleitet, aber freilich nicht zum Wohle unserer irdischen Person.

Es ist nun im höchsten Grade merkwürdig, daß ein so tiefer Denker, wie Schopenhauer, durch bloße betrachtende Versenkung in die Bedeutung unseres Lebens zur Annahme eines solchen Regisseurs unseres Lebens gedrängt wurde, trotzdem sich ein solcher aus den pantheistischen Prämissen seines Systems nicht ergeben konnte. Bei Schopenhauer wurzelt die menschliche Individualität unmittelbar in der blinden Weltsubstanz, die irdische Erscheinungsform ist nur phänomenal, d. h. Schopenhauer kennt kein transscendentales Subjekt. Zwar ist Schopenhauer sehr weit entfernt von der Oberflächlichkeit der Materialisten, die im Menschen nur das zufällige Produkt atomistischer Kräfte sehen; er hat in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" in außerordentlich klarer und tiefsinniger Weise auseinander gesetzt, daß es in der Liebe auf die bestimmte Beschaffenheit der künftigen Generation, in jedem einzelnen Falle also auf die bestimmte Beschaffenheit eines Einzelwesens, abgesehen sei; aber seinem System gemäß mußte er jenen metaphysischen Willen, der in der Liebe sich geltend macht, in die Weltsubstanz verlegen, da doch bei näherem Zusehen dieser blinde Weltwille in einen sehenden Individualwillen umschlägt, so daß also unsere irdische Erscheinungsform durch den Inkarnationstrieb unseres eigenen transscendentalen Subjekts zustande kommt.[1]) Das allein schon muß uns geneigt machen, die Thätigkeit dieses Subjekts mit unserer Geburt noch nicht für abgeschlossen zu halten, sondern es eben auch noch als geheimen Regisseur unseres Lebens fortwirken zu lassen. Der Wille unseres transscendentalen Subjekts, der uns in dieses Leben einführt, leitet uns durch dasselbe.

Daß wir von dieser Leitung unseres Lebens nichts wissen, vielmehr in der Täuschung befangen sind, als wäre unser Schicksal die Resultante der äußeren Verhältnisse und unserer bewußten Entschlüsse — ganz dieselbe Täuschung haben wir in den Träumen —, liegt daran, daß diese Leitung aus einer Region unseres Wesens wirkt, die von unserem irdischen Bewußtsein nicht erleuchtet ist. Wie uns nach Kants Ausdruck das transscendentale Subjekt empirisch unbekannt ist, so auch jene seine Thätigkeit, vermöge welcher unser Lebenslauf zum Vorteil nicht unserer irdischen Person, wohl aber unseres Subjekts geleitet wird. Zwar gestaltet sich mancher Lebenslauf so, daß es den Anschein haben mag, als würde der Mensch auch transscendental geschädigt daraus hervorgehen, und als würden wir — wie mir einst ein humoristischer Kritiker meiner „Philo-

[1]) du Prel: Philos. d. Mystik. 454—473.

sophie der Mystik" schrieb — durch diesen Lebensgang zugerichtet, gleich einem Wanderer im samtenen Wams auf staubiger Landstraße, auf der ein starker Viehtrieb herrscht; aber daß wir anders als durch Erfahrungen, Leiden und Schäden klug werden könnten, ist eben leider nicht der Fall, und da auch das transscendentale Subjekt hinsichtlich seiner Erkenntnis nur angesehen werden kann als der Niederschlag von Erfahrungen in früheren, sei es irdischen oder sonstigen Daseinsperioden, so können wir in ihm kein allweises Wesen sehen, sondern eben auch nur ein solches, welches Mißgriffe zwar begehen kann, aber die Erfahrungsvorteile auch eines verkehrten Lebens zu nützen vermag, dem wir aber unter allen Umständen doch eine größere Weisheit zuerkennen müssen, als unserer irdischen Person.

Der empirische Beweis für die Existenz eines solchen Regisseurs wäre eben dann gegeben, wenn ausnahmsweise einmal dieser transscendentale Wille die Schwelle unseres Bewußtseins überschreiten würde, wo er je nach dem Grade des Bewußtwerdens die verschiedenen Erscheinungen hervorrufen würde, die sich als Dämonion zusammenfassen lassen. Aber auch ohne daß er uns bewußt würde, könnte er vielleicht indirekt nachweisbar werden an solchen Merkmalen des von ihm gestalteten Lebenslaufes, für welche eine empirische Ursache nicht gedacht werden kann z. B. jenen rätselhaften rhythmischen Bewegungen in unserem Leben, die Hellenbach behandelt hat.[1])

Jedenfalls kann dieses Dämonion nicht beschränkt sein auf jene Personen, die es an sich erfahren, noch bei diesen auf jene Fälle, in welchen es ihnen bewußt wird. Solche Personen können keine Ausnahmswesen der menschlichen Gattung sein; das Dämonion muß uns allen zugesprochen werden, und auch dann thätig gedacht werden, wenn es ganz im Unbewußten unseres Wesens versenkt bleibt. Dies eben ist es, was Schopenhauer auf dem bloßen Wege der Reflexion erkannt und in dem merkwürdigen Kapitel über „Die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen" dargestellt hat, trotzdem es mit den philosophischen Prämissen seines Systems nicht im Einklang steht.[2])

Wer nun aber, insbesondere aus dem Studium des Somnambulismus, erkannt hat, daß die menschliche Erscheinungsform nicht unmittelbar in der Weltsubstanz wurzelt, sondern daß zwischen uns und dieser als Mittelglied noch ein transscendentales Subjekt eingeschoben werden muß, der wird an diesem merkwürdigen Kapitel Schopenhauers dieselbe Korrektur anbringen müssen, die an seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" angebracht werden muß: derselbe transscendentale Wille unseres Subjekts, der uns in das Leben führt, leitet uns auch durch dasselbe. Daß er uns nur zur Inkarnation brächte, sodann aber dem irdischen Bewußtsein unserer Person uns überlassen sollte, welche blind ist für das wahre Wohl und Wehe unseres Wesens, dies ist um so weniger anzunehmen, als ja selbst abgesehen von den Fällen des Dämonions der transscendentale W[illegible]

---

[1]) Hellenbach: Magie der Zahlen. — [2]) du Prel: Phil. d. Mystik. 478—48

unseres Wesens auch noch in anderen Fällen nachweisbar ist. Er zeigt sich allgemein als Wille zum Leben überhaupt, der uns in dieser Schule des irdischen Daseins festhält, mag auch der Lebensinhalt eine solche Anhänglichkeit ganz und gar nicht begründen. Er zeigt sich ferner als moralischer Imperativ, der mit dem Wünschen und Wollen unseres Bewußtseins oft in Widerspruch gerät. Dieser Conflikt ist für jeden, dem die Moral überhaupt eine metaphysische Bedeutung besitzt, nur aus einer Doppelheit unseres Wesens erklärbar. Wie die dramatische Spaltung des Ich im Traume auf einem unbewußten Erkennen beruht, so die dramatische Spaltung beim moralischen Imperativ auf einem transscendentalen Wollen.

Das Sokratische Dämonion ist also nur einer von mehreren Fällen, in welchen unser transscendentales Subjekt seine Absicht verrät, im irdischen Leben uns so zu führen, daß das Resultat zu unserem wahren Wohl ausschlägt, wenn auch auf Kosten unserer irdischen Glückseligkeit.

Nicht jeder hat das Glück, durch dieses Leben in so sicherer Weise geleitet zu werden, wie Sokrates. Dem Vater desselben hatte — wie Plutarch erzählt[1]) — das Orakel zu Delphi den Rat erteilt, den Sokrates ganz sich selbst zu überlassen und sich um ihn gar nicht zu bekümmern, da derselbe einen Wegweiser durchs Leben hätte, der besser wäre, als alle Lehrer und Erzieher. Damit war sein Dämonion gemeint. Wir aber, in den Tumult und die Hastigkeit des modernen Kulturlebens und in vielfach verkehrte soziale Verhältnisse gestellt, sind nachgerade unfähig geworden, der Stimme des Dämonions zu lauschen. Wir richten unser irdisches Leben ein nach den Begehrlichkeiten unserer irdischen Person, auf welche und deren ephemeres Leben wir unser Wesen für beschränkt halten. Weit entfernt davon, daß wir in Einzelfällen von dem Dämonion gemahnt oder angetrieben würden, vernehmen wir es nicht einmal mehr, soweit es auf das Allgemeine gerichtet ist. In der Statistik der Selbstmorde zeigt sich, daß wir die Erkenntnis für die metaphysische Bedeutung unseres Lebens mehr und mehr verlieren. Wir schätzen das Leben ab nach seinem Inhalt vom Standpunkt unseres irdischen Wohles, und wenn es diese Probe nicht besteht, so werfen wir es als wertlos weg: der transscendentale Wille zum Leben verliert seine Macht über unsere irdische Person. Ebenso zeigt sich in der moralischen Zerfahrenheit unserer Zustände, in der nur mehr durch die Macht des Staates eingeschränkten Zügellossigkeit ganzer Volksschichten und der moralischen Waschlapperei sogar der gebildeten Stände immer mehr, daß wir auch der Moral nur etwa noch einen irdischen Nutzen, aber keine metaphysische Bedeutung zuerkennen. Weil uns die transscendentale Besinnung in der Theorie fehlt, fehlt sie auch in der Praxis; die Geschichte besteht immer und überall nur aus materialisierten Ideen, und mit dem Tadel, daß es in der Welt schlecht steht, verurteilen wir nur die herrschenden Ideen über die Welt.

Insofern ist es geradezu symptomatisch, daß die mystische Auslegung

[1]) Plut.: de gen. Socratis.

des Sokratischen Dämonions uns unverständlich geworden ist, und daß die modernen Erklärer, den klarsten Aussprüchen der Alten zum Trotz, zur rationalistischen Auslegung gegriffen haben, oder höchstens noch das Dämonion als Stimme des Gewissens hinstellen, wovon doch nur insofern die Rede sein kann, als beide den gleichen Ursprung im transscendentalen Subjekt haben. Aber die Identität der Quelle ist noch keine Identität der Funktion. Wie unsere ganze Psychologie, statt in transscendentaler Richtung in die Tiefe unseres Wesens einzudringen, den verkehrten Weg einschlägt und aus körperlichen Zuständen die Seele konstruiert, so ist uns auch das Sokratische Dämonion, weil es auf diesem physiologischen Wege allen Sinn und Bedeutung einbüßt, zu einer bloßen Kuriosität eines Sonderlings geworden, da es doch geradezu als eine der wertvollsten zur Erklärung des Menschenrätsels verwendbaren Thatsachen anerkannt werden sollte.

Daß nun die von mir vorgeschlagene Lösung des Problems des allgemeinen Beifalls sich erfreuen wird, kann ich schon wegen der eben angeführten Gründe nicht erwarten, möchte aber doch schließlich noch bemerken, daß gerade diese Lösung bereits im Altertum sich findet, und zwar von einer Seite ausgesprochen, der ich wenigstens ein großes Gewicht beilege. Ich meine jene Belehrung, die nach einer Erzählung des Plutarch Timarchus erhielt, als er in die Höhle des Trophonius hinabstieg, um das dortige Orakel über den Dämon des Sokrates zu befragen. In der Dunkelheit fühlte er plötzlich wie einen Schlag auf den Kopf, und fiel am Eingang der Höhle nieder. Es war ihm, als verlasse seine Seele den Körper und gelange in das Reich der Proserpina. Dort erhielt er von einem unsichtbaren Führer Aufschlüsse über das Verhältnis der Seele zum Dämon: derjenige Teil der Seele, der sich mit dem Körper vermische, werde durch Vergnügen und Schmerz vernunftlos; aber nicht jede Seele vermische sich auf dieselbe Weise. Die einen versenken sich ganz und gar in den Körper und werden von den Leidenschaften des Lebens zerrüttet und verdorben. Andere vermischen sich nur nach einzelnen Teilen; was aber das Reinste an ihnen ist, bleibe außerhalb des Körpers. Das in den Körper Versenkte nenne man Seele, das außerhalb desselben befindliche Edlere heiße Dämon. Dies alles, sprach der Führer — der selbst nur die dramatisierte transscendentale Besinnung des Fragers war — werde Timarchus binnen drei Monaten viel deutlicher erkennen; für jetzt solle er zurückkehren. Als Timarchus nach dieser Rede sich umwenden wollte, um zu sehen, wer mit ihm gesprochen, empfand er wieder einen heftigen Schmerz im Kopfe und verlor das Bewußtsein. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich und fand sich am Eingang der Höhle eben dort liegen, wo er sich zuerst niedergelegt hatte. Er ging darauf nach Athen zurück, und starb, wie die Stimme vorausgesagt hatte, nach drei Monaten. Sokrates aber, da ihm dieses erzählt wurde, tadelte seine Schüler, daß sie ihm zu Lebzeiten des Timarchus nichts davon gesagt hätten; denn er würde gerne von diesem selbst den Bericht vernommen und ihn genauer darüber befragt haben.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Seherschaft.

Die indische Ansicht von derselben.

Von

Murdhna Djioti.[1]

Dunkel ist dein Weg, der du hellstrahlend bist.
Das Licht ist vor dir.

Rig Veda IV, VII, 9.

Da man heutzutage in den Ländern des Abendlandes viel von „Seherschaft" redet, sowohl in wissenschaftlichen Forschungen wie in der Unterhaltungs-Litteratur, so scheint es mir zweckmäßig, einmal die hierauf bezüglichen Anschauungen der europäischen Rasse einer nähern Untersuchung zu unterziehen. Zugleich mag es denjenigen, mit welchen ich ein gleiches oder verwandtes Streben gemein habe, willkommen sein, die Ansichten eines Mannes kennen zu lernen, der einer andern Rasse entstammt und auf dem Boden eines ganz andern Kulturlebens erwachsen ist.

Von vorne herein muß ich hier freilich sagen, daß es mir bisher noch nicht gelungen ist, mir völlige Klarheit darüber zu verschaffen, welchen Zustand der Sprachgebrauch der abendländischen Mystik mit dem Ausdrucke „Seherschaft" bezeichnen will. Ich habe mich zwar wohl bemüht, die Zustände verschiedener Seher zu analysieren, bin aber dabei immer noch ebenso weit von der Wahrscheinlichkeit eines Verständnisses der bei den Europäern herrschenden Anschauungen entfernt geblieben; ja, es will mir sogar vorkommen, als ob man auf jener Halbkugel noch niemals die verschiedenen hier in Betracht kommenden Zustände klassifiziert habe, sondern dieselben stark durch einander menge. So finde ich, daß einerseits schon der Zustand, in welchem ein Mensch kaum schwache Bilder fernsinnig im Äther (Akáṣa) wahrnimmt als „Seherschaft" bezeichnet wird, während man anderseits die erhabensten, mystischen Zustände mit dem Ausdrucke Trance (mediumistisches Beherrschtsein) charakterisiert. Soviel

[1]) Der Verfasser ist Brahmane. Die Anschauung, welche er hier vorträgt, ist im Wesentlichen diejenige, in welcher er herangewachsen ist. Diese kommt aber hier keineswegs in konfessioneller Form zum Ausdruck, sondern vielmehr im allgemeinen Sinne der indischen Philosophie überhaupt. (Der Herausgeber.)

aber scheint mir doch festzustehen, daß alles das, was man in Europa und Amerika unter Seherschaft versteht, nicht einmal bis an die Schwelle desjenigen Zustandes hinanreicht, welcher im Sanskrit Suschupti heißt.

Von den seit uralter Zeit bis auf die Gegenwart in der indischen Gedankenwelt stets mit gleicher Schärfe unterschiedenen Bewußtseinszuständen will ich hier nur die hauptsächlichsten Gruppen erwähnen: Yagrata ist der Zustand des Wachens, in welchem unsere leiblichen Organe, Sinne und Fähigkeiten die ihnen förderliche Übung und Entwickelung finden. Swapna ferner umfaßt alle Zustände des Traumlebens, welche zwischen Yagrata und Suschupti liegen, also Träume, Visionen, Trance, Somnambulismus u. s. w. Einer ganz anderen Bewußtseinsebene gehören aber die Zustände des Suschupti an, über denen sich dann weiter die höheren Zustände des Samädhi, Thuriya, Thuriyatita u. s. w. erheben. — Im Suschupti sind nun wieder ebenso wie im wachen und im Traum-Zustande viele verschiedene, mehr subjektive oder objektive Bewußtseinsstufen zu unterscheiden.

Man hat das Suschupti einen „traumlosen Schlaf" genannt, indessen wird das Wesen dieses Zustandes wohl am besten dadurch gekennzeichnet, daß in demselben des Mystikers höchstes Bewußtsein in äußerster Anspannung seiner geistigen und sittlichen Fähigkeiten nach irgend einer ihm zu seinem Fortschritt notwendigen Erkenntnis forscht. In diesem Zustande ruht des Mystikers niedere Natur; sie ist gleichsam paralysiert, während die höhere Seite seines Wesens sich in der ideellen Welt bewegt und dort nach geistiger Nahrung sucht. Unter der niederen Natur verstehe ich die physische und psychische Persönlichkeit mit deren Gemütsleben und Verstandeskräften.

Es ist nicht durchaus sicher, daß man im Suschupti-Zustande den Gegenstand seines ernsten Forschens auch jedesmal findet. Findet man ihn aber, so ist man dessen sicher; und was man findet, ist stets von besonderem Werte. Während der Mensch in allen Swapna-Zuständen nur menschliches, unzuverlässiges Wissen erreicht, kommt während des Suschupti „göttliches" Wissen über ihn. Es gilt indes für ein eigenartiges Gesetz dieses Zustandes, daß der Mystiker in demselben die Wahrheit nur aus einer einzigen Quelle oder auf einem einzigen Wege erlangen kann, nämlich aus der Schule oder Geistesrichtung, zu der sein Meister (Guru) gehört, welcher ihn in die Geheimnisse dieser inneren Entwickelung eingeführt hat. Auf dieser Bahn mag er sich so hoch aufschwingen, wie er kann. Welche Stufe der Erkenntnis er zu erringen vermag, das bleibt für jeden eine offene Frage; sicher aber und sehr wesentlich ist, daß jede neue auf diese Weise errungene Erkenntnis, jede solche Erweiterung seines geistigen Wissens auch zugleich seine Erkenntnisfähigkeit stärkt und mehrt und zwar nicht nur während des Suschupti-Zustandes, sondern danach auch im wachen, Yagrata. Das ist bei dem in Swapna-Zuständen erlangten Wissen durchweg nicht der Fall; es läßt den Menschen meist in ebenso unvollkommenem Zustande wie vorher. Der Unterschied dieser beiden Bewußtseins-Ebenen ist hauptsächlich der, daß das Swapna im wesent-

lichen ein geistig passiver Zustand, das Suschupti aber ein geistig aktiver, selbstthätig strebender ist.

Übrigens wird die während des Suschupti erlangte Erkenntnis, wenn sie in das wache Bewußtsein herüber genommen wird, auch durch die Unvollkommenheiten dieses Zustandes beeinflußt, getrübt. Deshalb muß dieses Wissen auf der Ebene unseres gewöhnlichen äußeren Bewußtseins in der Regel als ein problematisches betrachtet werden, eben insofern es mit Täuschungen und falschen Ansichten des Mystikers in dieser seiner äußeren Bewußtseinssphäre vermischt erscheint. Für den, welcher in solcher Entwickelung begriffen ist, giebt es da nicht wohl eine andere Garantie dafür, daß irgend ein Wissen, dessen Erlangung er auf diese Quelle zurückführt, auch wirklich richtig ist, als daß ihm dies von seinem Guru (Meister und geistigen Führer) bestätigt wird.

Es ist also wohl möglich, aber durchaus nicht notwendig, daß das im Suschupti erworbene Wissen auch in das wache Bewußtsein herübergenommen wird. Ob dies aber geschieht, hängt zunächst von der Art, der Höhe und der Reinheit seines Strebens ab, sodann aber auch davon, wie weit sein niederes waches Bewußtsein befähigt und vorbereitet ist, solche Erkenntnis aufzunehmen und zu behalten.

Dasjenige Streben, welches allein solche Herübernahme ermöglicht und begünstigt und das auch allein geeignet ist, die Fähigkeiten des äußeren Bewußtseinszustandes zu heben und zu kräftigen, ist das Streben, welches sich ausschließlich auf das Höhere, Geistige wendet, von der irdischen, äußeren Persönlichkeit sich aufwärts und ins Innere richtet, und so das eigene Selbst ganz vergißt. Wenn daher ein solcher Mystiker im Suschupti-Zustande eine erstrebte Erkenntnis erlangt hat, und in ihm dann das Verlangen erwacht, das Errungene mit in den wachen Zustand hinüberzunehmen, so ist in demselben Augenblicke, wo dieser Gedanke an sein waches Leben in ihm auftaucht, auch der Suschupti-Zustand für dies Mal zu Ende. Der dadurch veranlaßte Zustand der Enttäuschung wird nicht übel durch das indische Sprichwort bezeichnet: „Der Brei im Munde und das Feuer auf dem Herde sind beide dahin!" — Dieser Satz rührt von einem in Indien allbekannten Gleichnisse her: Ein armes Mädchen ißt ihren Reisbrei und will zu gleicher Zeit das Herdfeuer vor ihr, welches im Begriffe ist, auszugehen, schüren. Sie bläst es an mit dem Brei im Munde. Der Brei fällt dabei auf die noch glimmende Asche und verlöscht den letzten Funken. Sie hat somit einen doppelten Verlust. — Im Suschupti wirkt das ängstliche Verlangen, die gewonnenen Erfahrungen in das wache Bewußtsein herüberzunehmen, gerade wie der Brei auf das Feuer. Jedes derartige Verlangen, etwas zu erreichen oder zu thun, wirkt nicht, wie manche meinen, förderlich, sondern ist stets ein Hindernis; und wenn man ein solches gar noch im wachen Zustande selbst nährt und groß zieht, so wird es um so hinderlicher fürs Suschupti wirken. Alles dies ist treffend im ersten Buche von Patándjalis „Yoga Aphorismen"[1])

[1]) Eine Ausgabe von Patánjalis „Yoga Philosophy etc." mit dem so gut wie wertlosen Kommentar Bhodja Radjas ist von Tukaram Tatya (in 2. Aufl.

dargestellt. Während dieser aber in Aph. 30 und 31 die Hindernisse dieses Strebens anführt, giebt er sogleich in den folgenden Aphorismen dasjenige an, was dasselbe fördert und was der Mystiker zu thun hat, wenn er in den Suschupti-Zustand eingehen will. Hiervon mag wenigstens Aph. 33 hier angeführt werden:

Durch Aneignung (Übung) von Wohlwollen, Selbstlosigkeit, Menschenliebe (Menschlichkeit, Mitleid) und Beiseitelassung (Gleichgültigkeit gegen) aller Gegenstände von Freud und Leid, Tugend und Laster wird der Geist gereinigt.

Dies sind einige der Vorbedingungen der Yoga-Schulung; worin diese selbst besteht, ist nicht der Gegenstand dieser Erörterung. Ernstlichkeit und volle Hingebung an das eine erstrebte Ziel sind dabei stillschweigend als selbstverständlich vorausgesetzt. Sobald aber der Suschupti-Zustand selbst als das Ziel, als Selbstzweck, nicht als Mittel der Vervollkommnung und Vergeistigung oder Erlösung aus den Banden des Selbst betrachtet wird, ist es unmöglich in diesen Zustand einzugehen. Derselbe besteht in und ist erfüllt von einer selbstvergessenden Ernstlichkeit, die von keiner Gleichgültigkeit, Lässigkeit, oder gar eitler Neugierde gestört werden kann. Auch kann kein Funken eines Zweifels über den Wert oder ein Zögern hinsichtlich der Möglichkeit des Eingehens in diesen Zustand, noch auch das mindeste Bedenken über die Bedeutsamkeit und Richtigkeit der in demselben erlangten Erkenntnis im Geiste des Mystikers vorhanden sein, wenn er sich zu dieser Bewußtseinsstufe erhebt. Ebenso wenig kann auf derselben irgend eine Selbsttäuschung stattfinden, während uns oftmals, wenn wir im wachen Zustande glauben, daß wir uns mit ganzer Ernstlichkeit unserm Streben hingeben, doch durchweg ein oder das andere Element unserer niederen Natur Lügen straft und uns gewissermaßen zum besten hat; denn das ist nun einmal das sich selbst widersprechende Wesen alles irdischen Verlangens.

Solches höhere Streben kann also nur in der richtigen Selbsterziehung oder Selbstschulung im wachen Bewußtseinszustande seinen Grund und Ursprung haben. Da müssen wir unsern Geist reinigen von allen Begierden und von der Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke, daß er ruhig und klar werde wie die windstille Fläche eines einsamen Bergsees, in welchem sich der Vollmond spiegelt. Und diese Reinigung vollzieht im wesentlichen sich dadurch, daß wir zu jeder Zeit das geistige und sittliche Ziel unseres Strebens, das Ideal unseres Denkens und Wollens so hoch stecken, als wir es nur irgend zu fassen vermögen, nicht aber unsere Kraft in der fruchtlosen Bekämpfung von Kleinlichkeiten vergeuden und zersplittern, dadurch, daß wir nach oben schauen, nicht nach unten oder zur Seite. Das Unreine ist nicht dadurch zu überwinden, daß man es vernichtet, sondern nur dadurch, daß man das Reine an dessen Stelle setzt. So müssen alle niederen Triebe und Fähigkeiten des Menschen durch höhere ersetzt, in höhere umgewandelt werden. Mit solchem Streben

---

Bombay 1885) herausgegeben worden (M. 2,50); eine verhältnismäßig bessere, aber teurere ist die ältere Ausgabe mit dem Kommentar von Radjendra Lala Mitra in der Bibliotheca indica bei Trübner & Co. in London. (Der Herausgeber.)



ist kein Tändeln und kein Spaßen vereinbar; noch weniger freilich sind frivole äußerliche Gedanken mit dem Suschupti-Zustande selbst verträglich. Wehe dem, der mit den ihm in diesem Zustande zur Verfügung stehenden Mitteln ein eitles Spiel treiben wollte.

Soviel über das Suschupti. Ganz anders liegen die Verhältnisse, so weit es sich nur um verschiedene Stufen der Swapna-Zustände handelt. Mit diesen allein aber haben wir es bei den verschiedenen Graden und Arten des Traumes, der Hellsinnigkeit, des Trance und des Somnambulismus zu thun. In diesen mag räumliches oder zeitliches Hellsehen in verschiedenster Weise auftreten, aber mit dem, was man in Indien unter „Seherschaft" versteht,[1]) mit der Erschließung höherer, innerer Erkenntnis in den Zuständen des Suschupti, Turiya und höheren Bewußtseinsstufen, haben dieselben durchaus gar nichts zu thun und sind auch nicht etwa nur gradweise von denselben unterschieden. Namentlich wird durch jene weder die sittliche und geistige Entwickelung des „Sehers" gefördert, noch seine Urteilsfähigkeit geschärft, noch seine Erkenntnis vertieft und seine Weisheit vermehrt. Im Gegenteil, je mehr derartige Swapna-Zustände entwickelt werden, desto größer wird die Gefahr nicht nur ihres Mißbrauchs, sondern auch der direkten Schädigung des „Sehers" in sittlicher und geistiger Beziehung, indem er dadurch immer tiefer in das Leben und Wirken in der Erscheinungswelt hineingezogen wird.

Der sogenannte Seher mag sich dieser seiner Gabe ebenso harmlos aber auch ebenso nutzlos „erfreuen", wie ein Knabe in einem Weiher sich dem Vergnügen des Schwimmens hingiebt; er erwirbt dadurch kein neues Wissen, aber er mag möglicherweise das Vergnügen dieses „Sports" mit dem Tode zu bezahlen haben. Und ein solcher „Seher" befindet sich in noch weit bedenklicherer Lage als dieser Knabe, denn er vermag viel weniger das Element, in dem er sich bewegt, zu beurteilen. In sittlicher Hinsicht aber unterscheidet er sich von dem gewöhnlichen Genußmenschen meist nur dadurch, daß dieser sich bloß der Verwertung seiner äußeren Sinne hingiebt, während jener auch seine sinnliche Wahrnehmung in der sogen. „astralen" Sphäre (des Akasa) genießt.

Es soll allerdings nicht geleugnet werden, daß solches Hellsehen auch zu Nutz und Frommen anderer Menschen, zur Heilung Kranker und zum Segen Unglücklicher benutzt werden kann und auch vielfach wohl benutzt werden mag. Ist ein solcher „Seher" aber nicht geistig und sittlich ungemein hoch entwickelt, so ist die Gefahr für ihn außerordentlich groß, daß er durch die Macht der niederen Elemente seiner Natur versucht wird, sich in die Geheimnisse seiner Mitmenschen einzudrängen, und das hat zum mindesten für ihn schon den Nachteil, daß er diesen gegenüber seine Unbefangenheit verliert. Wichtiger aber ist, daß dies für ihn der sicherste Weg ist, seine höhere Natur in den Kot der leiblichen oder seelischen (physischen oder psychischen) Erscheinungswelt hinabgezogen zu sehen und

[1]) Die abendländische Mystik hat denn doch von jeher auch diese inneren Bewußtseinszustände gekannt, aber freilich ist bei uns das System derselben wohl nie auch nur annähernd so ausgebildet worden wie in Indien. (Der Herausgeber.)

schließlich ganz in diese aufzugehen. Denn in dieser rein psychischen Sphäre ist allen psychischen Einwirkungen, denen man einmal Raum gegeben hat, sehr viel schwerer Widerstand zu leisten als im äußeren materiellen Leben. Man stelle sich doch nur klar vor, was denn eigentlich diese „übersinnlichen" Bewußtseinszustände sind! Man hat sie einen „sechsten Sinn" genannt; wohl mit Unrecht, da es sich hierbei wohl mehr um eine Übersinnlichkeit oder Innersinnlichkeit im Gegensatz zur äußeren Sinnlichkeit handelt. Jedenfalls aber ist es eine Erweiterung irgend einer Art von sinnlichen Wahrnehmungen; und was ist denn ein jeder „Sinn" anderes als ein Kanal für unsere Begierden zu unserer eigenen und anderer Qual. Wie mancher dieser „Okkultisten" bildet sich ein, das Interesse für sein persönliches „Selbst" bereits abgestreift zu haben, während er doch in Wirklichkeit nur die Grenzen seiner Erfahrung und seiner Begierden erweitert und sein Interesse denjenigen Dingen zugewandt hat, welche diese Erweiterung seines „Selbst" betreffen.

Einen geistigen Nutzen kann aber dies persönliche Selbst von dieser Art von „Seherschaft" innerhalb der phänomenalen Welt überhaupt nicht ziehen. Noch nie hat man beobachtet, daß ein Wahrträumer, ein Medium oder ein Somnambuler durch diese seine Begabung an geistigen Fähigkeiten reicher, an Verstandeskraft schärfer geworden ist. — Nehmen wir einmal an, daß ein ungelehrter Mensch in den Zustand des „Hellsehens" versetzt wird, so würde er vielleicht aus den Werken der Weisen aller Zeiten beliebige Stellen herauslesen können, ja er würde wohl gar aus dem Geiste irgend eines lebenden Philosophen dessen noch nicht einmal veröffentlichte Gedanken zu entnehmen vermögen; dagegen würde er nicht imstande sein, selbständig Vergleiche zwischen zwei verschiedenen so wahrgenommenen Systemen oder Gedankenreihen anzustellen. Noch weniger würde er imstande sein, uns über die Zusammensetzung und Gestaltung von Seele und Geist des Menschen einen selbständigen Aufschluß zu geben. Solche Untersuchungen würden durchaus über sein Verständnis hinausgehen, und solches Verständnis würde bei ihm in keiner Weise durch das Eintreten und die Entwickelung seines hellsehenden Zustandes selbst gefördert oder erleichtert werden.[1])

Dies ist ein Hauptgrund für die gänzliche Unzuverlässigkeit aller auf diesem Wege des Somnambulismus oder Mediumismus erlangten Mitteilungen, und es ist kein Wunder, daß deshalb alle wissenschaftlich gebildeten, einsichtsvollen und urteilsfähigen Männer den kosmologischen und

[1]) Für die gewöhnlichen Fälle somnambuler und mediumistischer Mitteilungen ist dies wohl zutreffend, indessen sollen doch auch innerhalb der europäischen Rasse Fälle von geistiger Entwickelung der Seher durch ihre ekstatischen Zustände vorgekommen sein. Um Beispiele hierfür anzuführen brauchen wir nicht einmal zu Mystikern wie Jakob Böhme hinaufzugreifen, dessen Ekstasen man vielleicht für Suschupti-Zustände erklären könnte. Noch heutigen Tages sollen amerikanische Seher, wie Andrew Jackson Davis, Hudson Tuttle und andere ganz ungebildete, unentwickelte Menschen durch ihre somnambulen (Swapna-) Zustände ein reiches, zuverlässiges Wissen und intellektuelle Urteilsschärfung erlangt haben. (Der Herausgeber.)

sonstigen Anschauungen solcher Seher auch nicht den geringsten Wert beilegen, ja sich meist mit Ekel von denselben abwenden. Am thörichtsten aber erscheinen mir solche Magnetiseure, welche im Mesmerismus eine Art von Yoga Vidya zu besitzen glauben und die Aussagen ihrer Somnambulen oder gar die „Kontrollen" ihrer Medien für göttlichen Ursprungs und Wesens halten. Zwischen solchen Getäuschten und den Materialisten, welche das Protoplasma an die Stelle des Gottesbegriffes setzen, scheint mir in der That nur ein sehr geringer Unterschied zu bestehen.

Das, was im Sanskrit Radja Yoga heißt, die sittliche Erhebung und geistige Entwickelung des Mystikers, ist etwas durchaus anderes und hat mit Mesmerismus oder irgend welchem der Sinnenwelt angehörenden Streben gar nichts zu thun; vielmehr ist dasselbe vornehmlich darauf gerichtet, das „persönliche Selbst" zu überwinden. Das Vorhandensein von Leidenschaften und Begierden in diesem „Selbst" mag hierzu in gewissem Sinne förderlich sein, insofern es sich eben darum handelt, die niederen Kräfte durch höhere zu ersetzen und in höhere zu verwandeln; und die Kraft des vorhandenen Wollens und Strebens ist Maß und Bedingung des möglichen Fortschritts. Dies scheint auch Bulwer Lytton richtig erkannt zu haben, wenn er seinem Mejnour die Worte in den Mund legt:[1])

> Die von uns geforderten Beweise sind Prüfungen, welche die Leidenschaft reinigen und die Begierden erheben. Und die Natur selbst kontrolliert und unterstützt uns hierin u. s. w.

Diese Kontrolle oder Unterstützung von seiten der Natur findet freilich nur innerhalb der Grenzen des Minimums und Maximums statt, in welchen sich das Streben des Mystikers selbst bewegt, d. h. es kann kein unverdientes Erheben über dieselben stattfinden, wie auch anderseits durch äußere Einwirkung kein unverdient rascher und tiefer Fall möglich ist. Eine weitergehende Unterstützung findet allerdings scheinbar im Thuriya-Zustande statt, wenn der Mystiker eine Stufe erklimmt und die „Natur" ihn auf eine andere erhebt. Hiervon ist indes an dieser Stelle nicht zu reden.

Die geistige und sittliche Entwickelung des Mystikers muß durchaus in seinem äußeren Leben beginnen, und durch eine bloße Schulung seiner übersinnlichen Kräfte und Fähigkeiten ist kein wahrer Fortschritt zu erzielen. Dieses bietet ihm lediglich erhöhten Genuß seiner Kräfte, gleichsam eine Art von Rausch in höherer Sphäre, der aber nur unvermeidlich alle ungünstigen Wirkungen der übersinnlichen Kausalität dieser Sphäre (des Karma) nach sich zieht. Der wahre Weg zu göttlicher Weisheit ist allein die selbstlose Erfüllung jeder uns gesetzten Pflicht auf eben jener Stufe der Entwickelung und unter allen Umständen, in denen wir uns gerade befinden. Nur dadurch, daß wir jederzeit und überall selbstlos unsere Pflicht thun, verwandeln wir unsere niedere Natur in eine höhere; wir erfüllen Dharma — unsere ganze Pflicht!

[1]) „Zanoni", IV. Buch, 2. Kap.



Hypnotisches.

Eine Bücherbesprechung.

Von

Max Dessoir.

Es ist neuerdings viel von den grausamen Strafen die Rede gewesen, mit denen man in China die Verbrecher quält, und einige Zeitungen berichteten alles Ernstes, daß man jetzt in Verlegenheit sei, neue, noch härtere Foltern ausfindig zu machen. Da möchte ich mir nun, in der stillen Hoffnung auf den chinesischen Drachenorden, den wohlgemeinten Vorschlag erlauben: man zwinge den verstocktesten Schurken, alle im Jahre 1887 erschienenen Werke über Hypnotismus zu lesen und sei versichert, daß er — falls er es überlebt — de- und wehmütig zu Kreuze kriechen wird.

Denn in der That nimmt die Litteratur dieser „neuesten aller Wissenschaften" wahrhaft beängstigende Dimensionen an. Nicht nur, daß in allen Sprachen zahlreiche Bücher und Broschüren gedruckt werden, nein, auch jede Zeitschrift und Zeitung hält es für ihre Pflicht, ein oder mehrere populäre Artikel zu bringen, und so kommt es, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit die Thatsachen der Hypnose jedem Gebildeten geläufig geworden sind. Hieraus entspringt einerseits der unleugbare Vorteil, daß die Bestrebungen, denen die „Sphinx" gewidmet ist, immer mehr Boden gewinnen, andererseits aber auch der Nachteil, daß unwissende und unreife Menschen sich mit Dingen beschäftigen, die furchtbare Gefahren in sich bergen. Es ist dazu nicht nötig, in leichtsinniger Weise, ohne Kenntnisse und ernste Zwecke, hypnotische Experimente anzustellen, sondern es genügt, daß die halbgebildete Masse die neuen Theorien in sich aufnimmt, damit das größte Unheil entstehen kann. Neigt doch unser nervöses Zeitalter schon an sich zu krankhaften Übertreibungen jeder Art: um wieviel mehr nun bei einem Gegenstande wie dem unsern! Wenn man bedenkt, welche Verwüstungen die Art, wie Zola in den „Rougon-Macquard" die Vererbungstheorie ausschlachtet, in manchen Köpfen hervorgerufen hat, dann wird man sich nur mit Entsetzen fragen können, welche Folgen wohl Erzählungen wie „Le Horla" haben mögen. Vor kurzem hat nämlich der geistreichste der modernen französischen Realisten, Guy de Mau-



Nr. 21.

Verhaltener Groll,

durch Suggestion erzeugt.

(Zu Seite 390.)

passant, eine Sammlung von vierzehn Skizzen veröffentlicht[1]), von denen die erste, welche dem Ganzen den Namen gegeben hat, in tendenziöser Weise die Erscheinungen des Hypnotismus verwertet. Ein Mann, der zu wiederholten Malen künstlich eingeschläfert und durch fortwährende Suggestionen bis zur Überspannung aufgeregt worden ist, verliert endlich in dem Maße die Selbstbestimmung, daß er spontan in ihm auftretende Wahnvorstellungen nicht mehr niederhalten kann und zur Überzeugung gelangt, von einem unsichtbaren Wesen — „Horla" genannt — verfolgt zu werden. Wie er nun mit diesem Plagegeist kämpft und schließlich sein eigenes Haus, in welches er den Horla eingesperrt zu haben glaubt, verbrennt, — das ist in meisterhafter Form geschildert und mit einer Unbefangenheit, als ob solche Vorgänge die natürlichsten Dinge von der Welt wären.[2]) Aber gerade in dieser Verschmelzung thatsächlicher Vorkommnisse mit den Erzeugnissen einer überreizten Phantasie liegt das Gefährliche solcher Darstellungen: denn wer ist imstande, die Grenze zu finden zwischen dem einen und dem andern? Während man noch vor zehn Jahren alle derartigen Erzählungen in das Reich der Ammenmärchen verwies und sich mit dem behaglichen Bewußtsein im Hintergrunde graulte, daß ja eigentlich an dem Ganzen kein wahres Wort sei, ist heute diese feste Stütze ins Wanken geraten und damit dem Aberglauben wie der nervösen Furchtsamkeit Thür und Thor geöffnet. Ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl von denen, welche hypnotischen Schaustellungen beigewohnt und dann „le Horla" gelesen haben, mehrere recht schlechte Nächte hatte und womöglich jetzt noch allabendlich unter die Betten guckt, um sich des völligen Alleinseins zu versichern.

Nicht ganz so schlimm wird die Wirkung gewesen sein, welche die Leser der zweiten jener pathologischen Skizzen verspürten, des „l'auberge". Aus dem einfachen Grunde nämlich, weil die hier zu Grunde liegenden Thatsachen weit weniger bekannt sind als die Phänomene des Nervenschlafs, und daher der Gedanke: „Wenn ich das erlebte!" nur selten zum Durchbruch gelangen mag. Trotzdem haben wir es auch hier mit einer Erscheinung zu thun, die über allem Zweifel feststeht: der telepathisch verursachten Ahnung von dem Tode eines anderen. Wenn von zwei durch Freundschaft oder Verwandtschaft innig verbundenen Personen die eine sich in einer gewaltigen Krisis befindet, so kann ihr Gedanke an die andere so mächtig wirken, daß diese entweder innerlich beeinflußt wird oder sogar eine entsprechende Halluzination erlebt; die Form, zu welcher der fernsinnig gepflanzte Keim sich entwickelt, hängt ganz von äußeren Umständen und der Individualität der Betreffenden ab. In dem Beispiele, das Maupassant wählt, wird der empfangene Eindruck noch nicht zur ausgeprägten Halluzination veräußerlicht, sondern bleibt innersinnlich.

---

[1]) Guy de Maupassant: Le Horla. Paris, Ollendorff, 1887.

[2]) Eine ausführliche, sehr lebenswerte Inhaltsangabe steht in dem „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes", Nr. vom 20. August 1887.

Von den beiden Führern Gaspard Hari und Ulrich Kunsi verunglückte ersterer auf der Gemsenjagd, ohne daß es seinem Gefährten gelingt, ihn aufzufinden. In der Einsamkeit wird nun Ulrich von den seltsamsten Wahnvorstellungen erfaßt; er glaubt, die mahnende, vorwurfsvolle Stimme Gaspards zu vernehmen. Wenn er dann die Thür der Herberge öffnet und seinerseits den Namen des Genossen hinausruft, erhält er keine Antwort: „Er wartete; auf dem Berge jedoch blieb alles lautlos! Nun wurde er bis ins Mark von Schrecken erfaßt. Mit einem Sprunge kehrte er in das Haus zurück, schloß die Thür und schob die Riegel vor; dann fiel er zitternd auf einen Stuhl nieder, gewiß, daß er soeben von seinem Kameraden im Augenblicke des Todes angerufen worden war. Er war dessen sicher, wie man sicher ist, daß man lebt oder Brot ißt. Gaspard Hari hatte irgendwo zwei Tage und drei Nächte hindurch in einer Tiefe mit dem Tode gerungen, in einer jener von keinem menschlichen Fuße betretenen Schluchten, deren Weiße unheimlicher ist, als die Finsternis der Unterwelt. Er hatte zwei Tage und drei Nächte mit dem Tode gerungen und war soeben hingeschieden, indem er an seinen Gefährten dachte. Und seine kaum freigewordene Seele hatte sich dem Hause zugewendet, wo Ulrich schlief, und rief ihn an kraft der geheimnisvollen und fürchterlichen Macht, welche die Seelen der Toten im Verkehr mit den Lebendigen besitzen.[1]) Sie hatte geschrieen, diese Seele ohne Stimme,[2]) in der niedergedrückten Seele des Schläfers; sie hatte ihr letztes Lebewohl oder ihren Fluch in Bezug auf den Menschen vernehmen lassen, der nicht genug gesucht hatte.“ Wie dieser Wahn immer tiefer in dem von allem menschlichen Verkehr abgeschlossenen Ulrich wühlt, wie letzterer dann, als das Frühjahr wiederkehrt, von dem Eigentümer der Herberge und dessen Familie als ein für das Leben verlorner Mann mit seinen von Schrecken gebleichten Haaren aufgefunden wird — dies gelangt in der Erzählung zum ergreifenden Ausdruck. Uns jedoch und allen, welche sich für hypnotische und telepathische Phänomene interessieren, sei sie eine Mahnung zur nüchternsten Besonnenheit und eine Warnung vor phantastischer Beschäftigung mit solchen Naturkräften, die weder ganz verstanden noch im entferntesten von uns beherrscht sind.

Immerhin zeigen derartige Skizzen, wie tief die neuen Lehren in das allgemeine Bewußtsein eingetreten sind; unleugbar ist hierin Frankreich allen anderen Ländern weit voraus und hat neben solchen Nachteilen auch nicht unerhebliche Vorteile. Wie weit dort das Bedürfnis nach Aufklärung über diese Gegenstände geht, beweist der Umstand, daß seit dem 1. Juli dieses Jahres eine zweite Fachzeitschrift in Paris erscheint: die Revue des sciences hypnotiques, welche schon durch ihren

---

[1]) Wissenschaftlich festgestellt ist bisher nur der fernsinnige Verkehr von Seelen **lebender** Personen, daher denn auch das Hauptwerk über diesen Gegenstand „Phantasms of the **Living**“ heißt. Auch Fälle, wo zwischen dem Tode des Urhebers und dem Eintreten der Wirkung ein stundenlanger Zwischenraum liegt, gehören hierher. „Phantasms“ I, LXIII fg.

[2]) Ein sehr glücklicher Ausdruck! vgl. „Phantasms“ I, 481 Anm. 2.

Titel andeutet,[1]) daß sie ihre Aufgabe etwas weiter faßt, als die Revue de l'Hypnotisme. Freilich, was sie Neues hinzunimmt ist eigentlich bloß die „Etude des substances psychiques", aber das ist — abgesehen von dieser wahrhaft haarsträubenden Wortverbindung — bezeichnend genug. Es mag zu diesem Zwecke genügen, einige Sätze aus der einleitenden Übersicht wiederzugeben: „Alles, was wir augenblicklich sagen können, ist, daß der Genuß gewisser Substanzen, welche in die Mode gekommen sind, in den Nervencentren Erscheinungen hervorruft, welche in vielen Beziehungen sich den im Nervenschlaf auftretenden Phänomenen nähern. Aus diesen und aus einigen anderen Gründen, über die des näheren zu sprechen hier zu weit führen würde, haben wir gut daran zu thun geglaubt mit dem Studium des Hypnotismus zu verbinden das Studium des Opium, des Morphium, des Äther, des Haschisch, kurz aller der das Nervensystem erregenden oder abstumpfenden Substanzen, deren Gebrauch sich unglücklicherweise mit erschreckender Geschwindigkeit verbreitet. Wir werden die Art der Anwendung beschreiben(!): die erlaubten Dosen, die übertriebenen und die giftigen Dosen; wir werden ihre Genüsse und ihre Gefahren schildern, die Phantasien, welche man erleben kann, und den Punkt angeben, an dem der weise Mann anhalten muß(!), der die ganze Zartheit seiner Empfindlichkeit und die Energie seines Willens behalten will." Sapienti sat. Im übrigen zeugt die Vorrede von großer Erfahrenheit und eindringlicher Beredsamkeit ihres ungenannten Verfassers; für ihn ist der Hypnotismus keine pathologische Manifestation, sondern eine physiologische Funktion, die, obwohl nicht allgemein hervorrufbar, nichtsdestoweniger normal ist. „In einem Worte, das Ziel, welches wir uns stecken, ist das experimentale, vollständige und wissenschaftliche Studium der hypnotischen Erscheinungen bei gesunden Personen". Wenn nur mit diesen guten Vorsätzen der Inhalt des Probeheftes im Einklang stände! Aber was uns dieses bietet, ist — mit Ausnahme der sehr lesenswerten Einleitung — entweder Allbekanntes oder Unbedeutendes, noch dazu durchgängig ohne Namensunterzeichnung veröffentlicht, wie denn auch der Leiter des Ganzen nicht genannt wird. Aus allen diesen Gründen glauben wir kaum, daß der Wissenschaft mit der Gründung dieser Zeitschrift ein Dienst geleistet worden ist. In der Ausstattung entspricht sie vollkommen der Revue de l'Hypnotisme, von der sie sich nur durch einen blauen Umschlag unterscheidet; wir haben also dasselbe Verhältnis wie bei der Revue bleue und der Revue rose, wie die Revue politique et littéraire und die Revue scientifique gewöhnlich genannt werden.

Neben dieser neuen Monatsschrift ist nun eine ganze Reihe französisch geschriebener Bücher über Hypnotismus erschienen, welche samt

[1]) Revue des sciences hypnotiques. Paraissant tous les mois. Magnétisme — Braidisme — Hypnotisme — Fascination — Hypnose — Extase — Suggestion — Somnambulisme naturel et provoqué — Léthargie et catalepsie — Médecine légale — Psychologie physiologique etc. etc. Paris, G. Masson, 120 Boulevard Saint-Germain.

und sonders eine eingehende Besprechung verdienten. Da uns jedoch der Raum zu einer solchen mangelt, so wollen wir bloß zwei Werke näher betrachten, die als Repräsentanten zweier grundverschiedener Richtungen aufgefaßt werden können, nämlich die Schriften von Binet-Féré und de Rochas.

Die Herren Binet und Féré sind keine Neulinge mehr auf dem Gebiete, über das sie zusammenfassend referieren. Dieser hat sich durch wertvolle Mitteilungen an die Société de Biologie, jener durch geistvolle Aufsätze in der Revue philosophique bekannt gemacht; beide sind seit Jahren in der Salpêtrière heimisch und führen die dort entstandene Methode der Untersuchung mit größter Strenge durch. So ist denn auch ihr neues Buch über den animalischen Magnetismus[1]) der vollständigste und treffendste Ausdruck dessen, was die Pariser Schule bisher verbreitet hat, wenngleich die persönliche Färbung, welche das Ganze trägt, diesen allgemeinen Zusammenhang nicht selten zu verdecken droht. „Man darf in diesem Buch nur ein Résumé eigener Untersuchungen sehen, welche trotz ihrer Anzahl und Mannigfaltigkeit nicht dazu dienen können allgemeine Folgerungen über diese Frage zu rechtfertigen." — „Es ist ein schönes Ding mit der Vollständigkeit, aber es ist mehr wert, dessen sicher zu sein, was man behauptet." — Daher enthalten die ersten drei Kapitel auch nicht eigentlich eine Geschichte des animalischen Magnetismus, sondern eine Zusammenstellung gewisser Thatsachen nach Maßgabe der jüngst erworbenen Gesichtspunkte. Neu und interessant war mir die auf Seite 38 fg. abgedruckte „Lettre Encyclique de la Sainte Inquisition Romaine et Universelle à tous les évêques contre les abus du magnétisme" vom 30. Juli 1856, in der die Kurie den Magnetismus aus folgendem charakteristischen Grunde verdammt: „Eine Anwendung von rein physischen Grundsätzen und Mitteln auf in Wirklichkeit übernatürliche Dinge oder Wirkungen, bloß um sie physikalisch erklären zu können, ist eine durchaus verdammenswerte Täuschung und ketzerische Thätigkeit". — Unter den folgenden Abschnitten erscheinen mir am wertvollsten Kapitel VIII, die Theorie der Suggestionen, und Kapitel IX, die Halluzinationen behandelnd. Für die Verfasser sind die Suggestionen ebenso wie die physischen Reizungen nur eine besondere Art, auf das Subjekt einzuwirken, sie sprechen denselben also die große Bedeutung ab, welche die Schule von Nancy ihnen beimißt, anerkennen aber ihren Wert und geben eine treffliche Einteilung derselben. Ebenso ist ihre Anordnung der Halluzinationen eine recht geschickte; dagegen ist die Erklärung der in der Hypnose hervorgerufenen Sinnestäuschungen schon längst durch Gurneys[2]) Untersuchungen (Phantasms I, 468) widerlegt worden. Im großen und ganzen ist dies ein Buch, das allen denen, welche sich mit den Grundlagen der hypnotistischen

---

[1]) Le magnétisme animal. Par Alfred Binet et Ch. Féré, Médecin-adjoint à la Salpêtrière. Paris, Alcan, 1887.

[2]) Vgl. auch dessen eingehende Besprechung dieses Werkes im letzten Bande der Proceedings S. P. R. Vol. IV Part XI S. 540.

Wissenschaft bekannt gemacht haben und einen zuverlässigen — wenn auch einseitigen — Führer durch ihre Irrpfade wünschen, wohl empfohlen werden kann.

Einen ganz anderen Charakter trägt das Buch von Albert de Rochas.[1]) Es gehört weder der von Charcot noch der von Bernheim vertretenen Richtung an, sondern bekennt sich zu den Lehren jener modernen Mesmeristen, als deren Haupt Durville betrachtet werden kann und welche sich am 6. Oktober dieses Jahres zu einer „Société magnétique" vereinigt haben. Diese Männer suchen die Ursache der hypnotischen Erscheinungen nicht in der Versuchsperson, sondern in gewissen dem Operator eigenen Kräften, für deren vornehmste sie die „force neurique rayonnante" halten. Für sie ist der menschliche Körper polarisiert und gehorcht, wie der Magnet, bestimmten Polaritätsgesetzen; alle magnetischen Manipulationen scheinen ihnen in ihrer Wirkung davon abhängig. Hier setzt de Rochas ein und gelangt zu der Folgerung, daß gewisse Personen von außergewöhnlicher Sensibilität Instrumenten vergleichbar sind, welche die Existenz eines besonderen Fluidums verraten, das in der Mehrzahl seiner Eigenschaften der Elektrizität gleicht und aus bestimmten Körpern ausströmt. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, diese Behauptungen experimentell nachzuweisen, sondern er bemüht sich auch, in den Berichten vergangener Zeiten Bestätigungen seiner Lehren aufzufinden, und entwickelt dabei eine anerkennenswerte Belesenheit. Durch dieses Ineinandergreifen von thatsächlichen Erlebnissen, interessanten Anekdoten und glänzenden Hypothesen erhält die Darstellung ein überaus anziehendes und verführerisches Aussehen, zugleich aber auch etwas von jenem unruhigen, blendenden Glanze, der völlig sicher gehender Wissenschaftlichkeit fremd ist.

Das Gleiche könnte man von einer kleinen Broschüre des Herrn Dr. Sallis[2]) behaupten, soweit es nämlich das Verweben von Experimenten, Theorien und Berichten angeht, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Verschmelzung so vorzüglich gelungen ist, daß sie dem Uneingeweihten als die gräulichste Konfusion erscheint. Was da alles neben einander und durcheinander wirbelt, ist schier unglaublich! Ab und zu gönnt uns zwar der Verfasser eine Ruhepause, indem er entschlossen einen dicken Strich macht, aber gleich darauf geht der Hexensabbat wieder los, und wir werden unbarmherzig durch die Jahrhunderte geschleudert, indem wir bald hier, bald dort mit der Nase aufstoßen. Es giebt kaum einen Gegenstand der Philosophie, Medizin und Naturwissenschaft, der nicht in dieser Schrift gestreift würde und seine ganz originelle Beleuchtung erhielte. So heißt es z. B. von Darwin: „Durch die von ihm neu begründete Entwickelungslehre wurde der Sieg des Monismus, der Lehre

---

[1]) Les forces non définies. Recherches historiques et expérimentales par A. de Rochas. Paris, Masson, 1887.

[2]) Der tierische Magnetismus (Hypnotismus) und seine Genese. Ein Beitrag zur Aufklärung und eine Mahnung an die Sanitätsbehörden von Joh. G. Sallis. Ernst Günthers Verlag, Leipzig 1887.



von der inneren Zusammengehörigkeit und Unzertrennlichkeit des Realen und Idealen (!), bis in alle Einzelheiten (!) mathematisch (!!) festgestellt". Und über die Seele erhalten wir folgende köstliche Belehrung: „Der allgemeingültige Beweis dafür, daß die Lebenskraft, oder die „Seele" oder der „Geist", materiell, also Substanz ist, erhellt aus den allgemeinen mechanischen, chemischen, elektrischen und magnetischen Veränderungen, welche in der sichtbaren Körperwelt, also in der Materie, hervorgebracht werden. — — — Die gesamte Ökonomie unseres Körpers beherrscht ein substanzielles, ein stoffliches Prinzip, eine an den Stoff gebundene Kraft, also selbst Stoff, der demgemäß auch körperlich sein muß, und es ist daher das Wort „Lebenskraft" nichts anderes als eine unpassende Bezeichnung für natürliche Wirkungen, deren innere Bezüge und Ursachen uns im einzelnen jetzt noch unbekannt sind." Das genügt. — Was der Verfasser mit seiner Schrift will, sagt er selbst gelegentlich, und das ist gut, denn sonst würde es niemand wissen. Er will „den neuerlichen Schaustellungen abenteuernder Hypnotiseure entgegentreten, indem er auf die Gefahren der Laienhypnose für die Gesundheit, ingleichen auf die Tragweite dieser Demonstrationen in Bezug auf die Sittlichkeit und Moral hinweist." Schade nur, daß davon so wenig zu verspüren ist! Ich fürchte, daß die Broschüre trotz der wohlmeinenden Absicht ihres Autors wenig zur Aufklärung beitragen wird. [1])

Ähnliche Tendenzen vertritt eine zweite, vor wenigen Monaten erschienene Schrift des Herrn Prof. von Lilienthal. [2]) Aber hier ist nicht nur ein wirklich gediegenes Wissen vorhanden, wennschon das Ganze sich an das Werk von Gilles de la Tourette anlehnt, sondern auch eine Klarheit des Gedankenganges und eine Glätte der Darstellung, welche die Lektüre des Büchleins zu einem wahren Genuß machen.

Zunächst erörtert Herr von Lilienthal den Begriff des Hypnotismus und giebt dann eine Definition der Suggestion — beides in enger Anlehnung an die französischen Untersuchungen. Er gelangt zur Folgerung, daß die zahllosen Wirkungen der Suggestionen sich in die Herbeiführung von körperlichen Zuständen, Sinnestäuschungen und Handlungen einteilen lassen, eine Zergliederung, die wohl mehr dem praktischen Bedürfnisse, als den Forderungen der Logik entspricht. Mit großer Ausführlichkeit wird alsdann die juristisch wichtige Frage erörtert: ob der Hypnotisierung zugängliche Personen auch wider ihren Willen hypnotisiert werden können?, wobei der Verfasser sich schließlich der Ansicht Beaunis' anschließt, daß bei wiederholt vorgenommener Einschläferung für einige Personen die Widerstandsfähigkeit vollkommen schwinde. Welche Folgerungen ergeben sich nun für das Strafrecht? Verbrechen an Hypno-

[1]) Nebenbei bemerkt sind die Belegstellen nicht immer genau, manchmal, wie mir scheinen will, selbst unrichtig angegeben. Sollte das Zitat S. 7 wirklich von Helmholtz herrühren?

[2]) Der Hypnotismus und das Strafrecht. Von Prof. Dr von Lilienthal in Zürich. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft VII, 3. S. 281—394. Verlag von J. Guttentag, Berlin und Leipzig, 1887.

tisierten, meist Fleischesvergehen, sind anscheinend sehr selten. Weitaus wichtiger ist das Verhalten des Willens, denn der Hypnotisierte ist vom strafrechtlichen Standpunkt aus entweder bewußtlos oder der Fähigkeit der normalen Selbstbestimmung beraubt. Eine verbrecherische Benutzung dieses Zustandes ist demgemäß leicht möglich und natürlich strafbar. Ist aber Hypnotisierung an sich strafbar? Allerdings ist die Möglichkeit einer Schädigung der Versuchsperson nicht von der Hand zu weisen. 1. Es kann durch Einschläferung eine bisher nur als Anlage vorhandene Hysterie zum Ausbruch gelangen. 2. Es kann ein dem natürlichen Somnambulismus ähnlicher Zustand eintreten, in welchem die betreffenden Personen ohne wahrnehmbare Veranlassung, von selbst in somnambulen Schlaf verfallen — ein Zustand, der bei längerer Dauer geradezu zu einem Doppelleben werden kann. 3. Die hypnotisch erzogenen Personen sind ihrer selbst keinen Augenblick sicher. — Sind nun die Gefahren des Hypnotismus groß genug, um dieselben gemeingefährlich erscheinen zu lassen und somit ein gesetzliches Verbot aller Hypnotisierungen zu rechtfertigen? Diese Frage wird mit „Nein" beantwortet, soweit es die privaten Versuche zu wissenschaftlichem Zwecke und die therapeutische Verwendung anbetrifft, mit „Ja", sofern es die öffentlichen Schaustellungen anlangt. Juristisch genommen führen die Thatsachen des Hypnotismus kein neues Element in das Strafrecht ein, sondern lassen sich unter bekannte und längst verwertete Begriffe einordnen.

Schon aus dieser ganz unzulänglichen Inhaltsangabe wird man die Bedeutsamkeit der Lilienthalschen Abhandlung ermessen können. Für uns aber hat sie noch den besonderen Wert, daß sie das erste deutliche Zeichen der Nachgiebigkeit der amtlichen Wissenschaft gegenüber dem von der „Sphinx" vertretenen Erscheinungsgebiete ist. Denn die Beschäftigung mit dem Hypnotismus führt unabwendbar zum Studium der übrigen Phänomene des abnormen Seelenlebens und damit, wenn auch erst nach Jahrzehnten, zur Anerkennung einer neuen und wahrhaft kulturfördernden Weltanschauung.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

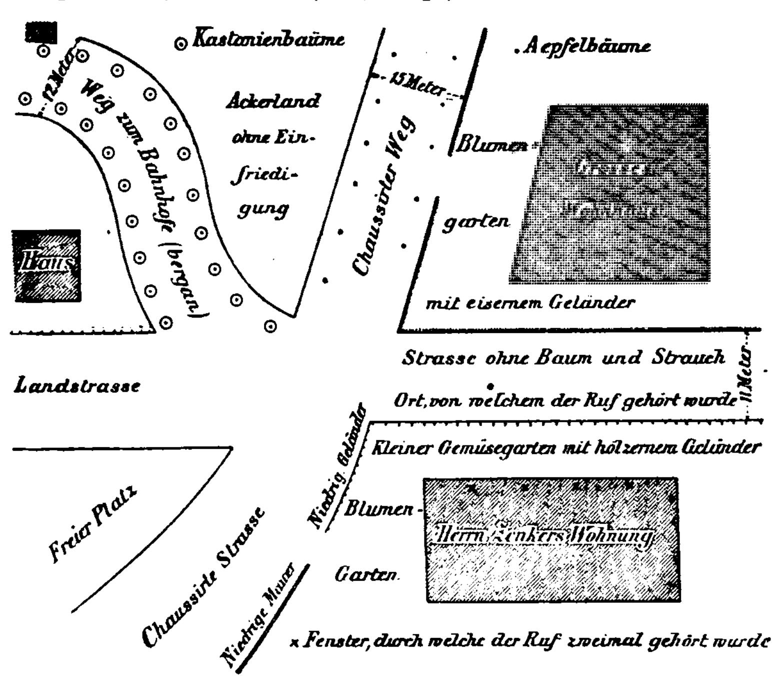
„Zenker! Zenker!"

Ein gut bezeugter Fall von Telepathie,

mitgeteilt[1]) von

Hübbe-Schleiden.

Im Jahrgang 1883 der „Spiritualistischen Blätter"[2]) ward nachfolgend berichteter Vorgang mitgeteilt. Derselbe wurde uns sodann auch unabhängig hiervon in übereinstimmender Weise von Herrn Wilhelm Zenker in einer Zuschrift über andere Gegenstände, datiert von Schöningen am 12. Februar 1886, dargestellt.



1) Mitgeteilt in der Sitzung der „Psychologischen Gesellschaft" zu München am 22. September 1887.

2) Nr. 16, Leipzig, 19. April 1883.

Im Sommer 1882 saßen eines Abends um 7¼ Uhr vier Personen, Herr Zenker, dessen Frau, Herr Marbach und Fräulein A. N. beim Abendessen in Zenkers Wohnung in Schöningen, welche im ersten Stockwerke eines Eckhauses nach dem Garten und der Straße hinaus gelegen war. Plötzlich hören alle vier Personen zweimal laut „Zenker! Zenker!“ rufen, und alle erkennen in der Stimme des Rufenden einen Kollegen des Herrn Zenker, namens W . . . z (beide Herren sind Eisenbahnbeamte). Herr Zenker, in der Meinung, den Ruf von der Straße her gehört zu haben, eilt an das Fenster, um Herrn W . . . z einzuladen heraufzukommen. Zu seiner Verwunderung aber erblickt er dort niemand. Nun sah Fräulein N. zur Stubenthür hinaus, ob der Ruf vielleicht durch die Hausthüre erfolgt sei, aber auch in dieser Richtung war niemand zu entdecken. Man setzte sich wieder zu Tische. 10 Minuten darauf ertönte abermals genau derselbe Ruf von derselben Stimme: „Zenker! Zenker!“ — „„Da ruft er wieder,““ sagten die Anwesenden wie aus einem Munde, „„und zwar vom Garten her.““ Dieses Mal war es keine Täuschung; da stand Herr W . . . z auf der Straße, und war gekommen, um Herrn Zenker zu einem Spaziergange abzurufen. Auf Befragen versicherte nun Herr W . . . z, daß er erst soeben von seiner Wohnung hergekommen sei und dort vor 10 Minuten noch beim Abendessen gesessen habe; indessen gab er an, daß er allerdings vor etwa 10 Minuten den bestimmten Entschluß gefaßt habe, Herrn Zenker zu einem Spaziergange abzurufen.

Auf unser Ansuchen sandte Herr Zenker uns den hierbei wiedergegebenen Grundriß der Örtlichkeit, wo das Vorstehende Geschehnis stattgehabt hat, und bemerkte dazu:

Die Situation ist korrekt wiedergegeben. Alles ist so frei und ungünstig zu einem Verstecke wie nur möglich. Zwischen dem ersten Rufe und unserer ersten Umschau lagen keine 10 Sekunden, da alle, nachdem ich niemand auf der Straße bemerken konnte, sofort aufsprangen, um den Rufenden zu finden.

Meine Wohnung liegt ganz frei, in einem Eckhause. Nur auf dem Wege zum Bahnhofe wachsen Kastanien, aber auch diese sind nicht dick genug, um einen Erwachsenen zu bergen. Mein Garten ist mit niedrigem Staket eingefriedigt. W . . . z ist ein sehr korpulenter Herr — 225 Pfund schwer — zum Laufen weder geneigt noch veranlagt. In den wenigen Sekunden aber konnte sich weder W . . . z noch irgend ein anderer verbergen; es ist unmöglich, da wir die beste Aussicht genießen. W . . . zs Stimme ist eigentümlich und uns allen sehr bekannt.

Von Herrn W . . . z erhielten wir am 13. März 1886 folgende Zuschrift:

Im Sommer 1882 (eine genaue Angabe des Datums ist mir nicht mehr möglich, da ich auf den Vorgang kein Gewicht legte) rief ich eines Abends Herrn Zenker von seiner Wohnung ab, bis wohin mich von meiner Wohnung auf dem Bahnhof aus ein Postbeamter begleitete. Herr Zenker frug mich, ob ich bereits etwa 10 Minuten vorher gerufen habe; von ihm sowohl wie von mehreren anderen mir bekannten Personen sei meine Stimme und der Ruf „Zenker! Zenker!“ deutlich gehört worden. Ich mußte die Frage verneinen und sagte Herrn Zenker, daß ich erst soeben von meiner Wohnung gekommen sei und folglich auch nicht früher gerufen haben könne. Auf Wunsch erkläre ich dies der Wahrheit gemäß.

Ergebenst F. W . . . z.

Von Herrn Lehrer August Marbach erhielten wir ebenfalls am 13. März 1886 folgende Bestätigung:

In Bezugnahme auf den erwähnten Vorgang erkläre ich wie folgt:

Als der Ruf des Herrn W . . . z „Zenker! Zenker!“ ertönte, erkannten wir sämtlichen vier anwesenden Personen das uns allen wohlbekannte Organ des Herrn

W . . . z. Nur wußte ich nicht, von woher dieser deutliche und bestimmte Ruf ertönte. Mir war es, als wenn der Ruf in der Mitte des Zimmers erklang; da dieses aber völlig ausgeschlossen war, so blieb uns nur die Möglichkeit, ihn als von außerhalb kommend anzusehen. Alle Nachforschungen, die sofort nach Herrn W . . . z angestellt wurden, waren erfolglos. Da aber jede Möglichkeit, sich an dem frei gegelegenen Hause versteckt zu halten, ausgeschlossen war, blieb dieser Vorfall immerhin eigentümlich, um so mehr als etwa 10 Minuten darauf in allen Einzelheiten genau derselbe Ruf „Zenker! Zenker!" zum zweitenmale erschallte, und dieses Mal Herr W . . . z wirklich da war. Ehe sich Herr Zenker auf ein Weiteres mit Herrn W . . . z einließ, fragten wir den letzteren, ob er vor etwa 10 Minuten schon einmal gerufen habe, was derselbe ganz entschieden mit dem Bemerken verneinte, daß er soeben aus seiner Wohnung gekommen und zur Beglaubigung dessen den mit ihm gekommenen Posteleven Ramcke als Zeugen aufrief. Solches der Wahrheit gemäß

ergebenst **Marbach.**

Von Fräulein A. N. erhielten wir am 31. März 1886 folgende schriftliche Aussage:

Wir saßen etwa 7 1/4 Uhr in der Wohnung des Herrn Zenker zu Abend, als wir den Ruf „Zenker! Zenker!" vernahmen. Hell und deutlich erkannten wir die Stimme des Herrn W . . . z.

Herr Zenker, welcher glaubte, er sei unter dem Fenster gerufen, öffnete dasselbe, aber Herr W . . . z war nicht zu erspähen; auch nicht an der Treppe, wie ich vermutet hatte, war derselbe aufzufinden

Nach ungefähr 10 Minuten hörten wir denselben Ruf von derselben Stimme; dieses Mal war nun wirklich Herr W . . . z unter dem Fenster und hatte gerufen. Er erklärte vor 10 Minuten nicht gerufen zu haben, da er eben direkt von seiner Wohnung hergekommen sei. Dieses schreibe ich der Wahrheit gemäß. **A. N.**

Frau Zenker gab uns brieflich am 25. März 1886 zu diesem Vorgange nach folgende ergänzende Erklärung:

An dem betreffenden Abende, da wir Herrn W . . . zs Stimme hörten, ehe derselbe thatsächlich rief, hatte ich unsern Sohn Hermann mit einem Auftrage zu Herrn W . . . z geschickt. Während der Junge nun bei diesem war, hörten wir dessen Ruf „Zenker! Zenker!" so bestimmt und deutlich, daß wir uns dies Rätsel nicht zu entziffern vermochten, da W . . . z, den wir doch thatsächlich hörten, gar nicht zugegen oder in der Nähe sein konnte, weil er zu der nämlichen Zeit beim Abendessen war und meine Bestellung entgegennahm, was positiv feststeht. Ergebenst

Schöningen, den 25. März 1888. **Emma Zenker.**

Unter dem gleichen Datum und am 11. März 1886 schrieb Herr Wilhelm Zenker uns noch folgendes:

W . . . z ist ein Feinschmecker. Ich hatte ein sogenanntes „Eisbein" aus Braunschweig mitgebracht und meine Frau schickte, wie unter uns als Freunden üblich, ein Stück davon zu W . . . z durch unsern Hermann. Gerade um die Zeit, daß unser Junge bei W . . . z war und diesen essend antraf, etwa 7 1/4 Uhr, hörten wir dessen Stimme. Als Hermann etwa 5 Minuten später zurückkam, berichtete er auf unsere Frage, „Herr W . . . z sei gerade beim Essen gewesen, er ließe sich vorläufig bedanken und würde nachher vorkommen". — Von W . . . z zu mir geht nur ein Weg; er hätte also überhaupt gar nicht zu mir gelangen können, ohne daß er meinen Jungen zweimal hätte passieren müssen, was offenbar nicht geschehen ist, da mein Junge ihn ganz bestimmt gesehen haben würde.

Herr Posteleve Ramcke ist nicht mehr hier; ohne Hilfe des Postamtes würde ich ihn gar nicht finden können. Er weiß jedoch von diesem Vorgange nichts, da er

W . . . z nur vom Bahnhofe bis zu meiner Wohnung geleitete, über die Angelegenheit selbst aber nichts erfahren hat.

Gerade das, daß Herr W . . . z und Fräulein N. ängstlich sind, ihr Urteil oder Zeugnis abzugeben und ihre Namen hierbei nicht öffentlich genannt zu sehen wünschen, läßt erkennen, daß beide die Sache als „mystisch“ ansehen.

Es bleibt uns nur noch übrig zu erklären, daß uns die vollen Namen der sämtlichen Beteiligten bekannt sind.

Wo, wie und bis zu welchem Grade der Deutlichkeit diese vier Personen jenen ersten (telepathischen) Ruf gehört haben, mag zweifelhaft sein, an der Thatsache der Wahrnehmung aber wird schwerlich zu zweifeln sein. Bei Lebenden wird allerdings solche unbewußte Fernwirkung seltener beobachtet als bei Sterbenden, und wenn sie bei Lebenden vorkommt, sind diese in dem Augenblick meistens in Angst, Not und Gefahr befindlich; indessen kommen doch auch sonst Fälle ohne diesen Umstand vor, ja sogar bewußte und willkürliche Fernwirkung dieser Art. In eben dieser Familie Zenker soll eine solche telepathische Verbindung der letzteren Art zwischen Herrn Wilhelm Zenkers Bruder und dessen Frau bestehen. Es würde uns freuen, hierüber später etwa nähere Mitteilung machen zu können, sowie wir auch allen unsern Lesern dankbar sind, welche uns auf „übersinnliche“ Thatsachen aufmerksam machen wollen, namentlich wenn Aussicht vorhanden ist, solche wissenschaftlich haltbar zu beglaubigen oder durch Experimente zu bestätigen.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Übersinnliches Wahrnehmungsvermögen bei den Tieren.

Von

Carl Kiesewetter.

Als eines der für übersinnliche Wahrnehmungen begabtesten Tiere[1]) gilt der Hund, von dem schon Homer singt:[2])

„Aber Telemachos sah und merkte nichts von der Göttin,
Denn nicht allen sichtbar erscheinen die seligen Götter:
Nur die Hunde sahn sie und bellten nicht, sondern entflohen
Winselnd und zitternd vor ihr nach der anderen Seite des Hofes."

Der dem Wodan und den Nornen heilige Hund ist auch in der Edda geistersichtig,[3]) und nach Ossian heulen die Hunde, wenn die Geister ihrer erschlagenen Herren vorüberziehen. In Schottland ist es uralter Glaube, daß die Hunde das zweite Gesicht besitzen,[4]) welcher Glaube auch in Deutschland anzutreffen ist. Wuttke sagt[5]): „Manchen Hunden schreibt man die Gabe des zweiten Gesichtes zu; sie gehen in der Nacht umher, bleiben vor einem Hause stehen, schnüffeln daran und beginnen dann ein fürchterliches Geheul, ein Zeichen nahen Todes. Ein solcher Hund, in Tirol „Toadareara" genannt, wurde zu Innsbruck Ende der 50er Jahre durch das Eintreffen seines prophetischen Geheuls den Leuten so unheimlich, daß sie ihn vergifteten." Gewiß ist es schon vielen Liebhabern von Haustieren aufgefallen, daß Hunde — auch Katzen — ohne irgend welche äußerlich bemerkbare Ursache plötzlich mit allen Zeichen des Entsetzens sich niederducken und zu ihrem Herrn schleichen, als wollten sie bei diesem Schutz suchen. Einem jeden Beobachter dieses Vorganges muß sich der Gedanke aufdrängen, daß irgend ein übersinnliches Etwas die Tiere in Schrecken setze.

Ebenso erkennt der Hund fernfühlend das Nahen geliebter Personen. So sagt Eckartshausen[6]): „Mein Vater hatte einen Pudel, der immer, wenn mein Vater abwesend war, unaufhörlich trauerte und kaum so viel fraß, daß er das Leben erhalten konnte. Sobald der Pudel sich aufheiterte und zu fressen anfing, war es ein gewisses Zeichen, daß sein Herr diesen Tag noch kommen würde, welches oft geschah, da es niemand verhoffte." — Ganz gleiches erzählt Petrus Servius im theatrum sympatheticum vom Hunde eines Bekannten.

---

1) Vergl. hierzu auch Dr. Kuhlenbecks Beitrag im Aprilhefte 1887 der „Sphinx" (III, 16. S. 271). — 2) Odyssee XVI, 160—164. — 3) Saemundr. 39. 40.

4) Horst: Deuteroskopie II, S. 240.

5) Wuttke, Volksaberglauben der Gegenwart. Berlin 1860.

6) „Aufschlüsse über Magie" I. S. 107. München 1791. 8⁰.

Über das zweite Gesicht der Pferde berichtet Bende Bendsen[1]): „Pastor Hansen zu Lindholm hatte ein Pferd, das, auf dem Stalle stehend, ganz unbändig ward, den Halfterstrick zerriß, schlug und schnaufte und nur mit der äußersten Mühe und nach unzähligen Peitschenhieben sich wieder auf seinem gewöhnlichen Platz anbinden ließ, ohne jedoch im mindesten ruhiger zu sein als vorher. Dies fiel um so mehr auf, da gerade dieses Pferd ganz besonders zahm und leitbar gewesen war. Bei seinem Ungestüm verriet es zugleich eine außerordentliche Scheu, glotzte schreckhaft vor sich hin durch die offene Bretterwand, fuhr dann schnaufend zurück, bäumte sich, versuchte den Strick zu zerreißen, und ging dann, wenn ihm dies gelungen war, ganz ruhig im Mittelgange des Stalles umher oder stand stille, ohne sich durch irgend etwas mehr anfechten zu lassen. Kam der Hausknecht vom Pfluge oder war er ausgefahren gewesen, so blieb es bei jedem Versuche, das Pferd auf seinen Stall zu bringen, immer dasselbe. Man gab sich alle Mühe, alle etwa möglichen Ursachen aufzuspüren, konnte aber keine entdecken, und das Pferd war übrigens vollkommen gesund. So dauerte es gegen zwei Monate, ohne die geringste Veränderung. Endlich machte der Hausknecht dem Prediger den Vorschlag, er solle den bekannten Seher des Ortes, der aber nur selten und ungern von seinen Gesichten sprach, herbeirufen lassen, wenn das Pferd sich so geberde, da es dann allemal sehr scheu und schreckhaft in die vor dem Stalle liegende Tenne sehe. Der Prediger willigte ein, und der Seher erschien. Seine Aussage lautete: es werde gerade vor dem Stalle des Pferdes ein Sarg gezimmert. Als darauf die damals schon kranke Frau des Predigers gestorben war, ward der Sarg wirklich an der angegebenen Stelle der Tenne, gerade vor dem Stall des Pferdes gezimmert, und von dem Augenblick an ward und blieb es nachher ruhig."

Einen ferneren interessanten Beitrag über das übersinnliche Wahrnehmungsvermögen der Perde liefert Horst in Folgendem:[2]) „Daß übrigens besonders Pferde, welche eine lebhafte scheue Phantasie haben, in der That bisweilen Dinge sehen, welche der Mensch nicht selbst sofort sieht, dies ist durch mancherlei merkwürdige Vorfälle bestätigt. Eine Dame in hiesiger Gegend (Gegend von Lindheim) ritt vor noch gar nicht langer Zeit bei hellem lichten Tage, auf einem wohlgelernten oder schulgerechten Pferde auf offenem Felde über einen Fleck, den das Pferd wohl schon hundertmal ruhig und ohne Anstoß gegangen war. Auf einmal stutzte das Tier und ist nicht von der Stelle zu bringen, schnaubt und beginnt sich in die Höhe zu bäumen. Die Dame macht wiederholt Versuche, es zu nötigen auf dem gewöhnlichen Wege fortzugehen. Aber aller Anstrengungen ungeachtet umsonst! Auf einmal thut es schnaubend einen Sprung zur Seite, offenbar nur, um nicht auf dem gewöhnlichen Wege fortgehen zu müssen, und ist alsdann, wie sonst immer, wieder ruhig und folgsam. Jetzt sieht sich die Dame nach dem gewöhnlichen Wege noch einmal um und sieht mitten darauf starr und bewußtlos einen langen hagern Mann in einem weißen Kittel stehen. Die Dame, welche diese Zeilen vielleicht selbst lesen wird, ist aufgeklärt und mutvoll und verlacht den Gespensterglauben, und doch versicherte sie, daß sie in dem Augenblick von einem unwillkürlichen Schauer überrascht worden sei. Sie blickt nach einem Augenblick darauf noch einmal zurück, und nun ist nichts mehr von der wunderbaren Gestalt zu sehen. Und doch war der Schauplatz dieses, wir möchten wohl sagen, andern Gesichtes, eine vollkommene Ebene, ohne Hohlwege, ohne Wald, ja ohne Bäume sogar, wo es fast unbegreiflich ist, wie jener Mann so plötzlich habe verschwinden können. — Was war dieses? — Ich weiß es nicht; Und die Dame sagte: Ich weiß es auch nicht!" Ein diesem fast voll-

[1]) Archiv für tier. Magnetismus, VIII, 3, 77.
[2]) Deuteroskopie II, 41.

kommen gleichendes Ereignis erlebte dereinst mein Großvater, von S., welcher unter den Schillschen Braunschweigischen Totenkopf-Husaren in Deutschland, Spanien, Frankreich und den Niederlanden gefochten hatte, bei der sogenannten „ungetreuen Brücke" bei Wernshausen im Herzogtum Meiningen auf einem Dienstritt, den er als höherer Polizeibeamter unternahm.

Auch den Vögeln schreibt man die Gabe des zeitlichen Fernempfindens zu und zwar den Störchen, Raben, Pfauen, Elstern, Hühnern, selbst den Schwalben und Sperlingen. Über die Störche sagt Bende Bendsen:[1] „Auch hat man mehrere Erfahrungen gemacht, daß Störche, die viele Jahre hindurch ihr altes Nest auf einem Hause besucht und Junge darin ausgebrütet hatten, dasselbe verließen und sich in der Nachbarschaft oder nebenan auf einem alten Baum ein anderes gebaut haben, wenn das Haus nachher in demselben Sommer abgebrannt ist. Wird aber an derselben Stelle ein neues Haus aufgeführt, so bauen dieselben Störche im nächsten Jahre wieder darauf, sobald die Gefahr vorüber ist." — Ähnliche Erscheinungen mögen den Aberglauben, daß der Nestbau der Schwalben glückbringend sei, hervorgerufen haben; und nach des Dichters Worten ist der Aberglaube „ein Schatten, den inn're Wahrheit auf das Leben warf". Überhaupt ist wohl das ganze Augurienwesen derartigen Wahrnehmungen entsprungen.

Diese Ansicht ist schon bei Paracelsus ausgesprochen, welcher das Ferngefühl der Tiere mit dem Traumzustand der Menschen vergleicht, in welchem das bewußte Leben der Individualität im unbewußten tellurisch-kosmischen Leben aufgeht und durch sein Teilnehmen an der großen All-Einheit dessen gesetzmäßig vor sich gehende Veränderungen vorausempfindet. Paracelsus sagt:[2] „Was der Traum anzeigt, ist der Schatten solcher Weisheit und Fürsichtigkeit (Vorausschau) im Menschen. Und wiewohl dies, daß der Mensch, so er wachet, von solchen Dingen nichts weiß, die Ursache ist, daß er nicht suchet, was ihm Gott gegeben hat, so zeigt doch der Traum alle Kunst, Weisheit Vernunft und aller Ding Wissen, Zukünftiges und Fremdes in andern Landen. Wir aber kennen das nicht, was in uns ist, denn wir waren in zeitlichen Dingen; damit verschlafen wir das, was in uns ist. Ein jeglicher hat alle Kunst in sich und Weisheit alswohl als der andere. Der aber das nicht siehet, was in ihm ist, der sage nicht, daß derselbe mehr Grund habe als du. Du hast's in dir sowohl als er; du hast's nur nicht gesucht. Schlafen ist solcher Künste Wachen. Denn das ist das Licht der Natur, welches im Schlafe arbeitet; es ist der unsichtbare Mensch und ist doch geboren wie der sichtbare und ist natürlich, mehr aber ist ihm wissend, denn dem Fleisch ist zu wissen. So ist es also auch zu wissen, daß die Auguria der Vögel von diesen angeborenen Geistern sind, als die Hahnen, die da krähen künftig Wetter, die Pfauen ihres Herren Tod und anderes mehr. Dies alles ist aus dem angeborenen Geist und ist das Licht der Natur. So es im Tier ist und ist natürlich, so hat es der Mensch auch in ihm (sich) und mit ihm auf die Welt gebracht. Diese Dinge, so die Vögel verkünden, präsagieret auch der Schlaf, denn es ist der Traumgeist, der da ist der unsichtbare Leib der Natur."

An anderer Stelle äußert sich unser Mystiker, für dessen allumfassende

[1]) Archiv für Magnetismus VIII, 3, 77.

[2]) Philosophia occulta. Wir geben die Citate in modernisierter Orthographie, um die Leser nicht zu ermüden.

Anschauungen das Gewand der noch so unentwickelten deutschen Sprache zu eng war: „Auf solches so merket, daß das Gestirn[1]) so kräftig ist, daß es auch die unvernünftigen Tiere zieht und regiert und sie dahin bringt, daß viele Weissagung und anderes durch ein Tier zu eröffnen möglich ist. Denn also treibt's mit seiner Wirkung in den Willen des Gestirns, und was einfältig Volk ist, in demselben ist gleich eine solche viehische Operation wie in den Tieren. Denn ein unvernünftiger Mensch und ein Tier ist gleiches Ding gegen das Gestirn. Darum so wisset ein solches: das Gestirn (das unbewußte Allleben) weiß alle zukünftigen Dinge, allein daß es nicht reden kann, so zeigt es doch durch Form, Figur und dergleichen; oder treibet den syderischen Leib in den Tieren, daß sie Zeichen geben, nachdem dasselbige Tier an ihm (sich) vermag und genaturt ist. Denn alles, das da lebet, hat in ihm einen syderischen Geist, durch welchen das Gestirn handelt und wirkt, nicht allein das Empfindliche (Sicht- und Fühlbare), sondern auch das Unempfindliche. Solches alles sind Auguria, wo etwas in einem solchen Ding, das wider desselben Dinges Art und Natur ist, als die Pfauen haben eine Zeit zu schreien, so (sie) aber wider dieselbige Zeit, dann ihnen die Natur giebt, (schreien), so ist es eine Weissagung eines Schadens. so an demselben Mensch oder seinem Haus zustehen wird. Ein Hund, der da wider seine Natur mehr günet und anders denn recht hündisch, bedeutet auch in seinem Hause eine Leiche oder ein solches dergleichen Wesen. Eine Elster, die da wider ihre Natur singt, ist auch eine Weissagung eines Schadens oder Nachteils. Also in solcher Gestalt versteht von allen Tieren, Raben, Störchen, Schwalben, Spatzen u. s. w.

„Was nun durch das Vieh eröffnet wird, das sind Präsagia Augurina, und soll sich dessen niemand verwundern oder in einen Spott werfen, denn das Gestirn wirkt und thut's, kein Teufel, kein Gespenst, kein infernalischer Geist, sondern die Natur zeigt's an und öffnet es."[2])

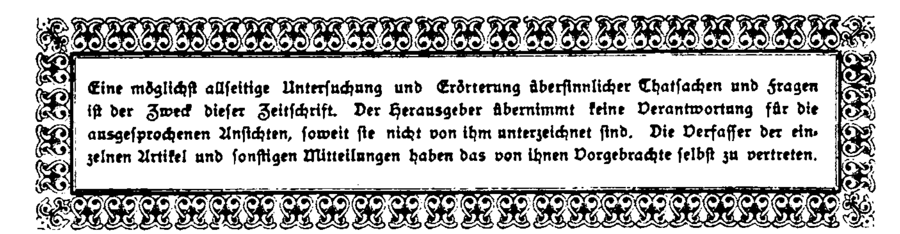
Interessant ist, daß Paracelsus auch ungewöhnlichen Zeichen und Erscheinungen, die bei Fischen und Insekten wahrnehmbar sind, Bedeutung beimißt; er sagt:[3]) „Also auch bei den Fischen in Wasser Auguria gesehen werden, welche Auguria, wenn das geschieht, das sie auguriert haben, am Ende als Präsagia erkannt werden. Dergleichen auch in den Würmen (im älteren Deutsch stets in zusammenfassender Bedeutung von Insekten, Reptilien, Weichtieren u. s. w. gebraucht) Auguria erschienen; das ist, so man spricht, ein solches hab ich mein Lebtag nicht gesehen, noch gehört; das sind Präsagia, die durch die Würm uns fürgehalten werden."

Paracelsus hat hier offenbar die Thatsache im Auge, auf welche später auch van Helmont aufmerksam macht und welche Schnurrer in seiner „Chronik der Seuchen" ausführlich belegt, daß nämlich bei großen Epidemien sozusagen Wasser und Luft zu erkranken scheinen, was sich durch Wanderungen der Fische und Auftreten riesiger Insektenschwärme in Erscheinung tritt. Auch den in Gesellschaft lebenden Vogelarten schreibt Schnurrer ein „feines Vorgefühl herannahender Seuchen" zu, das in ihrem Instinkt gegründet sei. Der Instinkt aber, der dem Vogel die nahende Seuche erkennen lehrt und der ihm das Vorgefühl des Winters und Sommers, des nahenden Unwetters und die Sorge für eine kommende Generation eingiebt, ist ein übersinnliches Wahrnehmungsvermögen, welches nur zu alltäglich ist, um uns noch wunderbar zu erscheinen.

---

[1]) Mit dem Wort „Gestirn" bezeichnet Paracelsus wohl unsere Erdplaneten. Er führt somit hier das „zweite Gesicht" auf eine allgemeine Naturkraft zurück, etwa in ähnlicher Weise wie wohl Eduard von Hartmann sich die Wirkung des „Unbewußten" in der Natur denkt. (Der Herausgeber.)

[2]) Philosophia sagax. Von dem Dono Augurii. — [3]) Eod. Was Augurium sey.


Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Astrologie.

Von

Carl zu Leiningen.

O Bruder, vertiefe dich in die Betrachtung der Wahrheit, wem du gehörst und woher du kommst.

Sankara Adscharya.

Wenn Portalis uns vom Ausgange des vorigen Jahrhunderts berichtet, daß auf der Pariser Nationalbibliothek nur mehr nach Magie und Qabalah verlangt wurde, so könnte dieser Ausspruch für gewisse engere Kreise auch auf unsere gegenwärtige Zeit angewendet werden; ist man doch heute wieder mindestens ebenso eifrig mit den Geheimwissenschaften beschäftigt, wie vor hundert Jahren. — So ist gegenwärtig namentlich in England das längst im Staube abgelegener Bibliothekswinkel vergessene, und als abergläubisch verlachte Studium der Astrologie wieder aufgenommen worden. Außer modernen Schriften, welche über diesen Gegenstand erscheinen, werden da auch alte, seltene Bücher und Manuskripte neu herausgegeben. Von solchen sind u. a. in jüngster Zeit bei George Redway in London zwei aus dem 17. Jahrhundert stammende astrologische Werke erschienen, welche mit zu den berühmtesten Schriften dieser Litteratur gehören. Es sind dies: 1. Die zuerst 1649 herausgegebene englische Ausgabe von Valentin Weigels Astrolology theologized, mit einer Vorrede von Dr. Anna Kingsford, und 2. The Astrologers Guide, oder Anima astrologiae, von Guido Bonatus, nebst den Aphorismen der sieben Segmente des Hieronymus Cardanus von Mailand (1675) mit einer Vorrede und Anmerkungen von Eldon Serjeant.

Von allen Geheimwissenschaften ist die Astrologie wohl eine der ältesten und wurde am frühesten systematisch ausgebildet. Sie stand in innigem Zusammenhange mit der esoterischen Zahlenlehre und Harmonik der Pythagoreer, sowie mit allen älteren griechischen und morgenländischen Geheimwissenschaften und Mysterien; insbesondere bildete die Astrologie auch einen integrierenden Bestandteil der altsemitisch-hebräischen, und chamitisch-altägyptischen Weisheitslehren und heiligen Überlieferungen. — Der Grund, weswegen die Astrologie ihren Ruf in der neuern Zeit vollständig eingebüßt hat und auch heute noch fast allgemein als Aberglauben

verlacht wird, liegt wohl hauptsächlich darin, daß ihr Wesen und die Basis, auf welche ihre Lehren sich stützen, mißverstanden wurden. Nachdem die immer weiteren Entdeckungen der Astronomie (die übrigens doch auch nur aus der Astrologie entstanden) dargethan, daß sämtliche Himmelskörper dieselben Bestandteile oder Beschaffenheit wie unsere Erde haben, nur in weiter oder geringer fortgeschrittener Entwickelung, wies man einen Einfluß der Gestirne auf die Ereignisse unserer Welt oder gar auf die Schicksale der einzelnen Menschen zurück und erkannte den Mißverstand der thörichten Lehre, daß in den Sternen die lebendig wirkende Kraft liege, um die Weltgeschichte und das Glück oder Unglück des Einzelnen zu beeinflussen.

Im Gegensatz hierzu geht die wahre Astrologie von dem Prinzip aus, daß alles und jedes — da es nichts Gleichgiltiges und Zufälliges in der Natur giebt — nach einem ewigen, einheitlichen und die ganze Welt umfassenden Naturgesetz geordnet ist, entsteht und zu immer neuen Existenzformen fortschreitet; daß dasselbe Gesetz sich im Großen wie im Kleinen wiederfindet, und daher jedes Ereignis im einen sein vergrößertes, im andern sein verkleinertes Spiegelbild haben muß. — Wenn uns nun auch das vollständige Verständnis dieses einen Gesetzes, das die Harmonie des Alls regiert, in unserm gegenwärtigen Zustande verschlossen ist, so finden wir doch, je mehr wir forschen und entdecken, immer weitere Anhaltspunkte für dasselbe in allen einzelnen Zweigen unseres Wissens. Schon Plato erkannte eine Verwandtschaft der Verhältnisse zwischen der Musik und dem ganzen Weltsysteme; neuerdings hat Freiherr v. Thimus in seiner „harmonikalen Symbolik des Altertums" (Köln 1868) und später noch Baron Hellenbach („Magie der Zahlen", Wien 1882) in diesem Sinne weiter geforscht, und das Auftreten der gleichen Periodizität in der Chemie, in den Licht- und Tonschwingungen, wie in vielen anderen Naturverhältnissen nachgewiesen. Ja, selbst das Leben des Menschen, mit seinen wechselnden Ereignissen, mit all seinem Glück und Unglück, entwickelt sich nach einer solchen Periodizität, welche sogar für die einzelnen Menschen ziffernmäßig berechnet werden kann. Ebenso stimmen auch die äußern Maße des menschlichen Körpers mit denen der geometrischen Figuren überein, und alle unsere Werkzeuge und Maschinen führen uns in ihrer Entstehung und Gestaltung auf das gleiche Entwickelungsprinzip hin, welches, uns unbewußt, unsere eigenen Glieder bildet. So ist nun der Mensch im kleinen in analoger Weise wie das Weltall im großen gestaltet, der Mikrokosmos ist gewissermaßen das Spiegelbild des Makrokosmos; für beide gelten die gleichen Gesetze und beide sind der Ausdruck desselben Prinzips oder Grundwesens. Wenn wir daher die entsprechenden Züge dieses einheitlichen Bildes im großen wie im kleinen zu verstehen und zu erkennen vermögen, so werden wir auch das, was jedem einzelnen Menschen oder größern Gruppen oder der Menschheit als Ganzem zugeteilt ist, im Einzelnen oder in größern Teilen oder im Ganzen des All wiederfinden; und wer diese Gesetze kennt, wer die symbolische Sprache der Natur richtig deutet, der wird nicht nur die

Verhängnisse des einzelnen Menschen, wie die ganzer Völker, darin ausgedrückt finden, sondern auch kommende Ereignisse daraus vorhersagen können. Hierauf allein beruht die Astrologie.

Im Gegensatz zum Aberglauben an direkt wirkende Kräfte der Sterne geht also der forschende Astrolog auf Grundlage erfahrungsgemäßer Beobachtung wissenschaftlich zu Werke; er kennt die Anzeichen, nach denen das Geschehende im All zusammenstimmt oder widrig ist, und weiß daher dieses in seinen wesentlichen Grundzügen zu berechnen.

Man hat vielfach der Astrologie den Vorwurf einer Prädestinationslehre gemacht. Bei eingehenderer Erwägung erscheint derselbe jedoch ungerechtfertigt. Denn nicht darum, weil dieses oder jenes Ereignis durch eine besondere Konstellation im voraus angezeigt wird, sind die betreffenden Menschen gezwungen oder prädestiniert, diese Handlung herbeizuführen, sondern umgekehrt, weil der Mensch diese eine Handlung vermöge seines „freien Willens" mit Bewußtsein ausführen wird, dasselbe Gesetz aber den Makro- wie den Mikrokosmos beherrscht, wird das Ereignis durch die betreffende Konstellation angezeigt.

Eine eingehendere Abhandlung hierüber und über das Wesen der Astrologie im allgemeinen findet sich in der von Dr. Anna Kingsford verfaßten Vorrede zur obenerwähnten Schrift des Weigelius. Es wird in derselben die symbolische Bedeutung des „Schöpfungswerks der sieben Tage" und der „Erschaffung des Menschen" nachgewiesen, indem die einzelnen Seinsstufen und Kräfte des Alls den verschiedenen Existenzformen und Fähigkeiten im Menschen entsprechen. Zugleich giebt uns die Verfasserin einen Begriff von der astrologischen Weltanschauung, wobei einerseits die Anschauungen und Vorschriften Weigels erläutert und anderseits die allgemeinen Begriffe, welche von den Lehrbüchern der Astrologie gewöhnlich als bekannt vorausgesetzt sind, dargestellt werden.

Wenn nun dies Weigelsche Buch Astrology theologized betitelt ist, was wohl deutsch in unserer heutigen Sprache durch „Heiligung der Astrologie" wiedergegeben werden könnte, so ist hierunter zu verstehen, daß die gesamte Astrologie auf theosophischer Grundlage aufzubauen und in diesem Sinne auszuüben sei. Weigelius zeigt uns zunächst, wie die einzelnen Teile und Fähigkeiten des Menschen ihr Analogon im All finden, und die ganze Astrologie sowohl des Makro- wie des Mikrokosmos bildlich unter die sieben „Gebieter der Welt" zu teilen ist. Die Studien, Lebensstellungen, Schicksale und Berufe aller Menschen sollen gewissen Stellungen der Planeten entsprechen. Weiter aber zeigt er, wie die gesamte Astrologie in theosophischem Geiste aufzufassen ist und wie ein jeder von uns nach der Vergeistigung seiner eigenen Natur zu streben hat. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir den äußern, sinnlich-materiellen Menschen mit all seinen Leidenschaften, Schwächen und dem Jagen nach Genuß, Besitz, Ehre und weltlichem Vorteil, ja mit allem, was er von der Natur an äußern, vergänglichen Gaben erhalten hat, verleugnen und ablegen. Wir müssen uns freimachen von dem Vorurteil und der Täuschung, daß unser äußerer physischer Körper identisch ist mit dem

Wesen, was in uns „ich“ denkt. Wir müssen in die Tiefe unserer eigenen Natur dringen und dadurch zum Bewußtsein gelangen, daß der Leib nichts anderes ist als die Hülle unserer gegenwärtigen Existenzform. Der innere Geistesmensch muß in uns erweckt werden, und zur vollständigen Herrschaft über den Körper, über das Sinnliche, Materielle in uns gelangen. Doch ist dazu notwendig, daß wir Tag für Tag unser Ziel im Auge behalten, daß wir den Gedanken immer tiefer erfassen, wie nichtig und vergänglich die ganze Sinnenwelt um uns her ist, daß aber unter all den leeren Gebilden etwas Geistiges, Wahrhaftes liegt. In diesem Sinne sagt auch schon die Brihud Upanishad:

„Die Weisen, welche das Eine im Auge behalten, als das Ewige durch alle vergänglichen Dinge hindurch, als das nur den Wissenden Erkennbare, als das einzig Beherrschende, das innere Leben von allem, welches aber jedem selbst innewohnt, — diese empfangen ewige Wonnen, diese, nicht andere!“

Dies ungefähr ist die Geistesrichtung, in welcher Weigels Buch geschrieben ist. Hat dies nun freilich mit dem, was man sich für gewöhnlich bei dem Worte „Astrologie“ denkt, sehr wenig zu schaffen, so könnte man es doch wohl als eine esoterische Auffassung der Astrologie bezeichnen. Während uns aber Weigel solcherart nur mit seinem Systeme und seinem eigenartigen Verständnisse von den allgemeinen Begriffen und Gesetzen der Astrologie bekannt macht, führt die oben an zweiter Stelle erwähnte Zusammenstellung der Werke des Guido Bonatus und Hieronymus Cardanus uns in die praktische Ausübung derselben ein.

Bonatus stellt 146 „Konsiderationen“ auf, welche einerseits die Art und Weise angeben, wie eine Frage an den Astrologen gestellt werden muß, andrerseits, was bei den verschiedenen Konstellationen und Planetenbewegungen zu richtiger Beantwortung der Fragen zu beobachten ist. — Es werden in der Astrologie im allgemeinen drei verschiedene Arten der Berechnung unterschieden. So begreift:

1. die Astrologia Genethliaca die Lehre der Nativitätstellung und die Gesetze der „Direktionen, Profektionen und Revolutionen“. Mit Hilfe dieser wird das Horoskop einer Person gestellt, welches ihr ganzes Leben in großen allgemeinen Zügen vorhersagt, indem es die Lebensdauer, Wendepunkte und kritischen Augenblicke angiebt.

2. Die Astrologia meteorologica hat die Prophezeihung kosmischer, allgemeiner irdischer und politischer Ereignisse zum Zweck. Endlich sind

3. die Fragen und „Elektionen“ zu nennen, bei welchen es sich darum handelt, für ein bestimmtes Unternehmen die passende oder günstige Zeit zu finden. Wenn daher auch im einzelnen Falle nicht alle 146 Erwägungen in Betracht zu ziehen sind, so werden die Aufstellungen des Bonatus bei den nach obiger Ausführung verschiedenen Fragen für den praktischen Astrologen doch wohl ein unentbehrliches Handbuch sein. — In gleichem Sinne sind auch des Cardanus Aphorismen der 7 Segmente eingeteilt, welche in klarer und knapper Form die Bedeutung der verschiedenen Konstellationen und Jahresschemen erläutern.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Pfarrer Blumhardt.

In Anmerkungen zu dem im Oktoberheft d. J. zum Abdruck gelangten Aufsatze von Gerard Finch, „Geistige Mitteilungen", erwähnten wir der Heilwirkungen, welche durch den persönlichen Einfluß und in Veranlassung des Gebetes der württembergischen Pfarrer Christoph Blumhardt, früher des Vaters, jetzt des Sohnes, in Bad Boll bei Göppingen beständig geschehen an zahlreichen Kranken, welche teils persönlich, teils auch nur brieflich dort Hilfe suchen. Die Art des Geistes, in welchem diese Wirksamkeit stattfindet, scheint in unserm Leserkreise vielfach mißverstanden zu sein. Um diesem Übelstande abzuhefen, drucken wir nachstehend ein Schreiben ab, welches wir von Pfarrer Blumhardt erhielten und das wohl sein Wesen einigermaßen charakterisiert. Wir enthalten uns jeden Kommentars dazu und bemerken nur, daß dasselbe offenbar nicht für den Druck geschrieben wurde. Es wird danach jeder beurteilen können, was er etwa von dieser Seite zu erwarten hat und was nicht. Wer sonst Interesse an diesem stillen Wirken nimmt, findet gründliche Auskunft über dasselbe in dem Lebenbilde des alten Blumhardt von Zündel[1]). — Über andere ähnliche Bestrebungen in deutsch redenden Ländern werden wir vielleicht demnächst wieder berichten. — Pfarrer Blumhardt schreibt:

Verehrter Herr Dr.!

Die Zuschrift ihrer Monatsschrift „Sphinx" verdanke ich Ihnen herzlich. Es interessiert mich ja auch, daraus das Bestreben zu erkennen, welchem ihrer viele sich gegenwärtig hingeben, des Seelenlebens sich bewußt zu werden, das meist von der Materie in die Stille gelegt ist und zu keiner Kraft kommt. Aber Sie werden mich nicht mißverstehen, wann ich sage, daß ich von der Art dieses Bestrebens himmelweit mich entferne. Ich bin mir zwar wohl bewußt, daß ich mit dem, was ich anstrebe, nicht ankomme vorderhand; aber ich hoffe, daß ich noch gerechtfertigt werde. Ich achte nämlich, daß das ganze Gebiet der Seelenwirkung, verbunden mit einer gewissen Vergewaltigung des Leiblichen, in welchem und aus welchem heraus Wirkungen hervorgebracht werden, kein eigentlich außersinnliches ist, vielmehr der Materie angehört, und darum auch schließlich wieder im Materiellen verschwinden wird, wenn die augenblicklich in der Zeit liegende Möglichkeit zurücktritt, solche Wirkungen zu erzielen. In irgend einer Form hat zwar die Menschheit jederzeit und allenthalben einen Weg gesucht, dem Seelenleben Geltung zu verschaffen über die Materie hinaus, und mit

[1]) Friedrich Zündel: Pfarrer Joh. Christoph Blumhardt. Ein Lebensbild. V. Aufl. mit 2 Lichtdruckbildern, bei S. Höhr, Zürich 1887. (Geb. 6 Mk.)

Recht —; aber es muß auf ein Unbrauchbares immer hinaus laufen, so lange wir nicht außerweltlichen und außersinnlichen Standpunkt gewinnen. Diesen suche ich allein in der Person Gottes und in der Person Christi des Auferstandenen. Hier liegt allein die Hilfe. Die verklärte Leiblichkeit giebt schließlich der Welt und vor allem dem Menschen das Heil. Was ich erstrebe, ist also ganz einfach die Gemeinschaft mit Christus und mit den uns von Ihm persönlich zukommenden Kräften und Gaben, die ein Vorgeschmack sind von dem, was die neue Welt ist. Ich weiß, daß Jesus lebt, und wie etwa jemand im Zeitlichen durch persönliche Verbindung mit dem Kaiser berechnen kann, was er vom Kaiser zu erwarten hat, gerade so berechne ich, was ich von Jesus aus der Herrlichkeit Gottes zu erwarten habe Das giebt mir Freiheit in den Grenzen meines Verhältnisses zu ihm etwas zu erlangen, teils indem ich's bitte, teils indem mir's der Herr ohne mein Bitten giebt, weil er es für mich für gut hält So kommt mir viel unvermutet zu und auch anderen Menschen kommt viel zu, ohne daß sie es wissen, wenn ich als Diener Christi aus irgend einem Grund bete. Es wird eben von Christus nach Reichsinteressen gegeben, wo und wie er will, oft ganz ohne jegliche Rücksicht auf die Stimmung des Menschen. Ja, je mehr Menschen in ihrem Wahn übersinnlich zu sein sich anstrengen, desto weniger kommt ihnen zu, weil sie damit in eine größere Ferne von Gott kommen, als die Materie an und für sich ist.

Mit Hochachtung grüßend

Ihr

Bad Boll, 24. X, 87. Chr. Blumhardt.

Wir können, um weitere Mißverständnisse zu verhüten, nicht unterlassen, noch hinzuzufügen, daß die Persönlichkeit des Pfarrers nicht nur eine ungewöhnlich kraftvolle und vom Grunde aus liebeatmende ist, sondern auch überfließend von Lebenslust und geistreicher Originalität, welche allerdings in dem vorstehenden Briefe nicht zum Ausdruck gebracht werden sollte. Blumhardt hält sich in der Regel ganz an kindliche, sinngefällige Vorstellungen, wie sie ja den breiten Schichten unserer Bevölkerung und auch weiten Kreisen unserer gebildeten Gesellschaft allein verständlich sind; überdies wirken seine überaus anregenden, oft scherzenden und stets jedermann froh und behaglich stimmenden Morgen- und Abendunterhaltungen eigenartig auch durch die Urgemütlichkeit seiner stark ausgeprägten schwäbischen Mundart. Indessen vermag er, wo es die Gelegenheit erfordert, sich jederzeit höherer Ausdrucksweise anzupassen und auch abstraktere Gedankengänge zu verfolgen. Reich ist er ferner besonders an Menschenkenntnis, Lebensklugheit und feinsinnigem Takt. Wer sich über den Mann ein Urteil bilden will, dem wird dies nur möglich sein, wenn er ihn persönlich in seinem Heim kennen lernt, wo jeder leicht gastliche Aufnahme findet, der zu ihm in persönliche Beziehung zu treten vermag.[1])

Wenn wir kurz angeben sollten, was wohl Friedr. Christoph Blumhardt, über die Wirksamkeit seines verstorbenen Vaters hinausgehend, als seinen Lebenszweck betrachtet, so würden wir sagen: nicht die Heilungen, welche um ihn her geschehen, und auch nicht seine theologische Wirksamkeit. Er strebt vielmehr danach, möglichst aus allen Menschen, die mit

---

[1]) Bad Boll ist fast ganz wie andere Bäder eingerichtet, aber nur ein Hauswesen.

ihm in Berührung kommen, natürliche Menschen voll Kraft und Leben zu machen, die sich ihrer Seele bewußt sind, und dieselbe ungezwungen und ungekünstelt zum Ausdruck bringen. Er kämpft gegen alle Kopfhängerei, Bigotterie, Dogmatismus, Pietismus, Konfessionalismus, Sektiererei und was dergleichen Engherzigkeiten mehr sind. Er kämpft vor allem auch gegen die moderne Erziehungsdressur, welche lediglich darauf abzielt, die Hemmungszentren im Gehirn der Menschen zu entwickeln, damit die Seele derselben nicht mehr in ihrer natürlichen Eigenart zur Entfaltung komme, sondern nur Zurückhaltung lerne, um ungestört neben dem andern in seiner Selbstsucht zu erstarren, nicht aber seine Liebe und seine Freude, oder wenn es denn sein soll, selbst seine Feindschaft und seinen Ärger gerade heraus zu zeigen, das Innenleben in äußerer Gemeinschaft zum Austrag zu bringen und das Gute sich frei entwickeln zu lassen. Wie einige Indianerstämme die Köpfe ihrer Kinder in gleichmäßige Kasten zwängen, so sucht auch unsere heutige Kultur möglichst Schablonenmenschen heranzuziehen; nach Blumhardt aber sollte das menschliche Zusammenleben nicht einer Architektur mit gleichmäßigen Bogengängen gleichen, sondern einem originellen buntscheckigen Bauwerk mit reicher Stuckatur. Er kämpft daher gegen die Langweilerei und die Unwahrheit unseres geleckten und übertünchten Gesellschaftslebens. Er kämpft gegen den Terrorismus der oberflächlichen Frivolität des gegenwärtigen Zeitgeistes, welcher die Herzen der Menschen einzwängt, daß sie es nicht einmal mehr wagen, an ihre eigenen, inneren und äußeren Erlebnisse zu glauben, welche ihnen die in der Welt waltende Macht göttlicher Liebe und Gerechtigkeit zum Bewußtsein bringen. Er kämpft auch gegen die Demoralisation der einseitigen Verstandesbildung, deren Vielwisserei den Menschen *nur* zu praktischen Zwecken oder zu äußerer, zeitvergeudender Belustigung dient, und für welche selbst die höchsten Ideen und die tiefinnerlichsten Fragen nur kulturhistorische Raritäten sind, nicht aber *Herzenssachen, die sie selbst* angehen. Er will, daß die Menschen nicht gut *scheinen*, sondern gut *seien* oder werden. Sein Ziel ist die Entwickelung von *gesunden, aufrichtigen, ehrlichen, fröhlichen* und *guten Menschen*.

H. S.

Schiller als Seher.

Der meiningische Hof- und Archivrat Professor Dr. *Brückner* erzählt in seiner Schrift: „Schiller in Bauerbach“ (Meiningen 1856), folgendes Vorkommnis, nachdem er sich in längerem über den melancholischen Gemütszustand verbreitet hat, in welchen *Schiller* durch seine hoffnungslose Liebe zu Charlotte von Wolzogen gekommen war: „Von seiner ungewöhnlichen Erregtheit zeugt u. a. eine Ahnung, die vielfach erzählt worden ist: Auf einem unwegsamen Pfade durch den Wald zwischen wildem Gestein ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Toter begraben liegen müsse, weil es ihn wie ein Hauch aus einer Totengruft anwehe. Er blieb stehen, der Verwalter Voigt holte ihn ein, wies auf

eine von zwei sich kreuzenden Wegen gebildete Waldspitze und erzählte: Hier wurde vor einigen Jahren der Fuhrmann Martin von einem Räuber erschlagen und sein Leichnam eingescharret." C. K.

Alt-Egypten.

Diejenigen unserer Leser, welche besonderes Interesse genommen haben an dem Aufsatze von Professor Xaver Pfeifer über „Die Proportion des goldenen Schnittes und ihre unbewußte Anwendung in den alt-ägyptischen Bauwerken" in diesem Hefte und an Herrn Franz Lamberts kulturhistorisch-vergleichender Studie über „Die alt-ägyptische Seelenlehre" in unserm vorigen Hefte, machen wir auf eine kürzlich bei Karl Siegismund in Berlin erschienene kleine Schrift über „Alt-Ägypten" aufmerksam.[1]) Dieselbe ist eine deutsche Übersetzung eines Essays von Professor Miguel Moryata in Madrid. Dieser giebt darin einen kurzen Überblick über die älteste Geisteskultur Ägyptens bis zu seiner Auflösung in das römische Reich, soweit die europäische Wissenschaft heutzutage imstande ist, sich ein Gesamtbild von derselben zu machen. Den Kernpunkt des Interessanten bildet wohl die Lebensweisheit, welche aus dem Inhalte des „Totenbuches" angeführt wird. Die Darstellung der Schrift aber gipfelt zum Schlusse in dem Satze:

> Die Weltgeschichte hat also Egypten viel zu danken. Durch seine Beziehungen, die Folge seiner Eroberungen, war es überall früher als Griechenland bekannt geworden, und durch die Herrlichkeit seiner Zivilisation flößte es den verschiedenen Völkern Achtung ein. Ägypten wurde im ersten Abschnitte der alten Geschichte das, was Griechenland im zweiten und Rom im dritten waren: der große Erzieher, welcher die erste Stelle auf dem Wege der immer voranschreitenden Menschheit einnahm. Es gab damals kein Land und keine Rasse, denen es nicht die wertvollsten Elemente zur Kultur geliefert hätte Wenn auch die modernen Völker von den alten mächtig beeinflußt wurden, so schulden doch alle Egypten die erste Grundlage. Unsere jetzigen romanischen und germanischen Kulturnationen dürften nicht einen Tropfen egyptischen Blutes in ihren Adern haben; aber wenn sie mehr als einen Glauben bekennen, hier ein Ergebnis aufweisen, dort eine Frucht einheimsen, so haben sie es der Arbeit jenes Volkes zu verdanken, das ein Bewußtsein von seiner Sendung zu haben schien, da es sich selbst „To-r-zer-ef", „die ganze Erde", nannte. H. S.

Berichtigung.

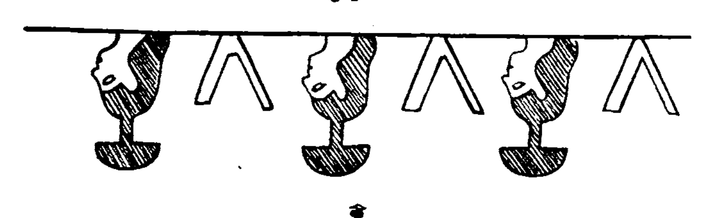
Von den im letzten Augenblicke vor dem Drucke durch die wohlmeinende aber unglückliche Hand eines Setzers in den Text hineinkorrigierten Druckfehlern ist uns in dem mit diesem Hefte abschließenden Bande als besonders empfindlich aufgefallen, daß in dem Aufsatze „Die altägyp-

---

[1]) Alt-Egypten. Essay von D. Miguel Moryata. Deutsch von Dr. Adolf Schwarz, Berlin 1888, Karl Siegismund, Mauerstraße 68. (75 Seiten.) — Wir finden es zweckmäßig, wenn die deutsche Orthographie sich der Ersetzung des „ä" in fremden Sprachen durch ein „e", mehr und mehr dem internationalen Sprachgebrauche anschließt, wenn der Verfasser aber Egypten schreibt, sollte er konsequent auch Ethiopien setzen, was übersehen worden ist.

tische Seelenlehre" von Franz Lambert auf Seite 347 die Figur V. auf den Kopf gestellt worden ist. Die Abbildung sollte so stehen, daß die dargestellten Köpfe sowie die Geißeln von der Deckenlinie herabhängen:

Fig. V.



Konstruktionsfigur des goldnen Schnittes.

Zu dem Aufsatze über dessen Anwendung in der altägyptischen Architektur.

Erklärung.

Es sei gegeben die Gerade AC; diese soll in zwei ungleiche Teile so geteilt werden, daß das Quadrat über dem größeren Teil gleich ist einem Rechteck, dessen längere Seite = der ganzen Geraden AC und dessen kürzere Seite = dem kleineren Teile von AC ist.

So lautet die Aufgabe des goldnen Schnittes bei Euklides. Die Lösung giebt die obige Figur. In derselben ist zur gegebenen Geraden AC das Quadrat ACHI konstruiert; dann ist HC im Punkte E halbiert und EA gezogen; ferner ist EC bis G verlängert, und zwar so, daß EG = EA; dann ist über CG das Quadrat CDFG konstruiert, endlich FD bis K verlängert. Es läßt sich nun beweisen, daß das Quadrat CDFG = dem Rechteck AIKD. Die gegebene Gerade AC ist in D nach dem goldnen Schnitt geteilt; es besteht die Proportion AD : DC = DC : AC.

Das Quadrat ACHI ist in zwei Rechtecke geteilt, wovon das untere größere schraffiert ist. Bezeichnet man in diesen Rechtecken die kürzeren Seiten mit B und b = Breite, die längere mit L = Länge, welche der Summe der beiden Breiten (CD + DA = AC = L) gleich ist, und deren Teilung nach dem goldnen Schnitt in Major und Minor, sich also in eben diesen beiden Breiten (B = CD = M und b = AD = m), darstellt, so gilt für das untere, wagerecht schraffierte Rechteck CDKH die Formel $B = L - m$, für das obere ADKI die Formel $b = L - M$; und diese letztere Formel gilt auch für das untere, senkrecht schraffierte Rechteck FGHK. Man vergleiche hierzu noch die Figur im Texte auf Seite 372. — Die Proportionen eben dieser zwei Rechteckformen beherrschen den Grundriß vieler ägyptischen Tempel.

Xaver Pfeifer.

Neues über Péczelys Augendiagnose.

In jedes Menschen Gesichte
Steht seine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben
Deutlich geschrieben;
Sein innerstes Wesen
Es tritt hier ans Licht —
Doch nicht jeder kann's lesen,
Verstehn jeder nicht.

Der unermüdliche und vielseitig wirkende Tübinger Arzt, Emil Schlegel hat ganz neuerdings zwei Broschüren über diesen Gegenstand herausgegeben, welche wir unsern Lesern, namentlich den Ärzten, angelegentlichst empfehlen. In denselben ist in kürzester und anschaulichster Weise mit vortrefflich ausgeführten Abbildungen in Farbendruck das Wesentlichste dieser interessanten Entdeckung dargestellt. Davon waren uns neben allerhand anregenden Einzelheiten besonders willkommen die Untersuchungstechnik, die Topographie und die Methode der Untersuchung; und es will uns scheinen, daß auch Laien sich die Kunst dieser Diagnostizierung sehr wohl sollten aneignen können. So lichtvoll übrigens der Inhalt dieser kleinen Schriften dargestellt ist, so brillant sind dieselben äußerlich ausgestattet.

Hierzu hören wir den einen und den andern Leser fragen: Was hat denn aber das alles mit der „Sphinx“ und der „übersinnlichen Weltanschauung zu thun?“ — Nun, diese Entdeckung ist einer der starken Gegenbeweise gegen die heutzutage noch herrschende Anschauung des Materialismus, nach welcher der Mensch ein vom „Zufall“ zusammengestoppelter Haufen Chemikalien ist. Diese Möglichkeit der Augen-Diagnose beweist so gut wie die Pysiognomik und die Chirognomie, daß dem Menschenleben ein einheitliches (monistisches) Organisationsprinzip, also eine übersinnliche Kraft zugrunde liegt. Wie diese übersinnliche Einheit des menschlichen Wesens, seine „Seele“, in dem Ganzen seiner äußeren Erscheinung sich darstellt, so ist auch für den geübten Sachkenner jeder den Menschen betreffende Vorgang in den verschiedenen Teilen seiner Erscheinung wieder zu erkennen. Jeder für sich ein kleineres Ganzes bildende Teil des Menschen ist in seiner Weise ein Abbild des größeren Ganzen für denjenigen, der gelernt hat, die Züge dieses Bildes aus den vorhandenen Anzeichen herauszulesen und zusammenzustellen. So ist es beispielsweise mit der Hand und mit dem Gesichte jedes Menschen der Fall aber auch wiederum mit dem Teil des Teiles — und, wie es scheint, mit diesem sogar in ebenso viel höherem Maße, als dieser kleinere Teil verhältnismäßig wichtiger ist, als das Ganze des größeren Teiles; und sicherlich ist der wichtigste Teil des Menschenantlitzes das Auge. **W. D.**

---

[1]) „Die Iris nach den neuen Entdeckungen des Dr. Ignaz von Péczely“ (22 S., 80 Pf.) und „die Augendiagnose“ (mit 6 Abbildungen in Holzschnitt und einer Farbendrucktafel. 34 S., 2 M.), beide im Verlage von Franz Fues, Tübingen 1887.

Psychische Fernsinnigkeit oder physische Fernwirkung.

Die von Okkultisten vielfach zu psychometrischen Feststellungen verwertete Thatsache, daß sensitive Personen die Qualität aller Arten von Substanzen (sowie auch das, was sich mit, um und an Gegenständen irgend welcher Art zugetragen hat) entweder durch unmittelbare oder selbst fernsinnig, durch bloß mittelbare Berührung oder Annäherung wahrnehmen können, ist neuerdings von den rüstig voranschreitenden Hypnotisten in Frankreich mehrfach wissenschaftlich erhärtet worden. Über die exakten Versuche dieser Art, welche die Professoren Dres. Bourru und Burot im Hospital zu Rochefort angestellt haben, berichteten wir schon im diesjährigen Junihefte.[1] Jetzt sind die gleichen Experimente, aber in weiterem Umfange von Dr. Luys, einem Arzt an der Charité in Paris, wiederholt worden, und dieser hat darüber am 30. August d. J. der Académie de médecine zu Paris einen Bericht erstattet, welcher ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte und sogar in der deutschen Tagespresse Beachtung gefunden hat.[2] Da die Anschauungen dieser Herren noch zu sehr materialistisch sind, scheuen sie sich bisher eine fernsinnige psychische Kraft anzunehmen und ziehen es vor, die Thatsachen durch eine fernwirkende physische Kraft der betreffenden anorganischen Substanzen zu erklären.

Über diese höchst interessanten Experimente liegt gegenwärtig eine Wiedergabe seines Vortrages in der Académie de médecine von Dr. Luys selbst in den September- und Oktoberheften der Revue de l'Hypnotisme[3]) vor. Daselbst beschreibt er die Wirkung der einzelnen von ihm zu seinen Experimenten verwendeten Substanzen; und zwar unterscheidet er dabei zwei verschiedene Arten derselben, je nachdem sie (wie Morphium, Valeriana, Strychnin, Sparteïn &c. &c.) fernwirkend die Versuchsperson im lethargischen Stadium und bei völligem Stilleverhalten derselben beeinflussen oder (wie Kaffee, Haschisch, Spirituosen &c.) die Versuchsperson in das somnambule Stadium erheben, so daß dieselbe in lebendigster Weise redend und sich bewegend die natürliche stoffliche Wirkung der Substanzen, welche in ihre Nähe gebracht werden, zum Ausdruck bringt. Dr. Luys zog bei dieser Gelegenheit auch die weitestgehenden Schlußfolgerungen aus seinen Beobachtungen, und äußerte unter anderem das Bedenken, daß man auf diese Weise ungestraft Hypnotisierte vergiften könne — eine Besorgnis, die doch einstweilen noch als übertrieben bezeichnet werden darf. Wichtig bei diesen Experimenten ist, daß man dabei

---

[1]) „Sphinx" III, 18 S. 407 ff. — Vergl. auch Dr. A. Berjon, La grande hystérie chez l'homme, Baillière, Paris 1886, und das neueste Werk von den Professoren H. Bourru und P. Burot selbst: La suggestion mentale et l'action à distance des substances toxiques et médicamenteuses in 16 de la Bibl. scient contemp. avec figures dans le texte, J. B. Baillière, Paris 1887. Ferner Revue de l'hypnotisme, II, 4, Octobre 1887, S. 109.

[2]) So u. a. im „Neuen Wiener Abendblatt" Nr. 244 vom 5. September 1887 und in der „Berliner Börsen-Zeitung" Nr. 428 vom 14. September 1887, II. Beilage.

[3]) II, 3 und 4, Paris 1887.

die Möglichkeit übersinnlicher Gedankenübertragung in Erwägung zog und dieselbe dadurch ausschloß, daß man die zu den einzelnen Versuchen verwendeten Substanzen in Glasröhren und Papierumhüllungen vollständig abschloß und dieselben so zu den Versuchen verwendete, daß keiner der anwesenden Experimentatoren wußte, welche Substanz in jedem einzelnen Falle an der hypnotisierten Person versucht wurde. Solche Fernwirkung oder vielmehr fernsinnige Wahrnehmung medizinischer Stoffe beruht also jedenfalls nicht auf Telepathie. W. H.

Die ältere Generation und das kommende Geschlecht.

Der Hypnotismus und die Berliner Ärzte.

Am 26. Oktober unternahm es ein junger Arzt, Dr. Moll, in der „Berliner medizinischen Gesellschaft", den Hypnotismus zu besprechen. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick erzählte er, was er selbst in der Salpêtrière in Paris erlebt und hob einige der lehrreichsten Wirkungen der hypnotischen Suggestion in wissenschaftlicher, durchaus sachgemäßer Weise hervor. So berichtete er namentlich auch über die Stigmatisationen, welche von den Experimentatoren der medizinischen Fakultäten in Frankreich jetzt mit vollster Präzision an Hypnotisierten durch bloßen Befehl ausgeführt werden, ganz wie sich dieselben Erscheinungen durch die Auto-Suggestion religiöser Begeisterung in früheren Zeiten an Ekstatischen gezeigt haben. Für diese Thatsache führte Herr Dr. Moll eine ganze Reihe von exakt wissenschaftlich konstatierten und jedem Sachkundigen heutzutage längst bekannten Beispielen an. Dies ewechte nun nicht etwa unter den anwesenden Ärzten Berlins Unmut, weil der Vortragende sich auf allgewohnte Gegenstände beschränkte, sondern erregte — sancta simplicitas! — große Heiterkeit, weil die Herren von all dem, was doch eigentlich ihre Fachwissenschaft sein sollte, nichts wußten. Sie hatten das auf deutschen Hochschulen nicht gelernt. Was die französische Wissenschaft festgestellt hat, hielten sie offenbar nur für schlechte Witze.

Demgemäß gestaltete sich denn auch die Verhandlung über diesen Vortrag in der folgenden Sitzung derselben Gesellschaft acht Tage später am 2. November. Namentlich scheint dabei zu Ungunsten einer unparteiischen Beurteilung des Hypnotismus und einer Anerkennung der Leistungen der hypnotischen Praxis gewirkt zu haben, daß Herr Professor Ewald mitteilte, es habe ihm nicht gelingen wollen, die alten Damen der Berliner Frauensiechenanstalt, an welcher er als Arzt zu wirken hat, zu hypnotisieren. Dies redet Bände über die beklagenswerte Art, wie unsere älteren Ärzte sich zu neuen Errungenschaften der Heilkunst zu stellen pflegen. Alle Bemühungen des Herrn Dr. Moll, die ältere Geistesgeneration oder auch seine unter deren Einflusse stehenden jüngeren Kollegen von den Vorteilen des hypnotischen Heilverfahrens zu überzeugen, waren vergebens. Wie lange werden wir in Deutschland noch auf den Bahnbrecher des kommenden Geschlechtes unter unsern Ärzten warten müssen! Daß bei den Ärzten auch Vorurteile anderer Art als die der geistigen Schwerfälligkeit

und vor allem nicht das Interesse des Publikums, sondern nur das der Zunft maßgebend sind, zeigte uns unter andern die neuerliche Bewegung gegen die sogenannte „Kurpfuscherei“. W. R.

Hypnotismus in Holland.

Diejenigen unserer Leser, welche der niederländischen Sprache mächtig sind, wollen wir auf zwei kleine Schriften des Herrn Dr. A. W. van Renterghem in Amsterdam aufmerksam machen. Hypnotisme en suggestie in de geneeskundige praktijk und Het hyptnotisme en zijne toepassing in de geneeskunde. Die erstere ist als Vorlesung am ersten niederländischen Kongreß für Natur- und Heilkunde gehalten, und bei W. Verslays in Amsterdam verlegt; die letztere ist ein Sonderabdruck aus „De Nieuwe Gids“. H S.

Hellenbachs Tod.

Unsere gegenwärtige Kulturbewegung ist von einem schweren Schlage getroffen worden; einer unserer ältesten und rüstigsten Vorkämpfer hat uns verlassen. Hellenbach ist nicht mehr unter uns. Was unsere ganze Zeit in sozialpolitischer, wirtschaftlicher und philosophischer Hinsicht, und was vor allem wir, die wir im Gegensatze zur materialistischen Zeitströmung eine freiere, höhere und edlere Weltanschauung wissenschaftlich zu begründen streben, an diesem genialen Mitarbeiter verloren haben, dem vermögen wir hier keinen hinreichenden Ausdruck zu geben. Wir beabsichtigen diesem Bedürfnisse demnächst in eingehenderer Darstellung gerecht zu werden. Gegenwärtig fesselt uns der Schmerz des Verlustes, den auch derjenige empfindet, welcher eines Fortlebens und ferneren Wirkens der in dem Verstorbenen thätig gewesenen Seele so sicher ist wie wir. Unserer Zeit vermag er seinen glänzenden Geist nicht mehr zu widmen. Wenn aber solcher Schmerz von so weiten Kreisen so innig empfunden wird wie in diesem Falle, so gewinnen wir aus solcher Seelengemeinschaft an sich schon ein erhebendes Gefühl. Möge dieses auch das herbe Leid der dem Dahingeschiedenen Nächststehenden lindern. Mit diesen aber wollen wir in die ruhig gefaßten Worte einstimmen, mit welchen die Gemahlin des Verewigten uns dessen Tod anzuzeigen die Güte hatte:

Ihre Zeilen haben meinen Gatten nicht mehr erreicht, welcher am 24. Oktober, vom Schlage getroffen, ohne Todeskampf in jene Welt hinüberging, die im Leben zu erforschen er erstrebte. Der hohe Geist des zu früh Verblichenen kann auf dieser Welt nichts mehr schaffen. — Gott gebe ihm den ewigen Frieden! H. S.

Fürs Haus,

das allbeliebte Wochenblatt für Hausfrauen,[1]) bringt gelegentlich unter seinen stets kurzen und gemeinverständlichen Artikeln und kleineren Sätzen

[1]) Die notariell beglaubigte Auflage des „Fürs Haus“ beträgt 100 000, der Preis vierteljährlich nur 1 Mark. Probenummern versendet jede Buchhandlung sowie die Geschäftsstelle „Fürs Haus“ in Dresden-N. kostenfrei.

sehr feinsinnige psychische Bemerkungen, von weitertragender Bedeutung. Wir haben vielfach bedauert, daß uns die Fülle unmittelbaren, dringenden Materials verhinderte, solche Gedanken hier hervorzuheben. Soeben fällt uns die neueste Nr. 268 in die Hand, aus der wir wenigstens den sinnigen Wochenspruch anführen möchten, wie ein solcher jeder Nummer vorangestellt ist:

> Und wenn du Thrän' auf Thräne häufst
> Und weinest Jahr auf Jahr:
> Es kommt die Zeit, wo du begreifst,
> Daß alles Segnung war.

Man könnte dieses Wort als den Inbegriff des Trostes bezeichnen, welchen die Mystik gewährt; nur ist dazu freilich hinzuzufügen, daß alles zugleich Wirkung einer ausgleichenden Gerechtigkeit ist innerhalb des unwandelbaren Rahmens, welcher die gesamte (sinnliche und übersinnliche) Welt umschließt, der Kausalität. W. D.

Eros und Psyche.

Ein esoterisches Gedicht.

> „Alljährlich wieder singt die Lerche Lieder,
> Ruft sie zurück die Rose und den Flieder,
> Ruft sie zurück zum Leben ihre Reben,
> Läßt Epheu sie aufs neu den Teppich weben
> Auf Gräbern selbst, drin Menschenherzen welken
> Sind Menschenherzen wen'ger ihr als Nelken?
> Dies Rätsel, — tief verschweigt es jedes Grab,
> Darin entführt vom Götterbotenstab
> Ein Liebling schlummert, dessen Auferstehn
> Wir missen, wenn die Frühlingslüfte wehn."

Freunde der gebundenen Redeweise wollen wir hiermit auf eine poetische Leistung[1]) des unsern Lesern wohlbekannten Dr. Kuhlenbeck aufmerksam machen. Der Dichter versucht es, in einer dem Andenken eines zu früh entschlummerten Lieblings, einer Schwester des Verfassers, gewidmeten Bearbeitung der alten eleusinischen Sage die tröstliche Lösung dieses Rätsels zu geben, aber man hat von ihm nicht etwa eine unerquickliche Verquickung philosophischer Argumente mit poetischen Gefühlsergüssen im Genre der Tiedgeschen „Urania" zu besorgen; freilich will das ganze Gedicht eine Allegorie sein, doch in keinem andern Sinne als in welchem alles Schöne Symbolik der Wahrheit ist; denn

> „Was wir als Schönheit hier empfunden,
> Wird einst als Wahrheit uns entgegengeh'n.

Von anderen poetischen Darstellungen desselben Stoffes, z. B. Hamerlings „Eros und Psyche" unterscheidet sich die hier vorliegende dadurch, daß sie sich weniger an die romanhafte Darstellung des Apulejus anschließt, als vielmehr in 15 kurzen Gesängen eine Reihe lebensvoller Schilderungen

---

[1]) Eros und Psyche. Ein esoterisches Gedicht von Ludwig Kuhlenbeck. Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Leipzig 1887. 2 M.

giebt, von denen jede sich als Vorwurf einer malerischen oder plastischen Darstellung eignen würde. Als Beispiel geben wir folgende Verse, welche uns die Katastrophe schildern, als Psyche mit Dolch und Kerze zum erstenmal den Liebesgott erblickt (S. 41):

„Wenn dunkle Wolken oft am nächt'gen Himmel
Der Sturm zu einem wüsten Chaos ballt,
Die Phantasie ahnt hinter dem Gewimmel
Unholde nur von dräuender Gestalt,
— Da plötzlich reißt der schwarze Wolkenflor,
Und wie ein Held mit einem Siegeskranze
Tritt aus dem Chaos hell der Mond hervor,
Umflossen rings von silberlichtem Glanze!
So trat des Götterjünglings Lichtgestalt
Vor ihren Augen aus den Finsternissen,
Von rosig gold'nem Schimmer rings umwallt
Ruht hingegossen er auf Purpurkissen." —

Diese Arbeit unseres als Dichter bisher unbekannten Mitarbeiters glauben wir als Weihnachtsgabe allen denen empfehlen zu dürfen, welche einer keuscheren Muse als derjenigen der sinnlichen modernen Minnesängerei den Vorzug geben möchten. Erotisch — Liebe atmend — ist freilich auch dieses Gedicht, aber erotisch im Sinne Platos; es schließt mit der Strophe:

„Dir, die allmächt'ger als der Tod,
Dir, ew'gen Lebens Morgenrot,
Dir, Bürgin der Unsterblichkeit,
Dir, Liebe, ist mein Sang geweiht.
Wo du in Menschenherzen glimmst,
Auch nur als schwaches Fünklein flimmst,
Du läuterst dich zur Flammenglut,
Die nimmer rastet, nimmer ruht,
Bis sie am hohen Himmelszelt
Verwandten Sternen sich gesellt."

L.

Leben.

Im Begriffe, diesen Bogen zum Druck zu senden, geht uns — verspätet [1]) — ein anonym erschienenes Werk, „Leben" betitelt, zu, welches offenbar für den Weihnachtstisch berechnet ist und uns allerdings der Erwähnung wert erscheint. [2]) Zu einer eingehenden Durchsicht, Besprechung und etwaigen Empfehlung mangeln uns jetzt Raum und Zeit. Dasselbe charakterisiert sich durch das Motto: „Nur das höchste Ideal — auch am vollsten real!" und Genesis III 24, sowie die Widmung: „Dem Ewigen geweiht". In der vollendeten, „ewigen Ehe" sieht der Verfasser das sinnliche Symbol des Zieles der Entwickelung. Zweck des Buches ist, Material zu bieten zur Beantwortung der Frage: „Was ist Leben?" Zu dem Ende hat der Verfasser in einer

[1]) Verspätet, weil an die unrichtige Adresse gesandt; die Redaktion der „Sphinx" ist in Neuhausen bei München. Unsere Expedition aber übermittelt uns solche Sendungen nur gelegentlich.

[2]) Leben, Organische Philosophie und Poesie, Geistesehe. Meran 1888. F. W. Ellmenreichs Verlag. 700 S., geheftet mit Bronzetitel Mk. 6,60, eleg. geb. Mk. 8,—.

eigenartigen Ordnung das ihm am bedeutendsten Erscheinende in Philosophie und Poesie, Religionsurkunden und Theologien aller Völker zusammengetragen. Man erkennt daraus nicht nur das, was ihm am schönsten deucht, sondern auch, welche Männer er unter den Denkern, Forschern und Dichtern aller Zeiten für die größten hält. Das Buch ist fern und frei von allem Dogmatischen; es ist aber insofern entschieden europäisch, als es die Welt durchaus vom christlichen Standpunkt aus ansieht. Esoterisch kann man das Werk keineswegs nennen, dafür aber muß umsomehr anerkannt werden, daß der Verfasser sich möglichst bemüht hat, sich gemeinverständlich zu machen. Mit den meisten seiner Anschauungen können wir unmittelbar übereinstimmen, mit den übrigen, wenn wir sie symbolisch auffassen. Als eine seltene Eigenheit des Buches müssen wir noch hervorheben, daß dasselbe die Thatsachen des übersinnlichen Phänomenalismus anerkennt, jedoch sich über den nur relativen Wert derselben vollständig klar ist. Alle vorurteilsfreien und ernst gesinnten Leser werden in diesem Werke ein sehr schätzbares Lesebuch zur gelegentlichen Erholung und Erhebung aus der Sphäre des Alltagslebens finden. Was der Verfasser in demselben gesammelt hat, gehört in der That zu den wertvollsten Gedankenschätzen der höchststehenden Kulturvölker der Menschheit! H. S.

Offene Fragen.

Um vielfachen Zuschriften an uns gerecht zu werden, bemerken wir an dieser Stelle, daß wir unsere Leser bitten, niemals irgend einen in der „Sphinx" abgedruckten Artikel aufzufassen, als ob unsere Zeitschrift als solche die in demselben ausgesprochenen Ansichten verträte oder gar damit ein endgiltiges Urteil über die behandelten Fragen fällen wolle. Ganz besonders mag hier zu den bisherigen Mitteilungen über Staatsrat Aksákofs Experimente mit Eglinton und zu dem Aufsatze der Psychologischen Gesellschaft über die Echtheit und Objektivität mediumistischer Stoffdarstellungen in London erwähnt werden, daß unsere Akten über diese Gegenstände noch keineswegs geschlossen sind und wir demnächst weiteres Material zu diesen Fragen bringen werden, sowohl zu jenen „Geisterphotographien" wie zu diesen „Materialisationen". H. S.

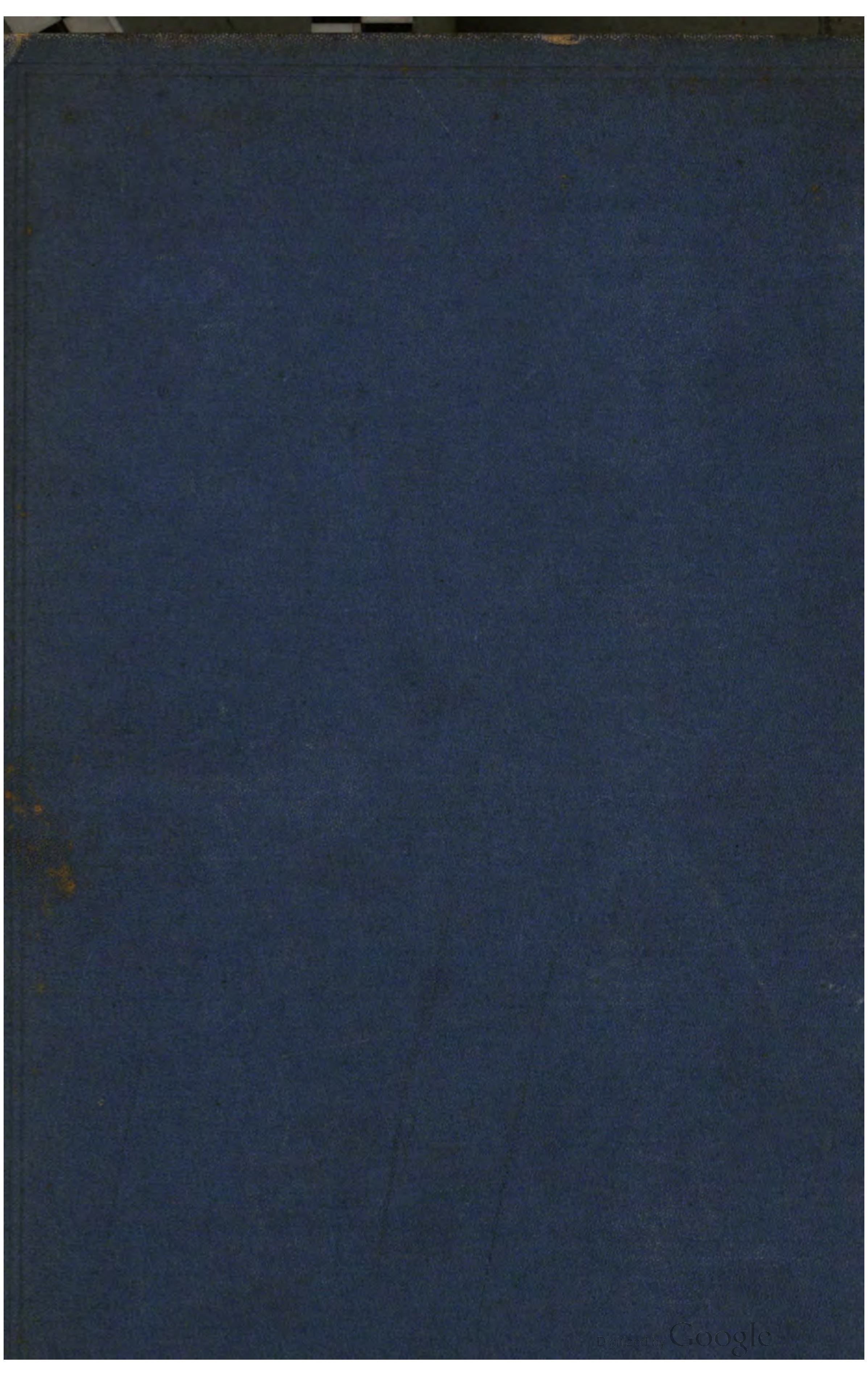
Unser nächster Jahrgang.

Von mehreren Seiten ist aus unserm Leserkreise uns der Wunsch geäußert worden, daß die „Sphinx" noch mehr Thatsachenmaterial bringen und daß die reflektive Verwertung desselben sich möglichst in allgemeinverständlicher Darstellung halten möge. Dieser Wunsch trifft vollständig mit unserm eigenen Bestreben zusammen; auch weisen wir hierauf beständig unsere Mitarbeiter hin. Da indes das Geistesleben unserer Gegenwart fast ganz unvorbereitet ist und anderseits nicht mit Unrecht an uns die Anforderungen wissenschaftlicher und philosophischer Begründung gestellt werden, so begegnet jenes Streben nicht geringen Schwierigkeiten. Indes werden wir weiter im künftigen Jahrgange auch den Wünschen nach Anschaulichkeit mehr und mehr gerecht werden. Das, worum wir unsere Leser nur ersuchen, ist etwas Geduld! H. S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck von Th. Hofmann in Gera.





Digitized by Google